32101 065089409

RECAP

Digitized by Google

0902
.136
v.7

Library of
Princeton University.

Presented by
The Class of 1891.

Digitized by Google

Digitized by Google

N. 2047.

Auserlesene Bibliothek

der neuesten

deutschen Litteratur.

Siebenter Band.

Lemgo,
in der Meyerschen Buchhandlung. 1775.

Digitized by Google

Auserlesene Bibliothek

der neuesten

deutschen Litteratur.

Siebenter Band.

Lemgo,
in der Meyerschen Buchhandlung. 1775.

JEGOR SIVERS

Vorrede.

In dem vorhergehenden Bande unſerer Litteratur-Bibliothek kömt eine Beurtheilung von des Herrn D. Hirts orientaliſcher Bibliothek vor: welche gegen die Verſicherungen der Vorrede einen wunderbaren Contraſt macht. Es iſt wahr, es wird dieſem Schriftſteller mit einer Art von Verachtung begegnet, welche nie wird gebilliget werden: inzwiſchen ſiehet man leicht ein, daß bei einem Inſtitut von dieſer Art, bei welchem die verſchiedenen Mitarbeiter faſt auf allen blühenden Muſenſitzen Deutſchlands zerſtreut leben, wenn auch gleich von Seiten

0902.
136 526536

Digitized by Google

der Herausgeber die gröſte Behutſamkeit angewendet wird, ſich ſolche Zwiſchenſcenen bisweilen eräugnen können: und daß oft aus Umſtänden, die ſich nicht immer beſtimmen laſſen, die fliegende Hitze und das aufwallende Blut eines Recenſenten leicht bei der Reviſion des Abdruckes überſehen werden kan. Geſezt nun aber, ein ſolcher Recenſent hat ungerecht gehandelt, ſo haben andere Kunſtrichter wol weiter kein Recht, als ihm allein ſeine Ungerechtigkeit vorzuhalten. Was ſol man wol von ſolchen halten, welche wegen eines ſolchen Urtheils alle und jede Verfaſſer, deren Verdienſten man wenigſtens einige Hochachtung ſchuldig iſt, mit Ausdrücken des niederträchtigſten Pöbels anfallen? Die Verfaſſer der Frankfurter gelehrten Zeitung, oder vielmehr Einer, denn ſonſt würde man eben ſo unbeſonnen handeln, als Er: nimt den ſechſten Band unſerer Bibliothek in die Hand, lieſet die Vorrede, und demnächſt die Beurtheilung von Hirt; ergreifet die Feder und beſudelt, wegen des Fehltrits eines Einzigen, alle Verfaſſer mit dem Ihm ganz allein und eigenthümlich zugehörenden Unflate.

flate. Denn gesezt auch, daß einer oder der andere aus der berüchtigten Judengasse zu Frankfurt dergleichen schmuzigen Kehricht zusammenfegete; wer wolte denn dieserhalb gleich alle Mitarbeiter an der Frankfurter Zeitung überhaupt verschreien?

Ob es übrigens der Mühe werth sey, mit einem Menschen, der nicht einmal die ersten Pflichten der Bescheidenheit und Sittsamkeit kennen mag, ein Wort weiter zu reden, urtheile das Publikum, dessen ausgebreiteten Beifal wir viel zu hoch schätzen, als daß wir denselben durch ähnliche Harlequinaden, denn unter den Critikern giebt es noch hie und da Harlequins, verscherzen solten. Man lasse demnach diese Leute auf Kosten des feinen Geschmaks und guter Sitten sich und andere, die den Marktschreierton lieben, immer lustig machen! Wahres Verdienst leidet dadurch niemals.

Unsern Mitarbeiter bewahre aber der Himmel, daß er nicht etwan in die Schule dieses Frankfurtischen Kunstrichters kömt: denn, wie solte er alsdenn wol schreiben und urtheilen, wenn er sich nach dem Beispiele

dieses

dieſes ſanftmüthigen Lehrers bilden und dabe
Thiergeſtalten mit langen und kurzen Ohre
zu Hülfe nehmen wolte? Und wie leich
wäre das?

Befindet außerdem Herr Profeſſo
Schmidt in Gießen es für gut, im Muſen
almanach zu ſchreiben, daß in dieſer Biblio
thek keine Bücher aus den ſchönen Wiſſen
ſchaften mehr beurtheilet würden: ſo dar
man nur flüchtig nachblättern, um ſich zu
überzeugen, daß Herr Schmidt mit eben de
Flüchtigkeit, mit der er ſeine Schriften ab
faſt, Unwahrheiten ſage.

Den 18ten Merz 1775.

I.

Ueber die Ehe. Berlin bei Christian Friedrich Voß 1774. 15 Bogen in klein 8.

Eine in allem Betracht vortrefliche Schrift, in einem angenehmen, bald ernsthaften, bald satyrischen, bald scherzhaften Stile geschrieben, nachdem die Gegenstände es erfordern. Viel Kentnis des menschlichen Herzens und der Geschichte des menschlichen Lebens darin. Ein Buch, das man zum zweiten und dritten male mit eben dem Vergnügen, mit eben der Aufmerksamkeit, und mit eben dem Nutzen liest, als man es zum erstenmale gelesen hatte. Ein Buch, wovon viele Gedanken zu Gesetzen gemacht werden müsten, so vortreflich, so passend sind sie auf

die menschliche Geselschaft. — Und gar keine Fehler, gar keine Betrachtungen darin, wo der Witz die Beurtheilungskraft überraschet hat? —

Verum ubi plura nitent in carmine, non ego paucis
Offendar maculis.

Wir wollen es ganz durchgehen, es verdienet es mehr als viele Moralen und sehr viele Predigten über den heiligen Ehestand.

Es ist in acht Capitel vertheilet. Erstes Capitel: Klagen über die Vorurtheile beim Heirathen. Traum zur Abhelfung derselben. Zweites Capitel: Der Endzweck der Ehe, eine academische Vorlesung. Drittes Capitel: Warum die Ehen heilig genant werden? Viertes Capitel: Ueber die Treue in der Ehe; der Männer; der Weiber. Fünftes Capitel: Ueber die Herschaft in der Ehe. Sechstes Capitel: Zum Besten der Jünglinge. Siebentes Capitel: Für die Mädchen. Achtes Capitel: Die Witwer und Witwen. Der Beschlus.

Erstes Capitel: Ueber die Vorurtheile beim Heirathen. Stand, Rang, große Mittel, ein Präsident wil seine Tochter keinem andern als einem Präsidenten geben; und ein Vater, der sechzehn Ahnen hat, verlangt für seine Tochter wieder einen Man mit sechzehn Ahnen, Thaler sollen sich mit Ducaten, Rittergüter mit Pallästen in der Stadt, und nicht Mädchens mit Jünglingen verheirathen. So gehet es in allen Ständen, vom hohen bis zum niedrigen. Ein allerliebster satirischer Dialog hierüber: „Nein, mein Herr von B... meine Tochter ist nicht für Sie“ —

„Aber

„Aber mein Herr von H. . .“ — „Wie gesagt, es „wird nichts daraus“ — „Lassen Sie mich aufrichtig „reden“ — „Ich werde Ihrem Beispiele folgen, Sie „sind arm“ — „Ich arm? So lange dieses Perga„ment noch leserliche Buchstaben hat, und Lorchen „liebt mich“ — „Die Liebe ist das wenigste, die Ehre „mein Herr, die Ehre mus Ehen binden“ — Die „Ehre? Welch ein besonderer Begrif!“ — „Ein Be„grif, welchen ich aus dem Corpore juris romani „beweisen kan. Schlagen Sie auf Matth. 8. v. 15. „Holla! da komt der Hauptman von Capernaum „vor. Ich weis nur zwei Locos zu citiren, einen in „der Bibel, wo der Hauptman vor dem Herrn „Christo auf die Wache zieht oder ins Gewehr treten „läst; Gehe hin, so geht er, komme her, so kömt er, „und wo der Heiland viel Achtung fürs Militär be„zeuget; und denn den, welcher hieher gehöret, *L. 42. „de rit.*: Non solum quid liceat sed etiam quid „honestum sit“ — „Ich bin ein Cavalier“ — „Aber „Sie können nicht Johanniterritter werden, denn dazu „ist. Ihr Blut viertehalb Loth zu leicht befunden.“ — „Ihre Tochter wird sich zu Tode grämen“ — „So „stirbt sie auf dem Bette der Ehre.“ —

Ist es nicht, als ob man einen alten Edelman, der in jüngern Jahren nichts weiter als Todtschlagen gelernet, und von dem Aubiteur ein Paar lateinische Brocken aus dem Codex erschnappet, dabei Geld und sechzehn Ahnen hat, aber auch sonst nicht die mindesten Verdienste besitzet, reden hörte?

Ueber das späte Heirathen. Wahr, runzelvolle Leute zeugen keine Genies, aber auch leider wahr,

„der seine Frau verachtet, verachtet auch seine Kin„der“ — u. s. w.

Die Ermahnung an die Weiber, ihren Männern getreu zu seyn, ist eben so nachdrücklich. Sie haben noch viel mehr Gründe dazu, weil sie durch ihre Untreue noch fremde Kinder in die Familie bringen, welche der Man ernähren mus. Der Hr. Vefasser spricht hier ernsthaft und nachdrücklich, auch wol mit satirischem Spotte: „Was ist schädlicher im State, „als wenn die Weiber ausschweifen? Sie verderben „wenigstens nicht nur ihren Man, sondern noch einen, „und sind Mörderinnen. Verachtet ihr nicht selbst „jenes alte gnädige Weib, dessen Busen ein über„tünchtes Grab ist, und das doch von diesen baufäl„ligen Wällen Ausfälle waget? Die ganze Stadt la„chet darüber, und auch die, so über eine kurze Zeit „es eben so machen werden, finden es unanständig, „daß eine Frau hinter dem Rücken des Mannes einem „Gecken die Hände drücket, und ohne daß ihrem „Manne die Augen verbunden sind, mit ihm blinde „Kuh spielet.“

Fünftes Capitel: Ueber die Herschaft in der Ehe. Den Männern kömt das Regiment zu, und jeder Man ist Justitiarius in seinem Hause. Wenn auch gleich ihr Man weniger Verstand hat als Sie, Madame, es schadet nicht, er ist Herr in seinem Hause. Wie klug handeln Sie, wenn Sie der Natur nicht widersprechen, und wenn Sie sich wie ein Minister in dem Cabinette eines blöden Herrn aufführen, der seinem Allergnädigsten alles zur Stempelung vorleget. Indessen ist doch die Herschaft eines Mannes über sei-

ner Frau so verschieden von aller andern Herschaft, daß der Name von der Sache allein das Fürchterliche ausmacht. Die Herschaft des Mannes über die Frau mus nicht seyn, wie des Herrn über sein Haus, wie des Verwalters über seinen Acker, sondern nach dem Ausspruch eines Weisen: Wie die Sele über den Leib, wie ein Paar gleichgestimte Lauten, von denen, wenn die eine gespielet wird, die andere mitspielet.

Sechstes Capitel: Zum Besten der Jünglinge. Vorzüglich eifert der Verfasser wider den Abscheu vor rechtmäßigen Ehen und wider das Concubinat, das leider nur zu sehr unglücklicher Weise mehr Mode wird, und wozu wol oft, oft große Herren durch böse Exempel Anlas geben, oder es wenigstens nicht ernstlich genug verhindern können und verhindern, weil sie, wenn man zu manchem sagte: Wer unschuldig ist, der werfe den ersten Stein auf sie, sich eben so wegschleichen würden, wie von Christo die Pharisäer. Die schlechten Folgen des Concubinats, in Ansehung der Verbindung selbst, in Ansehung der Kinder, alles wird recht lebhaft geschildert. Am Ende, wenn du zwanzig Jahre von deinen Anverwandten abgezäunet gewesen, in der Kirche im Winkel gesessen, dich zur Beichte mit niedergeschlagenen Augen geschlichen, weil jeder wuste, was du beichten würdest, am Ende, wenn du mit deiner Schwester Manne vier Processe ausgeführet, und dich mit deinem leiblichen Bruder geschlagen, am Ende thust du das, wovor du dich scheuetest, und must noch oben ein die Deinigen reichlich beschenken, damit sie bei dir schmausen, und wenn

ſie weggehen, ma ſoeur zu deiner Frau ſagen. Wer findet nicht leicht Originalien zu dieſen Schilderungen? Keine große Stadt, wo er nicht genug antrift, denn auf dem Lande iſt das Concubinat doch noch weniger Mode, weil man noch ſo altväteriſch denket, daß es wider die Religion ſey, und dort ſich noch nicht ſchämt, Religion zu haben. Am Ende des Capitels vortrefliche Ermahnungen an den eheluſtigen Jüngling, wie und wenn er heirathen ſol. Wir müſten alles abſchreiben, wenn wir alles Vortrefliche bemerken wolten, nur Schade, daß ſolche heilſame Rathſchläge ſo wenig beobachtet werden.

Siebentes Capitel: Ueber die Mädchens. Sehr lehrreich, viel Witz, viel Kentnis der Welt, über das, wodurch Mädchens gefallen und gefallen können, über die verſchiednen Stände, darin ſie ſich zu verheirathen wünſchen, über ihr Betragen in der Ehe.

Achtes Capitel: Ueber die Witwer und Witwen. Freilich ſehr wahr, daß die zweite und folgende Ehen ſelten gut ausſchlagen. Man hält in der erſten Ehe ſich manches zu gute, welches in der zweiten Ehe ſelten geſchieht. Das macht, die erſten Ehen im Feuer und Lebhaftigkeit der Jugend, geſchehen mehr aus Liebe; die zweite gewöhnlich aus Intereſſe. Sind Kinder von der erſten Ehe da, ſo geht es gemeiniglich noch ſchlechter. Es giebt wenig gute Stiefväter; doch noch zuweilen einen, aber Stiefmütter faſt niemals; und hat die zweite Frau, es ſey wodurch es wolle, einige Gewalt über den Man, ſo haben die armen Kinder Stiefvater und Stiefmutter zugleich. Freilich,

wenn

wenn es irgends zu ändern ist, mus man nicht zur zweiten Ehe schreiten, und wenn man Kinder hat, und sie irgends erziehen kan, am allerwenigsten. Eine Witwe mus noch weniger zum zweiten male heirathen; viele Vorwände fallen bei ihr weg, die der Man doch noch so ziemlich gebrauchen kan, wenn sie auch schon nicht recht gut passen. Wider die Ehepacte; die mehresten sind allerdings ziemlich unnatürlich. Man gewöhnt sich dadurch während der Ehe etwas zurück zu behalten, und was im Anfange vom Vermögen gilt, gilt hernach auch vom Herzen. Ubi tu Cajus, ego Caja.

Wir wünschen dieser schönen Schrift viele Leser, und jeden Leser zum Nachfolger. Wir haben sie mit vielem Vergnügen durchgelesen, und legen ungern ein Buch aus der Hand, von welchem wir wünschen, daß es in den Händen aller Jünglinge und junger Frauenzimmer, Männer und Frauen wäre, und daß sein Inhalt in die Tafeln ihres Herzens geschrieben würde.

32.

II.

Die Sache des unglücklichen Montbailly und dessen Ehefrau, nebst einem Gedichte des Herrn von Voltaire, aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen über das Verfahren begleitet von Justus Claproth, D. und ordentlichem öffentlichen Lehrer der Rechte zu Göttingen. Göttingen 1774. 8. 82 Seiten.

Kaum

Kaum daß die Zeit das Andenken an die tragische Geschichte zu Thoulouse von Calas in etwas vermindert hat, so machet ein gleicher Vorfal solches wieder rege, und eine andere Provinz Frankreichs ladet acht Jahr nachher eine gleiche Blutschuld auf sich, nicht zwar aus ähnlichen intoleranten Grundsätzen, aber aus einem ähnlichen übereilten Verfahren der Richter. Auch diese Geschichte ist ein Beweis, wie schlecht es noch um die Criminal-Rechtsgelehrsamkeit in Frankreich aussieht, und wie viel diese so stolze Nachbaren von denen sie hierin weit übersehenden Teutschen noch lernen können. Die Erzählung dieser schauervollen Geschichte kam zuerst in dem französischen Merkur vor. Mr. de Essarts machte sie darauf in seinen merkwürdigen Rechtshändeln bekanter, und der Hr. Pr. C. liefert sie uns hier aus denselben mit einigen Anmerkungen, worin er das illegale Verfahren der französischen Richter merklich macht, in einer, so viel man ohne Zusammenhaltung mit dem Originale urtheilen kan, guten Uebersetzung. Es würde schon eine gewöhnliche Erzählung hinreichend gewesen seyn, die Leser an dieser die Menschlichkeit entehrenden Thathandlung theilnehmend zu machen. Allein der französische Verfasser versteht die Kunst, einen jeden Umstand interessant zu machen. Man wird mit einem gegen das gewaltthätige und übereilte Verfahren empörten Gemüthe fortgerissen, fühlt die Unschuld leiden, und wünschet sich in der Stille Glück, in einem Lande zu leben, wo das Leben der Menschen theurer geachtet wird.

Da vielleicht dieſer Vorfal noch nicht hinlänglich bekant iſt, ſo wollen wir die Hauptumſtände davon hier mittheilen. François Joſeph Montbailly zu St. Omer, ein ſanfter ehrbarer Menſch, der das Unglück hat, eine ihn zwar zärtlich liebende, aber dem Trunke ſehr ergebene Mutter zu haben, verliebt ſich in ein junges Mädchen, welches bei ſeiner Mutter, einer Tobacksfabrikantin, den Tobak mit verarbeitet. Sie heirathen ſich, und ohnerachtet beide in der glücklichſten Eintracht leben, ſo war doch M. Ehefrau von der Zeit dieſer Verbindung an, welche die Mutter als die gröſte Unbeſonnenheit ihres Sohnes anſahe, ein Gegenſtand des Abſcheues und des Haſſes ihrer Schwiegermutter, welcher dadurch noch vergröſſert wurde, daß ſie zuſammen in einem Hauſe wohnten, und M. Ehefrau alſo zu oft eine Zeugin von der Trunkenheit ihrer Schwiegermutter wurde. Dieſe lies daher keine üble Begegnung unverſucht, ihrer Schwiegertochter den Auffenthalt in ihrem Hauſe unerträglich zu machen. Sie erreichte auch endlich ihren Zweck. M. Ehefrau entfloh und ſuchte bei ihren Eltern Ruhe und Sicherheit. Nur auf Andringen ihres Mannes und endlich gar auf erhaltenen richterlichen Befehl, muſte ſie nach einigen Monaten in dies traurige Haus wieder zurückkehren. Allein die Schwiegermutter ſetzte ihren Haſſ fort, rief die Juſtiz zu Hülfe, und brachte es endlich dahin, daß am 26 Jul. 1770 des Abends um $7\frac{1}{2}$ Uhr ihren Kindern ein gerichtlicher Befehl zugeſtellet wurde, binnen 24 Stunden ihr Haus zu räumen. Ihr gehorſamer Sohn verſuchte alles ſie zu erweichen, eilte nach ihrem Zimmer, warf ſich vor ihrem Bette nieder, bat

von dem gerichtlichen Befehle keinen Gebrauch zu ma
chen, und brachte es endlich dahin, daß sie ihr Vorha
ben aufgab und sagte: „Wir wollen es morgen sehen,“
und gleich darauf zum Zeichen der Versicherung ein
Stunde bei ihren Kindern blieb. Sie gieng darauf i
ihre Stube zurück, um sich ihrer unglücklichen Ge
wohnheit zu überlassen, und ihre Kinder giengen ve
von der süßesten Zuversicht, nunmehro Glück un
Friede über ihre Tage verbreitet zu sehen, zu Bette.

Den folgenden Morgen um 7 Uhr erscheinet ei
ne Arbeiterin an der Thüre der Mutter des M. um be
ihr zu arbeiten. M. bittet sie einige Augenblicke z
warten, weil seine Mutter noch nicht aufgestanden sey
Eine Stunde verfliest, die Arbeiterin wird ungeduldi
und bittet ihn, seine Mutter zu wecken. Er eröfne
die Stubenthür, geht hinein und erblicket einen todt
bleichen mit Blut besudelten Leichnam auf dem Bode
liegen. Er bricht in Klagen aus, verliert den Ge
brauch seiner Sinne, und fält ohne Empfindung dahin
indessen daß seine Frau untröstbar ist, und um Hülf
schreiet. Nachdem M. durch Arzeneien wieder gestär
ket worden, und für die Beerdigung sorget, entsteh
am Tage des Begräbnisses in der Stadt ein Gemurme
vom Muttermorde, und ehe einmal ausgemacht war
ob auch würklich ein Verbrechen begangen war, wird
M. und seine Frau in den Aufenthalt der Missethäte
geschleppet.

Bei der gerichtlichen Untersuchung wird nicht
ausgerichtet, und das Gericht erkante zu weiterer Un
tersuchung der Sache auf ein Jahr Gefängnis. Allein
das

das Appellationsgericht zu Arras, an welches der Königliche Procurator von dieſem Spruche appellirte, änderte denſelben dahin: Daß M. eine Ehrenbuße thun, ein Schild mit der Inſchrift: Muttermörder, tragen, die eine Hand verlieren, lebendig gerädert werden, auf dem Rade ſterben, ſein Körper verbrant, und ſeine Aſche zerſtäubt werden ſolte; ſeine Frau aber eine Ehrenbuße thun, mit einem Schilde mit der Inſchrift: Mitſchuldige des Muttermordes, gehangen, in das Feuer geworfen und ihre Aſche zerſtäubt werden ſolte. Ohnerachtet nun M. das ihm angeſchuldigte Verbrechen beſtändig geleugnet, und kein Corpus delicti vorhanden war, ſo wurde doch wegen einer vermutheten Feindſchaft gegen ſeine Mutter, weil ſie den Befehl zur Räumung des Hauſes gegen ihn und ſeine Frau ausgewirket, wegen unerwieſener Drohungen, wegen der Nähe der Kammern dieſes Unglücklichen und ſeiner Mutter, wegen der Kleidungsſtücke der Mutter, welche an verſchiedenen Orten zerriſſen gefunden, und endlich wegen verſchiedener in der Mutter Kammer mit Blut beſprengt gefundener Sachen, dieſes ſchreckliche Urtheil zu St. Omer an ihm volzogen. Seine Frau würde ein gleiches Schickſal erfahren haben, wenn nicht eine nahe Niederkunft derſelben die Volziehung dieſes Bluturtheils verhindert hätte. Mitlerweilen fanden ſich verſchiedene Vertheidiger der Unſchuld, das Gericht fieng an ſein Unrecht einzuſehen, die Sache wurde aufs neue geprüfet, der Ehefrau des M. wurde Ehre und Freiheit wieder geſchenket, und die Ehre des hingerichteten M. wieder hergeſtellet. Aber wie? Eine dem ganzen menſchlichen Geſchlechte

zuge-

zugefügte Beleidigung wird dadurch gerächet, daß M. Ehefrau und Kinder den Besitz der Güter wieder erhalten, ihnen die Erlaubnis gegeben wird, dies Begnadigungsurtheil registriren, und den hingerichteten M. in dem Kirchenbuche der Verstorbenen verzeichnen zu lassen. Ihre Bitte wegen eines zu setzenden Kreuzes mit einer Inschrift an dem Orte seiner Hinrichtung, wegen einer für ihn zu lesenden Messe und eines zu legenden Grabsteins, wurde aber abgeschlagen. Dies ist der Zusammenhang dieser äußerst tragischen Geschichte.

Voltaire, der beredte Beschützer der unterdrückten Unschuld, hat sich auch bei diesem Vorfalle des Ansehens bedient, welches das Genie giebt. Er hat beherzt die Stimme erhoben und die Schande von M. Blutgerüste verbannen helfen. Der heroische Brief der Witwen M. an ihre Tochter ist in französischer und teutscher Sprache hier abgedruckt. Es wird unnöthig seyn, unsere Leser begierig zu machen, Voltairen bei solcher Gelegenheit reden zu hören.

III.

Historische Nachricht von einer siebenjährigen Leibesfrucht. Ausgefertiget von D. Friedrich Gottlieb Hiebner, Med. Pract. und Physic. zu Annaberg. St. Annaberg bei Aug. Valentini Friesen 1773. auf 67 Seiten in 8.

Schon

Schon im Jahre 1768 ist der Hr. Verf. von Liebhabern neuer Begebenheiten, und vorzüglich von Dames ersucht worden, diese Nachricht auszufertigen. Wir bedauren diese Liebhaber neuer Begebenheiten und vorzüglich die Dames, daß sie in so schlechte Hände gerathen, denn der Hr. D. behauptet mit seiner Schrift unter den elenden Scribenten eine vorzügliche Stelle. Das ganze Werkchen überhaupt betrachtet, ist ein höchst elender Mischmasch von wahren Geschichten und Mährlein, die Hr. H. ohne alle Ueberlegung aus einem medicinischen Collectaneenbuche zusammengeschrieben hat. Wäre solches zu Ende des 16ten oder zu Anfange des vorigen Jahrhunderts zum Vorschein gekommen, so würde es neben Hammers historischen Rosengarten, Ernsts Confecttafel und Bilderhause, Erasmi Franciſci erbaulichen Schriften u. s. w. eine sehr glänzende Figur machen, in unsern erleuchteten Zeiten aber verdient es nichts weiter, als eine algemeine Verachtung. Doch, wir müssen dieses beweisen, und die Schrift etwas genauer beleuchten.

Da in der Schrift öfters von unterschiedlichen weiblichen Geburtstheilen Meldung geschiehet, so hat der Hr. D. für gut befunden, eine kurze anatomische Beschreibung hiervon zu ertheilen, und er hat zu seinen Lesern und Dames das gütige Vertrauen, daß diese Anzeige aus dieser Ursache, als etwas überflüssiges zu tadeln nicht werde beschlossen werden. Wir würden uns sehr irren, wenn wir nicht glauben wolten, daß der Hr. D. sich in seiner Hofnung erschrecklich betrogen habe, und die Dames in seiner Gegend es mit Gleich-

gültigkeit angesehen haben solten, daß er ihre Heimlichkeiten auf eine so schlechte und pöbelhafte Weise der ganzen Welt öffentlich zur Schau dargestellet. Auf der achten Seite redet der Hr. D. von der Clitoride, und nachdem er die deutschen Benennungen davon beigebracht, setzt er in einer Parenthese für Clitoris, Clitons. Wir würden diesen Fehler gern auf die Rechnung des Setzers oder Correctors schreiben, wenn wir in der Folge nicht erweislich machen müsten, daß der Hr. D. nicht einmal Deutsch, geschweige denn andere Sprachen verstehe. Daß er kein Deutsch schreiben könne, mögen folgende Beispiele beweisen. Auf gedachter achten Seite schreibt er: „Dahero Hebammen bei dem Zufühlen der Weiber diesen Ort zu schonen haben.“ Auf der neunten Seite: „Die Oefnung der Mündung ist im Anfange, daß er (sie) eine Federkiel hineinzubringen verstattet.“ Auf eben der Seite: „halb mondgestaltes Häutchen.“ S. 10. „Der Gang oder hohle Raum der Mutterscheide fleischet aus.“ S. 24. „saamliche Vermischung.“ S. 32. „mus nicht unser Verstand stille stehen, und in die Erstaunung entschlafen?“ Ja Hr. D. wir sind völlig in die Erstaunung entschlafen, daß Sie solches Zeug zu Markte bringen können. S. 57. „Sie gieng mit den Fingern zu sich.“ Doch wir müssen Ihnen auch die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß Sie dasjenige, was Sie durch Schnitzer wider die deutsche Sprache verderbet, durch Bereicherung derselben wider gut gemacht haben. Sie lehren uns auf der zehnten Seite, daß der Venusberg auch der Trotz, die Macht benamet werde. Dieses könte genug seyn, unsern Lesern

des Hrn. D. Stärke in der deutschen Sprache begreiflich zu machen. Ehe wir aber zu andern Schönheiten übergehen, müssen wir das Pathetische seiner Moral, mit der er seine Schrift hin und wieder ausgeschmückt, der Bewunderung der Leser darstellen. Die Einleitung und der Schlus des ersten Hauptstücks ist für diese Blätter zu lang. Wir wollen also nur zur Probe die auf der eilften Seite befindliche Stelle copiren. Auf solcher heist es: „Unsere Wohnung im Mutter„leibe ist also zwischen der Urinblase und dem Mast„darm, zwischen zweien Abführungswegen und Cloa„ken, durch welche das Unflätige, Unnütze und „Schädliche aus unserm Körper abgeleitet wird. „Was brüstest du dich demnach? o eitler Mensch! und „wilst auf der Welt öfters nicht mit den räumlichsten „und reinesten Wohnungen zufrieden seyn, und weist „*nicht, wie sanft* und weich du deinen Leib legen und „deine Blöße bedecken solst.“ Ohne Zweifel haben die Dames bei Lesung dieser herzbrechenden Moral bitterlich geweinet. Ganz gewis ist diese Stelle aus einem Collectaneenbuche eines Dorfgeistlichen aus dem vorigen Jahrhunderte abgeschrieben worden. Denn daß der Hr. D. viele solche Tröster besitzen müsse, beweisen alle Stellen seiner historischen Nachricht. Auf der dreizehnten Seite nent er den Erfinder der Tubae Fallopianae, der so lange Fallopius geheißen, Fallopianum. Auf der neunzehnten Seite bekomt Pomponius Mela einen derben Filz. Die Stelle ist zu possierlich, als daß wir sie nicht ganz abschreiben solten. Nachdem der Hr. D. sich über diejenigen ereifert hat, die sich zu schwatzen erkühnen; daß keinesweges zweier-

lei Geschlechter zur Fortpflanzung ihrer Art schlechterdings erforderlich wären, fähret er fort: „Hierzu ist „billig die fabelhafte Erdichtung zu zählen, wenn uns „Pomponius Mela unverschämt zu bereden sucht, es „befänden sich in denen hirsutischen Inseln Weibsper„sonen, welche, ohne sich mit einem Manne fleischlich „zu vermischen, ganz allein Kinder zeugten.“ Die Entdeckung der hirsutischen Inseln ist so neu und wichtig, daß wir den Hrn. D. gewis als einen andern Christoph Columbus verehren müssen. Und wäre die heutige Welt gegen wahre Verdienste nicht so sehr undankbar, so könten wir gewis versichert seyn, daß der Hr. D. ohnfehlbar zum General-Landphysikus über die hirsutischen Inseln würde bestätiget werden. Doch im Ernste von der Sache zu reden, wenn Sie, Hr. D. nicht alle Schaam verloren haben, so gestehen Sie aufrichtig, daß Sie den Pomponium Melam nicht gesehen und nachgeschlagen, sondern diese Stelle einem Erz-Ignoranten ohne alle Ueberlegung nachgeschrieben haben. Wollen Sie dieses nicht gestehen, so bekennen Sie, daß Sie kein Latein verstehen. Tertium non datur. Pomponius Mela redet im II Buch im IX Cap. von Aethiopien. Er beschreibt dessen Einwohner, und sagt: Super eos grandis litoris flexus grandem insulam includit, in qua tantum feminas esse narrant, toto corpore hirsutas, & sine coitu marium sua sponte foecundas u. s. w. Hier haben Sie den Ursprung der hirsutischen Inseln; aus feminis toto corpore hirsutis, das ist verdolmetschet: Weibern, die über den ganzen Leib rauch oder mit Haren bewachsen sind, machen S.

hirsut

hirsutische Inseln. Sie dauren uns würklich, Hr. D. da mit den hirsutischen Inseln auch die Hofnung zum Physikate verschwindet. Daß aber Pomponius Mela so unverschämt nicht gewesen, und seinen Lesern diese Erzählung als eine unumstösliche Wahrheit aufdringen wollen, erhellet nicht nur daraus, daß er schreibt, man gebe es vor, (narrant) sondern daß er auch seinen Gewehrsman, den Hanno nent, welcher auf dieser Insel, die man für die heutige Palm- oder St. Anneninsel hält, würklich gewesen war, und solches Abentheuer erzählet hätte. Hoc Hanno retulit, setzt er hinzu, & quia detracta occisis coria, pertulerat, fides habita est. Was Isaak Vossius zur Vertheidigung des Hanno wider den Pomponius Mela in seinen Anmerkungen zu gedachter Stelle vorgebracht hat, kan sich der Hr. D. von der 597 Seite der *Gronovischen* Ausgabe des Pomponius Mela vom Jahre 1722 von einem, der Latein versteht, vorexponiren lassen. Auf der 20 Seite erzählt der Hr. D. eine in mehr als hundert mediciniſchen Schriften abgedroschene Geschichte, daß nemlich eine vornehme Frau zu Paris einen Knaben zur Welt gebohren, obgleich ihr Man ein Jahr abwesend gewesen wäre, und welche das Parlament Gratiopolitanum (richtiger gratianopolitanum) durch einen Ausspruch, welchem Ausspruch auch montpelianische Medici beigetreten wären, für unschuldig vertheidiget hätten. Treflicher Stil! wer wird in einer deutschen Schrift sagen: Das Parlament gratianopolitanum und montpelianische Medici. Dieses konte wol Thomas Bartholin, dessen Historiam anatomicam Sie allegiren,

ſagen, weil er lateiniſch ſchrieb; Sie aber, Hr. D. da Sie deutſch ſchreiben, hätten, wenn Sie Lateiniſch verſtünden, das Parlament zu Grenoble und die Aerzte zu Montpellier hinſetzen ſollen. Noch ein Blümchen von dieſer Art finden wir auf der 50 Seite. Wo liegt denn die Stadt Toulo, in welcher von einer Mutter 1678 ein in einer ſteinernen Rinde umſchloſſenes Kind genommen worden, nachdem ſie ſolches 25 Jahre getragen hatte? Nicht wahr, Sie wiſſen es nicht? Wir auch nicht; doch konten Sie es ſo gut als wir wiſſen, da Sie hinzuſetzen: vid. Epiſt. Baile Prof. Toloſani. Allein die Noth war, Sie wuſten nicht, daß Profeſſor Toloſanus auf deutſch Profeſſor zu Toulouſe hieße, und dieſerwegen wurde ohne Nachdenken Toulo hingeſchrieben. In eben der Geſtalt, in welcher wir den Hrn. D. als Geſchichtſchreiber, Sprachverſtändigen und als einen Deutſchen gezeigt haben, erſcheint er auch als Phyſiker. Müſten wir nicht befürchten, die Gedult der Leſer zu misbrauchen, ſo könten wir durch eine Menge beweiſen, daß des Hrn. D. ganze Abhandlung eins der elendeſten Werke ſey, ſo in dieſem Jahrhundert zum Vorſchein gekommen. Die ganze Schrift iſt durch und durch voller unrichtiger Allegaten, welche augenſcheinlich beweiſen, daß er die angeführten Schriftſteller nicht ſelbſt aufgeſchlagen und nachgeleſen, ſondern alles, wie es ihm vorgekommen, ohne Unterſuchung ab- und nachgeſchrieben habe. So allegiret er die in denen Memoires de l'Academie des Sciences befindliche Abhandlung des Herrn Littre, auf der 25 Seite: Littrius hiſtor. 1706. N. 6. Den Malebranche nent er Malebrancher,

cher, Nicolaum Venette, Nicolai Venette. Auf eben dieser Seite erscheint Santorius T. II. f. 3. Solte dieses nicht etwa des Giovan Domenico Santorini Istoria d'un foeto estratto felicimente intero dalle parti deretano, in Venezia 1727. seyn? Auf der 43 Seite wird allegiret Achilles Pr. Gassarus ad M. Cornacem Histor. gest. foet. mort. p. 219, anstat daß es heißen solte: Achilles Pirminius Gassarus in Historia ad Matth. Cornacem de gestatione foetus mortui, welche Rembert Dodonäus in seine Observationes medicas eingerückt, berichtet p. 219. Auf der 46 und 66 Seite finden wir Voglers Bibliothek, stat des bekanten Herrn D. Rud. Augustin Vogels neue medicinische Bibliothek. Zum Schlusse ersuchen wir alle Liebhaber alter und neuer Begebenheiten, und vorzüglich die Dames, den Hrn. D. inständigst zu bitten, daß er die auf der 40 Seite angedrohete Abhandlung, wie Geburten, die außer der Gebärmutter befindlich, ihre Nahrung und Wachsthum erhalten, zu seinem eigenen Besten in die Vergessenheit möge entschlafen lassen.

Um nun unsern Lesern eine Nachricht von der Krankheitsgeschichte, die zu dieser Scharteke Anlas gegeben hat, vorlegen zu können, wollen wir aus einer andern gelehrt geschriebenen Abhandlung, die der geschickte Herr D. Joh. Aug. Ridder zu Anneberg bereits im Jahre 1770 auf zwei Bogen in Quart in lateinischer Sprache unter der Aufschrift: Observationem rariorem de Foetu septem annorum per intestinum rectum matre salva & superstite ex-

clusо cum doctis communicat Joannis Augustu Ridder, Med. Doct. Annabergae, herausgegebe hat, einen Auszug mittheilen.

Die Frau eines Bergmannes, 43 Jahr alt schien vor sieben Jahren und noch darüber, schwanger z seyn, kam aber zur rechten Zeit nicht nieder. Sie is sanguinischen Temperaments, und ist nur zweimal a einem Fieber krank gewesen. Im 22 Jahre ihre Alters hat sie sich verheirathet, und gebahr im erste Jahre ihrer Verehligung eine Tochter. In der zwo ten Geburt, da sie einen Sohn zur Welt gebracht hatte sie aus grober Behandlung der Hebammen eine Vorfal bekommen. Die monatliche Reinigung hatt sich stets ordentlich eingefunden. Vor sieben Jahre war sie schwanger geworden, hatte im sechsten Mona der Schwangerschaft die Bewegung des Kindes gefüh let, von welcher Zeit eine Feuchtigkeit, wie Fleisch wasser, von ihr durch die Geburtsglieder gangen Im siebenten Monat hatte sie abermals die Bewe gung des Kindes in der rechten Seite verspüret, vo dieser Zeit an aber war alles ruhig gewesen, und di Brüste waren schlaf geworden. Als die Zeit zur Ge burt gekommen, hat sie nie Wehen gehabt. Jr zehnten Monat hat sie einen Blutfluss aus der Mutte erlitten, worauf der Leib kleiner geworden. Nac diesem hat sie ordentlich die Menses gehabt, bis vo funfzehn Monaten, da sie von einem Durchfalle, mi welchem Eiter und Blut abgegangen, befallen worde Vor einem Monate hat sie eine Hartleibigkeit verspi ret, und nach angestelter Untersuchung mit den Fin gern einen Knochen, der der obere Kinbacken gewese

heraus

herausgezogen. Nach und nach sind die übrigen Knochen des ganzen Kindes, theils von sich selbst, theils durch Beihülfe der Kunst fortgegangen. Die Knochen waren hart und fest, doch alle angefaulet. Obgleich die Frau durch diese Umstände viel gelitten, erlangte sie doch ihre völlige Gesundheit wieder. Herr Ridder ist der Meinung, der Embryo habe sich entweder im Ovario oder in der Tuba aufgehalten, und durch ein Geschwür endlich durch den Mastdarm abgegangen. Seine Gründe zu dieser Meinung sind vernünftig, und wir pflichten ihm durchgängig bei.

17.

IV.

Der deutsche Merkur. Fünfter und sechster Band, auf die sechs ersten Monate des Jahrs 1774.

Unser Urtheil über dieses Journal ist dem Leser aus den vorhergehenden Theilen schon bekant, und wir haben noch gar keine Ursache es zu ändern. Immer einerlei Nachlässigkeit, einerlei Menge des Schlechten und einerlei Seltenheit des Guten. Wir zeigen hier wieder nur kürzlich den Inhalt der Stücke an, theils um des Lesers Neugierde zu befriedigen, theils unser Urtheil zu beweisen. Fünfter Band, erstes Stück, N. 1. Flüchtige poetische Stücke. Hierunter

ist der Neujahrswunsch zwar nachlässig und schleppend, doch voll Laune; auch das Fragment eines Gesprächs liest sich angenehm, wenn gleich weder Erfindung noch Gedanken neu daran sind. Die beiden Gedichte an Lenette aber wollen wenig sagen; der neue Pigmalion bedeutet gar nichts; herzlich schlecht aber sind der Minnegesang, Petrarch und Laura, und der Tod der Alten und der Neuen. N. 2. die Abderiten, werden fortgesetzt im 2ten St. N. 2. und im 6ten Bande 2ten St. N. 2. Es ist dies eine prosaische Erzählung vom Hrn. W. wozu Abdera, das Vaterland des Demokritus, und die thörichten Vorstellungen, die sich dessen Einwohner von diesem Weltweisen sollen gemacht haben, den Grundstof ausmachen. Die Erzählung läßt sich lesen, aber da sie vom Hrn. W. geschrieben und nicht besser ist, so zeigt sichs offenbar, daß er sie so ganz nachlässig hingeworfen, und sich für die Unterhaltung seiner Leser wenig Mühe gegeben hat. Man sieht übrigens ungefähr, was Hr. W. damit sagen wil. Wir glauben auch ganz gern, daß die Rathsherrn in B***ch die Verdienste ihres gelehrten Mitbürgers nicht recht kanten, indessen konten sie dabei leicht glücklicher seyn, als die Einwohner eines Syrakus, wenn es da gleich mehr Lesende giebt, die einen solchen Man kennen und schätzen, welches zu erweisen hier zu weitläuftig seyn würde. N. 3. hat unter der Rubrik, Miscellanien, eine sehr gleichgültige Erörterung eines über unsre Litteratur in einem englischen Journal begangenen Fehlers. N. 4. unwichtige Anekdoten. Zweites St. N. 1. Poesien, enthalten drei mittelmäßige Gedichte von einem Frauenzimmer

zimmer und eine freie Ueberſetzung von Horatzens Ode: Beatus ille etc. die auch, wie Hr. W. geſtehen mus, nichts mehr als mittelmäßig iſt. N. 3. Eine viel Wahres enthaltende Abhandlung: Von der Bildung des moraliſchen Charakters in Schulen. Wir glauben aber, daß das Projekt ſelbſt nicht thunlich iſt, da man unmöglich, unſers Erachtens, nur für jede große Schule in Deutſchland einen Man finden könte, der bei den Umſtänden, worin er das Amt annehmen möchte, auch Einſichten und Rechtſchaffenheit genug beſäße, es zu verwalten. N. 4. Verſuch über einen ſpaniſchen Anakreontiſchen Dichter, Villegos genant, welcher eine Nachricht von ihm aus des Herrn Prof. Diez Velazquez, und eine Ueberſetzung einiger ſeiner Gedichte enthält. Drittes Stück, N. 1. Der zweite Brief über die Recherches Philoſophiques ſur les Egyptiens & les Chinois, par Mr. de P. Der dritte Brief im ſechſten Bande erſtes St. N. 3. Sie ſind alle mit einander höchſt unbedeutende Auszüge, wo das Wichtige des Buchs gar nicht ins rechte Licht geſetzt wird, ſo ſehr als der V. auch den Hrn. v. P. lobt. N. 2. Litterariſche Neuigkeiten aus Frankreich, würden angenehm ſeyn, wenn ſie von wichtigern Männern und Begebenheiten handelten, als Thomas und Linguet, dieſer elende Lobredner des Deſpotismus, und ihre Werke ſind. N. 3. enthält unter dem Titel: Zugaben zum vorigen Artikel, überſetzte Stellen aus Thomas Eſſai ſur les Eloges. Welcher Unpartheiiſcher ſieht nicht, daß ſo etwas blos da ſteht, um einen Platz, für den man nichts hatte, zu füllen. N. 4. Miſcellanien von ſchönen Selen.

Die-

Dieser von einem Recensenten Hrn. W. (welchen er meint, können wir nicht bestimmen) getadelten Ausdruck, rechtfertigt er sehr witzig. Da wir diesen Ausdruck selbst getadelt haben, so sind wir so frei gegen Hrn. W. Erläuterungen folgendes zu erinnern, und um seine fernere Aufschlüsse darüber zu bitten, wenn er die Sache der Mühe werth hält, erörtert und entschieden zu werden. Wenn ein Mensch nach philosophischen Grundsätzen seine Denkungsart gebildet hat, so kan man nicht sagen, er sey eine schöne Sele. Da nun philosophische Grundsätze den S. 314 erwähnten Weisen bewegen konten, so zu reden als er that, so beweist dies Beispiel für Hr. W. nichts. Die übrigen Beispiele sind von Frauenzimmern genommen, und zwar noch dazu lauter Romanen-Heldinnen, denn selbst Panthea im Xenophon kan als nichts anders angesehen werden. Können die wol etwas für die schönen Selen beweisen? Hr. W. sey so gut, und definire, was eine schöne Sele ist, denn so lange verstehen wir den Ausdruck nicht, und das ist eben, was wir dagegen erinnert haben, daß man gar nichts bei dem Ausdruck denken kan. Liegt aber irgend ein Sinn darunter, so ist es dieser: Ein Gemüth, das eine auf ein dunkles unbestimtes Gefühl gegründete, zu Handlungen treibende Liebe zu dem was gut, löblich und rechtschaffen ist, empfindet. Man wundre sich also nicht, wenn lauter Frauenzimmer zu Beispielen angeführt werden; denn bei ihnen gehört ein solcher Charakter eigentlich zu Hause, weil ihr Geist nicht fähig ist, den Zusammenhang der Dinge und den Grund des Guten einzusehen, sie aber doch verschiedentlich gute Gewohnheiten

und

und Grundsätze in der Jugend angenommen haben, und sie alsdenn ausüben, ohne daß man recht einsehen könne, aus welchem Grunde sie so handeln. So erkläret sich das Phänomen einer Panthea. Wiewol man auch sagen kan, das ein Romanendichter seine Personen schildern kan, wie er wil, und diese nichts beweisen. Denn das Xenophon uns einen Ausbund aller Volkommenheiten hat schildern wollen, beweiset das etwas für dessen Existenz? Eine Danae müste aber gar nicht als eine schöne Sele citirt werden, eben so wenig als man sagen kan, ein bucklichter Körper sey schön. Tugend kan sich auch bei Frauenzimmern mit gewissen Liebesschwachheiten vereinigen, wir geben es zu, aber mit eigentlicher Unzucht, mit häufigem Preisgeben seines Körpers, das ist unmöglich. Gutherzige Mädchen können diese wohl seyn, aber sind das schöne Selen zu nennen? Solche Schilderungen machen, heist unsrer Meinung nach in der Moral:

Humano capiti cervicem jungere equinam.

Wil Hr. W. also die Sache entscheidend ausmachen, so bestimme er: 1) Was ist unter dem Worte schöne Sele zu verstehen? 2) Wie unterscheiden sie sich von rechtschaffenen, edlen und tugendhaften Menschen? 3) Woraus kan erwiesen werden, daß die Natur sie schön schaffe? und nicht die Erziehung die anfänglich nichts seyende Sele so oder so bilde? — N. 5. Raisonnirendes Verzeichnis neuer Bücher aus allen Wissenschaften. Dies ist offenbar so nichts bedeutendes, nachlässiges Flickwerk, als man sichs denken kan. Die Recensionen sind so kurz, daß man sie zu nichts brauchen kan. Wie kommen alle Wissenschaften in den

Merkur

Merkur hinein? Und endlich, wenn noch die wichtigsten Bücher aus allen genommen wären; aber es sind aufs Gerathewohl die ersten die besten, vermuthlich die jeder Recensent am ersten bei der Hand hatte, gewählt. Indes sind damit doch drei Bogen gefült. Am Ende wird Hr. W. wol Blätter aus dem Meskatalogus und aus den Gothalschen Nachrichten von neuen ausländischen Büchern im Merkur drucken lassen. Diese Rubrik ist nicht viel mehr werth. — Sechster Band, erstes Stück, N. 1. Poesien, darunter nichts verdient bemerkt zu werden, als ein angenehmes philosophisches Hochzeitsgedicht an Psyche, von Hrn. W. N. 2. Beurtheilung der poetischen Blumenlese von 1774. Hat vor den vorhergehenden ähnlichen Artikeln nicht den geringsten Vorzug, und ist im Gegentheil noch gezierter und langweiliger. Z. B. von dem Ged. Cidli S. 117. im Muf. Alm. heists hier: Nie sah ich ein lieblicheres Bild, noch hört' ich eine süßere Melodie. „So singt der jüngste der Engel, „dem es gefallen hat, sich unter die zärtlichsten „Liebesgötter zu mischen; oder so mahlt er sich „den Genus des Erdenfrühlings, eine lachende „Phantasie in eine Rosenwolke.“ In dem Tone ist fast alles beurtheilt. Ist das nicht lehrreich, ist das nicht anmuthig, solchen sinlosen Bombast bei Gelegenheit von kleinen Gedichten, die in jedermans Händen sind, zu lesen! N. 4. Fortsetzung der Beiträge zur Geschichte der Menschheit, aus den Annalen der Deutschen. Sie sind aus dem vorigen bekant, werden auch im dritten Stück N. 1. weiter fortgesetzt, alwo hintenan eine Uebersetzung einer schweren Stelle des

26 Cap. aus Tac. Germania vorkomt. Sie ist aber blos eine Phantasie, denn nirgends findet sich der geringste sie bestätigende Grund. Zweites Stück N. 1. Poesien, enthalten Fragmente eines Gedichts von Hr. W. von denen wir nichts sagen können, bis wir das Ganze sehen. N. 3. der Freund des schönen Geschlechts, aus dem Englischen. So alltägliche als moralische Aufsätze in den alltäglichsten Wochenschriften. N. 4. Ein Auszug aus Pallas Reisen, von den Sitten einiger tartarischen Nationen. So etwas liest man immer mit Vergnügen; besonders wünschen wir die baldige Erfüllung des von dem Verf. dieses Auszugs S. 185 in der Note gethanen Versprechens. N. 5. Ueber das Ideal einer Geschichte. Ein Aufsatz eines jungen Kopfs, wo hie und da ein ganz richtiger Gedanke ist, der aber sonst nicht gar viel bedeutet. Wir finden auch Hrn. W. Erinnerungen dazu ganz wahr: aber warum rückt er so mittelmäßige, von ihm selbst dafür erkante Aufsätze ein? Wenn er dem Publikum nichts bessers liefern kan, so solte er seiner Ehre wegen den Merkur aufgeben. Er kan ja selbst was Gutes schreiben. Mus den für jeden Bogen lesbarer Sachen der Leser zehn Bogen Geschmiere mit einkaufen? Was uns aber noch unbegreiflicher ist, das ist, wie jemand so ein Thor seyn kan, Hrn. W. zu seinem Merkur etwas zu schicken, außer die etwa, mit denen er den Schutz und Trutzbund eingegangen ist, wenn man sich sol auf so eine aarstige Art von ihm abkanzeln lassen. Von Hr. W. ist es auch gar nicht artig noch billig gehandelt. Wenn man ihm was schickt, so verstehts sichs, daß er das Recht hat, es einzurücken

oder

oder nicht. Aber es einzurücken und einen dann
mishandeln, das ist, wir können es nicht berg
garstig. Das heist das Vertrauen der Leute, für
ren guten Willen, den sie gehabt haben, aufs ur
tigste misbrauchen; denn dazu hat ihm niemand sei
Aufsatz geschickt. Wie lächerlich übrigens das A
fahren gegen das Publikum ist, ihm schlechte Sa
vorzutragen, und ihm zu sagen, es sind schlechte
chen, haben wir schon ehemals angemerkt, und
giebt sich ohnehin von selbsten. Aber man sehe
wie er S. 364 in der Nacherinnerung zu dem auf
211 befindlichen Urtheil über Hr. Le Bret, dem V
dieses Aufsatzes begegnet. Gesetzt, der Verf.
Unrecht in seinem Urtheile, darf man seine Mein
über Leute, die einen Ruf haben, nicht sagen?
deucht, es giebt genug Leute, deren Ruf erschlichen
daß es nicht für so etwas abscheuliches zu halten w
wenn man auch dem Rufe zuwider urtheilt. Laß
aber auch etwas abscheuliches seyn, ist es Hrn.
erlaubt, sich darwider in solchen Ausdrücken zu äuß
er, der zuerst den Aufsatz bekant gemacht hat? S
dies Verfahren ansehn kan, ohne sich zu ereifern,
wünschen wir Glück; wir können es nicht. D
sicher leitet uns hier keine Partheilichkeit, und
kennen den Vers. dieses Aufsatzes, welcher uns,
sagen es noch einmal, unverdaut und sehr mittelm
scheint, gar nicht. Aber wir konten uns nicht
halten, hier dem Antriebe unsrer Liebe zu dem,
Recht ist, zu folgen, und das herzusetzen, was
hier geschrieben haben. N. 6. Miscellanien. Dr
Stück, N. 3. Versuch einer Uebersetzung des e

Gesangs aus Arioſts Orlando furioſo. Ob schon diese Uebersetzung tief, tief unter dem göttlichen Original ist, so zeigt der Vers. doch viele Talente. In der That hat er sich die Sache zu schwer gemacht, indem er in derselben Versart wie das Original übersetzt hat. Indes wolten wir ihm, eben wie Hrn. W. nicht rathen, zu seiner Uebersetzung die Versart des Amadis zu gebrauchen, jedoch aus andern Gründen. Hr. W. sagt, sie sey schwer, und wiederholt hier, was er in der Vorrede zum Amadis schon behauptet hat, es stecke darin eine ganz besondre Kunst. Auf sein Wort mögen ihm das Stuzer oder Frauensleute glauben. Männer aber spielen, wie er selbst anderswo sagt, nicht mit Worten. Wir bitten ihn also, er möge doch einmal das Geheimnis dieser Versart bekant machen, und durch deutliche, auch häufige Beispiele aus seinem Amadis (denn ein oder ein Paar können dazu nicht hinreichen) zeigen, was für ein Wohlklang, und Nachdruck, den er immer so rühmt, darin liegt. So lange er das nicht thut, so lange müssen wir glauben, er habe Lust, den Leuten einen blauen Dunst vorzumachen, und ihnen die Würkung seiner Nachlässigkeit als große geheime Schönheiten aufzuheften. Solten wir also dem Ueb. einen Rath geben, so wär' es der, zu seiner Uebersetzung die Versart der Muſarion zu wählen. Sie ist, bei der gehörigen Mischung, eines großen Wohlklangs fähig: allein vor allen Dingen bäten wir ihn, die in Marmontels Dichtkunst pag. 305 ff. der Pariser Ausgabe über diese Versart gegebenen Regeln wol zu beherzigen. Hr. W. selbst hat sie in der Muſarion nicht immer beobachtet, und dadurch unterlassen, diesem sonst über alles Lob erhobne Gedicht, von Seiten des Wohl-

klangs, ein noch höheres Verdienst zu geben. Wenn er diese Versart wählte, so glauben wir, er würde können den ganzen poetischen Reichthum des Arioſts ausdrücken, und nicht alles (wie die Franzoſen sagen) so etrangliren als hier geschieht. N. 4. Die Rubrik Miscellanien enthält die von Hr. W. in einem vorhergehenden Stücke verſprochne Recenſion des Schauſpiels Götz v. Berlichingen, zur Berichtigung der seichten, die er, seiner sehr seltsamen mehrmahls gerügten Gewohnheit nach, eingerückt hatte. Wer sich nun erinnert, daß der Verf. dieses Schauſpiels neuerlich Hrn. W. in einem höchſtwitzigen Dialog dem Gelächter des Publikums ausgeſtelt hatte, und dieſes seine Empfindlichkeit gegen allen Tadel kent, der mus wol auf diese Recenſion neugierig seyn. Wir können einem ſolchen sagen, daß Hr. W. sich hiebei so volkommen gut betragen hat, als man sichs nur denken kan. Nicht nur widerruft Hr. W. nicht das dem Stücke ehemals gegebene Lob, ſondern entwickelt alle deſſen Schönheiten gegen den Tadel des andern Rec. mit aller möglichen Unpartheylichkeit. Ueber den Angrif des Verf. auf ihn drückt er sich ſo anſtändig, ſo fein, und ſo billig aus, daß sein Betragen dabei alles Lob verdient. Er erinnert mit Recht, S. 352, wo er im Räſonnirenden Verzeichniſſe, die Farce, ganz unpartheiſch recenſirt, daß der Verf. derſelben seine Alceſte mit Fleis unter allen möglichen Standpunkten in den ſetzt, wo ſie ihm ſchief vorkommen muſte, und ſich denn darüber luſtig macht, daß ſie ſo ſchief laſſe. So treffend gewiſſe Züge der Farce ſind, ſo ungegründet iſt der Haupttadel in derſelben gegen die Alceſte, als in Betracht weſſen Hr. W. nicht anders zu Werke gehen konte als er gethan hat. Das iſt

unsre Meinung gleich bei der ersten Lektüre dieser äußerst feinen, beißenden, und in vielen Punkten wahren Satyre gewesen. Wir wollen nicht untersuchen, ob Hr. W. der nie einen sehr oft gegründetern Tadel hat vertragen können, ohne äußerst aufgebracht zu werden, besondre Gründe gehabt hat, hier eine solche Mäßigung blicken zu laßen, und den Mann, der in dem Gebrauch der fürchterlichsten Waffen des Witzes ihm weit überlegen ist, für zuträglich gehalten hat lieber zu besänftigen, als etwa zu neuen Angriffen zu reitzen. Denn Kritiken, die keine Weltleute, sondern gemeiniglich nur solche lesen, die der Sachen ohnehin kundig sind, haben für den, der den ausgebreiteten Ruf mehr liebt als den Ruhm, lange das fürchterliche nicht, was eine höchstwitzige und possierliche Satyre hat, zumal wenn er ihr etwas eben so scharfwitziges entgegen zu setzen nicht im Stande ist. Wir wollen auch nicht so genau untersuchen, ob, was Hr. W. gethan, nicht das Allerklügste um seines eignen Besten willen war, was er nur thun konte; genug er hat edel und schön gehandelt, und er vergönne uns hier diesem Verfahren das gebührende Lob zu zollen. Der Aufsatz über eine Stelle in des Lucians Hippias enthält nichts für die Leser des Merkurs wissenswerthes. Denn was gehen denen die Fehler an, die Reitz, in seiner Ausgabe dieses Schriftstellers gemacht hat; Leute, die das angeht, werden sie leicht selber sehn, und suchen sie hier gewis nicht, ja auch diese wollen das hier gar nicht finden. Wolte man aber nur eine neue Ausgabe des H. Prof. Seybolds dadurch ankündigen, so müste das kürzer geschehn. Die politischen Neuigkeiten sind für diesmal weggeblieben. Wir würden uns darüber freuen, wenn sie nur durch etwas der Mühe werthes

ersetzt wären. Ob es hier Mangel des Raums, Grundsatz ist, die politischen Neuigkeiten in Zukunft mer weg zu lassen, können wir nicht sagen. Im let Fal verliehrt der Leser nichts.

4.

V.

Empfindungen aus meinem Leben. Wien Kurzböck 1774. 8. 6½.

Der Verf. mag es mit seinen Empfindungen r gut gemeint haben; man mag aber seiner S dieserwegen noch so gut gegen ihn gesint seyn, so kan n nicht anders urtheilen, als daß seine Prose und seine V se des Druckes gar nicht werth sind.

4.

VI.

Magazin für die neue Historie und Geograph angelegt von D. Anton Friedrich Büschin Königl. Preußischem Oberconsistorialrat Director des Gymnasii im grauen Klos zu Berlin, und der davon abhängenden b

d

den Schulen. Achter Theil, mit Kupfern. Halle verlegt bei Curt. 1774. 519 S. 4.

Herr Büsching fährt unermüdet fort, uns jährlich merkwürdige Beyträge zur Geschichte, Statistick und Geographie zu liefern, und dadurch das Publikum einigermaßen vergessen zu machen, daß er zu der so gewünschten Fortsetzung seiner Erdbeschreibung (die freilich ein weit wilkomners Geschenk seyn würde, als das beste Magazin) noch immer keine Hofnung macht. Der vor uns liegende achte Theil giebt keinem seiner Brüder an mannigfaltiger Wichtigkeit nach, wie eine nähere Anzeige des Inhalts beweisen wird. Zuerst kömt Italien, und zwar des P. Johan Della Torro, Prof. der Physik auf der erzbischöflichen Schule zu Napoli, Geschichte des Vesuvio, übersetzt von dem Hrn. Abt Jageman, itzigem Director des Emericianischen Gymnasii zu Erfurt. Das Italiänische Original erschien zu Napoli 1755 in 4. und da es in weniger Deutschen Hände gekommen ist, verdient der Hr. Herausgeber für diese Bekantmachung allerdings Dank. Die neulich auch übersetzten Beobachtungen des Lord Hamilton über den Vesuvio können, wie Hr. B. bemerkt, als eine Fortsetzung des Torre angesehn werden. Wir können aus dieser sehr umständlichen Geschichte nur einige Merkwürdigkeiten ausheben. Das erste Capitel handelt von dem gegenwärtigen Zustande des Vesuvio. Dieser berühmte Berg liegt in Campagna felice, acht italiänische Meilen von der Stadt Napoli gegen Osten. Er ist von dem Apenninischen Ge-

bürge abgesondert, und also wäre es ein Irthum in Hrn. Büschings Erdbeschreibung, daß daselbst gesagt wird, der Vesuvio sey mit dem apenninischen Gebürge verbunden. Es giebt drei Wege zu dem Gipfel des Berges. Die Berge Somma und Ottajano umgeben den Vesuvio in Gestalt eines halben Cirkels. Zwischen diesen drei Bergen ist ein großes Thal, welches, so wie der ganze Abhang des Vesuvio bis zum Gipfel mit verbrantem Sande und kleinen Bimssteinen, die man Lapilli nent, bedeckt ist. Aus verschiednen Oefnungen des Berges, die der V. Mündungen (Bacche) nent, dringt beständig eine feurige und zerschmolzene Materie hervor, die zuweilen nur bis auf die Ebne, zuweilen bis auf das untre Feld, und zuweilen bis zum Meere fließt. Wenn sie erkaltet, wird diese Materie steinhart. Diese Ausgüsse sind die Lava. Die alten Mündungen werden mit der Zeit oft durch die Materie, die zuletzt stehn bleibt oder durch den Ansatz derselben um die Oefnung, der hernach herabfält, oder auch durch den Sand, der entweder durch die Winde oder das Regenwasser vom Berge herabkömt, oder aus dem Schlunde des Gipfels herabgeworfen wird, entweder ganz oder zum Theil verstopft, und zwar so, daß man sie oft nicht mehr erkennen kan. Es entstehn aber immer neue Mündungen. — Wenn man den Gipfel des Berges erreicht hat, so findet man wider Vermuthen keine Ebne, sondern einen Rand, auf dem man ganz gemächlich gehn kan, indem er mit verbrantem, hie und da rothem Sande, ganz bedeckt, und unten theils mit natürlichen, theils mit calcinirten und ausgebranten Steinen belegt ist, woraus eine feste Fläche entsteht. Die innerlichen natürlichen Lagen, woraus der Berg

besteht,

besteht, und die man deutlich sehn kan, sind entweder von röthlicher Erde, die ein wenig verbrant aussieht, oder von natürlich dunkeln Steinen, oder von sehr weissen, dichten und schweren Steinen, oder von Bruchsteinen (Brecce) oder Lapillen, oder von Sand, welche nach der natürlichen Ordnung eingerichtet sind, wie man sie in allen andern Bergen findet. Dies beweißt dem Verf. daß der Berg so alt wie die Welt, nicht nach und nach auf der Fläche des Thals, aus der Materie, die der Schlund auswirft, entstanden sey. — Im Schlunde kocht beständig das lebendige Feuer der gährenden Materie, und der Rauch geht aus demselben beständig ganz dick und mit einem Geräusch hervor. Es entstehn hier auch oft neue Oefnungen, woraus Rauch hervorgeht, und Steine mit Krachen ausgeworfen werden. Der Verfasser hat einmal selbst (S. 20.) ein solches Beispiel gesehn, wobei auch eine starke Erschütterung des ganzen Randes, auf dem sich der Verf. befand, merklich war.

Das zweite Kapitel ist überschrieben: Wie der Vesuvio vor Alters beschaffen gewesen sey? Die erste berüchtigte Entzündung, von der uns Plinius der jüngere Nachricht giebt, ist die vom Jahr 79 der christlichen Zeitrechnung, allein Torre macht es sehr wahrscheinlich, daß schon vorher Entzündungen vorgegangen sind. Der Vesuvio war ehmals mit fruchtbaren Feldern umgeben, und mit Stauden und Kräutern ganz bedeckt. Diese Gestalt behielt er bis zu der Entzündung von 1631, denn itzt ist er ganz kahl und unfruchtbar. Seine äussre Gestalt ist überhaupt durch die öftere Auswürfe sehr verändert. Die Alten haben dem Vesuvio nur einen Gipfel gegeben, und ihn nicht von den Bergen Somma und

Ottajano unterschieden; dagegen bemerken sie an ihm viele Felsen und hervorragende Spitzen von aussenher, die man itzt nicht mehr findet. — Das dritte Capitel enthält die Stellen der alten Schriftsteller vom Berge Vesuvio; Polybius ist der erste; Plinius des jüngern Brief, der die Entzündung von 79 nach Christo, und seines Oheims Tod beschreibt, das Merkwürdigste, und Carolus Sigonius, der um 1570 schrieb, der letzte Schriftsteller. Manche Stellen sind, wie's gemeiniglich bei dergleichen Samlungen geht, zu gekünstelt hergezogen, da sie fast nichts vom Vesuvio sagen. — Viertes Capitel: Chronologisches Verzeichnis der Entzündungen und der Schriftsteller, die nach 1631 davon geschrieben haben. Hier findet sich viel Merkwürdiges, das wir aber dem Leser, der sich genauer unterrichten will, selbst nachzulesen überlassen müssen. Nur eins anzuführen, bei der Entzündung von 1751, die der Verf. selbst beobachtet hat, flos die Lava mit solcher Geschwindigkeit, daß sie in acht Secunden vier welsche Meilen (d. i. eine Deutsche) zurücklegte. — Fünftes Capitel. Verschiedne Materien, die aus dem Vesuvio gekommen sind. Der Verf. hat seine Untersuchungen über diesen Gegenstand mit großer Vorsicht angestelt. Er rechnet nichts zu den Materien, die aus dem Vesuvio gekommen sind, als was er selbst auf der innern Oberfläche des Berges oder nahe bei den Mündungen der Laven gefunden hat, nicht aber die Materien, die sich in den Laven auf den Feldern finden, weil diese vielen Zufällen unterworfen sind. Er geht diese Materien nun alle besonders durch, und beschreibt sie physisch mit vieler Genauigkeit. Dem Naturalisten wird dieses Capitel eins der wichtigsten seyn. — Sechstes Capitel,

pitel: Erklärung der Erscheinungen, die man bei den Entzündungen des Vesuvio beobachtet hat. Der Verfasser will kein unterirdisches centralisches Feuer, das vom Anfang der Welt im Berge gebrant hätte, auch keine Feuerströme oder Verbindungen der verschiednen Vulkanen zugeben. Er erklärt die Entzündungen des Vesuvio sehr wahrscheinlich aus einer innern Gährung, Aufwallung und Entzündung und zeigt, wie die Materien, aus denen der Berg besteht, hiezu fähig sind. Zuletzt beweist er noch durch eine Rechnung, daß alle ausgeworfene Materie, die sich in der Gegend des Vesuvio befindet, wirklich aus dem Berge habe kommen können, da andre behauptet haben, diese Materie sey hinlänglich, vier solche Berge zu füllen, wie der Vesuvio. — Zu dieser Abhandlung gehört noch eine Kupfertafel, die aus acht Abtheilungen besteht, und den Vesuvio von verschiednen Seiten vorstelt. Hrn. O. C. R. B. Sohn hat sie aus acht großen Kupfertafeln in diese kleinere Form gebracht, und die Arbeit macht der Geschicklichkeit dieses jungen Mannes Ehre.

Der folgende Artikel ist unrecht mit N. II. bezeichnet, da er nicht zu Italien gehört. Er betrift die Geschichte und Regierung von Genf, und ist in französischer Sprache von Chouet, Syndicus zu Genf im Jahr 1696 aufgesetzt. Die Geschichte ist bis zum Jahre 1536 fortgeführt, da die Herrschaft der Bischöfe in Genf aufhörte, und die Souverainität der Stadt zugleich mit der Reformation festgesetzt wurde. Dies Stück ist allerdings merkwürdig, und wir haben auch den Abdruck correcter befunden, als man es bei den meisten französischen Aufsätzen des Magazins gewohnt ist.

Nun kömt England, und zwar 1) Auszug au den Zolbüchern von Weihnachten 1698 bis dahin 1754 über die ein- und ausgehenden Waaren. Dies ist ein fü die Statistick von England äußerst wichtiges Stück. E wird in den angezeigten Jahren von allen Ländern, m denen England Handlung hat, bemerkt, für welche Sum men sie jährlich Waaren aus- und eingeführt haben. - Wir wollen bei dieser Gelegenheit ein pium desideriu nicht zurückhalten, das uns immer einfält, wenn wir de gleichen statistische, oder auch Süßmilchische Tabelle von Gebohrnen und Gestorbnen vor uns sehn. W wünschten nemlich, daß die Herausgeber derselben, w niger bequem, diese Tabellen nicht so nakt hingäben sondern sie mit einigen Schlusfolgen und Raisonnement begleiteten. Nicht jeder Leser hat politische und historisch Kentnisse genug vorräthig, um solche Tabellen selbst hi länglich zu nutzen, und daher würde ihm eine solche A leitung des Herausgebers allemal wilkommen seyn. Möch te es also doch Hrn. B. gefallen, uns in einem folgende Theile des Magazins einige Bogen Commentar über di se Tabellen zu liefern! Stof genug liegt dazu darin, un wie interessant müste ein solcher Commentar bei Hrn. V bekanter weitläuftiger statistischer und historischer Geleh samkeit nicht werden! Ehe Hr. B. unsre Bitte erfüll wird der Leser wohl thun, dasjenige nachzulesen, was H B. in seinen wöchentlichen Nachrichten vom vorige Jahre und neulich Hr. Taube in einer eignen Schri von Englands und Deutschlands Handel gesagt habe Ungern widerstehn wir der Versuchung, einige Probe der wichtigen Bemerkungen, die in diesen Tabellen lieger zu geben, aber unser Raum verbietet es. Nur ein Be

spie

spiel, wie man hier das abwechselnde Verhältnis des Handels der Nationen, das heist ihrer relativen Macht gegen einander studiren kan! Im Jahr 1718 bekam Spanien von England für 148, 741 Pf. St. Waaren und gab dafür wieder für 167, 738 Pf. und 30 Jahre hernach im Jahr 1748 bekam es für 1, 210, 127 Pf. und gab dagegen nur für 625, 940. welche Veränderung in 30 Jahren! 1718 hatte Spanien doch noch ein kleines Uebergewicht von 20000 Pf. aber 1748 litte es in seinem Handel einen baaren Schaden von mehr als 600000 Pf. Eben diese Proportion findet man noch einige Jahre später 1752, da Spanien bekam für 1, 064, 428 und dagegen gab für 441, 903 Pf. hier ist wieder ein Verlust von 600000 Pf. Ob man aber diese Summe als die Mittelzahl des Verhältnisses im spanisch-englischen Handel annehmen könne, müsten neuere Rechnungen entscheiden, die der Recensent recht sehr zu haben wünschte. Man wende dies Beispiel, das nur sehr im Groben gegeben ist, auf die vielen Länder an, mit denen England Handlung hat, und schließe daraus, wie viele statistische Kentnisse ein aufmerksamer Leser aus diesen Tabellen sich holen könne, und wie wichtig ein Büschingischer Commentar über dieselben seyn müste! Solte der Hr. O. C. R. unsern Wunsch nicht befriedigen, so entschliest sich vielleicht der Recensent in einem Anhange dieser Bibliothek oder an einem andern Orte einen Versuch eines solchen Commentars zu liefern.

Der zweite Artikel von England ist: Journal d' un Voyage sous le Pole arctique, fait en 1773 par les Capitaines Phipps & Lutwitge. Par un Officier de l'Escadre. Traduit de l'Anglois. — Hr. Bü-

Büsching hat von dieser Reise schon in seiner Zeitung Nachricht gegeben; diese umständlichere ist aber immer wichtig, obgleich die Hauptabsicht der Reise verfehlt wurde. Denn Capitain Phipps kam gerade nicht weiter als seine Vorgänger. Die Erzählung ist etwas trocken geschrieben, doch kürzer als Phipps eignes Tagebuch, welches im itzigen Jahr zu London englisch herausgekommen ist.

Nun folgt Dänemark, und in diesem Abschnit sehr wichtige Stücke zur neuesten Geschichte und Statistick dieses Reichs: 1) Summarische Tabelle über alle in sämtlichen Königl. Dänischen Staaten in Europa am 15ten August 1769 vorhanden gewesene Personen männlichen und weiblichen Geschlechts. Unangenehm ists, daß in diesen Tabellen die Summen der einzelnen Artikel nicht allemal richtig angegeben sind uud der Leser sie also selbst nachrechnen muß. 2) Zustand der Königl. Dänischen Flotte am Ende des 1770sten Jahres. Im zweiten Theil des Magazins hat Hr. B. den Zustand der Flotte in den Jahren 1743 und 62 mitgetheilt; und in Achenwals Statistick (5te Ausgabe S. 547) findet man den Etat der Flotte von 1759. Um dem Leser das lehrreiche Vergnügen einer statistischen Vergleichung zu geben, wollen wir die Hauptresultate von diesen verschiedenen Jahren hier neben einander stellen:

Dännemark unterhielt:

1) Schiffe vom Range, d. i. von 90 bis 50 Kanonen:

1743	1759	1762	1770
27	40	21	33

2) Fregatten von 40 bis 18 Kanonen:

1743	1759	1762	1770
10	15	8	15

3)

3) Schnauen, oder Kriegsschalupen von 16 bis 6 Kanonen *.

1743	1759	1762	1770
4	8	1	12

4) Summa aller Mannschaft, womit die Flotte besetzt war:

1743	1759	1762	1770
15885;	über 20000, **	ohngefehr ***	16565. 12121.

Nach einer königlichen Resolution vom 25ten May 1769 sol die Flotte künftig bestehn aus:

36 Kriegsschiffen von 90. 50 Kanonen,
15 Fregatten von 36. 20 Kanonen,
10 Snauen von 16. 8 Kanonen,

zusammen aus 61 Fahrzeugen.

Hierunter ist aber die Flotille zu Friedrichsvärn in Norwegen nicht mit begriffen, von der zur völligen Kentnis des dänischen Seestats, auch Nachricht zu wünschen wäre. — Aus dieser Berechnung läst sich das politische Verhältnis Dännemarks zu andern Seestaaten sehr leicht folgern. Man denke sich nur die 61 Schiffe, aus

---

* Hierunter sind auch die Bombardiergalliotten des neuesten Büschingischen Verzeichnisses begriffen.

** Diese Zahl begreift aber nicht blos die wirklich auf den Schiffen befindliche Mannschaft, sondern alle Seeleute, die in Friedenszeiten im Lande vertheilt sind, und nicht Dienste thun, aber doch Sold empfangen. S. Achenwal S. 548. Bei den Büschingischen Zahlen ist ohne Zweifel nur die auf der Flotte befindliche Mannschaft gerechnet.

*** Ich kan dies nur ohngefehr bestimmen, weil in Hrn. Büschings Angaben keine Hauptsummen bemerkt sind. S. Magazin Th. 2, S. 284, 285.

aus denen die Dänische Flotte künftig bestehn sol, zu den 400 Schiffen, aus denen die Englische im Jahr 1774 wirklich besteht.

Der 3te Artickel von Dännemark ist: Statuts de l' Ordre institué par la Reine le 29 Janvier 1771 jour de la Naissance du Roi. Dürfte vielleicht wenigen Lesern erheblich seyn, da auch sogar, wie dem Recensenten dünkt, dieser Mathildenorden bei der bekanten Revolution von 1772 wieder aufgehoben ist. — Hierauf folgt 4) De la Compagnie asiatique en Danemarc. Ein mit Freymüthigkeit und Einsicht geschriebner Aufsatz. Die Handlung und der Flor der Asiatischen Compagnie nahm während des vorigen Krieges immer ab, anstat daß sie die Conjuncturen, in der sich damals die übrigen europäischen Nationen befanden, hätte benutzen, und ihren Handel vortheilhafter ausbreiten sollen. Dies lag an dem Eigennutz, Despotismus und Unwissenheit des Präsidenten. Die Interessenten, welche über den schlechten Fortgang ihres Handels äußerst misvergnügt waren, beschlossen, da ihre Octroy mit dem Jahr 1770 zu Ende gieng, um die bisherigen Fehler zu verbessern, eine völlige Veränderung in der Constitution der Compagnie vorzunehmen. Die wesentlichsten Puncte dieser Veränderung waren 1) daß die Compagnie künftig keinen Präsidenten, sondern Directoren * haben solte. Die Mitglieder der Compagnie solten diese Directoren erwählen, und ihre Anzahl durfte nicht unter fünf und nicht über sieben seyn. 2) Aus jeder Actie sollen viere, und also aus den bis-

* Diese hatte sie auch bisher, aber abhängig von dem Präsidenten gehabt.

bisherigen 1600, 6400 gemacht werden. 3) Die indiſchen und ſineſiſchen Waaren, welche bisher blos in Koppenhagen verkauft waren, ſolten künftig auch in Bergen und Altona verkauft werden. Vom letztern Ort verſprach man ſich beſondre Vortheile, weil in Deutſchland und der Schweitz der ſtärkſte Abſatz dieſer Waaren iſt. Dieſer Plan wurde der Compagnie vorgelegt, von ihr genehmigt, und auch vom König 1772 beſtätigt, nur den dritten Punct wegen des Verkaufs der Waaren zu Bergen und Altona ausgenommen, welches einige Koppenhagner Kaufleute bewirkten, die von dieſer Abänderung Verluſt befürchteten. — Natürlicher Weiſe muſte die neue Einrichtung verſchiedne Perſonen, die bei den bisherigen Misbräuchen gewonnen hatten, misvergnügt machen. Es wurde alſo in Schriften pro und contra geſtritten. Man findet, ſagt der Verf. dieſes Aufſatzes, in den Memoires der Gegner der neuen Octroy zwar viel Bitterkeit und Chicane, aber doch auch manche gründliche Bemerkungen. Die Vertheidiger der neuen Einrichtung ſchrieben mit vieler Mäßigung, doch ſchienen ſie auf manche Puncte nicht genug Aufmerkſamkeit gewand zu haben. Ihre Gegner drangen doch in ſoweit durch, daß eine königliche Commiſſion niedergeſetzt iſt, welche verſchiedne Puncte der neuen Einrichtung in Unterſuchung nehmen ſol, deren Erfolg man nun abwarten muß. Es iſt indeſſen, ſchlieſt unſer Verf. nicht zu zweifeln, daß das Weſentliche der neuen Einrichtung bleiben, und daraus wichtige Vortheile für den däniſchen Handel nach Indien und die Intereſſenten deſſelben erwachſen werden.

Hierauf folgt 5) Gedanken über die Bank zu Koppenhagen, und über die 1773 mit derſelben vorgenomme-

ne Veränderung. Ein gleichfals mit viel Kentnis der Sache, und mit einer Freimüthigkeit geschriebner Aufsatz, die in politisch-statistischen Schriften nachahmungswürdig wäre. Er enthält eine kurze, aber raisonnirende Geschichte der Koppenhagner Bank von ihrer Stiftung (1736) an bis 1773, da sie der König an sich kaufte. Einen Auszug verbietet uns die Furcht, die gewohnten Gränzen einer Recension zu sehr zu überschreiten. Von dem Verf. dieses oder des vorigen Aufsatzes — der vielleicht eine Person ist — wünschte der Recensent wohl eine Geschichte der innern Dänischen Staatswirthschaft etwa in diesem Jahrhundert zu lesen. — 6) Vergleich zwischen Dännemark und Grosbritannien wegen des Amts Steinhorst vom 5ten März 1739. 7) Des Grafen Detlev Ranzau Dispositionen wegen der Grafschaft Ranzau und Herrschaft Breitenburg von 1669 nebst Kaiser Leopolds Confirmation.

Nun kömt Schweden mit sieben Artikeln: 1) Des engern Secreten Ausschusses Gedanken über die gegenwärtigen Conjuncturen bei dem Reichstage 1756. — Eine große Partheylichkeit für Frankreich und gegen England leuchtet durch, doch kommen manche gründliche Bemerkungen über den damaligen Zustand von Europa vor. Folgende unter andern ist merkwürdig: „Solte England Frankreichs Handel zerstören, so würde ein totaler Untergang der Handelssysteme aller andern Nationen die Folge seyn.“ 2) Ein Edict vom 16ten Jul. 1756, worin eine genaue Neutralität bei dem ausgebrochnen Kriege versprochen, und deswegen verschiednes verordnet wird. 3) Schriften, wegen welcher Hr. Arkenholz 1738 aus Schweden vertrieben worden. Wir hätten eine kleine Geschichte dieser Vertreibung, und die Gründe, warum man diese

Schrif-

Schriften zum Vorwand derselben habe nehmen können, gewünscht. Die Schriften sind französisch abgefaßt, doch mit Traduction überschrieben, also vermuthlich ursprünglich schwedisch geschrieben. Die erste ist: Considerations sur la France par Raport à la Suede. Sie enthält ungemein richtige politische Bemerkungen, überal mit historischen Gründen unterstützt. Schweden ist nur zweimal in das spanisch-österreichische Interesse eingetreten, 1668 und 1679 bey dem Nimweger Frieden. Sonst hat es immer eine sehr genaue Freundschaft mit Frankreich unterhalten, die aber, wie A. umständlich zeigt, Schwedens wahrem Interesse niemals vortheilhaft war, wobei er auch die Gründe der französischen Parthey widerlegt. Dieser Aufsatz ist sehr unterhaltend geschrieben, und enthält verschiedne artige Anecdoten, daß man ihn gewiß mit Vergnügen lesen wird. Der andre Aufsatz ist: Traduction d' une partie de l'Ouvrage de Mr. Arkenholz, von welchem Werk ich mehr Nachricht wünschte. Er betrift den so heftigen Nationalhas der Dänen und Schweden, den der Verf. von der Unterdrückung, worin die Dänen die Schweden während der Union beider Reiche hielten, und von dem Stockholmischen Blurbade Christians II. herleitet. — 4) Etwas zu der Geschichte der Ermordung des Majors v. Sinclair, auch in französischer Sprache. Zwar nichts unbekantes, aber doch immer eine rührende Geschichte, die man mit vieler Theilnehmung liest. Die wahren Ursachen dieser Begebenheit bleiben doch auch nach dieser Erzählung noch immer dunkel. Am Ende findet man zwei lateinische Epitaphia von Sinclair, die seinen Character ganz verschieden abbilden. 5) Commerztractat zwischen

Schweden und der Türkey, in lateinischer Sprache, ohne angegebnes Datum. 6) Mecklenburg-Güstrowische Anforderung an Schweden, übergeben 1738, nebst Beilagen. Die Anforderung betrug 626452 Rthlr. und wurde von Dännemark, als Güstrowischen Allodialerben eingefordert. Dieser Artickel ist mit allen Beilagen so weitläuftig, und doch so wenigen Lesern interessant, daß man an seiner Stelle wohl etwas Wichtigers wünschte. Doch wir urtheilen nur nach unserm Geschmack, und es wäre ungerecht, wenn jeder Leser diesen bei jedem Artickel befriedigt wissen wolte. 7) Aufsätze, welche das Erziehungswesen des itzigen Königs, Gustav III. betreffen, verfast von dem Hrn. Grafen Scheffer. Diese Aufsätze sind eine Fortsetzung der Schriften über das Erziehungswesen der schwedischen Prinzen, die man im 2ten Theil des Magazins S. 327 ꝛc. findet. Der verstorbne Abt Micheleſi hat sie 1773 schwedisch und französisch herausgegeben, und Hr. Prof. Möller zu Greifswald ins Deutsche übersetzt. Sie sind merkwürdig und machen den Einsichten ihres Verfassers Ehre.

Rusland enthält diesesmal nur einen Artickel, nicht weil es Hrn. B. an Materialien, aber wol an Zeit sie in Ordnung zu bringen fehlt. Hr. B. liefert hier den schon im 7ten Theil versprochnen Beitrag zu einer Geschichte der russischen Münzen; dies ist ohne Zweifel der einzige und beste Aufsatz, den wir bis itzt über diese Materie haben, und er wird den Liebhabern der russischen Statistick gewis willkommen seyn. Ob Hr. Schlözer sein Versprechen im Neuveränderten Rusland auch eine Geschichte des russischen Münzwesens zu liefern, bald erfüllen, und ob die Schlözerischen und Büschingischen Nachrichten

zusam-

zusammenstimmen werden? mus man erwarten. Hr. B. sezt den Anfang in Rusland geschlagner Münzen in die Zeiten des Grosfürsten Wasili Dmitriewitsch und führt hernach seine Geschichte bis auf Catharina II. fort.

Nun kömt Deutschland, und zwar 1) Geschichte der Stadt Julin, sonst auch Wineta genant, und der darin gelegen gewesenen Gumma- oder Jomsburg. Aufgesezt 1774. Der Verf. ist Hr. v. Keffenbrink, Chef-Präsident zu Stettin. Die Abhandlung ist gelehrt und gründlich, aber vermuthlich doch nur wenigen Lesern des Magazins interessant. 2) Gränzvergleich, welcher 1692 zu Gardelegen zwischen dem Churfürsten von Brandenburg, und Herzog zu Lüneburg-Zell geschlossen worden. 3) Königl. Dänische Einkünfte aus den Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst berechnet auf das Jahr 1769. Ohne Zweifel das wichtigste Stück dieses Abschnits, und Hr. B. versichert, daß es zuverläßig sey. Die Summe aller Einkünfte ist 288406 Rthlr. 4) Ein paar Urkunden, welche die Festung Rheinfels betreffen. Wieder zu speciel, als daß sie vielen Lesern wichtig seyn könten. Doch der gelehrte Geschichtsforscher mus auch zuweilen im Magazin etwas finden, das blos für ihn ist. Desto algemein interessanter ist 5) das Historische Mancherley, welches aus alten Papieren unverändert abgedruckt ist. Es enthält angenehme und zum Theil für die geheime Staatsgeschichte mancher deutschen Höfe wichtige Anecdoten. Nur über die Zuverlässigkeit möchten vielleicht dem genauern Geschichtsforscher Zweifel aufsteigen. Auszüge aus denselben zu geben müssen wir uns enthalten, aber als vorzüglich interessant wollen wir doch die Nachrichten von Churfürst Johan Georg IV. die Geschichte des Grafen

Königsmark, die Nachrichten von August II. Staatswirthschaft, die Geschichte des Kanzlers Unverfährt und Potkuls (worin man zwar fast nichts Neues findet) auszeichnen.

Ein paar Aufsätze zur Völkergeschichte machen den Beschlus dieses Theils. Sie haben, wie Hr. B. ohnlängst in seiner Zeitung angezeigt hat, den Hrn. Pastor Fulda zum Verfasser, und sind auch mit der diesem Schriftsteller gewöhnlichen verworrenen Dunkelheit abgefast. Hr. B. scheint selbst keine große Meinung von den darin behaupteten Sätzen zu haben. Die erste Abhandlung ist die beste. Sie enthält Anmerkungen über den 2ten Artikel des 6ten Bandes des Magazins, von der Sprache der veronesischen und vicentinischen Cimbern. Hrn. F. Gedanken scheinen nicht ungegründet. Er erklärt dies kleine Volk für Alemannisch. Die 2te Abhandlung von der Gothen Herkunft ist zum Theil gegen die Hrn. Gatterer und Thunmann gerichtet. Sie scheint manche unerweisliche Sätze zu enthalten, und Hr. B. vermuthet, daß Hr. Fulda manches dessen, was er hier behauptet, künftig zurücknehmen werde. Sind aber überhaupt die beiden letztern Aufsätze für ein Magazin, das ausdrücklich nur der neuen Historie und Geographie bestimt ist, nicht zu kritisch? —

Unser Auszug ist etwas weitläuftig geworden, aber theils war dies eine nothwendige Folge von dem mannichfachen und wichtigen Inhalt dieses Bandes, theils glauben wir manchen unsrer Leser einen angenehmen Dienst zu leisten, wenn wir ihnen hier die wichtigsten Resultate dieses interessanten Werks liefern, da es immer zu mehrern

Thei-

Theilen anwächſt, und daher manchen Liebhabern dieſer Art Kentniſſe zu koſtbar zu werden anfängt.

Wir wünſchen übrigens nichts mehr als daß der Hr. Ober C. R. noch lange dieſes Magazin ununterbrochen fortſetzen, und uns darin noch viele ſo wichtige Nachrichten liefern möge, wie er bisher gethan hat. — Einen andern Wunſch, den ſchon oft das Büſchingiſche Magazin in uns veranlaſt hat, wollen wir doch bei dieſer Gelegenheit auch noch herausſagen. Hr. Büſching ſchränkt ſich vorzüglich auf Europa ein, ob er gleich durch die Ueberſetzungen des Abilfeda und Marai auch der Geſchichte und Geographie Aſiens wichtige Beiträge geliefert hat. Aber wäre nicht ein ähnliches Magazin, das blos für einen andern Welttheil z. B. für Aſien beſtimt wäre, eine ungemein wünſchenswürdige Sache? Freilich begreifen wir wohl, daß ein ſolches Inſtitut unendlich mehr Schwierigkeiten finden müſte, als dasjenige, welches in Europa bleibt. Allein, wenn man nur einmal anfängt zu ſammeln, und ſich die gehörige Mühe giebt, iſt man oft glücklicher als man geglaubt hatte. Wir würden uns gewis viel verſprechen, wenn entweder Hr. Büſching ſelbſt oder ein Mann von ſeinem Geiſt und ſeiner Thätigkeit ſich zu einem ſolchen Werk entſchlöſſe. An dem wichtigen Nutzen eines Büſchingiſchen Magazins für Aſien wird Niemand zweifeln, der nur einigermaßen weis, wie unbekant, zerriſſen und verworren die Geſchichte, Geographie und Statiſtick dieſes Welttheils noch da liegt!

21.

VII. VIII. IX.

Carmen Arabicum, ſive verba Doctoris Audeddini Alnaſaphi de religionis Sonniticæ principiis numero vincta, — Nec non Perſicum, nimirum Doctoris Saadi Schiraziдæ Operis Pomarium dicti initium, ubi de D. T. O. M. Edidit & latine vertit J. Uri. Oxonii e typographeo Clarendoniano 1770 25 S. groß 4.

Epiſtolæ Turcicæ & Narrationes Perſicæ editæ & latine converſae a Joh. Uri. — Accedit appendix de litterarum apud Perſas inter ſe permutatione Oxonii e typographeo Clarendoniano 1771. 32 S. klein Fol.

R. Jehudæ F. Salomonis vulgo dicti Charizi Eloquentiæ hebraicæ principis Primus & Triceſimus Conſeſſus De latrone Transfigurato Nuper e Codice Manuſcripto latine converſus. — Accedunt verſiculi ex Quinquageſimo ejusdem conſeſſus excerpti. Londini 1773. 24 S. 4.

Aus keiner andern Urſache nehme ich dieſe drei Schriften, Piecen, oder, wie du's, lieber Leſer, nennen

nen wilst, zusammen, als weil sie in einer Gesellschaft über's Meer gereist sind. Die zwei erstern haben laut des Titels den berühmten Herrn Uri zum Herausgeber; vom letztern aber ist mir der Editor unbekant.

Mit einer brittischen Nachlässigkeit, ohne Vorrede, ohne Anzeige der Dinge, die kommen sollen, hat Herr Uri diese Bogen in die weite Welt geschickt. Hätte er es bei Systemen, bei der Ausgabe eines ganzen arabischen Auctors gethan, wo Plan und Absicht ohnehin sichtbar ist; so wolte ich, der Recensent, meinen lieben Mitbürgern hier öffentlich den Britten zum Beispiel aufstellen, — euch Mitbürgern, die ihr nicht blos in Vorreden, euch und den Gaben, die ihr empfangen habt, und euern Verdiensten öffentliche feierliche Lobreden haltet; sondern die ihr niederträchtig genug seid, eure Waaren in — Journalen — die ihr selbst schreibt — mit vollem Halse auszurufen. — Herr Uri hat gewis eigene Absichten gehabt, wie aus dem den epistolis turcicis beigefügten Anhange von der Verwechslung der persischen Buchstaben untereinander deutlich erhellt. Vielleicht solten diese Stücke Protomathien für seine Lehrlinge in der arabischen und persischen Sprache seyn, vielleicht was anders — was weis ichs? — Bei diesen Umständen wage ich's nicht, mich über die Wahl der Stücke herauszulassen — ich zeige an, und bedaure in meinem Kämmerlein, wie andre Freunde der arabischen, persischen und syrischen Litteratur in den ihrigen, daß unsre Herren Editoren morgenländischer Schriften den unseligen Geschmack haben, Stücke zum Abdruck zu wählen, die keinen algemeinen Nutzen stiften.

Die ersten zwei Gedichte sind in gemeinen Dorf
glen, und enthalten wenige sich auszeichnende Stellen
folglich ist es nicht der Mühe werth, sie den Britten
zukaufen, wenn man's nicht der arabischen Lettern hall
thun will. — Anfängern in der persischen Sprache m
vielleicht das persische Gedicht wilkommen seyn.

Die epistolæ turcicæ sind von keiner Erhebli
keit, wenn man nicht einmal Lust hat, die zärtliche Sp
che einer morgenländischen Mutter zu hören. Die an
hängten Erzählungen enthalten meist triviale Sachen,
überdies beim Historiker wenig fidem haben können.

Der Rabbi Jehuda ist der ächte Harir der J
bräer. Er war ein Spanier, lebte im 12ten Jahrh
dert, übersetzte den arabischen Harir ins Hebräische
ter dem Titel מחברות איתיאל; und ahmt ihn in d
Hier edirten Consessu in Einkleidung, Wendungen, K
in allem nach; und wer die vom Harir durch Schulte
Reiske u. s. w. edirten Consessus gelesen und ihren G
studirt hat, kent unsern Rabbi. Mögten wir von d
gelehrten Herrn Uri und überhaupt aus Britannien (
sern Lesern sey es heimlich eröfnet, wo eben izt Gol
neu aufgelegt wird) bald was Wichtigeres zur morg
ländischen Litteratur gehöriges anzuzeigen haben!

X.

Beobachtungen über den Vesuv, dem Aetna und andere Vulkane; in einer Reihe von Briefen an die Königl. Grosbritt. Gesellsch. der Wissenschaften, von Sr. Excellenz Sir Wilhelm Hamilton, Ritter des Ordens vom Bade, Mitglied der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften und Königl. Grosbritt. bevolmächtigten Minister am Neapolitanischen Hofe, nebst neuen erläuternden Anmerkungen des Hrn. Verfassers. Aus dem Englischen. Berlin bei Haude und Spener 1773. in 8. 196 Seiten mit 5 kleinen Kupfertafeln und einer Landcharte, worauf die Gegend um den Vesuv verzeichnet ist.

Die feuerspeienden Berge, diese große und prächtige, zugleich aber schreckenvolle Wunder der Natur, sind von jeher einer der vorzüglichsten Gegenstände der Neugierde gewesen. Kein Reisender hat dieselben leicht außer Acht gelassen. Die grösten Naturkundiger haben Beobachtungen darüber angestellet und ihre Kräfte daran geprüfet. Es fehlt uns daher nicht an Nachrichten von den auf unserm Erdboden befindlichen Vulkanen. Sie sind aber meistentheils nur algemein, und erstrecken sich nicht genug in die physicalische Untersuchung der Gegend und des Bodens, auf

welchen die Natur diesen fürchterlichen Theil ihres Schauplatzes aufgeschlagen hat. Italien, von dessen ältern Zeiten wir noch die volständigste Geschichte haben, und wo die Gelehrsamkeit am längsten geblühet hat, kan vor allen umständlichere und genauere Beschreibungen seiner Vulkane aufweisen. So gut aber auch diese Nachrichten sind, so sehr wird man aus den Beobachtungen des Sir Hamiltons gewahr, was daran noch zu ergänzen, zu erhellen und richtiger zu bestimmen nöthig gewesen.

Es bestehen diese Beobachtungen in sechs Briefen, die theils an den vormaligen Präsidenten der Königl. Grosbr. Gesellschaft der Wissenschaften, den Grafen von Morton, theils an den Secretär derselben, den D. Maty abgelassen worden. Sie sind unterhaltend und in einer angenehmen Schreibart abgefasset, verrathen keine gemeine Einsicht in die Naturgeschichte, und übertreffen die vorigen Wahrnehmungen vornemlich auch darin, daß sie von den alten und neuen Vulkanen in der Gegend von Neapel und von den Wirkungen, die ihr Auswurf verursachet, wichtige und lehrreiche Nachrichten ertheilen. In den ersten beiden Briefen werden die letztern Ausbrüche des Vesuvs beschrieben. Dieser Berg, der seit 1760 geruhet hatte, fieng im März 1766 von neuem an auszubrechen, verlohr aber schon im Junius 1766 seine Wuth, obgleich die Lava bis gegen das Ende des Novembers fortflos. Am 19 Octobr. 1767 entstand ein neuer Ausbruch, der heftigste, der sich in diesem Jahrhundert ereignet haben soll. Das Krachen und die Erschütterung, die das Auswerfen des Berges in der

Luf

Luft verursachte, war so heftig, daß in Neapel Thüren und Fenster aufgesprenget wurden. Außer diesen Krachen hörte man ein anhaltendes unterirdisches Gepolter. Der Ritter schreibt dieses dem in den Höhlen des Berges zusammengeflossenen Regenwasser und dessen Vermischung mit dem feurigen Flus der Lava, zu, wie denn schon ehedem sowol der Vesuv als der Aetna eine große Menge Wasser ausgespien. In Neapel regnete es Asche; sie drang aus dem Crater als eine ungeheure schwarze Säule empor, woraus unaufhörliche Strahlen eines blitzförmigen Feuers herausschossen, welches der Ritter für ein electrisches Feuer hält, mit welchem er den Rauch aller Vulkane angefüllet glaubet. Am letzten Tage des Ausbruchs war die Asche beinahe so weis als Schnee. Im dritten Briefe eröfnet der Ritter seine Gedanken über die Entstehungsart des Vesuvs und aller der Anhöhen in der Gegend um Neapel. Sie sind eben wie die Azorischen Inseln, almählig aus der See aufgeworfen worden, denn der Boden rings um das Gebirge bestehet aus Schichten von Lava, Asche, Bimsstein und bisweilen einer dünnen Lage guter Erde, die aus dem Zerstäuben der Oberfläche entstehet. Der vierte Brief handelt vom Aetna, den der Ritter im Sommer 1769 in Augenschein genommen. Die obere Region desselben ist bis an den Crater mit Schnee bedeckt. Die großen Ausbrüche kommen aus der mitlern Gegend. Um den Aetna herum gibt es eine große Anzahl kegelförmiger Berge, deren jeder seinen Crater hat. Sie sind also vermuthlich durch einen Auswurf entstanden. Die Lava des Aetna ist mit der vom Vesuv

einer-

einerlei. Auch Lagen von Tufa werden am Aetna an getroffen. Die Liparischen Eilande sind wahrscheinlicher Weise durch Auswürfe entstanden. Im fünften Briefe beschreibet der Ritter den Erdboden und die Gegend um Neapel, wovon er eine artige Zeichnung liefert, umständlicher, und macht darüber physicalische Anmerkungen. Herculaneum liegt nirgends weniger als 70 Fus, und an einigen Orten 112 Fus unter der jetzigen Oberfläche der Erde; Pompeia in einer weit größern Entfernung vom Vulkan, 10 bis 12 Fus. Noch unter dem Fundament der letztern Stadt findet man eine tiefe Lage von Lava und verbranter Materie. Dieses beweiset, daß es lange vor dem in der Geschichte aufgezeichneten Ausbruchs des Vesuvs müsse Ausbrüche desselben gegeben haben, und daß die Lagen (Strata) des Bodens die verschiedenen Ausbrüche anzeigen. Das Stratum, welches Herculaneum bedeckt, ist keine Lava, sondern eine Art weichen Steines, der aus Asche, Bimsstein und verbranter Materie bestehet. Er stimt mit der Tufa volkommen überein. Der Hauptbestandtheil derselben scheint die feine verbrante Materie, die man Pazzuolane nent, und eine Art von der Natur selbst zubereiteten Kalks zu seyn, die, wenn sie sich mit großen und kleinen Bimssteinen, mit Stücken von Lava und verbranter Materie vermischt, zu einem solchen Stein erhärtet. Die erste Materie, welche vom Vesuv ausbrach und Herculaneum bedeckte, mus wie weicher Koth beschaffen gewesen seyn. Denn von dem Kopfe einer alten daselbst ausgegrabenen Bildsäule blieb der Eindruck des Gesichts in der Tufa zurück. Bei dem Anfange

eines

eines Ausbruchs pflegen die Vulkane oft Wasser mit Asche vermischt empor zu stoßen. Von einer dergleichen Vermischung scheint obige Materie entstanden zu seyn. Es ist wahrscheinlicher, daß unterirdische Feuer und Ausdünstungen, wenn sie endlich durchgebrochen sind, aus der Materie, die sie eingeschlossen hatte, Berge gemacht haben, als daß die Materialien zu dergleichen Bergen durch Feuer solten hervorgebracht worden seyn, und irren diejenigen, welche den Sitz des Feuers im Mittelpunkte oder gegen den Gipfel eines Vulkans anweisen. Den Vesuv kan man sich als einen großen Canal vorstellen, durch welchen die Natur einige von den faulen Feuchtigkeiten der Erde auswirft. Wenn diese Feuchtigkeiten durch irgend einen Zufal oder eine Hindernis in diesem Canale eine geraume Zeit über gehemmet und zurückgehalten werden, so entstehen in dessen Nachbarschaft und sogar in einiger Entfernung von demselben häufige Erdbeben. Der Vesuv ist blos durch Auswurf entstanden, wie auch der Somma, welcher der Alten ihr Vesuv zu seyn scheinet. Die Erde in dieser Gegend bis tief unter der Oberfläche des Meeres bestehet aus verschiedenen Schichten ausgeworfener Materie, mithin ist zu schliessen, daß dieser Vulkan sich aus dem Grunde des Meeres erhoben und daß die See ehemals bis an den Fus der Apenninischen Gebirge getreten und die ganze Campania felix ein vulkanisches Produkt sey. Es bestehen auch jene Gebirge aus einer Art von Kalkstein, und sind verschieden von denjenigen Bergen, welche durch unterirdische Feuer ausgeworfen sind. Das Erdreich, das dadurch entstanden ist, ist außerordentlich

ordentlich fruchtbar, hat aber keine versteinerte Fisch
Der Berg Pausilippo bestehet ganz aus Tufa. D
See Agnano, woran die Grotta dell Cane lieg
ferner der Berg Astruni, imgleichen die Solfater
sind Vulkane gewesen. Letztere ruht wahrscheinlich
eine Art von natürlichen Gewölbe und unter demsel
liegt ein Teich Wassers, welches durch die Hitze ei
unterirdischen Feuers kochet, wie denn auch am
derselben heißes Wasser aus dem Felsen stürzt. E
so ist am Fus des Monte Nuovo der Seesand b
nend heis. Dieser Berg ist im Jahr 1538 durch bl
Auswürfe in einer Ebene entstanden, über we
Begebenheit der Ritter zwei überaus merkwürd
Nachrichten aus raren Büchern mittheilet. Häu
Erdbeben giengen vorher, und darauf erfolgte
Auswurf von Asche und Wasser, der sich endlich
einem Berg aufhäufte, welcher die da herum gele
Oerter und Bäder bedeckte.

Aus allen dergleichen Beobachtungen nun
gert der Ritter wider den Hrn. von Büffon, daß
unterirdische Feuer in einer großen Tiefe unter
Oberfläche der Erde gewesen sey, und daß diese
vorhergegangene Erdbeben sowol, als den darau
folgten Auswurf verursacht habe. Käme die Ma
welche ein Vulkan auswirft, aus einer so unbetr
chen Tiefe, wie der Herr von Büffon behaupte
würde der darüber liegende Theil des Berges
sehr kurzer Zeit zerstoben seyn, da hingegen die
des Berges bei jedem Ausbruch sich vermehret.
die Materie, welche ein Vulkan seit so vielen

hunderten an Lava, Asche, Steinen ꝛc. ausgestoßen hat, auf einen Haufen zusammen gebracht werden könte, so würde solche mehr denn drei dergleichen Berge ausmachen. Läge der wirkliche Feuerheerd in den Vulkanen nur hart unter dem sichtbaren Fus des Berges, so würde die Quantität der ausgeworfenen Materie sehr bald ein großes Leere unmittelbar unter dem Berge lassen, daß dieser nach wenigen Ausbrüchen hinabsinken und verschwinden müste. Hierauf erkläret der Ritter die Ursachen, woher es komme, daß beinahe der ganze Boden des Landes aus Tufstein mit untermischten Adern von dürrer und loser Materie über der Tufa zusammen gesetzt ist.

Zu Cuma, in den Seen Avernas und Mare Morto, zu Baia, findet er die Spuren von Vulkanen. Das Eiland, Nisida, ist der halbe Kegel eines Vulkans. Procida scheint von dem Eilande, Ischia, abgerissen zu seyn. Der Boden des letztern ist dem am Vesuv volkommen ähnlich. Ueber das ganze Eiland sind ohnzähliche heiße, warme und kalte Tunelen zerstreuet. Hier liegt in einem Felsen von alter Lava eine kleine Höhle, (Ventaroli) worin es unerträglich kalt ist. Vermuthlich rühret dieses von der Menge des Salpeters her, welchen man an allen diesen Oertern findet. Nach aller Wahrscheinlichkeit ist das Eiland (Ischia) eben wie die Liparischen Eilande, aus dem Grunde des Meeres aufgestiegen und durch verschiedene spätere Ausbrüche zu seiner jetzigen Größe angewachsen. Vielleicht sind die unterirdischen Feuer das Mittel, den Erdboden fruchtbar und die Mineralien erreichbar zu machen. Die Luft in Ländern, die

voller

voller Schwefel sind, enthält mehr electrische Materie. Hievon rühren vielleicht die Blitze her, welche verschiedenen alten Schriftstellern zufolge bei heiterm Himmel entstanden sind. Die Moseten trift man unter alten Lavas an. Ihre Eigenschaften und Wirkungen stimmen mit denjenigen überein, welche der beständig gemachten Luft zugeschrieben werden.

Sechster und letzter Brief. Die Materie der feuerspeienden Berge wird durch die große Hitze calciniret. Erdpech wird durch einen almähligen Uebergang in Bimsstein, und dieses in ächten Marmor verwandelt. Es ist unnöthig zu berühren, wie viel die physicalische Erdbeschreibung und insbesondere die Lehre von dem Erdbeben und von den feuerspeienden Bergen durch diese merkwürdigen Briefe gewinnet. Uebersetzungen von dergleichen Büchern verdienen Beifal. Die gegenwärtige ist fließend und rein. Wir haben sie an einigen Stellen mit dem Original in den Philosophical Transactions verglichen und meistens getreu gefunden. Folgende Erinnerungen betreffen nur Kleinigkeiten.

S. 76 würde folgende Periode nach der Urschrift lauten müssen: Könten — merkwürdig seyn, und nach Maasgabe des verschiedenen Zustandes, worin sich die durch dieselbe aufgeworfenen Berge befinden, das Zeitverhältnis festgesetzet werden können, nach welchem die Vegetation wieder hergestellet wird. S. 78 wird Fragments besser durch Trümmer als durch Wälle von Bergen gegeben werden können. S. 82. Z. 10 ist tannzey, Farnkraut, ausgelassen. S. 83. Z. 13 sol wol bed of ashes eher eine Lage als ein Beet

von

von Asche bedeuten. S. 85. Z. 12 displayed, erösnete, nicht erleuchtete. S. 87. Z. 9 mouldered down, herabgewaschen, geschlemt. Mürbe geworden sagt nicht genug. S. 96. Z. 8 the high grounds about Naples heist nicht die Anhöhen in der Gegend um Neapel, sondern die obere Schicht des Bodens um Neapel. Der Leser wird jedoch finden, daß diese geringe Eilfertigkeiten der Verständlichkeit nicht hinderlich sind.

Das wäre aber zu wünschen gewesen, daß der Uebersetzer in einer Vorrede, als welche ganz fehlet, uns mit seiner Urschrift näher bekant gemacht hätte. Denn wie es scheint, so sind diese Briefe, die wir gröstentheils in den Philosophical Transactions angetroffen haben, besonders und zwar mit neuen Anmerkungen herausgegeben worden. Auch sind die Kupfertafeln zwar fein und sauber gestochen, in einigen aber die Zahlen ausgelassen, die doch zur Erklärung derselben nöthig gewesen wären.

8.

XI.

Die Schriftlehre von der Dreieiniakeit, worin jede Stelle des N. T. die diese Lehre angehet, besonders betrachtet und die Gottheit unsers hochgelobten Heilandes nach den Schriften bewiesen und erkläret wird, von Samuel Clarke, Doctor der heil. Schrift und Rector

zu St. James Westmünster. Mit einer Vorrede Hrn. D. J. S. Semlers. Frankf. und Leipzig bei Weber 1774. 1½ Alphabet ohne die Vorreden.

Nächst dem Hrn. Oberconsistorialrath Sack, welcher schon in der ersten Ausgabe seines vertheidigten Glaubens der Christen eine Uebersetzung dieses gelehrten und nützlichen Buches uns erwarten ließ, ist Herr D. Semler, wie er selbst in der lesenswürdigen Vorrede sagt, in Deutschland einer der ersten gewesen, welche die Clarkischen Schriften über die eigentlich schriftmäßige Lehre von der Dreieinigkeit wirklich selbst gebraucht und öffentlich unter uns mit einer Art von eingeschränktem Beifal zuweilen empfohlen haben. Und es ist nicht genug zu verwundern, wie bei dem Schwolle so mancher unbedeutender Schriften, die wir Deutschen über das Meer kommen lassen, gegenwärtige Schrift, die so vieles Aufsehn in England gemacht hat, und zur gewissenhaften Untersuchung jenes großen Lehrsatzes am besten dienen kan, hat können unübersetzet bleiben. Wir hoffen daher nicht, daß irgend jemand so unverschämt seyn werde, dem Hrn. D. Semler über die Herausgabe dieses Buches Vorwürfe zu machen, um so viel weniger, da er, wie er sich auch schon sonst erkläret hat, demjenigen, worauf Clarke so viel bauete, der Uebereinstimmung der so genanten Kirchenväter, wäre sie auch noch größer und erweislicher, gar kein entscheidendes Gewicht für die gewisse einzige Wahrheit des arianischen gröbern

oder

oder feinern Systems beileget. Der Recensent erinnert sich, daß aus der vortreflichen historischen, der Baumgartenschen Polemik vorgesetzten Einleitung gelehrte, auch sehr moderne Theologen den Argwohn geschöpft haben, Hr. D. Semler sey ein Freund des arianischen Systems. Gegenwärtige Vorrede kan ihnen diesen Argwohn, wenn es nicht schon die vor einiger Zeit herausgegebene Dissertation von der Gottheit Christi gethan hat, vollends benehmen, und merkwürdig mus also folgendes Urtheil des Hrn. Semlers seyn, daß der Arianismus mit viel wenigerm Rechte schriftmäßig heißen kan, als die entgegenstehende richtiger beschriebene Lehre.

Da die Clarkische Schrift dem Inhalte nach noch immer wenigen in Deutschland bekant seyn dürfte, so glaubt der Recensent nichts überflüssiges zu thun, wenn er den in gegenwärtiger Vorrede befindlichen und vom seligen Baumgarten im vierten Bande der Nachrichten von einer Hallischen Bibliothek St. 22. S. 342 veranstalteten Auszug hieher setzet. Die Schrift, heist es in der Baumgartenschen Recension, besteht außer einer Einleitung, worin die heilige Schrift als der einzige Bestimmungsgrund göttlicher Wahrheiten angepriesen wird, aus drei Haupttheilen. In dem ersten Haupttheile sind die Schriftstellen des N. T., welche die Lehre von der Dreieinigkeit betreffen, gesamlet und mit Anmerkungen erläutert worden. Es sind dieselben in vier Capitel und in eben so viel Gattungen abgetheilet, unter welchen die erste von dem Vater handelt, in sechs Abschnitten, deren jeder wieder eine besondere Art von Schriftstellen enthält;

die zweite handelt von dem Sohne in fünf Abschnitten; die dritte vom Heil. Geist, in sieben Abschnitten, und die vierte von allen drei Personen zugleich. In dem zweiten Theile komt eine weitere Ausführung dieser Lehre in 55 §§ oder kurzen Sätzen, welche in den jedesmal beigefügten Anmerkungen erläutert und bewiesen werden. Es ist dem D. Clarke zufolge ein höchstes Wesen und Ursache aller Dinge, so auch nur eine Person ist. Mit demselben ist von Anbegin (ehe die Welt war) eine zweite göttliche Person, der Logos, und eine dritte, der Geist des Vaters und des Sohnes zugleich da gewesen. Das eigentliche Wesen und die Natur dieser Personen sind uns aus der Schrift nicht bekant, sondern sie beschreibt uns dieselben nur nach ihren persönlichen Eigenschaften und Werken. Der Vater allein ist selbstständig und die Quelle aller Macht und Hoheit, auch aller Verrichtung des Sohnes und heiligen Geistes. Er ist allein über alles, der Gott der ganzen Welt, der Gott Abrahams, der Gott und Vater unsers Herrn Jesu Christi. Wo die heil. Schrift von dem einigen Gott redet, oder dies Wort mit erhabenen Beiwörtern begleitet, oder endlich überhaupt von Gott spricht *), da meinet sie allezeit nur den Vater. Der Sohn ist nicht selbstständig, sondern hat sein Wesen und alle seine Eigenschaften vom Vater bekommen. Die Art, wie dergleichen zugegangen, ist nicht in der Schrift bestimmet, darf also

*) Besonders wenn dieser Name, GOtt, das Subject eines Satzes ist; ist es aber das Prädicat von einem andern, so ist es nicht der gleiche Fal, S. 344.

also auch von uns nicht bestimt werden, so wenig als die Zeit, außer daß es von Anbegin oder vor aller Welt geschehen. Nach den ältesten Kirchenvätern ist dergleichen nicht nach einer natürlichen Nothwendigkeit, sondern durch eine willkührliche Handlung des Vaters geschehen. Das menschgewordene Wort ist nicht eine innere Bestimmung, oder die Weisheit Gottes, sondern eine wirkliche Person. Ferner, der heil. Geist ist eine eigentliche Person, aber nicht selbstständig, sondern vom Vater entstanden; die Zeit dieses Entstehens ist in der Schrift nicht weiter bestimmet, als durch den Beisatz: Von Anbegin, so wenig als die eigentliche Art desselben, die wir also auch nicht bestimmen dürfen. Die den Sohn und heil. Geist für selbstständig ausgeben, fallen dadurch (nach des Clarke Einsicht) in den sabellianischen Irthum, und heben ihre persönliche Existenz wirklich auf. Die Person des Sohnes wird in der Schrift oft Gott genennet, so aber nicht in Absicht seines eigentlichen Wesens, sondern in Absicht seines Verhältnisses gegen den Vater und der von demselben mitgetheilten Vorzüge geschieht. Der Sohn ist das Werkzeug, wodurch der Vater die Welt gemacht und regieret. Es werden demselben alle mittheilbare göttliche Eigenschaften zugelegt, in so fern sie keine Selbstständigkeit mit sich führen. Der heil. Geist wird uns beschrieben, als der Urheber aller Wunderwerke, so von Christo und andern verrichtet worden, der auch Christum in allen seinen Verrichtungen auf Erden regieret. Ihm wird die Eingebung der göttlichen Schriften und die Regierung der Apostel in ihren Amtsverrichtungen, imgleichen die Heiligung

der Herzen und Tröstung der Christen zugeschrieben. Es werden ihm höhere Eigenschaften beigeleget als einem Engel oder irgend einem andern Wesen, ausgenommen dem Sohn. Die Person desselben wird in der heiligen Schrift nie Gott oder Herr genennet. Der Ausdruck, Gott, wird alzeit nur von einer Person, entweder dem Vater oder dem Sohn gebraucht. Dieser steht unter jenem und hat alles von ihm, auch alle göttliche Verrichtungen des Sohnes sind nur ein Gebrauch der Kraft des Vaters, nach dessen Verordnung und Willen dieselben auch geschehen, und auf die höchste Ehre desselben gerichtet werden. Die ganze Person des Sohnes betete zu dem Vater aus Erkentnis der Oberherrschaft desselben, dankte ihm also mit der Benennung seines Gottes. Die Ursache, warum die Schrift nur einen Gott zu seyn versichert, und doch beide, den Vater und Sohn, Gott nennet, ist, weil die höchste Oberherrschaft ursprünglich allein bei dem Vater ist, dem Sohne aber aus einer Mittheilung zukomt. Der heil. Geist stehet unter dem Vater, und handelt nur nach Maasgebung des Willens desselben. Imgleichen stehet er unter dem Sohn *), sowol wesentlich als auch durch den Willen des Vaters. Hieraus folget, daß die allerhöchste Ehre und Gottesdienst allein dem Vater zukomme, auch alles Gebet zu ihm gerichtet werden müsse, dem Sohne und heiligen Geiste aber nur auf eine entferntere Weise. Bei allen

*) Das einzige ausgenommen, daß er der Führer und Anweiser unsers Herrn Jesu Christi während dem Stande seiner Erniedrigung hier auf Erden gewesen ist.

allen göttlichen Verhältnishandlungen gegen die Geschöpfe sind der Sohn und heiliger Geist nur Mittelspersonen und Werkzeuge. Der Sohn war vor seiner Menschwerdung bei Gott, war in der Gestalt Gottes, und hatte Ehre mit dem Vater. Doch wurde ihm unmittelbar keine gottesdienstliche Ehre erwiesen, außer in so fern er in der Schahina die Wohnung Gottes vorstellete. Bei seiner Menschwerdung und Ausrichtung seines Mitleramts auf Erden entäußerte er sich dieser göttlichen Ehre; nach deren Vollendung aber wurde er wieder erhöhet, und bekam nunmehr in seiner eignen Person göttliche Verehrungen, die aber auf keiner wesentlichen Würde desselben beruhen, sondern aus seinen Mitlersverrichtungen gegen die Kirche herzuleiten sind; daher auch dieselben alle zuletzt auf den Vater zurückgehen. Der Gottesdienst, so dem heil. Geist zukomt, besteht in dem Taufen auf seinen Namen, in der Anwünschung der Gnade und des Segens von ihm, in der Bezeugung der Wahrheit bei ihm, und in der Verhütung des Widerstrebens gegen seine Wirkungen, auch der Verschmähung, Versuchung und Betrübung desselben. Die Richtung des Gebets zu ihm ist weder in der Schrift, noch den ältesten Kirchenvätern gegründet, so wenig als einige Doxologien desselben. In dem letzten Capitel werden endlich verschiedene Benennungen der drei Personen angeführt, die ihnen in solchen Schriftstellen beigeleget worden, darin sie beieinander stehen, und daraus der Schlus gemacht, daß das Wort Gott in der Schrift nie die Dreieinigkeit, sondern blos die erste Person anzeige. In dem dritten Theile werden in zwei Capi-

telu die Stellen aus der englischen Liturgie abgehan
delt, welche zu der Lehre von der Dreieinigkeit gehören
und zwar in dem ersten diejenigen, welche der Ver
fasser mit seinem Lehrbegriffe übereinzustimmen glaubt
in dem zweiten die, so demselben zuwider zu seyn ge
schienen, welche er nach Maasgebung der ersten al
der häufigsten erkläret wissen wil, dabei er auch da
Alterthum sowol als Ansehn des Athenasianische
Glaubensbekentnisses verdächtig zu machen sucht.

Hier haben meine Leser eine ganz unpartheiisch
und aufrichtige Recension des Clarkischen Buche
Ueber die Hypothese des D. Clarke selbst wil der R
censent anjetzt nicht urtheilen, sondern lieber sein U
theil zurückhalten, bis die übrigen noch dazu gehö
gen Schriften übersetzt werden, die ehestens folgen s
len. Um doch aber die Leser mit der Auslegungsa
des D. Clarke bekant zu machen, und ihnen zugle
die Nützlichkeit des Buches zu zeigen, wil der Rec
sent nur etliche wenige Stellen aus dem Buche an
zeichnen. Matth. 19, 17. wird als eine Stelle t
N. T. angeführet, wo der Vater Einer, oder
Einige Gott genennet werde. „Vergleichungsw
geredet ist sonst niemand gut, weil Er (der Vat
allein ist αυτοαγαθον.“ Der Recensent kan sich nicht
reden, daß unser Heiland mit den Worten τι με λε
γεις αγα
θον, ει μη εις ο θεος, dem Jüngling einen so m
physischen Begrif von dem αγαθος und von Gott
be geben wollen. Der Jüngling hatte den Heil
διδασκαλον αγαθον genennet, ein Titel, der u
den Juden gemein war. Was nennest du mich
antw

antwortete der Herr, nämlich einen guten Lehrer? Keiner, kein Lehrer ist gut, als Gott allein. (Hiob 36, 22.) Und dieser Titel gebühret mir nur also in sofern, als ich von diesem höchsten Lehrer gesand bin, und meine Lehre von Gott ist. Als ein solcher Repräsentant der Gottheit sage ich dir: Halte die Gebote. Der Herr Christus bestraft also mit diesen Worten den Jüngling, daß, da er ihm den guten, das ist, den von Gott gesandten Lehrer nenne, er doch noch so wenig standhafte Neigung zur Tugend habe. Apostg. 5, 4. versteht Clarke unter Gott richtig zunächst den Vater, denn dem heil. Geist lügen, war gerade so viel, als Gott selbst lügen, der durch seinen heiligen Geist in den Aposteln wohnte, vergl. 1 Cor. 3, 16. wie auch Athanasius selbst diese Stelle so erkläret. 2 Cor. 12, 19. wir reden es in Gottes Gegenwart, und nehmen Christum zum Zeugen, verg. Röm. 9, 1. Gal. 4, 8. Die von Natur, das ist, nach der wahren Beschaffenheit der Dinge, nicht Götter sind, keine wirkliche Gewalt und Herrschaft über euch haben. Die Götter, von denen hier geredet wird, sagt Clarke, waren entweder Götter, die in der Natur überal nicht existirten, (τοις μη φυσει σσι θεοις, oder nach der alexandrinischen Handschrift, τοις φυσει μη σσι θεοις) oder aufs höchste waren es Dämonen, Wesen, die wirklich nicht von der Natur waren, welche ihre Anbeter ihnen behaupten wolten, als besässen sie eine unsichtbare Herrschaft und Gewalt über die Menschen. Clarke ist geneigt, dies von den verdorbenen Juden zu verstehen, Anbetern der Engel, oder Beobachtern der Tage und Monate V. 10, dessen auch Clemens Alexandrinus

Strom. 6. und Origenes, in 10. die Juden beschuldigen. Bei dem Worte Φυσις macht Clarke die richtige Anmerkung, daß es in der heil. Schrift nicht die Natur der Dinge in dem metaphysischen, sondern nur in dem gemeinen moralischen oder politischen Sinne bedeute, den Zustand und Beschaffenheit der Dinge, ihre Fähigkeiten, Kräfte und Umstände, und zuweilen auch nur Gebräuche, als Ephes 2, 3. von Natur Kinder des Zorns, nicht durch unsre ursprüngliche Natur oder Wesen, bewahre Gott! sagt Clarke, sondern durch die damaligen Umstände unserer Natur, durch die angewohnte Verkehrtheit und Verdorbenheit der Sitten vor unsrer Bekehrung zum Christenthum. 1 Joh. 5, 20. 21. Wir wissen, daß der Sohn Gottes gekommen ist, und uns Verstand gegeben hat, daß wir ihn, den wahren Gott erkennen mögen: (τον αληθινον Θεον, nach den besten Handschriften) und wir sind in dem wahren (Gott) durch (vermittelst) seinen Sohn Jesum Christum. Dieser ist der wahre Gott, (welchen zu kennen der Sohn Gottes uns Verstand gegeben hat, und in welchem wir vermittelst dieses Sohnes Gottes sind) dies ist der Weg, der zu ihm führet, das heist: Dies ist die wahre Religion, und der Weg zum ewigen Leben, nämlich die Anbetung des wahren Gottes durch seinen Sohn J. C. welcher ist der Weg, die Wahrheit und das Leben.“ Man kan gar nicht leugnen, daß diese Erklärung dem Zusammenhange und dem Stile Johannis (siehe Joh. 17, 3.) weit gemäßer, als die gewöhnliche ist; und das ὁτος kan gar keine Schwierigkeit machen, wenn es nicht sowohl, wie Wettstein thut, auf das kurz vorhergehende αυτὸ gezogen,

sagen, sondern der ganze Satz ουτος εστιν ο. α. θ. als eine kurze Wiederholung und Schlusfolge des bishergesagten betrachtet wird, dergleichen bei dem Johannes gewöhnlich ist, als 2 Joh. 7. es sind viele Verführer in die Welt gekommen, die nicht bekennen Jesum Christ, daß er in das Fleisch gekommen ist. Dieser (ουτος) ist der Verführer und Widerchrist. Clarke macht noch die Anmerkung, daß kein Schriftsteller vor der Zeit der nicänischen Kirchenversamlung die Worte (dieser ist der wahre Gott) von Christo erkläret habe. Epiphonius: „Wenn der Apostel (Johannes) von dem μονογενει θεω redet, setzt er nicht hinzu: Θεος αληθινος, sondern der Vater wird in der Schrift αληθινος θεος genennet, der Sohn μονογενης θεος. Dem Vater giebt sie den Titel Θεος αληθινος, dem Sohn Θεος. (Ancor. Sect. 3. 4. Joh. 1. ο λογος, das Orakel Gottes, der große Offenbarer des Willens Gottes an die Menschen, der patris voluntatem, jus, sententiam dicit, welche Bedeutung Clarke aus den Kirchenvätern und dem Philo beweiset. Zu den Stellen aus dem Philo wären vielleicht noch diejenigen hinzuzusetzen, wo Philo den Aaron nennet den λογον Moses, als Alleg. L. I. ed. Mang. T. I. p. 59. L. III. p. 96. vergl. mit deterius potiori insidiatur T. I. p. 199. Bei Röm. 9, 5. giebt Clarke derjenigen Auslegung den Vorzug, nach welcher die Worte ο ων επι παντ. θ. ε. τ. α. als eine Doxologie des Vaters genommen werden, indessen habe doch auch die gewöhnliche Uebersetzung keine Schwierigkeit, denn Paulus sage nicht ο ων ο επι παντων Θεος, sondern ο ων επι παντων θεος, oder ohne das Wort θεος, und denn müsse doch der-

derjenige nothwendig ausgenommen seyn, durch de
mitgetheilte göttliche Kraft und höchste Gewalt C
stus Gott und Herr über alles ist, nach dem Schl
Pauli 1 Cor. 15, 27. Die socinianische Auslegung
Worte Joh. 1, 3. hält Clarke für äußerst gezwun
und unnatürlich, denn σαρξ εγενετο V. 14. zeige n
wendig an, der λογος habe vorher existirt. Letzt
sieht der Recensent nicht ein, und auch darin kann er
D. Clarke nicht beifallen, daß von niemanden,
von Christo mit einiger Schicklichkeit gesagt wer
könne: σαρξ εγενετο, oder ανθρωπος εγενετο. Jo
phus contra Apionem L. I. § 4. Δραϰοντος - ολ
προτερον της Πεισιστρατε τυραννιδος ανθρωπον γεγ
τος. Col. 1, 19. Fülle der Gottheit, das ist,
göttlichen Macht, Herrschaft und Gewalt. Θεο
bedeute so wenig das Wesen, die Substanz Gott
als ανθρωποτης das Wesen des Menschen. Joh.
28. Gott der Vater sey in allen Absichten größer,
der Sohn. Clarke führt hiebei merkwürdige Stel
aus den Kirchenvätern an, wo diesen Worten ein g
cher Sinn gegeben wird. Nazianzonus: wolte n
sagen, der Vater sey größer, denn Christus, insof
dieser als Mensch betrachtet wird, so ist dies wa
aber unerheblich; denn was ist das merkwürdig, d
Gott größer ist, als ein Mensch. Orat. 36. Rö
8, 27. Φρονημα του πνευματος vergl. mit V. 26. h
Clarke für einen starken Beweis für die wirkliche P
sönlichkeit des heiligen Geistes. S. 472 bestre
Clarke die Distinktion des Bischofs Bull zwisch
Sohn betrachtet als Gott absolut, und eben denselb
betrachtet als Gott relativ, als Gott von Gott, o

So

Sohn Gottes, indem dies so gar der Lehre des Athanasius entgegen sey, welcher behaupte, daß wir nur ein einziges Urwesen erkennen, und dem Schöpfer Wort (Logos) keine andre Art der Gottheit zuschreibe, als die sich in dem einzigen Gott befinde, weil er aus ihm entstanden sey. Orat. 3. contra Arian. §. 489. folgl. verdient der Clarkische Begrif von der Anbetung, welche uns die heil. Schrift befiehlt, dem Vater, Sohn und heil. Geist zu erzeigen, näher geprüft zu werden. Nur allein eine Person, sagt Clarke, ein besondres verständiges und wirkendes Wesen, und nicht Natur, Substanz oder Wesen, oder irgend ein abstractes Ding kan ein fähiger Gegenstand der Anbetung seyn. Und die Anbetung, die Einer Person gemacht wird, kan eben so wenig auch einer andern Person gemacht werden, so wenig Eine Person eine Andre seyn kan. Die Ehre und Anbetung, die Gott dem almächtigen Vater zukömt, ist, daß man ihm feierlich bekenne. Er sey der Allerhöchste, unumschränkter Weise, und ganz unabhangend, der Sender seines Sohnes, uns zu erlösen, und seines heil. Geistes, uns zu heiligen. Die Ehre, die Christo eigenthümlich gebührt, ist, daß man ihm bekenne, er sey unser Erlöser, Mitler und Vertreter (Offenb. 5, 9.) und diese Ehre oder Anbetung kan so wenig dem Vater gegeben werden, als die des Vaters dem Sohne kan gegeben werden. Die Ehre, die dem heil. Geist eigenthümlich zugehöret, ist, daß man ihn bekenne, Er sey nach dem Willen des Vaters, der Eingeber der Propheten und Apostel, der Tröster aller guten Christen, der Austheiler aller wunderthätigen und anderer geistlichen Gaben, und

der

der Heiligmacher aller Herzen. Den Engeln aber i
abgestorbenen Heiligen gebühret überal keine Anbetu
weil ihnen keine Macht, kein Gericht übergeben
und dergleichen Anbetung ist darum Abgötterey, ni
daß man sie wie den almächtigen Gott anbete, sonde
daß man die Anbetung des Mitlers denen erweise,
Gott niemalen zu einem solchen Amt verordnet hat.

Der Recensent mögte gern seinen Lesern noch e
ge Proben von den gelehrten Clarkischen Anmerkun
über manche Stellen der Kirchenväter mittheilen, w
er nicht befürchten müste, zu weitläuftig zu werd
Gegenwärtiger Auszug kan ohnehin schon jedem zei
daß dieses Buch nicht nur nicht schlimme und gefä
liche Sachen enthalte, sondern vielmehr jedem,
eine so wichtige Schriftlehre, und alle dazu gehöri
biblischen Stellen in richtiger Ordnung untersuc
will, von dem grösten Nutzen seyn werde. Und v
leicht wird durch Lesung desselben mancher, der
Socins Straße wandelte, von seinen Abwegen
rückgebracht.

33.

XII. XIII.

Historiæ Augustæ Scriptores Sex. Ael. Spar
nus, Jul. Capitolinus, Ael. Lampridi
Vulc. Gallicanus, Treb. Pollio, Fl. Vo
cus. Lipſ. 1774. 8.

Gotfr. Mascovii Oratio de usu & præstar
hi

historiæ augustæ in jure civili præfatus est & animadversiones nonnullas adjecit J. L. E. Puttmannus. Lipſ. 1774. 8.

Dieſe Geſchichtſchreiber verdienten allerdings, daß ſie aufs neue herausgegeben wurden. Die Editionen, die man bishero von denſelben gehabt, ſind wegen ihrer Seltenheit gewis nicht in ſo vielen Händen, als ſie wegen des ausgebreiteten Nutzens, den dieſe Schriftſteller gewähren, billig ſeyn ſolten. Das Vorhaben des Herausgebers Hrn. M. Joh. Peter Schmid eine neue Edition zu veranſtalten, war alſo, von dieſer Seite betrachtet, ſehr lobenswerth. Allein ob es gut gethan, daß er dieſe Scriptores ſo erſcheinen laſſen, wie ſie hier ſind, oder ob es nicht beſſer geweſen, ſie in einen andern Kleide auftreten laſſen, iſt eine andere Frage. Hievon wollen wir hernach weiter reden, wenn wir erſt die Oeconomie des Buchs ſelbſt angezeiget haben.

Man trift zuerſt eine leſungswürdige Vorrede des Hrn. Pr. Püttmann an, worin von den Nutzen und den Fehlern dieſer Geſchichtſchreiber gehandelt wird. Auch bei ihren unleugbaren Fehlern, haben ſie auch manche ungerechte Beſchuldigungen betroffen, gegen welche ſie Hr. P. vertheidiget. Er recenſirt zugleich, bisweilen critiſch, 16 Ausgaben dieſer Schriftſteller, und macht uns zu Excurſen über dieſe Scriptores Hofnung, denen wir mit Verlangen entgegen ſehen, wobei wir den Wunſch nicht verhelen können, auch die Maskoviſchen Anmerkungen bald leſen zu können, wozu anjetzt um ſo mehr Hofnung zu ſeyn ſcheinet, da ſie die Georgiſche Buchhandlung in

Leip-

Leipzig aus der Stieglitzischen Bibliothek an sich geka
hat.

Hierauf folget J. Casauboni de Sex istis Sc
ptoribus H. A. prolegomena.

Darauf Salmasii Præfatio edit. Paris. 1620

Nächstdem Malcovii Oratio de usu & p
stantia H. A. in jure civili mit Hr. P. Anmerk
gen.

Denn H. Dodwellii de his Scriptoribus S
tentia.

Hierauf M. Ausonii in quosdam imperat.
trasticha.

Endlich G. J. Vossii Sex H. A. Scriptor
Vita & Scripta.

Hierauf kommen die Scriptores H. A. selbst.
ist der bloße Text, ohne Noten, nach der Hackschen A
gabe, ziemlich correkt, so viel wir bemerket haben, u
aber mit den Salmasischen Verbesserungen, die
Theil im Indice mit den Casaubonischen und Gru
schen vorkommen, und dann folgt ein Glossarium
index latinitatis. Dies ist der ganze Inhalt des Bu
Nun unser Urtheil über diese Edition. Wir ha
schon vorhin gesagt, daß Hr. S. dafür, daß er d
Scriptores gemeinnütziger zu machen gesucht ha
Dank verdiene. Aber warum hat er sie so nacke
ohne einige Noten ediret? Der Vorredner, Hr.
Püttman hat sich nicht darüber erkläret, warum
gelehrte Republik, die sich nach einer mit den
en Entdeckungen bereicherten Ausgabe längst gese
durch diese so sehr getäuschet worden. Es ist
darüber keine Entschuldigung beigebracht. Denn

das Glossarium diese Stelle vertreten solle, wird wohl dem Herausgeber zu behaupten nicht beifallen. Diese Geschichtschreiber, die ohne eine ausgebreitete Alterthumskunde, ohne Kentnis der Jurisprudenz, ohne Einsicht in die Geschichte und die damalige Staatsverfassung, ohne Kentnis des Privatlebens der Römer, gar nicht verstanden werden können; die in dem Geiste des Suetons oft nur mit wenigen Worten auf eine Sache anspielen, und eine ganze Fülle von Gedanken dem Leser hinterlassen; diese Schriftsteller, woran schon so viele Gelehrte gearbeitet haben, woran noch viele arbeiten werden, und doch der Nachkommenschaft noch immer eine reiche Nachlese hinterlassen müssen, ganz ohne Noten zu ediren, ist weder ein Geschenk für Gelehrte (denn wer hat alle zum Verstande dieser Schriftsteller nöthige Kentnisse?) noch weniger für Ungeübtere. Alles also, wodurch Casaubonus, Salmasius, Gruterus u. a. m. es sey aus den Alterthümern, der Geschichte oder dem Rechte, diese Scriptores aufzuhellen sich bemühet, ist für die Käufer dieser Edition verlohren, und wer keine andere Ausgabe in der Hand hat, wird traurig, und über dunkele unverständliche Stellen, die ihm aller Orten aufstoßen, misvergnügt, diese Edition bei Seite legen.

Was das Glossarium betrift, welches über ein halbes Alphabet beträgt, so kan man demselben die viele Mühe, die es dem H. gemacht, wohl ansehen, ohnerachtet doch in Absicht der Latinität selbst, noch viele Stellen vermisset werden. Allein, wozu nützt, außer der Latinität, ein solches Glossarium? Wir wollen uns anjetzo über den Nutzen und die Unbequemlich-

keit eines solches Wörterbuchs nicht weitläuftig äußern, da schon solches von andern geschehen ist und darüber treffende Bemerkungen gemacht sind. So viel ist allemal gewis, daß selten der Sin des Schriftstellers dadurch gewinnet, und besonders das Historische nicht dadurch ins Licht gesetzet wird. Man versuche es mit diesen Scriptoribus, wo ein unbekanter historischer oder aus der Staatsverfassung zu erläuternder Umstand die Schwierigkeit macht, und man wird finden, daß das Glossarium in diesem Betrachte ganz ohne Nutzen sey. Das gegenwärtige hat überdem den Fehler noch, daß auch nicht einmal die neuern, nach Salmasii Zeiten gemachten, Verbesserungen in Absicht des Textes (denn von neuern Erläuterungen in Absicht der abgehandelten Sachen selbst können wir nichts sagen, weil uns dazu keine Gelegenheit gegeben worden) genutzet, vieles darin nicht genau genung erkläret, einiges gar nicht erkläret, und verschiedenes gar falsch ausgeleget worden ist. Wir wollen von allem einige Beispiele geben.

1) Sind die neuen Verbesserungen nicht genutzet. Capit. in Pio c. 1. sagt: Atque adeo consobrinorum & vitrici & multorum affinium hereditate ditatus est. Hier und beim Vopisco in Aurel. c. 3 Verum adeo Aurelianus, ut erat paratus, ex Europa revertit, lieset Cannegieter in Observ. L. c. 8. p. 278. weit richtiger statt adeo, ideo.

Beim Cap. in Marco c. 4. mus anstat respondit entweder nach Salmasii Verbesserung respondique, oder nach Best Meinung de rat. em. leg. p. 22 noch besser durch eine Gemination gelesen werden: Cum eum ad divisionem mater vocaret, & respond

S

Stat Mummio Quadrato beim Capit. in Marco c. 7. mus es nach Otto Bemerkung in Præf. T. I. Thes. Jur. Civ. p. 26. Ummidio Quadrato und beim Spart. in Adr. c. 14. gleichfals Ummidium Quadratum heißen.

Die Verbesserung die Noodkerk in Obs. p. 116. bei der Stelle des Cap. in Marco c. 13. macht, da er stat uti quis vellet, fabricaret sepulcrum, lieset ubi quis vellet, ist offenbar besser, so sehr auch jenes noch vertheidiget wird.

Beim Cap. in Marco c. 9. ist die Interpunktion unrichtig. Nach Heineccii Einbesserung ad L. Pap. Pop. p. 266. mus das Comma nicht vor intra trigesimum diem, sondern dahinter stehen.

Stat der Worte des Cap. in Pertinace c. 7. Delatores vinctos puniri jussit lieset der Hr. Pr. Schott in Diss. de constit. Pertinacis weit richtiger victos.

Beim Spart. in Severo c. 11. ist Tiburtium wegen der Lage dieses Orts falsch. Es mus heißen Tinurtium, und nach Wesselings Verbesserung in Not. ad vet. Rom. itiner. p. 359. mus noch hinzugesetzet werden: Deinde apud Lugdunum.

Beim Spart. in Carac. c. 9. ist Cellam Soliarem besser, als Cellam Solearem.

Nach der Röverschen Einbesserung in Thes. Diss. Belg. Jurid. T. I. Vol. I. p. 176 lieset man beim Vopisco in Aurel. c. 8. stat testor autem omnes Deos me etiam timuisse, nequid etiam erga filium meum severius, si quid ille feciſſet, ut est natura pronus ad ludicra, laevius cogitaret, bes-

ſer: Nequid etiam erga filium meum, ſi quid le vius ille feciſſet, ut eſt natura pronus ad ludicra ſaevius cogitaret.

Beim Spart. in Adr. c. 5. mus ſtat: Quamvi Craſſum — iniuſſu eius occiderit, offenbar geleſe werden: iuſſu ejus, wie ſolches Caſaub. und Grute rus ſchon bemerket haben.

Dergleichen neuere Verbeſſerungen könten no häufig beigebracht werden; allein wir müſſen, um nic zu weitläuftig zu ſeyn, abbrechen. Es hat aber au noch der Index, von dieſer Seite betrachtet, den Fe ler, daß wenn Variantes lect. angeführet werde man ſelten auf etwas gewiſſes geleitet wird. Gewöh lich heiſt es: Salmaſius vult; Caſaubonus interpr tatur; Gruterus coniicit. Wer von dieſen Mä nern Recht habe, darüber iſt der Herausgeber unbekü mert. Nur ſehr ſelten fügt er ſein Urtheil bey. W nützt es aber ſtreitenden Partheien, wenn der Richt immer Zeugen abhöret, und niemals entſcheidet?

2) Iſt vieles im Indice nicht genung erklär So wird Aerarium durch theſaurus publicus erlä tert, wodurch die eigentliche Bedeutung nicht erſchöp iſt, denn fiscus war auch theſaurus publicus.

Amburbium wird durch luſtratio urbis erklä Wie viel fehlt noch, ehe man den wahren Begrif d von erhält.

Hilaria, heiſt es, ſunt feſti dies matri De rum ſacri, ſic dicti, quia ſimulato luctu, finit exordium lætitiæ celebrabatur. Was unter ſim lato luctu verſtanden werde, ſolte hier erkläret ſey oder man ſolte es unter dies ſanguinis finden. A man findet nichts.

We

Wenn es beim Spart. in Geta c. 2. heiſt: Daß Geta den Namen Antoninus deswegen erhalten habe, quod Marcus Severum ad fiſci advocationem delegerat ex formulario forenſi; ſo heiſt es im Indice unter formularius: Salmaſius mavult formularia, ut ſit actus & officium formularii. Nun weis man nichts weiter als vorhin. Wäre aber hinzugeſetzet worden, daß formularius forenſis ein legulejus & vulgariam actionum præco geweſen, wie aus Quint. L. 12. Inſt. c. 3. klar iſt, ſo wäre alles deutlich.

3) Von dem, was gar nicht erkläret worden, wäre vieles zu ſagen. Zwar ſind einige Sachen ganz gut ins Licht geſetzet worden, aber wie vieles nicht, wo man alle Augenblick ſtocket? Wer z. E. nicht weis, was beim Cap. in Pert. c. 9. vocationes vendere heiſt; was beim Spart. in Adr. c. 17. amici und Comites ſind; was c. 9. prætorum & conſulum officia frequentare und Magiſter officiorum bedeutet; was c. 13. quinquennales und aromatica ſind; was beim Capit. in Marco c. 11. cavit calumniis quadruplatorum appoſitis falſis delatoribus nota ſagen will; was c. 21. Diocmitæ geweſen; was beim Lampr. in Alex. c. 22. unter fumum vendere verſtanden werde, was regeſta beim Vopiſco in Probo c. 2. geweſen, u. ſ. w. der wird keinen Troſt aus dem Gloſſario erhalten; wie denn überhaupt faſt alles was den Statum publicum betrift, unerklärt geblieben iſt. Wozu nützt aber bei ſolchem Mangel auch das beſte Gloſſarium?

4) Endlich ſind auch viele Stellen falſch erkläret worden. Z. E.

Vulc. Galb. in Av. Cassio c. 9. sagt: Na & Alexandrum filiae Cassii & genero Druentii liberum evagandi, ubi vellent, potestatem ded Schlägt man im Indice das Wort evagari nach; ist evagandi durch circumeundi erklärt. Falsch, heist liberum exilium, Freiheit zu seyn, wo m wil, nur nicht an dem Orte, der verboten war, w Noodt Prob. L. III. c. 3. zeigt.

Cap. in Pert. c. 13. sagt: Fuit in curia hon rificentissimus, ita & Senatum faventem adorar & quasi præfectus urbi cum omnibus sermone participaret. Im Indice wird honorificentis mus durch honoratissimus & summa auctorita erklärt, welches aber der Nachsatz nicht verstattet. L set man aber stat in curia, in curiam, wie Best rat. em. leg. p. 351. thut, so erhält diese Stelle ei ganz andere Deutung.

Beim Capit. in Alb. c. 4. heist es: Septim ejus die, hora convivii, quod celebritati pu deputabatur &c. Im Indice v. Celebritas w dieses durch celebrando natali gegeben. Es mus a celebrando die lustrico heißen, an welchem Ta dem Kinde der Name gegeben wurde, wie Hein ad L. Pap. Pop. p. 266. beweiset.

So viel von dieser Ausgabe der Script. H. Weil aber auch G. Mascovii Oratio de usu & pra H. A. in jure civili denselben vorgedruckt, solche a von dem Hrn. P. P. besonders auf 2 Bogen in Oc und 1 Bogen Vorrede herausgegeben worden; so w len wir auch diese hier mitnehmen. Dieser gr Rechtsgelehrte beweiset den Nutzen dieser Geschi

schi

ſchreiber in Rückſicht auf die Kaiſer, welche das Recht verbeſſert, der Regierungsart, der Magiſtratsperſonen, der Veränderungen, welche mit dem Recht vorgenommen, und der Gleichheit der Latinität dieſer Schriftſteller mit den Juriſten. Der Hr. P. P. hat in der Vorrede, welches eine andere iſt, als die, welche er vorgedachter Edition der Scr. H. A. vorgeſetzet hat, dieſe Schriftſteller von Seiten ihrer Aufrichtigkeit gerühmet; gezeiget, daß man viel Moral aus ihnen lernen könne; Beiſpiele beigebracht, woraus andere Autoren ein Licht erhalten, und, wie ſchon Caſaub. gethan, daß das Jus civile durch ſie aufgeheitert werde, mit Exempeln beſtätiget.

XIV.

Herrn Sue, des jüngern, Profeſſors der Anatomie und Chirurgie bei der practiſchen Schule zu Paris ꝛc. Chirurgiſches Lexicon. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt und mit Anmerkungen und Zuſätzen vermehrt von D. Johan Georg Krünitz. Zwei Theile, mit Kupfern. Berlin und Stralſund, verlegts Gottlieb Auguſt Lange. 1773. auf 2 Alphabet und 10 Bogen in Octav.

Von dem Original, das im Jahre 1771 zu Paris heraus kam, wollen wir, weil deſſen Werth

entschieden, und dasselbe mit verdientem algemeinen Beifal aufgenommen worden ist, wenig sagen. Es ist gleichsam als ein neues chirurgisches Handbuch zu betrachten, denn es enthält die neuesten chirurgischen Theorien, Entdekungen, Maschinen und Instrumente der berühmtesten Männer aller Nationen, und Herr Sue hat den Stof zu demselben aus den besten Werken genommen, und nach denselben gearbeitet. Man findet die Vorschriften der grösten Meister der Kunst, eines la Martiniere, Morand, Louis, Pibrac, la Faye u. a. m. Herr D. Krünitz hat daher durch diese Uebersetzung um die deutsche Chirurgie sich sehr verdient gemacht, und alle angehende Wundärzte, denen wir dieses Werk vorzüglich empfehlen müssen, einen höchstangenehmen Dienst geleistet. Der geschickte und glückliche Herr Uebersetzer hat die Materien wilkührlich unter ihre lateinische, französische, meistentheils deutsche Benennungen gebracht, nachdem er ungefähr geglaubt hat, daß man sie eher unter diesem oder jenem Titel suchen dürfte; wo aber seine Vermuthung irrig gewesen ist, so ersetzen die Nachweisungen der Artikel in jeder Sprache diesen Mangel völlig. Diejenigen Artikel, über welche der Herr Verfasser sich alzu kurz oder nicht deutlich genug nach dem Bedünken des Hrn. K. gefast hat, hat derselbe durch einige Anmerkungen und Zusätze zu erweitern gesucht. Auch in diesem Stücke erhält Herr K. unser Lob; allein wir finden doch manches, daß Herr K. hinzuzufügen nicht vergessen haben solte. Wir wollen den einzigen Artikel: Blutfluß, nehmen. Wer solte wohl glauben, daß hier das bei äusserlichen Blutflüssen so vorzügliche Mittel

der

der rectificirte Weingeist ausgelassen wäre? Ueberhaupt findet man denselben als ein blutstillend Mittel im ganzen Werke nicht. Und solche, unserer Meinung nach, nicht geringfügige Erinnerungen könten wir noch gar viele machen, hingegen hätte Herr K, da er einmal sich an das Original nicht sklavisch gebunden, viele Artikel kürzer fassen können. Wozu z. E. immer die Compositiones von ganz bekanten Dingen, des Balsam des Arcäus, des Unguenti basilici, die man in allen Dispensatoriis findet? Irrig ist es, wenn Herr K. S. 310 sagt, daß die Nabelbrüche am gewöhnlichsten bei Kindern entstehen, welchen die Nabelschnur zu kurz abgeschnitten. Die Länge oder Kürze der Nabelschnur trägt zur Erzeugung eines Nabelbruchs gar nichts bei. Doch bei der grösten Genauigkeit behält doch wohl so ein Werk immer seine Lücken. Uebrigens sind des Herrn D. K. Zusätze und Anmerkungen sehr wichtig, machen das Werk um ein merkliches brauchbarer, und zeugen von keiner gemeinen Gelehrsamkeit. Dieses Buch ist in seiner Art das einzigste, das wir in deutscher Sprache haben. Die Abbildung der gebräuchlichsten chirurgischen Instrumente sind mit hinzugefüget worden. Diese hätten aber, da der Verleger ohnehin schon die Abbildung wichtiger Kupfertafeln, um den Preis des Werks nicht so sehr zu erhöhen, verbeten, auch eben dieser Ursache wegen gar füglich wegbleiben können, denn man findet die auf diesen beiden Tafeln abgebildete Instrumente in jedem alltäglichen Verbindzeuge, und auch schon bei andern Schriftstellern ebenfals abgezeichnet. Mit dem Buchstaben M. fängt sich der zweite Theil an.

17.

XV.

Auch eine Philosophie der Geschichte zur B
dung der Menschheit. Beitrag zu den vie
Beyträgen des Jahrhunderts. Ταραχ
τους ανθρωπους ου τα πραγματα, αλλα
περι των πραγματων δογματα. **1774.**
12 Bogen.

Wir vermuthen, daß dieses Buch mit dem zi
ner Zeit, unter dem Titel: die älteste Urku
des Menschen Geschlechts, erschienenen, aus e
Feder geflossen ist. Nicht nur die Aehnlichkeit
Stils, der seines gleichen an tadelnswürdiger C
samkeit nicht hat, macht es wahrscheinlich; es bez
es noch mehr die Uebereinstimmung in den Meinu
und Grundsätzen. Ist aber unsre Muthmaßung
gründet, so zeigt das, wie viel unter uns der M
bei den Urtheilen thut, die über Bücher gefält wer
Jenen Quartanten hat man verschiedentlich erho
weil sich ein Gerücht ausgebreitet hatte, von wer
wäre: gegenwärtige Schrift aber, die bei einem
märischen Grunde manchen richtigen und überlegu
werthen Satz enthält, und gewis weit lesenswe
ist, als das andre, ist bisher unbekant und unber
geblieben. Doch da wir bei keinem Buche dar
fragen, wer der Verfasser desselben sey, so wollen
uns auch hier weiter nicht darum bekümmern.

Wir sind weit davon entfernt, zu behaupten, daß wir des Verf. Meinung volkommen einsähen. Bei einem so änigmatischen Schriftsteller, als er ist, mus man das jedem Leser zu gute halten. Bei einem so unbestimt geschriebenen Buche, wo die wichtigsten Untersuchungen auf einem Blatte hingeworfen sind, kan es sogar keinem Leser anders ergehen. Dieses alles macht denn, daß sich vieles darin zu widersprechen scheint. Wir legen dem Leser hier die Hauptsachen kürzlich vor Augen.

Der Verf. wil, wie wir es verstehen, in den Begebenheiten der Welt einen gewissen Erziehungsplan des menschlichen Geschlechts von Seiten Gottes entdecken, und entwirft hier die ersten Züge desselben vom Anbegin der Welt bis auf unsre Zeiten. Je mehr es sich in der Untersuchung der ältesten Weltgeschichte aufkläre, so sagt unser Verfasser, „je wahrscheinli„cher werde mit jeder Entdeckung der Ursprung des „ganzen Geschlechts von Einem. — Dabei sey das „längere Leben der Patriarchen nothwendig gewesen, „die ersten Formen des Menschengeschlechts — den „Stamvätern aller Nachkommenschaft anzubilden. „Bei umserm kurzen Leben sey das nicht möglich; das „müsse dem Maulwurfsauge dieses lichtesten Jahrhun„derts selbst so scheinen.“ Hieraus sol gewis die Richtigkeit der im ersten Buch Mosis vorgetragenen Geschichte erhellen. Uns scheint das gar so deutlich nicht. Denn wir meinen die Mittel, deren sich Gott bedient hat, diese ersten Formen des Menschengeschlechts ihm auf ewig anzubilden, ohne ein längeres Leben der ersten Menschen anzunehmen, ganz deutlich zu sehen,

und

und ein Leben von achtzig Jahren, bei der volkomnen Organisation und bei der Sprachfähigkeit des Menschen scheint uns hinreichend, sich zu einem ziemlichen Grad der Volkommenheit zu erheben, und ihn auf seine Nachkommen fortzupflanzen, wodurch er dann von einem Geschlecht zum andern immer wächst. Endlich aber deucht uns, machen die sichtbaren Spuren ungeheurer auf unserm Erdboden vorgefalner Veränderungen, die dessen graues Alterthum bezeugen, eine viel größere Schwierigkeit gegen Mosis Erzählung, als die Verschiedenheit der Menschen Gattungen gegen ihre Abstammung von Einem, dessen Existenz, fals die historischen Entdeckungen sie bestätigen, doch viel weiter hinaus gesetzt werden mus, als in Mosis ersten Buche geschieht; und als selbst die Unglaublichkeit der den Stamvätern zugeschriebnen Lebensjahre. Daher möchten wir auch dies Buch, wenns möglich wäre, lieber allegorisch erklärt wissen. Doch dies ist nur eine Nebensache; wir setzen sie bei Seite und fahren in dem Auszuge fort. „Orient war also die Wiege des „menschlichen Geschlechts, und da diese in der ersten „Kindheit war, so muste es als ein Kind behandelt „werden. Daher ist Vorbild, Autorität das Mittel „zur Bildung der ersten Menschen gewesen. Der „Patriarch mag ein Despot, Furcht mag die Triebfeder „der patriarchalischen Regierungsform gewesen seyn — „man lasse sich nicht schrecken vom Worte des Fach „Philosophen. — Giebt es nicht ein Alter, wo wir „durch Bildung nach Autorität alles werden.“ Der Verf. versichert, ewig werde Patriarchengegend und Patriarchenzelt das goldne Zeitalter der kindlichen Menschh.

Menschheit bleiben. Hat er das aber auch erwiesen? Ja, wenn Exclamationen Beweise wären! „Aus „dieser Vater-Autorität, heist es ferner, sind Dinge „gekommen, die du jetzt mit aller deiner kalten Philo„sophie des Jahrhunderts wohl unterlassen müßtest. „Freilich hat das im Oriente fürchterliche Folgen ge„habt, daß Despotismus da vielleicht ewig seyn wird, „daß kein Morgenländer noch kaum von einer mensch„lichen bessern Verfassung einigen Begrif haben kan. „— Alles das zugegeben, war nicht anfangs unter „der milden Vaterregierung eben der Morgenländer, „mit seinem zarten Kindessinne, der glücklichste und „folgsamste Lehrling? Hat man einem Kinde aus der „philosophischen Grammatik Sprache beigebracht? „Aus der abgezogensten Theorie der Bewegung das „Gehen gelernt? Also hat es Moral auch nicht aus „einer Demonstration der Sittenlehre lernen müssen. — „Glaube, Liebe und Hofnung in seinem zarten Herzen, „waren die einzigen Saamenkörner aller Kentnisse, „Neigungen und Glückseligkeit. — Und du solltest Be„trügerei, Aberglauben, Sclaverei nennen, was je„nem Kinde das einzige Vesiculum alles Guten war? „Raubtest diesem damit seine bessere Neigungen, die „Seligkeit seiner Natur — machtest es zum unerträg„lichsten Dinge von der Welt, zu einem Greise von „drei Jahren.“

Dies ist der Inhalt dessen, was in diesem Buche von S. 1–18 gelehrt wird. Wer sieht aber nicht, daß das eitel Spiegelfechten ist, indem eine Metapher durch eine grundlose Ausdehnung zu einer Quelle von

Hirn-

Hirngespinsten gemacht wird. Denn nichts als eine Metapher ists, wenn man von Kindheit des menschlichen Geschlechts spricht, deren Aenlichkeit sich augenscheinlich nicht auf die besondern Bestimmungen des ersten Zustandes der Menschen anwenden läßt. Wir würden unsre Leser beleidigen, wenn wir meinten, ihnen dies weitläuftig beweisen zu müssen. Wir fahren also hier mit Ausziehen fort. — „Aus Morgenland „gieng die Politur weiter nach Aegypten und Phöni„cien. Aus dem irrenden Hirtenleben ward festes „Ackerbauleben, Landessicherheit, Ordnung, Poli„cey — eine neue Welt. Knabenalter der Welt.“ Die Verschiedenheit der Phönicier und Aegypter, ob sie schon Zwillinge einer Mutter des Morgenlandes waren, wil der Verf. aus der verschiednen Lage erklären, da der Phönicier noch an einem so inselreichen Meere lag, das recht zur Schiffarth lockte, und daher auch diese nebst Handlung und Künsten, Aegypten hingegen blos Ackerbau trieb. Als wenn nicht die Aegypter an eben dem Meere, mit eben den Reizen zur Schiffarth, die sie doch verabscheuten, gelegen hätten. Man mus andre Ursachen dieser Verschiedenheit suchen, und die giebt es auch, sie gehören nur nicht hieher und sind zu weitläuftig zu erweisen. „Aus bei„den, schreibt der Verf. weiter, bildete sich der Grie„che. Die Sitten musten sich von Orientalischen „Vater- und Aegyptischen Taglöhnersinne, durch die „Phönizische Reiseklugheit gemildert haben, und siehe „die neue schöne Blüthe brach hervor. Griechische „Leichtigkeit, Milde und Landesfreundschaft. Holdes „Phänomen der Natur! Heist griechische Freiheit.

„Das

„Das war das Jünglingalter der Welt, worin bei „aller Schönheit unzählig vieles von der alten frühen „Stärke und Nahrung verlohren gehen muste. Hier„auf kam das Mannsalter menschlicher Kräfte und „Bestrebungen — die Römer. Das ungeheure Ge„bäude das dieses Volk errichtete, trug viel zur Er„leuchtung der Nationen, durch ihre Vereinigung un„ter einem Haupte bei. Allein es stürzte ein, und in „den letzten Jahrhunderten war in den Römischen Lan„den alles erschöpft, entnervt und zerrüttet. Um die „Kräfte der also ermatteten Welt zu erneuern, ge„brauchte die Vorsehung das Mittel, rohe, wilde „Nationen einbrechen zu lassen. Die heidnische Re„ligion, die immer noch das einzige Principium der „Tugend gewesen war, reichte zu diesem Zwecke offen„bar nicht mehr hin. Daher gebrauchte die Vorse„hung die christliche Religion als ein Ferment, um „die Würkungen, wozu Religion erfordert wird, her„vorzubringen.“

Wir verfolgen dem Verf. nicht weiter in der Auseinandersetzung der Art, wie die Sitten, Regierungsformen und Begebenheiten des mitlern Zeitalters, so seltsam sie auch scheinen, zum Vortheil der Menschheit gewürkt haben sollen. Unter verschiedenen Guten ist da viel Falsches gesagt. Der Leser mag es aber selbst nachsehen; wir bemerken hierüber nur zwei Dinge. Erstlich, daß es falsch sey, daß die Welt in den letzten Zeiten der römischen Regierung entnervt gewesen wäre. Es waren zwar nicht mehr jene tapfern Republikaner, die mit Freiheit und Tugend beseelt, die Welt bezwungen hatten. Dies konten Unterthanen

nen in einem monarchischen State nicht seyn. K
Wunder also, wenn sie der tollen Raubsucht der nö
lichen Völker nicht wiederstanden, wozu denn noch
dere Ursachen kamen. Sonst war würklich zur Z
ihres Verfals die Welt mächtiger, als zur Zeit ih
Flors. Deutschland, Frankreich, England, S
nien, waren zu Cäsars und Pompejus Zeiten ha
Wüsteneyen, Wohnplätze halb wilder Völker. Un
den spätern Kaisern aber waren sie bevölkert und ge
tet. Der Staat war schwach, nicht aber seine Thei
Es wäre auch ohne Einfälle der nördlichen Völker e
gestürzt, weil den Theilen an ihrer Verbindung un
einander nichts gelegen war, und sie dieselbe sel
getrent hätten. Allein die Barbarei wäre augensche
lich nicht so hoch gestiegen, wenn Europa sich sel
überlassen worden wäre, und die Zeiten, die wir j
erleben, wären viel eher eingetreten. Ja die Sitt
lehre und die christliche Religion wäre nicht so verd
ben worden, als sie es nachher durch die unwisse
Wildheit der Barbaren wurde. Wir gönnen ein
jeden gerne seine Gedanken. Wenn aber jemand
Hunnen, Gothen, Alanen u. s. w. für vortrefl
Leute halten kan, so können wir weiter nichts sag
als wir wünschten nur, er mögte einmal ein we
darunter leben; nur nicht als Pfaffe, denn für
wars damals die gute Zeit; er solte wohl anders
von denken. Man spricht viel von dem sitlichen
derben der Römer in den letzten Zeiten des Rei
Was wissen wir davon? Was ist die Geschichte
damaligen Zeit anders, als die Geschichte der K
und des Kaiserlichen Hofes? Die Geschichte aller

ßen Höfe und Residenzen ist aber bis auf die letztverflossenen hundert funfzig Jahre, nichts als die Erzählung der grösten Schandthaten. Es sol mir leicht seyn zu erweisen, daß selbst die Kaiserhistorie vom August bis auf Julian, nicht so viel Schandthaten von allen Arten zeigt, als die Geschichte von eben dem Zeitraume in der Regierung der christlichen byzantinischen Kaiser, oder der christlichen Fränkischen, Gothischen, Angelsächsischen und andern dergleichen Königen. Offenbar drang mit diesen Völkern Dumheit, die Laster des abscheulichsten Saufens, Hurens, Mordens und Raubens in Europa ein; diese Dumheit trieb den Aberglauben so hoch, daß sich die ungeheure und lächerliche Gewalt des Pabstes darauf gründete, die ohne ihren Einfal in Europa nie stat gefunden haben würde. Was braucht es Beweise, da, wo die Thatsachen reden? Ist das morgenländische Reich je in den Abgrund von Dumheit und Aberglauben in jene ungeheure Gesetzlosigkeit versunken, als das übrige Europa? Haben wir selbst nicht daher die Arznei gegen das Unheil, das die Barbaren, deren sich die Vorsehung bedient haben sol, die Welt zu bessern, über uns gebracht hatten, erhalten? Es ist auch falsch, daß die Lehnsregierung durch die Unterabtheilungen der Besitzungen Ackerbau und Bevölkerung befördert haben solte. Das hätte sie bei Völkern gekont, die Raubsucht und Dumheit nicht mitgebracht, nicht so lange beibehalten hätten. Aber bei den ewigen Fehden, die in Europa herschten, gieng Bevölkerung und Ackerbau zu Grunde. Die Religion schützte zwar hie und da ein wenig die Menschheit, allein das kan

man nicht einmal ihrer Vortreflichkeit zuschreiben, als von welcher bei ihrem damaligen Verderben keine Spuren übrig waren, sondern den Ueberbleibseln der ältern Cultur, die die Geistlichkeit allein beibehalten hatte. Und die Religion bringt mich auf meine zwote Bemerkung, nemlich daß die heidnische Religion nicht allein in den letzten Zeiten gar nicht das einzige Principium der Tugend war, sondern es auch niemals gewesen ist. Doch alles, was der Verfasser und ich hierüber sagen können, sind lauter Behauptungen; er hätte müssen ein ganz andres und gewis weitläuftigeres Werk schreiben, wenn er seine Sätze hätte erweisen wollen; und das müsten wir auch, wenn wir sie alle gehörig, nemlich durch lauter Thatsachen, umstoßen wolten.

Da wir anjetzt dem Leser den Hauptsatz, den der Verf. in seiner Schrift lehren wil, vortragen wollen, so befinden wir uns in Verlegenheit. So aufmerksam wir das Buch gelesen haben, so können wir ihn nicht bestimmen. Hier ist das Resultat unsers Nachdenkens hierüber.

Wir können nicht anders als dem Verf. Recht geben, wenn er sagt, jeder Zustand der Welt sey ein Schrit, ein Uebergang zu einem andern; alle Begebenheiten seyn Mittel und Zwecke, oder wie wir sagen würden, Ursache und Würkung. Ja wir glauben mit ihm, alle Begebenheiten seyn Mittel zu einem algemeinen Zwecke, auf den der Schöpfer mit dem menschlichen Geschlecht abzielt. Wenn der Verfasser S. 63 sich so ausdrückt: Wenns mir gelänge, die desperatesten Scenen zu binden, — zu zeigen, wie

sie

sie — alle im einzeln nur Momente sind, durch den Fortgang allein Mittel zu zwecken — welche edle Anwendung der menschlichen Geschichte! welche Aufmunterung zu hoffen, zu glauben, selbst wo man nichts oder nicht alles sieht; so klang uns das seltsam. Doch setzten wir uns ganz in der Verfassung, worin er uns haben wolte: wir waren bereit zu hoffen und zu glauben. Allein wir fanden uns betrogen. Denn was hat er uns wohl gezeigt? Hat er uns wohl gelehrt, welches der Zweck Gottes mit dem menschlichen Geschlecht sey, oder nur ganz augenscheinlich aus den Begebenheiten dargethan, daß ein solcher Zweck müsse da seyn? Das hätte doch geschehen müssen. Denn daß die Weltbegebenheiten Würkungen hervorgebracht, und unsrer Art zu sehen nach, diese Würkungen zum Zweck mögen gehabt haben; daß diese Würkungen wieder andre hervorbringen werden, das war weder so was Neues, noch so etwas Herrliches. Der Verf. hat zwar das Bild der Begebenheiten ganz falsch geschildert; gesetzt aber, er hätte darin nicht geirret, so hat sein Buch doch nicht erfült, was er davon verspricht. Denn von dem Erziehungsplane des menschlichen Geschlechts von Seiten Gottes, den er anfangs anzunehmen scheint, zeigt er gar nicht, worauf er hinaus zielt. Auf eine bloße Erweiterung der Begriffe und Kentnisse? Dazu hätte es der Anstalten gar nicht bedurft, denn mit den Instrumenten, womit der Mensch versehen war, konte das nie ermangeln, auch bei jeder andern Folge von Begebenheiten sich zu ereignen. Auf einen besondern Zweck? Welch ein Zweck aber? Das sagt und zeigt der Verf. gar nicht,

und das war doch durchaus nöthig, wenn wir aus dem Buche etwas Neues, Wahres und Lehrreiches lernen solten. Schon andre haben diesen Gedanken gehabt; am besten hat ihn neulich der Abt Jerusalem zu entwickeln angefangen, und zwar diese Erziehungs- und Leitungsanstalten auf den Unterricht des Menschen, in den die Gottheit betreffenden Dingen, gedeutet. Allein hier wird gar nicht gezeigt, daß Gott bei seinen Anstalten diesen Zweck, den einigen, den man mit einiger Wahrscheinlichkeit annehmen kan, gehabt hätte. Hiebei können wir nicht bergen, daß wir in den Begebenheiten der Welt keine Spuren einer solchen Erziehungsanstalt Gottes, als hier erwähnet wird, sehen können, wenn wir gleich versichert sind, Gott habe bei allem, was in der Welt vorgegangen ist, weise Absichten gehabt, die uns aber verborgen sind. Denn der gröste Theil der Menschen hat von allen den Bildungsanstalten noch nicht die geringsten Früchte eingeerndtet. Vielmehr halten wir das, was von Kindes- Jünglings- und Mannsalter der Welt gesagt wird, und der darauf sich gründenden Erklärungen der Begebenheiten für Spielwerk mit Worten. Wie seltsam wäre es, daß der volkreichste Theil der Erden, wo Gott angefangen haben sol, die Kindheit des Menschengeschlechts zu bilden, ewig in der Kindheit verblieben sey! Das glänzende Jünglingsalter hat nur der tausendste Theil der Menschheit genossen, die Griechen: die Römer haben allein in der Kraft und Seligkeit des Mannsalters gelebt, und haben die ganze von ihnen bezwungne Welt gleich mit sich in den Verfal gerissen, ohne daß diese durch die Stufen der

Jüng-

Jünglings- und Mannsjahre gegangen wären, und zwar in einem solchen Verfalle, daß Gott besondre Anstalten vorkehren muste, um dem ganzen entnervten Geschlechte wieder zu Kräften helfen. Und was waren das für Anstalten? Welch eine roborirende Arznei, die alle Säfte in so eine Gährung versetzte, daß darauf ein tausendjähriger fortwährender Paroxismus der gewaltigsten Raserei entstund, aus welchem wir kaum erst aufwachen, und mit Abwechselung von epileptischen Zufällen uns zu erhohlen anfangen. Und wer sind wir denn, die noch so weit gekommen sind? Etwa das ganze Menschengeschlecht? O nein; ein Theil nur von Europa; wenn wir es hochrechnen, der sechzehnte Theil der lebendigen Menschen. Die übrigen $\frac{15}{16}$ Theile sind noch so ganz ungebildet, als wenn sie gar dazu nicht gehörten. Wer das recht beherzigt, sieht leicht ein, daß des Verf. Sätze witziges Spielwerk sind.

So musten wir auch dem Verf. beifallen, wenn er sagte: Jeder Stand der Menschheit, jede Verfassung, habe seine Volkommenheit. Der Römer könne nicht Asiate seyn, so wenig der Asiate Römer seyn könte. Alle musten seyn, was sie waren, und alle waren gut. Wir geben gerne zu, daß bei allem ein gewisser Grad von Glückseligkeit war, und daß man nicht urtheilen müsse, Völker seyn unglücklich gewesen, weil sie nicht unsre Verfassung, unsre Künste und Wissenschaften gehabt haben, und weil wir etwa in ihrer Lage unglücklich waren. Wir glauben selbst, daß jeder Stand in Ansehung der Tugenden und der Glückseligkeit gewisse Vorzüge besessen hat, die dem

glücklichern, dem bessern mangelten. Aber auch dies ist weder neu, noch trägt es der Verf. mit den Einschränkungen vor, mit welchen es wahr ist. Von der Glückseligkeit der Völker wollen wir nachher einige unsrer Gedanken sägen, hier erörtern wir erstlich die Ungerechtigkeit des Verf. gegen unser Zeitalter. Er versichert zwar, er kenne volkommen dessen Vorzüge allein wie kan er Zeitpunkte dagegen erheben, die nie etwas reizendes haben. Welch sonderbar Vorurtheil herscht bei ihm für die Zeiten, wo weltlicher und geistlicher Despotismus den Menschen unterjochet hielten Diese seltsame Uebereinstimmung mit dem Verf. der ältesten Urkunde, rechtfertigt unsre Muthmaßung von ihrer Identität. Wenn er unser Jahrhundert kennt wie kan er so seltsam reden als S. 136. In Europ sol jetzt mehr Tugend seyn, als je in aller Welt gewesen? Und warum? Weil mehr Aufklärung darin ist — ich glaube, daß eben deshalb wenig seyn müsse. Der Verf. hat keine rechten Begriffe von Tugend, und nent nur jene Gemüthsbeschaffenheit die instinktartig manchmal zu großen Handlungen und Opfern treibt, oft aber Schandthaten hervorbringt. Daß wir von des Verf. Begriffen über Tugend recht urtheilen, zeigt folgende Stelle, S. 136 wo es heist: Wenn wir keine Straßenräuber haben so komts daher, weil die Lande wohl polizirt sind und jeder auf eine bequemere, gar ehrwürdige und glorreiche Weise, Haus, Kammer und Betträ ber werden, in diesen Bedienungen vom Staat gar besoldet werden kan. Das ist offenbar übertrieben. Die Soldaten mögen manchmal einen Bür

betrügen, bestehlen, seine Frau verführen, aber es kan jeder, auch an den Orten, wo dieser Stand die mehrsten Freiheiten geniest, in dergleichen der Recens. manche Zeit gelebt hat, wenn er sich anders als ein kluger Hausvater zu betragen weis, Haus, Kammer und Bett vor ihnen ganz sicher behalten. Lächerlich ist es aber, wenn der Verfasser mit Hohne die Befreiung von Straßenräubereien und andern Verbrechen den Anstalten der Regierungen dagegen zuschreibt. Meint er denn, daß je ein Zustand der Menschen gewesen oder möglich sey, wo alle Menschen sich der Verbrechen aus Tugendliebe enthalten haben. Gesetze, scharf volzogene Gesetze, sind die einzige Mauer, die man dem Frevel entgegensetzen kan, und eben hierin liegt der Vorzug unsrer Zeiten, daß ein Theil der öffentlichen Einkünfte auf solche Anstalten verwendet werden. Von den Bürgerkriegen, deren hier auch erwehnt wird, ließe sich vieles sagen, das wir hier nicht ausführen können. Wir sind gar so albern nicht, daß wir nicht die meisten Mängel unsers Zeitalters in Europa einsehen solten. Europa hat den gröſten Gipfel der Glückseligkeit und Weisheit, zwei Dinge, die nicht von einander getrent werden können, lange noch nicht erreicht. Es geht aber mit festerm Schritte darauf los, als noch nie in einem Lande oder in einem Zeitalter geschehen ist. Umsonst führt der Verf. die bekanten Gemeinplätze an, von den Grausamkeiten, die wir noch täglich in den drei übrigen Welttheilen begehen, von der Sclaverei und dem Handel mit den Schwarzen, von der Liebesseuche, von den frühzeitigen Debauschen, die uns entnerven. Was beweiset das?

Daß wir unsre Mängel haben, und wer hat das g läugnet? Aber wir behaupten, daß das alles in vo hergehenden Zeiten, bei den mehresten Völkern, b sonders aber in allen monarchischen Staaten, also i Orient, in Aegypten, und zumal in dem den Ver so schön scheinenden Medio aevo, weit ärger gewese ist als bei uns; daß es übertrieben wird, und endlich daß diese Uebel selbst abnehmen. War nicht ehedem Sclaverei über den ganzen Erdboden ausgebreitet Unsre Vorfahren mögen die Liebesseuche nicht gehab haben, allein sie trieben schändlicher Unzucht als wir und verdienten sie mehr. Auch nimt diese ab, un thut in der Kinderzeugung nicht den Schaden, de man ausschreit, es werden in den großen Städte kränkliche schwache Kinder gebohren, das mag abe wohl in allen Zeiten gewesen seyn. Auf dem Land läst sich eine würkliche Abnahme der Kräfte nicht er weisen. Sind etwa die Rekruten schwerer zu finde als ehedem? Im geringsten nicht. Viele Laster unsre Vorfahren, unter andern das viehische Saufen, ha ben wir abgelegt. Vielleicht wird der Sclavenhande ein Ende nehmen: der Anfang dazu ist in einer Kolo nie gemacht worden, die sich wohl dabei befindet andre werden vielleicht ihrem Beispiele folgen. Wan hat man mit so viel Menschlichkeit gereiset, als di Engländer und selbst die Franzosen, in den letzte acht Jahren in der Südsee gethan haben? Wir sehe Schwächen. Der ungeheure Militäretat, Despo tismus, Eroberungssucht, drückt Europa. Ackerba wird nicht satsam ermuntert, oder findet vielmehr z viel Hindernisse. Was drückt uns aber am mehrsten

Im Grunde nichts als die Ueberbleibsel der alten Unwissenheit und Vorurtheile. Aber der Keim zur Revolution ist gelegt, er wird, wenn ihn nicht sonderbare Begebenheiten ersticken, aufgehen und für unsre Nachkommen (im hundertsten Gliede vielleicht,) herrliche Früchte tragen. Mit Recht wird behauptet, daß der Mensch bei diesen Veränderungen im Guten sich wenig Ruhm beimessen kan. Bei allen Veränderungen thut immer das Schicksal weit mehr als der Mensch, und zwar durch Triebfedern, die im Anfange ganz klein und unmerklich scheinen. Alles dieses wird im dritten Abschnitte durch ein gedrängtes Bild der Hauptbegebenheiten, die den gegenwärtigen Zustand der Dinge hervorgebracht haben, sehr wohl erläutert. Was wil aber der Verf. damit haben, erweisen, lehren? Daß wir in unsern Bemühungen unverdrossen fortfahren sollen, weil vielleicht die grösten Dinge in der Zukunft dadurch entstehen können, weil Gott dadurch vielleicht seine Absichten auf unser Geschlecht erreichen wird. Wenns weiter nichts war, (und weiter sehen wir nicht, was der Verf. gezeigt hätte,) so brauchte es des ganzen Werkes nicht. Denn der Satz an sich war bekant genug, und die Bemühungen der Menschen, Veränderungen hervorzubringen, werden immer unaufhaltbar fortgehen; auch mögen die Begebenheiten seyn, welche sie wollen, so wird Gott seine Absichten auf uns Menschen immer damit erreichen. Da der Zweck Gottes von dem Verfasser nicht gezeigt, auch nicht die geringste Richtung angegeben wird, die wir unsern Bemühungen geben sollen, um diesen Zweck zu befördern, so sieht man leicht, daß alles, was der Verf. da sagt, ziemlich überflüssig ist.

Wir kommen nun auf den Punkt der Vorzüge der verschiednen Nationen, Tugend und Glückseligkeit betreffend. Diesen müssen wir hier noch kürzlich erörtern und da so wichtige Gegenstände uns zur Betrachtung vorgelegt sind, so glauben wir nicht Ursache zu haben, dem Leser eine Entschuldigung wegen der Länge dieser Recension vorzubringen. Wir sollen die Glückseligkeit der Nationen nicht nach unsern Ideen hierüber abmessen, wird S. 58. f. sehr dunkel gesagt, und dabei immer der in Aberglauben und Despoten versunkne Asiate und Aegyptier gegen uns erhoben. Das ist alles recht; wir gestehen gerne, daß der Trieb des Menschen nach Glückseligkeit so groß ist, daß auch in den verhastesten Verfassungen die Menschen Auswege zum Glücke sich zu bahnen wissen. Allein entweder man mus behaupten, daß man von der Glückseligkeit der Menschen gar nicht disputiren kan, oder man mus gestehen, daß ein erleuchtetes, freies Volk glücklicher ist, als ein dummes mit Sklaverei und Aberglauben belastetes. Also müssen ohne Widerstreit Römer und Griechen, den Aegyptern und Morgenländern vorzuziehen seyn. Die Frage von der Glückseligkeit der Nationen, die eine gewisse Gesellschaft aufgeworfen haben sol, war nicht übel gewählt, ausser in sofern die Beantwortung in den Schranken einer Akademischen Preisschrift hätte gezwungen werden sollen, da ein paar Bände dazu gehört hätten. Wir haben über diesen Punkt selbst lange nachgedacht und gearbeitet, und er macht noch den Gegenstand unsrer Untersuchung aus. Aus welchen Gesichtspunkte betrachten wir die Vorzüge und die Glückseligkeit der Nationen? Offenbar aus dem Gesichtspunkte eines ihrer Glieder, und wenn wir sagen, dies Volk war glücklicher als

jenes,

jenes, so heist das so viel, als wir möchten lieber Glieder dieses als jenes Volks gewesen seyn. Nun frage ich, welcher Mensch möchte nicht lieber ein freier Grieche als ein Knecht des Persischen Königs, ein tapfrer freier Römischer Bürger, als ein abergläubischer sklavischer feiger Aegypter seyn? Welcher Mensch wil nicht lieber ein Unterthan unsrer ganz milde regierenden Herrn seyn, als in der Zeit des Faust- und Colbenrechts leben? Die Glückseligkeit der Staaten ist weiter nichts als das System der Glückseligkeit aller der einzelnen Menschen, woraus sie bestehen. Glückseligkeit und Tugend geht bei einzelnen Menschen mit gleichem Schritte fort, das behaupten wir. Eben so ist es auch bei Nationen; eine glücklichere Nation ist tugendhafter, Verbrechen, Laster gehen weniger im Schwange bei ihr, als bei einer minder glücklichen Nation. Dies leidet jedennoch eine Einschränkung durch das, was die Natur für manche Nation gethan und mancher versagt hat. So wird bei gleicher Tugend ein Volk in einer fruchtbaren Gegend glücklicher seyn als in einer unfruchtbaren, so wie der reichere Mann bei gleicher Tugend allzeit glücklicher seyn wird als der ärmere. — Die beste Gesetzgebung, die beste politische Einrichtung wird die mehreste Tugend hervorbringen, so lange als darauf gehalten wird, denn eine Gesetzgebung, die nicht aufrecht erhalten wird, ist so gut, als wäre sie nicht. Nicht jede Gesetzgebung schickt sich für jedes Volk in jedem Zustande, das ist zu verstehen in allen ihren Bestimmungen. Wenn also ein Volk bei einer sonst schönen Gesetzgebung zu Grunde geht, so haben sich Umstände eräugnet, die alle und jede Bestimmung derselben für das Volk nicht mehr passend gemacht haben, und wodurch sie über den Haufen gefal-

gefallen ist. Also war die Gesetzgebung Roms als einer einzelnen Stadt, für Rom Beherscherin der Welt, da ganze Nationen das Bürgerrecht erhalten hatten, und die Regierungsgeschäfte doch nur in der Stadt getrieben wurden, nicht mehr schicklich. Sie stürzte auch ein und mit ihr der Staat. Bei dem Lobe, das wir hier Rom und Griechenland geben müssen, wird man uns einwenden, wie hart es die durch die Römer bezwungnen Provinzen, und die Geloten der Spartaner hatten, und fragen, ob man das Tugend nennen könne? Es ist eine traurige Wahrheit, daß das Glück und die Größe einer Nation sich so sehr auf das Unglück der übrigen zu gründen scheint, daß man letzteres in Beurtheilung der Verdienste eines Volks gar nicht in Anschlag bringen darf. Die Nationen sind Ganze für sich, die mit dem übrigen keinen Zusammenhang haben, und ihr Zweck ist erfült, wenn jede unter sich glücklich ist. Die Frage ist von welcher Nation man am liebsten ein Glied seyn möchte, nicht welche man am liebsten zu Feinden oder Beherschern haben wolte. Als letztere kan der weichliche und feige Indier der beste seyn, aber sein Landsman möchte niemand seyn. Es ist traurig zu sagen, es ist aber wahr: in der Tugend der Nationen scheint der Keim ihres Verderbens zu liegen; durch diese siegen sie und unterwerfen sich ihre Feinde, werden reich und mächtig; denn past ihre Gesetzgebung nicht mehr auf sie; sie geräth in Verfal und die Nationen gehn zu Grunde. Mäßigung in Siegen und im Erobern wäre freilich im Grunde das Beste für sie, aber es ist so schwer das einzusehen, weil der Sieg und die Eroberungen den Nationen immer so augenscheinliche Vortheile darbieten und das Gegenwärtige auf die Menschen so viel stärker würkt als das Zukünftige. Es geht damit,

wie

wie mit den einzelnen Menschen. Klugheit, Tapferkeit, Rechtschaffenheit bringen einen Menschen empor, erheben ihn zu großen Reichthümern. Er oder seine im Reichthum erzognen Kinder werden übermüthig und verlieren, was die vorigen Tugenden erworben hatten. Wäre er mäßiger gewesen, hätte er eingesehn, was ein mittelmäßiges Vermögen für ein herlich Ding sey, so hätte er den Würkungen seiner Tugend Schranken gesetzt und sie samt deren herlichen Folgen länger erhalten. Vielleicht wäre Rom tausend Jahr länger geblieben, wenn es sich mit dem Besitz von Italien begnügt hätte. Ich schließe damit, daß ich das vortrage, was mir bei der Untersuchung der Glückseligkeit der Nationen die gröste Schwierigkeit macht. Nämlich zu bestimmen, worin eigentlich die Glückseligkeit des Menschen besteht? Es versteht sich freilich, daß das höchste Gut für jeden verschieden ist, so wie jeder diese oder jene angenehme Empfindung vorzieht. Allein so wie im Geschmack es gewisse den allermehrsten Menschen angenehme Empfindungen giebt, die man als von der Natur bestimt ansieht, so ist auch eine gewisse Beschaffenheit ein gewisser Zustand, den fast alle Menschen für den erwünschtesten halten, und von dem man also sagen kan, die Natur habe ihn bestimt, der Zustand der Glückseligkeit für den Menschen zu seyn. Da frage ich also, ob ein Zustand, worin alle Empfindungsfähigkeiten der Sele in Bewegung sind, den Menschen am unglücklichsten macht, oder ein Zustand, wo sein Leben in dem stillen Besitz dessen, was ihm dasselbe nach seiner Art süs machen kan, Furchtfrei und Hofnungsleer ruhig vorbei streicht. Beides läst sich mit vielem Scheine behaupten, und wir gestehen, daß es uns bis hieher unmöglich ist, die

Sache

Sache völlig zu entscheiden. Wenn wir das einstens kön-
nen, so wird es uns nicht schwer werden, den Grad der
Glückseligkeit der Völker zu bestimmen. Bis dahin zwei-
feln wir aber und wissen nicht, welchen Nationen wir
hierin den Vorzug einräumen sollen. So viel wissen wir
aber, daß auf alle Fälle nur Freiheit allein beide Arten
von Glückseligkeit hervorbringen kan!

4.

XVI.

Carolinens Tagebuch, ohne ausserordentliche
Handlungen, oder gerade so viel als gar kei-
ne. Geschrieben von M. A. S. Prag bei
Gerle. 1774. 8. 19 Bogen.

Der Verfasser oder die Verfasserin, denn das sol sie, verschiednen Stellen des Buches nach, seyn, mus ehedem einen uns unbekanten Roman, die verwechselten Töchter, geschrieben haben, der in einer uns gleichfals unbekanten kritischen Schrift, als leer an Handlung ist getadelt worden. Darauf bezieht sich vermuthlich der Titel und sie stichelt auch auf dies Urtheil in manchen Stellen des Buches. Vermuthlich hat sie gar gegenwärtiges darum geschrieben, um zu zeigen, sie könne wohl einen Roman mit Handlung schreiben. Denn Carolinens Tagebuch, oder der Theil, der sie anbetrift, enthält zwar so viel als keine Handlung, aber er macht auch den geringsten

sten Theil des Buches aus. Den grösten nimt die Geschichte eines Fräulein Lusani ein, die abentheuerlich gnug ist, aber sonst in keinem Betracht etwas reitzendes hat, da sie sehr altäglich erzählt ist, keine rührende Situation hat, und so unwahrscheinlich klingt als ein Feenmährchen. Indes wäre es nicht billig, dem Buche alles Verdienst abzusprechen. Es ist zwar leer an jeder feinen und neuen Bemerkung das menschliche Herz betreffend, allein bei öfterm Jagen nach Witze, findet sich mancher Einfal, manche drollige Wendung, die nicht misfält. Carolinens Unterredung mit ihrem Vater im letzten Briefe ist, unsrer Meinung nach, das Beste im Buche. Ihren abentheuerlichen Roman scheint die Verf. selbst am Ende überdrüssig geworden zu seyn: denn sie führt ihn nicht aus, sondern bricht ihn ab.

4.

XVII.

Brydonens Reise durch Sicilien und Maltha in Briefen an Wm. Beckford Sqre. 1774. 8. 2 Theile.

Diese lehrreiche angenehme und sehr witzige Reisebeschreibung haben wir mit ausnehmendem Vergnügen gelesen. Jeder Leser, der an der Kentnis der natürlichen und moralischen Beschaffenheit auswärtiger Länder ein Vergnügen findet, mus sie lesen. Sie enthält die

Be-

Beschreibung eben der Länder, wovon uns ein Landsman eine angenehme Schilderung gemacht hat, allein keine derselben macht die andre entbehrlich. Jede hat ihre besondern Nachrichten, die merkwürdig sind. Brydone ist mehr Naturkündiger als unser Landsman, und thut also hierüber mehr Gnüge, auch sind ihm einige politische Bemerkungen eigen. Der deutsche Reisende hingegen hat mehr für den Liebhaber der Künste und Alterthümer, und einige ihm eigne Beobachtungen, die dem Forscher der Menschheit wichtig sind. Die Uebersetzung ist ziemlich gut, aber doch nicht fehlerfrey. Dergleichen sind im ersten Bande S. 238. wo es heist, daß nicht eine Kanone von irgend einer Art da (zur Vertheidigung des Hafens) ist, sondern nur sechs Achtpfünder. Als wenn Achtpfünder keine Kanonen wären. Im Englischen heists vermuthlich that there is no gun of any Sort - but &c. but heist aber nicht blos, sondern, es heist auch, ausser. Im 2ten B. S. 8. Er ist ein ehrlicher, lustiger, kleiner Camerade; im Evalischen heists vermuthlich a honest, merry little fellow, welches Wort zwar Camerad, Gesellschafter bedeutet, aber auch da, wo wir auf deutsch das Wort Kerl setzen, gebraucht wird. P. 52. Es würde ihm das Herz brechen — für it wood break his heart klingt sonderbar, es müste heissen: Er würde sich darüber zu Tode grämen, oder dergleichen, denn das ist der Sinn der englischen Redensart. Spada ist S. 65. und ohnstreitig in der ganzen dort erzählten Geschichte, durch, Spies, übersetzt worden, es müste aber, überal Degen heissen, da alsdenn alles viel verständlicher wird. Ob unter der Mauldrommel der

heil.

heil. Rosalia S. 130 kein Fehler des Uebersetzers steke, können wir nicht bestimmen, solten es aber fast glauben. 4.

XVIII.

Bulla aurea Rudolfi I. Romanorum regis, quæ Plassenburgi in archivo Brandenburgico asseruatur, exhibita & descripta, additis quibusdam ad Sphragisticam annotationibus, haud inutilibus, a Philippo Ernesto Spies. Baruthi, apud Jo. Andream Lubeccium. 1774. 8. Pl. 4.

Der Herr Regierungsrath Spies, welcher vor etlichen Jahren über das Archiv zu Plassenburg ist gesetzt worden, macht mit dieser Schrift den Anfang, seine Stärke in der Diplomatik zu zeigen, und zugleich die Seltenheiten des plassenburgischen Archivs der gelehrten Welt bekanter zu machen, als sie zuvor gewesen sind. Da es eines der herrlichsten in Deutschland ist: so wird ein jeder Liebhaber der Geschichtkunde mit uns wünschen, daß der Hr. Regierungsrath seine Bemühungen lange fortsetzen möge.

Die Schrift, welche wir hier anzeigen, betrift eine der grösten diplomatischen Seltenheiten; nemlich eine güldene Bulle Kaiser Rudolphs I, welche zu Plassenburg aufbehalten wird, und bei dieser Abhandlung

auf einer Kupfertafel zu sehen ist. Auch sogar diejenigen, welche die Historie des Hauses Oesterreich mit besonderem Vorsatze und Fleis bearbeitet haben, gedenken nirgends, daß ihnen dergleichen zu Gesichte gekommen wäre. Man hat ehedessen geglaubt, im Archive der Stadt Strasburg wäre eine anzutreffen; aber es ist ungegründet. Zeithero ist die plassenburgische, von der wir itzo reden, die einzige in Deutschland, welche zum Vorschein gekommen ist. Wir sagen in Deutschland. Aber im päbstlichen Archiv zu Rom ist auch eine, welche mit der Plassenburgischen genau übereinkomt. Monaldini, Archivarius in der Engelsburg, hat selbige in einem Briefe, den der Herr Regierungsrath im Anhange mittheilt, beschrieben.

Es hängt die plassenburgische an dem Lehnbriefe, den der Burggraf Friedrich III im Jahr 1281 erhalten hat, und welcher bereits in mehr als einem historischen Werke anzutreffen ist.

Auf der Hauptseite ist Rudolph I. sitzend, mit allen Insignien, vorgestelt. Die Umschrift ist: RV-DOLFVS: DI: GRA: ROMANOR': REX SEMP. AVGVSTV':

Auf der Rükseite steht eine Mauer mit 3 Thürmen, und zwei offenen Thoren (welche Rom bedeutet) und die Umschrift: ROMA: CAPVD: MVDI REGIT: ORBIS: FRENA: ROTVNDI. Ueber die unrichtige Schreibart des Wortes CAPVD darf man sich bei der damaligen Barbarey nicht wundern.

Der Herr Regierungsrath bemerkt hierbei, daß nicht allemal erst nach der römischen Krönung unsrer Kai

Kaiser sich der goldenen Bullen an ihren Urkunden bedient haben; indem Rudolph I. nur die deutsche Krönung, bekantermaßen, empfangen hat. Sodenn behauptet der Hr. V. daß eben nicht allemal die goldenen Bullen auf Kosten derer, welche sie erhalten, verfertiget worden; sondern daß die Kaiser bisweilen, aus sonderbarer Gnade, die Kosten selbst getragen. Außer dieser, von welcher itzo die Rede ist, befinden sich noch fünf andere goldene Bullen von K. Ludwig den Baier im plassenburgischen Archive; von welchen Hr. Spies ebenfals meint, daß sie, als Zeichen der ganz besondern Gnade dieses Kaisers gegen das burggräfliche Haus, auch auf Kosten des Kaisers verfertiget worden.

Drittens bemerkt er den Irthum des Ant. Matthäi, welcher in seinem Buche de nobilitate L. IV. c. 17. p. 1026. meint, die goldenen Bullen wären nicht zugleich mit den Monogrammen gebraucht worden. Das Beispiel der goldenen Bulle Rudolphs I. beweist das Gegentheil. Das dabei befindliche Monogramma hat Hr. Spies aufs genaueste abbilden lassen.

In den Anmerkungen zur Sphragistick, die nunmehro, von S. 15. an, folgen, wird Hrn. Gatterers Arbeit von der Diplomatick in vielen Stücken theils mehr erläutert, theils verbessert. Und zwar erstlich wird mit Recht ausgesezt, daß derselbe bei weiten nicht hinlänglich von den grössern und kleinern Siegeln gehandelt, und von den erstern nur die Majestätssiegel, von den andern aber nur die Gegensiegel berührt habe.

Im § 5. ergänzt Hr. Spies das Verzeichnis der bleiernen Bullen, so Hr. Gatterer gemacht hat, mit

der, welche von der Königin Germana von Foix, des catholischen Ferdinands andern Gemahlin, im Archiv zu Ansbach aufbehalten wird. Hierauf folgen verschiedene Anmerkungen, welche das rothe, grüne und schwarze Wachs bei den Siegeln betreffen. Herr Gatterer ist der Meinung (S. 294.) das schwarze Wachs wäre in Deutschland nicht zu Siegeln gebraucht worden. Aber es sind Beispiele davon vorhanden; sonderlich im plassenburgischem Archive. (Wir könten auch ein gewisses Privatkabinet nennen, da mehr als eins befindlich ist.)

Im §. 10. zeigt der Hr. V. daß die Gewohnheit, das Wachs mit einem Stüklein Papier zu bedecken, und alsdenn erst das Siegel aufzudrücken, älter sey, als Hr. Gatterer wil. Dieser meinet nemlich, erst zu Anfange des 16ten Jahrhunderts wäre dieselbe aufgekommen. Aber im plassenburgischen Archive sind Beispiele aus der andern Helfte des vierzehnten Jahrhunderts vorhanden. Die folgenden Paragraphen handeln von der Figur der Siegel, und ergänzen abermals Hrn. Gatterers Arbeit hiervon.

Im §. 16. wird gezeigt, daß die Fahnen schon im eilften Jahrhundert in den Siegeln der deutschen Fürsten vorkommen; und in den §. 17. wird mit sächsischen Beispielen erwiesen, daß der Gebrauch der sigillorum equestrium im 15ten Jahrhundert in Deutschland noch nicht aufgehört habe. Vom zweiköpfichten Reichsadler behauptet der Hr. V. §. 18. man könne kein Beispiel aufweisen, daß vor Siegmunden ein Kaiser denselben geführt habe, und ist mit Hrn. Oetters hieher gehörigen, bekanten Schriften gar nicht zufrieden.

Im

Im §. 20. komt er auf die aufgedrükten Siegel, und bemerkt, daß niemals ein gewisser Plaz auf der Urkunde dazu bestimt gewesen sey; obgleich Hr. Gatterer will, man habe sie immer auf die rechte Seite gedrükt. Auch handelt er von der vormals üblich gewesenen Gewohnheit die andere Seite einer Urkunde zu besiegeln.

Im §. 23. gedenkt er einer Urkunde, welche im Ansbachischen Archive liegt, und an welcher 103 Siegel hängen; da Hr. Gatterer nur ein Beispiel von 25 Siegeln, als etwas höchstseltenes, angeführt hat.

Der Helm auf den Wappen einiger Städte ist allerdings allemal etwas besonderes, und komt von der Gnade des Landesherrn her; wie §. 26. gezeigt wird.

Weiter wird an Herrn Gatterers Arbeit ausgesezt, daß er von den Siegeln der höchsten Reichsgerichte gar nichts hat; da er doch von den Siegeln anderer Gerichte handelt. Der Hr. V. ergänzt also dieses Stük, und beschreibt einige im Archive zu Plassenburg befindliche Siegel des Hofgerichts Ludwigs des Baiern, Carls IV. Wenceslai, Ruprechts, Siegmunds und Friedrichs III. nebst einigen andern; ergänzt auch zum Beschlus die Materie von den Siegeln der Weiber durch einige Beispiele.

Hrn. Gatterers Arbeit verliehrt durch diese Verbesserungen nichts an ihrem Werthe. Es ist ganz natürlich, daß ein Mann, der täglich in einem Archive arbeitet, vieles siehet, das einem Lehrer auf eine Akademie nicht zu Gesichte komt. Gut wäre es, wenn alle Archivarii in Deutschland in einer Gesellschaft zusammen träten, und einander ihre Bemerkungen mittheil-

ten. Wie sehr würde dadurch die Diplomatik bereichert werden!

Zu Ende dieser gelehrten Schrift stehen, als Beilagen: 1) Ein Extract aus dem Briefe des päbstlichen Archivarii Monaldini von der güldenen Bulle Rudolphs I. so in der Engelsburg aufbehalten wird; 2) der Lehnbrief, welchen Burggraf Friedrich III 1281 erhalten hat, und an welchem die güldene Bulle hängt, von welcher gegenwärtige Schrift handelt. (Es wäre noch besser gewesen, wenn man denselben ganz in Kupfer gestochen hätte;) 3) Churfürst Albrechts zu Brandenburg, und seiner Söhne, Einigung mit verschiedenen Grafen, Herren, Rittern, und Knechten, einige Turniersstatuten betreffend, vom Jahr 1481, (welches eben die obgedachte Urkunde ist, an welcher 163 Siegel hangen;) 4) ein Extract aus des Markgraf Albrechts der Stadt Bareuth ertheilten Privilegio vom Jahr 1457, darinnen unter andern auch ein Helm zum Wappen dieser Stadt hinzugefügt wird.

3.

XIX.

Johannis ab Ihre scripta versionem Vlphilanam & linguam moesogothicam illustrantia, ab ipso doctissimo auctore emendata, novisque accessionibus aucta, iam vero ob praestantiam ac raritatem collecta, & una cum aliis scriptis similis argumenti edita ab Antonio

tonio Friderico Büſching. Berolini ex officina typographica Boſſiana, MDCCLXXIII. 1 Alph. 16 Bog. und 9½ Bogen Appendix. Gr. 4.

---

1) Vlphilas illuſtratus. P. 1-96.

Der Hr. Kanzleyrath Ihre, den ſeine Neigung die möſogothiſche Sprache aus dem Grund zu ſtudieren, auf der Univerſitätsbibliothek zu Upſala, gar ſehr oft den codicem argenteum, nicht allein in die Hand nehmen, ſondern gar fleißig und aufmerkſam ſtudieren hies: fand bei einem lang und ununterbrochen fortgeſetzten Studio ſeines codicis gar bald, daß er weder von Junio, noch von Stiernhielm, mit der dazu erforderlichen Genauigkeit edirt worden ſey. Da er ſelbſt zu einer Arbeit dieſer Art, weder Zeit noch ſcharfes Geſicht genug zu haben glaubte, ſo bewog er einen jungen zu Upſala ſtudierenden Man, den Herrn Erich Sotberg, mit Zuziehung zweier anderer Studenten, den codex argenteus ſelbſt mit den beiden Ausgaben des Junius und Stiernhielm zu vergleichen; ſo daß einer von ihnen, Buchſtab für Buchſtab, aus der Ausgabe des Junius vorlas, Sotberg den geſchriebenen codex vor ſich hatte, und der dritte die Abweichungen der Stiernhielmſchen Ausgabe bemerkte. Da ſie mit dieſer Arbeit fertig waren, kam einſtweilen zu Oxfort, durch des Edward Liſe Beſorgung, Erzbiſchof Bens, ſchon vorlängſt dahin abgeſchiktes απογραφον

des codicis argentei heraus. Man fand, daß dieſe neue Sotbergianiſche collation des codicis, auch durch dieſe leztere, freilich weit beſſere als beide vorhergehende, Benzelſche Edition nichts weniger als überflüſſig oder unnüz geworden war, und entſchlos ſich daher, ſie, mit kritiſchen und etymologiſchen Noten verſehn, in der Geſtalt einer akademiſchen Probeſchrift dem Druk zu übergeben. Ohnerachtet nun dieſe Diſſertation, ſonderlich durch die Anpreiſungen des Hrn. Michaelis, den Deutſchen bekant genug geworden; ſo möchte doch immer noch die Anzahl derer größer ſeyn, die nicht wiſſen werden, in welchen Stellen des neuen Teſt. eigentlich, die Ausgabe des Erzbiſchof Benzel aus dieſer Diſſertation, entweder verbeſſert oder ergänzt werden kan; und dieſen Leſern zu gefallen theilen wir, aus dem Text ſowol als den Anmerkungen, das weſentlichſte mit. — Vorläufig bemerken wir noch, der codex argenteus, wie der Hr. Kanzleyrath weitläuftig beweiſet, iſt nicht geſchrieben, ſondern die Lettern ſind ihm, faſt ſo wie es die Buchbinder mit den rothen Büchertiteln zu machen pflegen, eingebrant; oder er iſt, wie die Alten es ausdrükten, encauſtiſch geſchrieben. Und dann: er iſt nicht, wie viele ſich eingebildet, von des Ulphilas eigener Hand; er iſt jünger, und an 14 verſchiedenen Orten, die S. 5. aufgezählt werden, hat er Varianten beigeſchrieben, die zwar zu keinem kritiſchen Gebrauch dienen, denn ſie beſtehen in lauter vocibus æquipollentibus, aber doch beweiſen, daß Ueberſezer und Abſchreiber nicht eine und dieſelbe Perſon ſeyn konten; denn wie hätten dieſe Varianten, die natürlich nur aus der Kollationirung mehrerer codicum

dicum geſammelt werden konten, vom Ueberſetzer ſelbſt beigefügt werden können *)?

Nachdem ich bis hieher geſchrieben, ſo lies ich meinen Heft drei ganzer Tage ruhen, während denen ich die Diſſertation des Hrn. Ihre, (ſo ich ſeit der Zeit, da Hr. Büſching mir im October 1773 das Buch zugeſendet, nicht wiederum geleſen,) noch einmal und aufmerkſam durchgieng. Bei dieſer neuen Lektüre glaubt' ich zu finden, daß Enumeration aller dieſer Varianten, meinen Leſern nicht allein zu mikrologiſch vorkommen möchte, — über Kleinigkeiten dieſer Art bin ich weg; bin ich mir bewuſt gut geſchrieben zu haben, ſo kümmert mir es gar nichts, die Käufer mögen es nachher leſen oder nicht — ſondern daß ſie zu machen, die Schranken, innerhalb denen doch jeder Recenſente ſich halten mus, nicht erlauben würden. Es ſey dieſes uns alſo genug: Marc. VII, 17-19. XVI. 8, und 10.

*) Aber es hätte damit gehn können, als mit Hrn. Bürgers Probe ſeiner Ueberſetzung des Homerus, (Klotziſche Bibliothek St. XXI.) wo auch der V. ſeiner eigenen Arbeit Varianten beigefügt hat: er war nemlich zweifelhaft, welcher Ausdruk ſchiklicher und dem Original angemeſſener ſeyn möchte. Es käme auch darauf an, ob die Varianten nicht erſt ſpäter dem früher geſchriebenen codici beigefügt worden: ſo wie man in der Kritik hebräiſcher codicum das Alter der Punkte, vom Alter der Konſonanten wohl unterſcheidet. Aber da ſich, Gloſſemata, wie die Kritiker es zu nennen pflegen, ſelbſt im Text eingeſchlichen, wovon ſonderheitlich Lucä II, 2. ein überzeugendes Beiſpiel vorfindet, ſo iſt freylich gar nicht daran zu gedenken, daß der codex von des Ulphilas eigener Hand ſey. Und überdem: Biſchof Ulphilas hatte hoffentlich mehr zu thun als fabulas vrere coloribus.

Luc. I, 36-38. VII. 38. 39. XVI, 13. XVII, 37. XIX, 14-24. und XX. 37-47. als diejenige Stellen anzugeben, ſo ſelbſt Benzel entweder gar ausgelaſſen, oder gegen Sotberg doch nur gar ſehr korrumpirt ediret hat. Und nunmehr weiter kein Wort vom Buche. Loben können und dürfen wir es nicht; da die Sprache möſogothiſch, und der V. in England, Frankreich, Deutſchland und Holland gleich einſtimmig gelobt worden iſt, was würden da die Leſer dieſer Bibliothek wohl eher denken, als wir hätten das Buch ſelbſt nicht geleſen, und unſer Lob ſey, wie ſo vieles Journalen Lob, Echo. Lieber wollen wir mit der That ſelbſt zeigen, daß wir das Buch geleſen, fleiſſig und aufmerkſam geleſen, indem wir hie und da Steine des Anſtoſſens bemerken, an denen unſre Füße ſich wund geſtoßen.

Matth. V, 31. ἀφεσβίς βοκος, liber repudii, in der Note ſagt S. eſt mere græcum ἀποσάσιον ab ἀφίημι vel ἀφιόω. Ganz falſch. Αφεσσσαις βοκος iſt Abſtoßungsbuch.

— VI. 4. armahairtitha überſetzt Hr. S. eleemolyna; und ſo ſteht freilich im Griechiſchen: aber das Gothiſche Wort heiſſet miſericordia. In den Knittelſchen Fragmenten Röm. XV, 9. ith thiudos in armahairteins hauhjan Goth; τὰ δὲ ἔθνη ὑπὲρ ἐλέες δοξάσαι τὸν Θεὸν; es komt von arman miſereri, erbarmen, hairto, cor. Finniſch armo, miſericordia; ſehet den Zuslenium.

— 26. athrizans, præſtantiores; wohl beſſer potentiores. Das Wort, welches er ignotæ originis zu ſeyn vermeinet, und es zu erläu-

tern,

— tern, recht à la Suedaiſe, auf אדיר und θαυμαστὸς herumrathet, gehöret zum verbo reikinon, regnare; daher Joh. XII, 31. reiks, princeps; und XVIII, 22 heiſt es: ſwau andhafjis thamma reikiſtin gudjin, οὕτως ἀποκρίνῃ τῷ ἀρχιερεῖ; ſo antworteſtu dem reichſten, d. i. mächtigſten, erſten, vornehmſten Prieſter. Im Spaniſchen ſind ricos hombres, nicht reiche, ſondern vornehme Männer. Man ſehe des Aldrete origèn de la lengua caſtellana.

— 28. Saurgaith, lugeatis; im Griechiſchen μεριμνᾶτε, ſolliciti eſtis; und ſo hat auch Ulphilas interpretiret; es iſt der deutſchen ſorgen.

— 29 Wulthau, ſplendore; vielleicht beſſer potentia, Gewalt; der Griechen δόξα, gloria. Röm. XI, 36. Sehet auch Marc. VIII, 38. und Luc. VII, 25. wo ἐν μαλακοῖς ἱματίοις, und in waſtjom wulthaiaim überſetzet. Splendor heiſſet es auf keinen Fal.

Marc. I, 6. haithiwiſk, ſylueſtre; nicht doch campeſtre. Heyde, das iſt campus; ſonſten wäre die Korrektur wilthi überflüſſig geweſen.

— II, 12. thathei; wo ich nicht irre diſtinctim that ei. That ei aiw ſwa ni galeqhun, hoc nunquam ſic vidimus.

— V, 14. in haimom, in agris, mus durchaus in vicis heiſſen, man ſehe nur Lucä VIII, 1. vom Nominativo haims vicus; es iſt varians lectio vom Griechiſchen εἰς τὰς ἀγρούς.

= VI.

Marc. VI, 8. in gairdos, in crumena; beſſer in zona, im Gürtel εἰς τὴν ζώνην.

— VIII, 33. andbait, increpauit, beſſer imperauit, von entbiethen; hätte S. dieſes deutſche Wort gewuſt, dann wäre die ganze Note q, mit aller darin verſchwendeten angelſächſiſchen und isländiſchen Gelehrſamkeit weggefallen.

Luc. XV. 25. laikans ludentes; ey nicht doch, ſaltantes; ἤκουσε συμφωνίας καὶ χορῶν, überſetzt er: gahauſida ſaggwins jah laikans, d. i. er hat gehöret ſingende und tanzende. Das verbum iſt laikan, exultare, isländiſch, leika, Angelſächſiſch, lacan, Schwediſch leka, Deutſch, (die es nun aber ſeit D. Luthern nicht mehr brauchen,) läcken. Apoſtgeſch. IX, 5. wo der Griechen λακτίζειν ſicher auch her gehöret. Daher haben die Finnen ihr leiki, ludus iocus, und dieſes iſt die wahre Etymologie des Wortes Lakey curſor, ein Pion, Laquais oder Lacajo. Man leſe den Staden unter läcken, und Wachtern unter Lackey.

— XIX, 5. ſkall ik wiſan, ero. Ich betriefe hier den V. mit ſeinem eignem Fette. Er leſe nur was er über XV, 24. angemerket, ſo wird er vermuthlich wiſſen daß wiſan, eben wie der alten Deutſchen weſen, conuiuari bedeutet.

— — 22. unselja, male; wohl eher infelix, unſeeliger, ob ſchon im Griechiſchen πονηρὲ iſt; wo hat U. die Wörter abgezählt und abwogen?

Und damit genug, als ein klein Spicilegium, und leichtfertig hingeſchrieben, wie auch nach den belob-

lobten Ihrianiſchen Arbeiten, ſich immer noch etwas neues über den codicem argenteum würde leiſten laſſen. — Am Ende jedes Evangeliſten ſind ſehr ſorgfältig, die Lakunen, ſo ſich in ihm beim Gothen befinden, angegeben. Aber dieſe Stelle zu excerpiren iſt hier gerade nicht nöthig.

2) Fragmenta verſionis Vlphilanæ, continentia particulas aliquot epiſtolæ Pauli ad Romanos, haud pridem ex codice reſcripto bibliothecæ Guelpherbytanæ eruta, & a Francilco Antonio Knittel, Archidiacono, edita, nunc cum aliquot annotationibus typis reddita p. 97-183. Keinem meiner Leſer kan der herliche Fund des Hrn. Archidiakonus Knittel unbekant ſeyn, der zu einer Zeit, da jederman an der Auffindung irgend einer zum codice argenteo gehörigen Partickel verzweifelte, ſo glüklich war, in einem codice reſcripto der Wolfenbütteliſchen Bibliothek, ein beträchtliches Fragment dieſer altgothiſchen Ueberſetzung; nemlich Röm. XI, 33-36. XII, 1-21. XIII, 1-5. XIV, 9-20. und XV, 3-13. aufzufinden. Der Herzog gab die Koſten dazu her, dieſen Fund drucken laſſen zu können; und Hr. Knittel wuſte ſich der Freigebigkeit ſeines Durchlauchtigſten Landesherren ſo wohl zu bedienen, daß ihm dieſe wenige Fragmente zu einem anſehnlichen Quartanten Stof geben muſten, deſſen contenta meinen Leſern wenigſtens aus der Erneſtiniſchen Bibliothek bekant ſeyn werden. Hr. Ihre machte ſich darauf über dieſe neuaufgefundene Fragmente her. In einer akademiſchen Diſſertation lies er ſie, nebſt der beigefügten Knittelſiſchen Verſion von neuem abdrucken, und that weitläuftige kritiſche

und

und etymologiſche Noten hinzu: und gerade iſt dieſes die Abhandlung, ſo wir hier anzuzeigen haben. — Von der Vorrede ſagen wir nichts; ſie iſt faſt ganz perſonel, und wird außer den Herren Knittel, Ihre, Arkenholz, und einigen andern ſehr wenig intereſſiren. Was die Noten anbetrift, ſo iſt in ihnen Hr. Ihre offenbar gegen den Hrn. Archidiaconus zu ungerecht. Wir mögen alle Floskeln des Ihrianiſchen Unwillens nicht rügen; nur eines anzuführen, ſagt er S. 181. poſſem addere quartum, eum, nempe, qui ne prima quidem linguæ elementa novit, ſi quid in poſterum verſionis Vlphilanæ inveniatur, illotas manus abſtinere debere; was iſt grob, wenn es dieſes nicht iſt; aber wer hat auch von dieſer Grobheit mehr Schande, der, der geſchmähet wird, oder der Schmäher? — Auch ſagen wir nichts von ſeinen Etymologien, die nur gar zu oft nach dem Eſprit Suedaiſe des vergangenen Jahrhunderts ſchmecken; wenn z. E. S. 106. der lateiner lætus von blithe, oder S. 119. haurja, vom hebräiſchen הרה arſit herkommen ſol. Wir liefern lieber dafür Enumeration aller derjenigen Stellen, in denen Hr. Ihre, die lectionem Knittelianam für korrumpirt hält.

Röm. XI. 34, unuspilloda. IHRE. unuspillodos.
— XII, 2. thana niujithai. — Falſe; *ſed non emendat.*
— — — framathjis. — frahtjis.
— — 4 thaiththan. — thaih than.
— — 19 gawriſandans. — gawrikandans.
— XIV. 14. tatraua. — gatraua.
— XV. 12, reikinoth. — reikinon. Hier.

Hierauf finden wir eine Abhandlung de originibus linguæ latinæ & græcæ, inter Mœſogothos reperiundis, der am Ende noch S. 144 ein Program beigefügt iſt, ſo von eben dieſer Materie handelt, und vom Hrn. Kanzleirath herausgegeben ward, als Hr. Johannes Floder *) die Profeſſur der griechiſchen Sprache auf der Univerſität Upſala übernahm. Er führt hier S. 146, aus des Ariſtotelis Rhetoric. I, 2. τέκμαρ an, welches Wort κατὰ τὴν ἀρχαίαν γλῶττ-αν, terminum bedeutet, und erläutert ſolches aus dem Isländiſchen takmark. Es iſt uns aber dieſe Etymologie nichts minder als neu, und ſchon vom Morhof Unterr. v. d. deutſch. Spr. und Poes. S. 22 vorgetragen. So ſehr ich überzeugt bin, daß der Hr. Kanzleirath Recht habe, und wir in der altdeutſchen Sprache ganz gewis die radices aller übrigen Sprachen der Welt finden, ſo übertreibt er doch hie und da ſeinen Gang zu etymologiſiren gar zu ſehr, als wenn er S. 148, das Wort Tragödie von træga, Schmerz, und Komödie von gaman, ergötzen herleiten wil. Die gothiſchen Wörter, ſo hier vom V. am mehreſten unterſucht werden ſind § 4. Hliſa, bedecken; und § 5. teihan, gateihan, anzeigen. Alle etymologiſche Folgerungen, ſo der Verfaſſer aus ihnen ziehet, anzuführen, würde nichts nutzen, und uns auch zu weitläuftig machen. Als

*) Eben der deſſen Diſſertation: Indicans veſtigia poeſeos Homericæ & Heſiodeæ in oraculis Sibyllinis, der Hr. D. Groſch dem Muſeo critico, Vol. I. Partic. I. p. 16-48, einverleibet; und der ſich da als einen ſehr fleiſſigen und mit Homer und Heſiodus vertrauten Griechen gezeiget.

Als ein zweiter Anhang komt noch eine Diſſertatio de verbis mœſogothorum hinzu, die ganz grammatikaliſch iſt, und hinfolglich auch keinen Auszug leidet. Die Hauptſache komt darauf an, (S. 149.) Hickes hat in ſeiner Grammatik, nur ein einziges Paradigma coniugationum gegeben, und alle von dieſen Paradigma abweichende verba für anomala gehalten; welches nun gerade ſo war als wenn jemand im lateiniſchen amo, als das einzige Paradigma liefern, und nun doceo, lego, und alle nach ihnen gehende für anomala halten wolte. Hr. Ihre hat drey Paradigmata angenommen, die jedesmal am Präterito kentbar ſind. (S. 128.) In der erſten Konjugation iſt das Präteritum dreiſilbigt, von ſokjan, ſuchen, wird ſokida, ich habe geſucht; in der andern zweiſilbigt, von munan, meinen, wird munda, ich habe gemeint; und in der dritten iſt es nur einſilbigt, von bidjan, bitten, wird bad, ich habe gebeten. Von der erſten dreiſilbigten Konjugation liefert er uns S. 153, das Paradigma ſokia; von der andern zweiſilbigten Konjugation liefert er uns S. 157, das Paradigma kann; und von der dritten dreiſilbigten Konjugation liefert er uns S. 162, das Paradigma ſaiqha, ich ſahe. Jedes Paradigma iſt mit grammatikaliſchen Noten verſehn, überal mit den Beweisſtellen des codicis argentei belegt, und alle verba, ſo nach dem vorgezeichneten Paradigmata gehn, werden hinten am Beſchlus eines jeden aufgezählet. Dieſes iſt eine ſehr ſchäzbare, nüzliche und dem Hrn. V. mühſame Arbeit geweſen, ſie zeigt von ſeiner großen Bekantſchaft mit dem codice argenteo, und iſt wahre Beihülfe, die Möſogothiſche

Sprache

Sprache leichter und gewiſſer zu lernen. Auch kan ſie zu vielen grammatikaliſchen Bemerkungen über die deutſche Sprache Gelegenheit geben, und wenn es auch nur das einzige wäre, daß man aus ihr ſich recht handgreiflich überzeugen kan, wie wir eigentlich gar kein imperfectum haben: das, was wir imperfectum nennen, iſt eigentlich præteritum, und was jetzund præteritum heiſt, iſt ein neuerfundenes ſchleppendes langweiliges Ding, von dem unſrer Vorfahren energiſche, kraftvolle Sprache nichts wuſte, und das wir uns je eher je lieber wieder vom Halſe ſchaffen ſolten. Aber wer glaubt unſrer Rede, ſo lange noch die beſten Schriftſteller unſerer Nation ſich Mühe geben werden, ſich der imperfectorum, ſo wenig ſie nur immer können, zu bedienen?

Zum Beſchlus noch ein kurzes Gloſſarium der knittelianiſchen Fragmente, in dem wir ein und die andere ſehr ſchäzbare Wortableitung finden. Leiſte, (forma calcei lignea) wolte Hr. Knittel vom Gothiſchen laiſtjan, ſequi, herleiten; wie viel wahrſcheinlicher Hr. Ihre vom Angelſächſiſchen laeſt, ſolum pedis? Verſöhnen, derivirt Hr. K. von Saud, Opfer; weit beſſer J. von ſaun, λυτρον. — Aber hie und da hat er ſeiner Einbildungskraft auch wiederum ſehr den Zügel gelaſſen. Unter dem Worte jah, &, ſchreibet er p. 175. In tranſcurſu notabo, in inſcriptionibus veterum Latinorum, I ſæpe pro & occurrere. Was thut dieſes? Im Spaniſchen iſt dieſes eben ſo: De la vida y hechos, de vita & factis; hijo heiſt bei ihnen filius, wie im Griechiſchen υιος. Darf ich ſo aus jeder einzelnen Aehnlichkeit ſchlieſſen, ſo ſind

chaldäiſch und franzöſiſch, hebräiſch und pohlniſch ſehr nahe verwand. Der Chaldäer präfigirt ſein Daleth eben ſo als der Franzoſe ſein d; und der Pole ſein W, wie der Hebräer ſein Beth, und dieſes in der nemlichen Bedeutung. —

Hier iſt noch ein kurzes Verzeichnis derjenigen Wörter, ſo in den knittelianiſchen Fragmenten neu ſind, und ſich im codice argenteo nicht befinden.

Biugan, beugen. XIV. 11.
Bleithin, Barmherzigkeit XII. 1.
Blotinabus, Gottesdienſt. Ibid.
Dragk, Trank. XIV. 17.
Frathi, Verſtand. XI. 34. (aber nach Ihrens Emendation)
Frumozo, eher. XI. 35. (von frumo)
Gamarzein, Aergernis. XIV. 13. (gamarzjan ärgern)
Gathrafſtei, Troſt. XV. 4. (von thrafſtjan, tröſten)
Gaurjan, betrüben. XIV. 15. (von gaurs, traurig)
Gawamm, unrein, XIV. 14.
Gawilja, Willen. (von wilja, wollen)
Gredon, hungern XII. 2.
Hazein, Lob. Accus. XIII. 3. (von hazjan, loben)
Liuthon, ſingen. (Der Radix von unſerm Lied) XV. 9.
Lubain, Hofnung. XV. 13.
Niujitha, Neuigkeit, XII. 2. (von niuja, νεος novus, neu)

Rikar

Rikan, ſammeln. XII. 20
Twairhein, Zorn. XIII. 4.
Timreins, Wohnung. XIV. 19. (von timrjan, bauen, zimmern)
Ufarwiſan, ὑπερέχειν, über ſeyn. XIII. 1.
Unbilaiſtioai, nicht zu begreifende, non adſequendæ.
Wajamerjan, Gott läſtern.
Wen Hofnung, Wahn. XV. 4. (von wenjan, hoffen, wähnen.)

3) Analecta Vlphilana duabus comprehenſa diſputationibus; prima, de codice argenteo & litteratura gothica, altera de Mœſogothorum nominibus Subſtantivis & adiectivis. p. 183-257. Da ich mich nach dem Geſchmacke der meiſten Leſer ſchon vielleicht zu lange, bey den vorigen beiden Nummern aufgehalten, ſo mus ich hier, gegen meinen Willen, kürzer ſeyn. Zweierley iſt es ſonderlich, was der V. in der erſten dieſer Abhandlungen leiſtet. Zuerſt eine völlig genaue detaillirte Beſchreibung des codicis argentei; weit ſorgfältiger als ſie uns ſonſt noch irgend jemand gegeben, S. 186-193. Und hernach kritiſche Betrachtungen über das Alphabeth der Mösogothen. S. 199-211. Vol von tiefgedachter, weithergeholter, wohlverdauter Gelehrſamkeit; und was mehr als dieſes alles iſt, vol von Wahrheit, und neuer Wahrheit, an der niemand vor den V. gedacht hat. Ulphilas hat nicht die Lettern der Gothen erfunden, ſie ſind ſeit undenklichen Zeiten vor ihm im Gebrauch geweſen, und die Griechen haben ihr Alphabeth von den Gothen, und nicht von den Phöniciern bekom-

men. Dieſes iſt nicht wahrſcheinlich gemacht, ſondern ſo überzeugend bewieſen, daß man die menſchmöglichſte Prädilektion für ſein geliebtes Phönicien haben müſte, wenn man ſich es zu leugnen einfallen lies. Aber wie geſagt, der Beweis iſt zu weitläuftig und geht zu ſehr ins kleine, als daß ich ihn zu widerholen wagen dürfte. Mir ſey genug es angeführt zu haben: das Buch ſteht allen denen auf, denen daran gelegen iſt, den Beweis in extenſo zu leſen. — Die andere Diſſertation iſt wiederum ganz grammatikaliſch, und alſo keines Auszugs fähig. Er liefert 36 Deklinationen Paradigmata; und ohnerachtet er ſich darüber S. 221 entſchuldiget, ſo iſt dieſe Zahl doch gar zu ungeheuer; und allein ſie konte den Hrn. Kanzleirath lehren, daß Hr. Knittel nicht ſo gar Unrecht hatte, wenn er behauptete, die Möſogothiſche Sprache ſey „plena ſolœciſmorum, ita ut quidvis pro quovis ponere permiſerit geweſen,“ und gar nicht verdienete S. 107. deshalb ſo hart angelaſſen zu werden. Eine Sprache, von der wir nicht viel mehr als die Hälfte der vier Evangeliſten übrig haben, und die in dieſen kleinen Ueberbleibſeln 36 Deklinationen zählet; wie viel würde nicht dieſe, wenn ſie ſo viel als etwan die griechiſche Bücher aufzuweiſen hätte, gezählt haben? Nein, dieſe 36 Deklinationen ſind keine Grammatik, es iſt Akyrologie eines rohen, unkultivirten Volkes, das ſo, wie es redete ſchrieb; und von Prädilektion für alles, was gothiſch heiſt, war der V. verblendet, als er den unüberlegten Ausſpruch that: Illam non minus regularem ac caſtam eſſe, quam quamlibet earum, quas eruditas nuncupare mos eſt.

Der

Der Hr. V. lobt hier S. 224 und anderwärts das Büchlein des Lambert ten Kate Gemenſchap tuſchen de gothiſche Spraeck en de nederduytſche. Da es ſcheinet, daß ihm das größere ungleich beſſere Werk eben dieſes Verfaſſers gar nicht bekant geworden, und ich ſolches auch noch zur Zeit bei keinem andern nordiſchen Sprachforſcher angeführt gefunden, ſo ſetze ich den Titel deſſelben unten in der Note her*), da ich es über Jahr und Tag aus der Bibliothek des Hrn. D. Reiske zu meinem Gebrauch gehabt, und überaus viel neues und wahres daraus gelernet. Er iſt überal weit tiefer in die grammatikaliſche Geheimniſſe der nordiſchen Sprachen als Hickes gedrungen: und ein Auszug daraus, wo man das Reſultat dieſer Unterſuchungen auf unſer Vaterland, und nicht wie ten Kate auf das Holländiſche wendete, würde gar beträchtlich für deutſche Grammatik und Sprache ſeyn.

4) De lingua codicis argentei, p. 257-273. Gegen la Croze, der die Sprache deſſelben für Fränkiſch hielt. Daß nun Ottfried, das älteſte λειψανον, ſo wir vom fränkiſchen haben, und der codex argenteus nicht in ein und eben demſelben Dialekte geſchrie-

*) Aenleiding tot te Kenniſse van het verheevene Deel der nederduitſche Sprake. Waer in here zekerſte Grondslag, edelſte Kragt, nutteliikſte Onderſcheiding, en geregeldſte Afleiding overwogen en nageſpoort, en tegen het allervoornaemſte der verouderde en nog levende Taelverwandten, als t' oude Moeſogotſch, Frankduytſch, en Angelſaxiſch, beneffens het heedendaegſche Hoogduytſch en Yslandſch vergeleeken word. Door LAMBERT TENKATE, Hermanb. T', Amſterdam 1723. 2 Vol. 4 mai.

ben sind, mus gar bald jeder einsehn, der von keiner falschen Vaterlandsliebe verblendet wird und beide Sprachen versteht. Aber doch sind die Dialekte mit einander verschwistert, und genau verschwistert, und ist auch Sprache der Mösogothen und der Franken verschwistert gewesen? Dieses wäre nun res altioris indaginis, denn Constantinus Porphyrogonneta hat uns ein Gothisch Wortregister aufbehalten, so gerade so viel Aehnlichkeit mit dem Fränkischen als mit dem Arabischen hat. Zur Diskussion der ganzen Streitfrage fehlet es uns hier an Gelegenheit, Zeit und Raum: aber der Recensent, der sich schmeichelt, viel und lang über alles was Gothisch heist nachgedacht zu haben, kan doch aufrichtig versichern, das Resultat aller seiner Untersuchungen war immer dieses: nein, der codex argenteus ist mit nichten ein Werk eines fränkischen Scribenten, er ist Mösogothisch und Arbeit des Ulphilas. — Viel gutes sagt hier der Hr. Kanzleirath über die bekante, vom la Croze so sehr urgirete Stelle des Gregorius von Tours; aber mehr als alles beweisend ist die p. 267 eingerückte Kupfertafel, wozu noch §. XVII. eine sehr feine kritische Bemerkung des Hrn. Kanzleirath komt. — Daß er p. 270 nicht zu wissen gesteht vbi præcise sedes Odini fuissent, nimt uns Wunder, da doch die Grims Koringla, und aus ihr nur noch jüngsthin Hr. Penzel in der Dissertation de Barangis, den Ort, von dannen er ausgezogen ist, so ganz präcise beschreibet.

5) Specimen Glossarii Vlphilani, p. 273-297. Es begreift den Buchstaben A, und ist gleichfals keiner Recension fähig. Was ich von den Etymolo-

mologien des Hrn. V. überal denke, habe ich ſchon im vorhergehenden geſagt, und ich könte doch hier weiter nichts thun, als mein dort geſagtes Urtheil widerholen; einige ganz gewaltſam, bei Händen und Füßen her geſchlept und gezogen; andere weder neu noch unbekant; noch andere nicht ſonderlich erheblich, und wiederum einige, neu, wahr und witzig zugleich: wie es in allen Gloſſarien geht, ſo auch hier, ſunt bona mixta malis!

6) Præfationes ſpecimini gloſſarii præfixæ, p. 297-312. Das vorgedachte Probſtück eines Ulphilaniſchen Wörterbuchs, iſt zu Upſala zu drei verſchiedenen maln, und alſo in 3 Segmente getheilt, zu Katheder gebracht worden. Jedem Segment hatte der Kanzleirath eine eigene Vorrede vorgeſezt, die allemal da hinaus gieng, die Aehnlichkeit der Möſogothiſchen und der mit ihr verſchwiſterten nordiſchen Sprachen, mit der Griechiſchen und Altrömiſchen zu zeigen. Herr Büſching fand es für beſſer, das Gloſſarium ganz und unzerſtückt auf einmal zu liefern, und dann alle drei Vorreden hinten nach beſonders abdrucken zu laſſen. In der erſten Vorrede zieht er, S. 301. einen aber ſehr misgerathenen Parallelismum der möſogothiſchen und hebräiſchen Sprache, die der Hr. Kanzleirath überal wenig verſtehn mag; in der zweiten und dritten werden blos lateiniſche Wörter, zwar mit mehrerm Glück und Wahrſcheinlichkeit, aber doch auch ſehr oft mit ſichtbarer Prädilektion, die nicht ſelten in Untreue übergeht, aus dem Gothiſchen illuſtriret. Ein Exempel anzuführen, ſo behauptet der Hr. V. S. 304. im Isländiſchen hies ala anzünden, und beruft ſich auf

2 B. Moſ. VI. 12. Preſturin ſkall Guern morgun [illegible] elden athui; ſacerdos quolibet mane ſuſcitabit ignem ſuper eo; da doch gar keine große Sprachgelehrſamkeit dazu gehört, um einzuſehn, daß hier ala in ſeiner ganz bekanten Bedeutung unterhalten, ernähren gebraucht werde. — Wahrſcheinlicher, und faſt möchte ich ſag, gewis, iſt S. 308 die Aufklärung des Ottfridianiſchen Zi niſeineru hetti, welches er durch ne minimum quidem überſezt. Furcht und gar zu weitläuftig zu werden zwinget mich manche Stelle zu übergehn, ſo in die Augen fallend ich ſie mir auch am Rande gezeichnet.

So weit eigene Schriften des Hrn. Ihre. Unter dem vorgedruckten Titel: Appendix, alia ſcripta ſimilis argumenti continens, und mit neuerdings angehender Seitenzahl und Bogenſignatur, laufen dieſe Abhandlungen nunmehr ſo fort:

1) Georgii Friderici Heupelii Ph. M. diſſertatio hiſtorico-philologica de Vlphila, ſeu verſione quatuor Evangeliſtarum Gothica; edita Wittebergæ 1693. p. 1-15. Und damit verbinde ich ſogleich:

2) Animaduerſiones ſ. r. Ioan. Oelrichs in diſſertationem Heupelianam de Vlphila; p. 15-21. Als der M. Heupel 1693 dieſe Diſſertation zu Wittenberg vertheidigte, zu einer Zeit, da der codex argenteus nur erſt ſeit acht und zwanzig Jahren im Druck heraus war, da mochte dieſes wol eine ſchöne Diſſertation ſeyn, die würklich vieles, damahls ganz unbekantes, neues, wahres und gutes ſagete: ich rechne dahin, § 3. e. die Anzeige der Marginalnummern, und

und den daſelbſt gelieferten Parallelismus derſelben mit den Euſebianiſchen canonibus; und § 4. b. die Anzeige, daß die Geſchichte des ehebrecheriſchen Weibes, würklich fehle, nicht Alters halber verlohren gegangen ſey, wie man aus den beiden Ausgaben des Junius und Stiernhielm ſchlieſſen ſolte: allein nun, wozu ſie wieder gedruckt? Da wir alles dieſes aus Bengel und Ihre, weit beſſer, richtiger und volſtändiger wiſſen, und Heupel vieles offenbar unrichtiges, ſo ihm freilich nicht zuzuſchreiben, auch von ihm nicht zu fordern war, einmiſcht? Z. E. § 3. f. ſchreibt er Rudbecks Ubizali, Joh. X. 23. und ſæuit, Matth. IX, 24. kecklich hin, da wir doch nunmehr, aus dem Vlphila illuſtrato wiſſen, daß dieſes bloße muthwillige Depravationen waren, erſonnen, gewiſſe Träumereien und Hirngeſpinſte von Upſala, und etymologiſchen Unſin zu unterſtützen. — Auch iſt der codex argenteus vom Grafen de la Gardie, nicht für 600, ſondern für 400 Rthlr. Voſſio abgekauft worden; wovon Hr. Ihre, S. 195. die eigenen Worte des Grafen, aus den Akten der upſaliſchen Akademie beibringet. — Hr. Oelrichs ſogenante animaduerſiones ſind keiner tauben Nus wehrt. Er hat die Ihrianiſche Schriften gar nicht geſehn, keinen einzigen Heupelianiſchen Fehler korrigiret, und nichts als ein paar Worte von Bengel, Knittel und Ihre zugeſezt, ſo wie ſie ihm die erſte, die beſte gelehrte Zeitung oder Monatsſchrift geſagt hatte.

3) Vlphilam Gothorum epiſcoporum, ſub præſidio Ioannis Esbergii, diſſertatione graduali, publico examini modeſte exhibet Andreas Sœderman. Holmiæ a. d. XXII Jul. MDCC. p. 21-46.

Diese Dissertation hat Hr. Büsching sonder Zweifel darum abdrucken lassen, daß sie Satyre auf allen schwedischen Dissertationen seyn solte. Lieber Leser! was für schöne Raritäten du hier findest, nein, das lässest du dir nicht träumen! Nur ein ganz kleines echantillon. Wie gelehrt muste der Mann seyn, der es wuste, daß Alphonsus a Carthagena, Rodericus Ximenius, und Alphonsus a Villa Diego, den Ulphilas Gudillas genant hätten? der uns Seite und Zeile ihrer Bücher citiren kan, wo wir diese tröstliche Neuigkeit finden? ja, der es sogar wuste, daß schon Vasäus ihnen diesen Fehler hinweg korrigirt hatte! Ex vngue leonem! ich könte sonst mit gar vielen speciminibus dieser Art dienen, aber jeder meiner Leser möchte sein δοτε μοι λεκανην! rufen; und also genug! wer mir nicht glaubt, mag selbst lesen!

4) Ioannis Gordon specimen animaduersionum criticarum in priscam Evangeliorum versionem Gothicam; item nonae eiusdem versionis interpretationis latinae. Edinburgi MDCCLX. Notas adiecit Ioannes ab Ihre. p. 49-61. Wenig Blätter, wenig Geschrey, und wenig Putz; aber dafür Arbeit vieler Jahre, viele Wolle und viel Gelehrsamkeit! Das hauptsächlichste ist die Entdeckung über Matth. V. 33. Daß Fan, das berühmte Fan, das zu so vielen Etymologien Anlas gegeben! gar kein gothisches Wort, sondern erdacht, durch die Unwissenheit der Editoren des codicis argentei sey, welche die Abbreviatur Fan, so sie Frauja hätten lesen müssen, fälschlich Fan lasen. — Matth. V. 16. liest Gordon für: unte alla gawairthith, unte allata wairthith; aus

bloßer

loser Konjektur; und so hat es Hr. Ihre nachher bey genauerer Einsicht des codicis argentei würklich gefunden. — Das angehängte Specimen einer neuen lateinischen Uebersezung des codicis, zeiget von vieler Sprachkentnis, Aufmerksamkeit und Fleis. — Lucä 1, 29. Bi innagahtai is übersezt Gordon ganz sicherlich recht: in introitu eius; und wundert mir es, wie sich Ihre darinnen nicht zurecht finden kan. Bi innsagahtai, wie die gedruckten haben, daß wäre wohl ἐπὶ τῷ λόγῳ wie es im Griechischen steht; allein daß diese Lesart unrecht sey, erkennet ja der Vlphilas illustratus selbst.

5) Ioannis Georgii Wachteri Dissertatio de lingua codicis argentei. Inserta miscellaneis Berolinensibus, cont. I. P. XL. p. 61-70. Es ist sehr wenig daran; und kämen nicht die schäzbaren Zusäze des Hrn. Kanzleiraths dazu, so hätte sie so wenig als die Heupel- und Esbergische Dissertationen einen neuen Abdruck verdienet.

Hr. Büsching hat vom seinigen nichts hinzu gethan, und überal bei der ganzen Arbeit gar kein schriftstellerisch Verdienst. Doch wird seine Bemühung allen Liebhabern der mösogothischen Litteratur überaus angenehm seyn. Ein einzig ganz neues Werk ausgenommen, dessen Titel ich unten beischreiben wil *), haben wir

*) Dictionarium Saxonico & Gothico-Latinum Edwardi Lye, A. M. etymologici luniani, nec non Euangeliorum Gothicorum ab Erico Benzelio Archiepiscopo nuper Vpsalienſi collatorum, editoris. Accedunt fragmenta versionis Vlphilanæ, nec non opuscula quædam Anglo-

wir hier das beträchtlichste zusammen, was, die eigenen Ausgaben des codicis argentei und Guelpherbytani abgerechnet, über die Sprache der Mösogothen geliefert worden. Es wäre freilich zu wünschen gewesen, Hr. Büsching möchte sein öffentlich gegebenes Wort wegen Druck und Papier, welches dem Probebogen konform ausfallen solte, besser gehalten: auch den im Avertissement ausdrücklich versprochenen Bonaventura Vulcanius, neurdings abdrucken, und dafür lieber die Heupel, Esberg und Wachter weggelassen haben: (alle diese drei Schriftgen lehren uns so viel wie nichts; aber Bonaventura Vulcanius, ich will ihn immer so nennen, besas sicherlich mehr von der mösogothischen Sprache, als wir jezund haben, und bleibet daher allemal fons.) Allein da dieses nicht geschehn ist, so nehmen wir doch die Kollektion, so wie sie ist, mit dem aufrichtigsten Dank an, und wünschen nichts angelegentlicher, als daß das thrianische Apographon des Ulphilas, so in Hr. Büschings Händen ist *), imgleichen die Briefe dieses würdigen Gelehrten an Hrn. von Suhm, über etwas Ostgothisches, welches Sabbatini im vetusto calendario Neapolitano bekant gemacht **), durch Hrn. Büschings bekan-

te

Anglo-Saxonica. Edidit, nonnullis vocabulis auxit, plurimis exemplis illustrauit, & Grammaticam vtriusque linguæ præmisit Owen Manning S. T. B. Canon. Linc. nec non reg. soc. & reg. societ. ant. socius. Londini 1772. Prostat apud Beniamin White in Fleet-Street. II. Vol. Folio.

*) Wöchentliche Nachrichten, v. J. 1773. St. 41. S. 325.

**) Eben daselbst St. 27. S. 213.

te Wilfährigkeit, und Subſcription unſerer vaterländiſchen Gelehrten, bald dem Druck möchten übergeben werden können. Hr. Büſching wird ſich dadurch ein großes Verdienſt um alles, was mösogothiſche Litteratur und Sprache heiſt, verſchaffen.

13.

XX.

Abhandlung der freien ökonomiſchen Geſelſchaft in St. Petersburg, zur Aufmunterung des Ackerbaues und der Hauswirthſchaft in Rusland, vom Jahre 1766. Dritter Theil aus dem Ruſſiſchen überſezt. St. Petersburg, Riga und Leipzig, bei Hartknoch. gr. 8. 1774.

Wir haben bereits im 6ten Bande unſerer Blätter, dieſe Schrift, welche zum Vortheile Ruslands beſonders gereichen ſol, dergeſtalt angezeigt, daß wir uns für izt begnügen, den Inhalt dieſes 3ten Theils mit wenigem zu berühren. Folgende Artikel finden in derſelben ihren Plaz: 1) Von Anordnung eines guten Ziegelbrandes. Dieſe Abhandlung iſt vom Hrn. Lehman. Deutſchen dürfte ſie nicht neu ſeyn; allein die Policey ſolte dafür ſorgen, daß der gewöhnlichen Gewinſucht durchaus Gränzen geſezt, und dahin geſehen würde,

daß

daß man nicht zugleich Kalk mit Ziegel brente, welches leider nur zu oft geschieht. Denn die Hitze, welche der Kalk bedarf, ist wenigstens den Ziegeln im Anfange zu stark: und diese Hitze, welche Ziegeln angemessen ist, reicht nicht zu, einen brauchbaren Kalk zu gewinnen. 2) Anzeige einer leichten Zubereitung des Getreides, um die Saat vor den Mehlthau und Brand zu bewahren. Das Mittel bestehet in der Einweichung des Samens in Jauche, und in dem Ueberziehen mit ungelöschtem in der Luft zerfallenen Kalk, welches in Deutschland schon so ofte bewährt befunden worden. Diese Abhandlung ist aus der Berner ökonomischen Abhandlung vom Jahre 1764 genommen. 3) Von Verbesserung der Wiesen, von verschiedenen Grasarten, die in andern Ländern gesäet werden, von der Bearbeitung der Wiesen zu dieser Saat, und von dem Gebrauche der verschiedenen Grasarten. Vom Hrn. v. Klingstädt. Ohnerachtet Rusland an den mehresten Orten mit vortreflichen Wiesen gesegnet ist; so giebt es doch auch Strecken, die einen Anbau verdienen. Diese erwehnte Abhandlung enthält nun den Kern von Schweizer ökonom. Schriften, vom Hannöverschen Hausvater und einigen engelländischen und französischen Schriftstellern, und giebt dem vernünftigern Theile der Wirthe Anlas, genug regelmäßige Versuche über solche Grasarten anzustellen, die ihrem Clima angemessen sind. 4) Ein Versuch und richtig befundenes Mittel, Pferde und anderes Zugvieh sparsamlich zu unterhalten. Fichtene Reiser, welche anfänglich zerhakt, in Wasser eingeweicht, und nach und nach dem Viehe gegeben werden, werden in dieser Absicht empfohlen. Im

Nord-

Nothfalle lassen wir dieses Mittel gelten; sonst glauben wir immer, daß die vom Hrn. Verf. angerathene Vorsicht, die Zweige von den Fichtenbäumen abzuschneiden, nicht hinreiche, den besorglichen Nachtheil für die Waldung zu hemmen. 5) Zusätze zu der Abhandlung von der Ziegenwolle. Diese enthalten neue angestelte Versuche mit der erwehnten Wolle. Selbige giebt gute Mützen, Strümpfe und Handschuhe, und erregt den billigen Wunsch, daß dieses bisher unerkante Produkt bald ins Große genuzt werden möge. Wenn werden wir in Deutschland hierinnen nachzuahmen anfangen! Schade, daß diese Wolle nicht häufig fält. Doch glauben wir daß sie ihren Man ernähre, und solte sie wohl nicht zu edlern Zwecken nüzlich seyn? 6) Gedanken über die Wälder. Sie sind vom Hrn. Lehman. Er empfiehlt die Vorsorge und den regelmäßigen Gebrauch der Wälder. Wir ersehen, daß man in Rusland in beiden Stüken noch nicht die geprüften und richtigen Masregeln Wälder anzulegen, und gehörig zu benutzen liebt; und in so weit gereichen diese Vorschläge dem V. zum wahren Verdienste. 7) Versuch vom Birkenwasser. So vielen Vortheil im Ersparen des Malzes, als die englischen Bierbrauer bei dem Gebrauche des Birkenwassers bemerken wollen, hat der V. nicht wahrgenommen. Inzwischen muntert derselbe doch seine Landesleute zu dergleichen Versuchen mit verschiedenen Baumsäften, so wie vorzüglich zu dem Ahornsafte auf. Aus dem Pappelbaumsafte sollen die Chineser, mit einem gewissen, doch unbekanten Zusatze den besten Lakfirnis machen. 8) Vom Nutzen der Vermehrung des Leinbaues in Rusland, und von den dazu dienlichen

Mit-

Mitteln. Hr. von Klingstädt zeigt, daß ohnbeschad des Kornbaues in Rusland der Leinbau könne verstärk werden, und übergiebt die aus den besten deutschen holländischen und schweizerischen Bemerkungen genom mene Regeln, seinen Landesleuten, um in der Cultu des Leines glüklich zu seyn. Unleugbar kan sich dabe die Mechanik sehr nüzlich erweisen, wir mögen das Brechen und Zwingen, oder auch das Hecheln betrach ten, und treten der Meinung des Hrn. V. bei, daß es sehr vortheilhaft seyn würde, wenn geschikte Männer dergleichen nüzliche Maschinen erfinden, und selbige, so wie die bereits erfundenen, der Welt durch richtige Kupferstiche abbilden und mittheilen wolten. 9) Antworten auf einige über den Lein- und Hanfbau, und die weitere Zubereitung dieser Produkte vorgelegten Fragen von zweien verschiedenen Personen. Diese haben den Stof zu jener Betrachtung abgegeben. 10) Vom Branteweinbrennen. Etwas von dessen Geschichte, denn die Erzählung der dabei nöthigen Verrichtungen, sowol vom Anfange, bis zur Destillation und zum Klarbrennen. Vom Hrn. Model, als Verfasser dieses Aufsatzes, läst sich schon alles Gute vermuthen. Aber wenn derselbe die Röhren oben am Hute der Blase tadelt, und selbige unten am Helme bringen wil; so sehen wir seine Gründe nicht als überzeugend an, und der Rath zwischen dem Boden und der Oberfläche des Wassers in dem Kühlfasse, folglich in dessen Mitte, einen Zapfen zum Ablassen des heissen Wassers anzuordnen, ist bei weiten so gut nicht, als die längst bekante Art, das kalte Wasser durch Seitencanäle in das Kühlfas zu leiten. Eben so begreifen wir nicht,

wie

die der Hr. V. die Röhrmaſchine des Hrn. Ludolfs tadeln, und hingegen ſein von Meſſingdrath gemachtes Sieb, welches beweglich ſeyn, und nahe am Boden der Blaſe angebracht werden ſol, als ein ſchikliches Mittel, das Anbrennen des Branteweins zu verhindern, im Ernſte anrathen kan.

9.

XXI.

Jo. David Heilmanni Theol. D. & Prof. Ord. Compendium Theologiæ Dogmaticæ. Editio altera. Gœttingæ ſumtibus Vandenhœckianis 1774. 25¼ Bogen in 8.

Die erſte Ausgabe dieſer Dogmatik geſchahe 1760. Ihr Wehrt iſt bekant genug, als daß wir weitläuftig davon zu reden nöthig hätten. Wir würden uns begnügen, es blos anzuzeigen, daß dieſe zweite Ausgabe derſelben erſchienen ſey, wenn wir nicht aus der Urſache wenigſtens den Weg anzeigen wolten, welchen der V. bei dem Vortrage der dogmatiſchen Wahrheiten genommen hat, damit wenn jemand dieſes Buch in unſrer Bibliothek angezeiget findet, der zwar wohl vorher davon gehöret, es aber ſelber nicht geleſen hat, doch wiſſen möge, in welcher Ordnung die dogmatiſchen Wahrheiten in denſelbigen befindlich ſind. Seit 1760 hat man nun freilich vieles geſaget, welches

man hier nicht antreffen wird, wie es immer gehet, bei einer solchen fast algemeinen Gährung, die sich jezt in dem Vortrage und Berichtigung der dogmatischen Wahrheiten findet, viel wahres, viel übertriebenes, viel nicht genugsam berichtigtes und auch viel falsches. Darauf können und wollen wir uns jezt nicht einlassen, sondern wie gesagt, nur aus den oben angeführten Gründen den Inhalt unsers Buchs anzeigen. Diese Dogmatik wird ausser der Vorbereitung in zwei Hauptabschnitte getheilet; der erste handelt von Gott und seinen Werken, der andere von den Menschen, und den verschiedenen Ständen, worin er sich von Seiten der Religion betrachtet befunden hat, und noch befindet.

In der Vorbereitung oder in den Prolegomenis der Dogmatik sind zwei Hauptabschnitte oder Kapitel; das erste von der Natur und Einrichtung der Theologie, wo von dem Begrif der Theologie überhaupt, von ihrer verschiedenen Eintheilung, und von den verschiedenen Arten, wie sie von Anfang des Christenthums vorgetragen worden, kurz und gründlich geredet wird. Das zweite Kapitel der Vorbereitung handelt von der heiligen Schrift. Dieses ist in zwei Abschnitte getheilet. In dem erstern wird von der Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit einer Offenbahrung, und wie sehr der Mensch Ursache habe es zu wünschen, daß Gott dem menschlichen Geschlechte eine Offenbahrung gegeben habe, geredet. In dem zweiten Abschnitte wird die Göttlichkeit der heiligen Schrift erwiesen, und von ihren Absichten und Eigenschaften geredet.

Nun kömt die Abhandlung der dogmatischen Wahr-

Wahrheiten, wie sie theils aus der Vernunft und Offenbahrung zugleich, theils aus der Offenbahrung alleine, hergeleitet, erkläret und bewiesen werden. Der erste Theil, welcher von Gott und seinen algemeinern Werken handelt, ist in zwei Kapitel abgetheilet; das erste Kapitel von Gott und seinen Eigenschaften, und von der Dreifaltigkeit. Das zweite Kapitel handelt von den algemeinern Werken Gottes, von der Schöpfung der Welt, von der Vorsehung, der algemeinen und besondern, und von den Engeln, den guten und den bösen.

Der zweite Theil der dogmatischen Wahrheiten handelt von dem Menschen, wie man ihn in Ansehung der Religion zu betrachten hat. Er redet von ihm im ersten Capitel, wie er im Stande der Unschuld sich befand; im zweiten Kapitel von seinem Falle, und seinem verderbten Zustande. Hier wird von der Erbsünde und würklichen Sünde geredet. Im dritten Kapitel von den Mitteln wieder zu der verlohrnen Glükseligkeit zu gelangen; hie wird von dem Rathschlusse Gottes die Menschen zu erlösen, von der Person des Erlösers, der von Jesu Christo seinen Ständen und seinen Aemtern und Erlösung geredet. Ferner von den Mitteln, die Glükseligkeiten zu erlangen, die Jesus den Menschen erworben hat, von der Berufung, Erleuchtung, und von den seligen Veränderungen, die dadurch bei, in und für dem Menschen entstehen, von der Bekehrung, Rechtfertigung, Glauben, Heiligung und guten Werken. Diesem Kapitel sind noch zwei Anhänge beigefüget, wovon der eine von den Sacramenten, der heiligen Taufe und dem heiligen Abend-

mahl, der zweite von der Kirche handelt. Das vierte Kapitel enthält die Lehre vom Zustande des Menschen nach diesen Leben. Hier wird erstlich von der Prädestination, ferner von den vier leztern Dingen, Tod, Auferstehung, jüngstem Gericht, ewigen Seligkeit, und ewigen Verdamnis geredet.

Dieses ist das Skelet des Buchs. Aus Ursachen, die wir schon oben angeführet haben, und weil der Werth dieses Buchs längst entschieden ist, reden wir nicht weitläuftig davon. Allerdings viel gründliches, ordentliches, berichtigtes; ob aber der sel. Herr Verfasser, wenn er jezt sein Buch selbst wieder herausgegeben hätte, nicht noch manches darinnen verändert hätte, das ist eine andre Frage.

32.

XXII.

Versuch über die Augenkrankheiten, worin, nach vorhergegangener Erklärung der verschiedenen Arten der Operation des Staars, ein neues Instrument angegeben wird, welches das Auge unbeweglich hält, und zugleich durch die Hornhaut durchschneidet, durch Herrn Guerin. Aus dem Französischen übersezt. Mit einem Kupfer. Frankfurt und Leipzig, bei Adam Friedrich Böhme. 1773. auf 1 Alphabeth 3 Bogen. In Octav.

Das

Das Gute, das Brauchbare, das Eigene iſt in dieſem Buche mit ſo vielem Schlechten, Unnützen und Bekanten durchflochten, daß man Mühe hat, jenes von dieſem abzuſondern. An manchen Stellen iſt es völlig eine flüchtige und ſehr unordentliche Compilation. Oft redet der Hr. Verfaſſer aus eigener Erfahrung. Wir wollen dieſes Buch in einigen Stücken näher beleuchten. Es iſt in zween Theile abgetheilet. In dem erſten werden die Krankheiten an dem Körper der Augenlieder, und in dem zweeten die Krankheiten des Augapfels abgehandelt. Der Hr. V. nimt alſo die Ordnung, die die Lage der Theile des Auges angiebt, die aber, unſerm Bedünken nach, nicht die beſte iſt. Der erſte Theil dieſes Buchs hat drei Abſchnitte. Der erſte Abſchnit: Von den Krankheiten der Augenlieder. In den Entzündungen der Augen lobt der Hr. V. Goulards Bleiextract ungemein. Die erweichenden Mittel verwirft er. Krampfadern an dieſem Theile ſchneidet er aus, wenn ſie ſchon lange gedauert haben und häufig ſind, und mit andern Mitteln nichts ausgerichtet worden. Er durchſticht mit einer krummen Nadel, worin ein ſeidener Faden eingefädelt iſt, denjenigen Theil der gemeinſchaftlichen Haut, durch den die Krampfadern ihren Lauf nehmen. Dann hebt er vermittelſt des Fadens dieſen Theil auf, und zerſchneidet denſelben mit einer Scheere oder Lancette. Beim Pterygio hat der Hr. Verfaſſer, wenn es nur einigermaßen überhand genommen, Irens Augenpulver ſehr gut befunden. Es beſtehet aus einem Scrupel Off. Sepiae, einem halben Scrupel Criſtal und 15 Gran Vitriol, von welchem man einige Gran

appliciret. Eine halbe Stunde darauf mus das Auge mit Rosenwasser ausgewaschen werden. Der andere Abschnit: Von den Krankheiten an dem Rande der Augenlieder. Hier finden wir nichts besonders. Herr G. hat einige Frauenspersonen gekant, bei welchen die Zeit ihrer monatlichen Reinigung durch eins oder mehrere Gerstenkörner angekündiget wurde. Sie waren aber von kurzer Dauer, und vergingen zugleich mit dieser Wechselzeit. Der dritte Abschnit: Von den Krankheiten des großen Augenwinkels. Die Abhandlung der Thränenfistel gefält uns am besten. Um die Methode des Hrn. Mejan, die er vor allen andern vorzieht, leichter und gewisser zu machen, hat er einige Veränderungen mit derselben vorgenommen. Die in den obern Thränenpunct eingebrachte Sonde zieht er mit einem stumpfen Haken vor. Anstat nun, daß Hr. Mejan vermittelst eines in die Sonde eingebrachten Fadens täglich einen baumwollenen Tocht in den Nasengang zieht, bringt der Hr. Verfasser sogleich einen acht bis zehnfachen Faden durch die Thränenpuncte in die Thränengänge. Wir fragen nur: Kan auch dieser dicke Faden durchkommen? Daß der Hr. Verf. einen solchen Faden auch alsdann, wenn der Thränensak geöfnet ist, nicht durch die äußere Oefnung, sondern durch die Thränenpuncte bringt, ist besonders, und wir wundern uns sehr darüber. Der zweite Theil hat wieder drei Abtheilungen. In der ersten wird von den Krankheiten der Augenhäute gehandelt. Bei den Flecken der Hornhaut hat dem Hrn. Verf. eine Salbe aus einer Drachma Vipernschmalz und drei Gran Präcipitat gute Dienste gethan. Den Vorfal der Regen-

bogen-

bogenhaut durch den Druk heilen zu wollen, ist gefährlich; man mus blos zusammenziehende Mittel gebrauchen. Merkwürdig ist die Cur einer verwachsenen Pupille. Eine Mansperson hatte sich den Staar stechen lassen. Die Operation war gehörig gemacht, und von keinem Zufal begleitet, gleichwol zog sich nach derselben die Pupille gänzlich zusammen. Da Hr. G. überzeugt war, daß diese Verschliessung das einzige sey, so sich dem Eindringen der Lichtstrahlen widersezte, so beredete er den Kranken, sich einer neuen Operation zu unterwerfen. Nunmehro machte er unten in der Hornhaut eine Oefnung, brachte ein kleines schneidendes Instrument an die Regenbogenhaut, und machte einen Einschnit übers Creuz. Hiedurch lernte der Patient ziemlich wieder sehen. Herr G. kent einen Bauern, der alle Frühjahre den schwarzen Staar bekomt. Einige Aderlässe verhelfen ihm wieder zu seinem Gesichte. In der zwoten Abtheilung werden die Krankheiten der Feuchtigkeiten des Auges abgehandelt. Man kan sich von der Ausziehung des grauen Staars allezeit das beste versprechen, ohne auf jene alte Abtheilungen und Benennungen zu sehen, und man kan ihn füglich operiren, er mag übrigens in Ansehung der Farbe, Consistenz und Alters beschaffen seyn, wie er wolle, wenn er nur mit keiner andern gefährlichen Krankheit verwickelt ist. So würde es z. E. sehr unvorsichtig gehandelt seyn, eine solche Operation vorzunehmen, wenn bei dem Staare ein Glaucom, Lähmung des Sehenervens, rarlöse Geschwulste in der weissen- und Hornhaut u. s. w. zugleich gegenwärtig wären, und man würde einen sehr schlechten Ausgang zu befürchten ha-

ben, wenn nicht zuvor jene Krankheiten und Zufälle gänzlich gehoben wären. Herr G. liefert hier eine Abhandlung, die er der Königl. Akademie der Wundarznei zugeschikt hat, und worin er darthut, daß man sich wegen gänzlichen Mangels von Licht und Dunkelheit von der Operation nicht abhalten lassen müsse; daß es falsch sey, daß in solchem Falle der Patient zugleich den schwarzen Staar habe, und daß eine solche Blindheit auch von andern Umständen abhange, die nicht so unüberwindlich sind. Wir müssen darwider einwenden, daß es auch solche Umstände gebe, die die Operation dennoch außerordentlich schwer machen, z. E. wenn der Staar mit der Regenbogenhaut verwachsen ist. Der Herr Verf. sagt noch hin und wieder manches, was wichtig ist, wir können ihn aber nicht weiter folgen. Das Instrument, das Herr G. zur Ausziehung des grauen Staars erfunden, ist auf einer Kupfertafel vorgestellet. Man findet eben dasselbe schon im ersten Stük der Abhandlung der chirurg. Operationen, welche Hr. Prof. Henkel in Berlin seit 1770 herauszugeben angefangen hat, abgezeichnet. Uns gefält es im mindesten nicht. Wir wünschen des Hrn. Henkels Erfahrungen von dem Gebrauch dieses Instruments, die er in gedachter Schrift S. 94 zu samlen versprochen, dieserwegen zu lesen. Die Uebersetzung ist so ziemlich, doch haben wir manche verkehrte Benennungen einiger Schriftsteller gefunden, die aus Mangel hinlänglicher Kentnisse in der Litteratur entstanden, welche der Hr. Uebersetzer doch nicht hätte nachschreiben sollen. Die beträchtlichen andern Fehler solcher Art wollen wir Drukfehler nennen, um nicht gar zu strenge zu scheinen.

XXIII.

Johan Carl Christoph Ferbers, der Logik und Metaphysik ordentlichen Professors bei der Julius Carls Universität zu Helmstädt, Grundris der Vernunftlehre; zum Gebrauch der Vorlesungen. Helmstädt. 1774.

Der Herr Verfasser will, daß man diesen Grundris für nichts anders ansehen sol, als einen kurzen Leitfaden, dem er bei seinen öffentlichen Vorlesungen über die Vernunftlehre folgen könte; und nicht als ein volständiges Lehrgebäude. Es werden die übrigen Theile der Philosophie von ihm nach und nach auf eine ähnliche Art erscheinen. Das Buch ist gut und deutlich, nicht apokalyptisch geschrieben, wie izt die Mode ist, da man entweder aus Belletristerei in der Philosophie schwärmt, oder unnüze Brocken unter den Tischen der alten Weltweisen auflieſt, und sie als Panaceen verkauft.

Das erste Hauptstük handelt von den ersten Grundsätzen der Vernunftlehre in eilf Abschnitten, nemlich von Erkentnis vermöge der Seele überhaupt, als von der Empfindung, der Einbildungskraft, Gedächtnis, Dichtungsvermögen, Vorhersehungsvermögen, den obern und untern Kräften der Seele, Absonderungsvermögen, Verstand, Vernunft, Urtheilskraft, Wiz, Scharfsin und Genie; denn untersucht

der Hr. V. die Begriffe, die analytiſche Deutlichkeit, nebſt der Synthetiſchen, die Erklärungen, Eintheilungen, Sätze und Schlüſſe.

Den Unterſchied zwiſchen künſtlicher und natürlicher Logik hält der V. für fehlerhaft und unerheblich. Wir können das Fehlerhafte nicht einſehen, da die Sache doch gegründet iſt; denn auf Namen komt es ſo nicht an; wil er es natürliche Anlage nennen, ſo wollen wir nicht ſtreiten. Er behauptet mit Recht, daß ein Gelehrter die Logik ſtudiren müſſe, ob es gleich von vielen Sonderlingen für unnöthig, und ſogar für ſchädlich gehalten wird, wie man denn noch immer dergleichen unverdaute Urtheile hört: was braucht ein General oder Staatsman die Syllogiſtik, und wenn iſt je etwas in der großen Welt nach der künſtlichen Logik entſchieden worden? Das komt uns eben ſo vor, als wenn man ſagen wolte: Lernt nicht nach der gewöhnlichen Art tanzen, denn wenn zählt je ein Tänzer die Pas; oder lernt nicht fechten, denn im Felde fragt man nichts nach der Quarte u. ſ. f.

Wenn der V. ſagt, daß man die Logik nicht allzu jung lernen ſol, ſo leidet das auch Einſchränkung; gewiſſe Regeln im Denken kan man auch Knaben geben, und ob es gleich nur eine Knabenlogik iſt, ſo iſt es doch immer Logik, wenn ſie auch nicht im academiſchen Kleide aufzieht.

S. 10. Die Gegenſtände der Welt müſſen erſt in gewiſſen Werkzeugen verfeinert werden, damit ſie die Seele erkennen kan. Dieſer dunkle Ausdruk verdient nähere Erläuterung zur Wahrheit.

S. 16. Je öfter man eine Sache empfindet, deſto leich-

lichter und deutlicher wird die Phantasie“ die öftere Empfindung macht die Sinnen stumpf, folglich ist sie auch der Einbildung hinderlich.

S. 18. Die Seele dichtet, wenn sie ihre Einbildungen verbindet oder trent“ der Mahler oder Bildhauer, der aus verschiednen wirklich vorhandnen Gegenständen ein Ganzes macht, dichtet auch.

S. 20. Das Dichtungsvermögen kan die Natur sowol in Vergrößerung des Schönen, als des Schrecklichen übertreffen“ der Saz wird zwar von vielen behauptet, aber er ist nicht richtig; wer weis denn, welches das Schönste und Schrecklichste in der Natur ist?

Für Köpfe, die sich mit Producten der Einbildungs- und Dichtungskraft nähren, pflegen die wahren Schönheiten der Natur, so wie sie in die Sinne fallen, wenige oder gar keine Reitze zu haben. — Dieser Saz ist vermuthlich aus dem vorhergehenden entstanden, als wenn das Dichtungsvermögen die Natur in Vergrößerung des Schönen überträfe; allein er ist auch nicht algemein wahr. Man kent Mahler, Dichter und Bildhauer, die überaus empfindlich für die Schönheiten der Natur sind; so Kleist und andre.

S. 21. Ordentlicher Weise sind die Vorhersehungen schwächer als die Empfindungen. — Man mus hier allemal den Zustand des Vorhersehenden, das was er vorausieht, und in was für einem Verhältnis er mit dem Vorausgesehnen steht, betrachten. Ein künftig bevorstehendes Uebel quält uns oft mehr, als wenn es gegenwärtig ist, weil die Einbildungskraft oft noch mehr Dinge damit verbindet, als in Zukunft wirklich werden.

S. 22.

S. 22. bemerkt der V. richtig, daß wir auch durch die Sinne deutlich unterscheiden, welcher Saz in der Wolfischen Philosophie nicht zugegeben wurde, weil man da nur eine abstracte Deutlichkeit kante.

S. 25. heist Wiz die Fertigkeit, etwas verborgne, entfernte Aehnlichkeiten schnel zu entdecken. — Das ist nur eine Art des Witzes, denn wo bleibt seichter Wiz?

S. 28. hat der §. 31. die Ueberschrift: Quelle der Wahrheit und des Irthums, wir finden aber darin keine Quelle, sondern blos die Erklärung der richtigen und unrichtigen Vorstellungen, welches aber mit Wahrheit und Irthum einerlei ist.

S. 29. heist ein Begrif jede Vorstellung, in so fern man den Gegenstand derselben als eine einzelne Sache betrachtet; durch diese einzelnen Dinge versteht der V. wie billig Individua, und doch redet er bald darauf von intellectualen oder algemeinen Begriffen, ist das nicht Widerspruch?

S. 36. glaubt der Herr V. daß der Kategorienplan des Aristoteles in der Philosophie fast eben das möchte gewesen seyn, was die linnäische Classification im Pflanzen — oder überhaupt im Naturreich ist, und wünscht, daß man eine Samlung der merkwürdigsten Bestimmungen über die vornehmsten Gegenstände, und über die verschiednen Merkmale einzeln Begriffe nach irgend einer Ordnung machen möchte, woraus er sich den grösten Nutzen in den Wissenschaften verspricht. Es ist wahr, wenn es nur prakticabel wäre; alle Gegenstände der Naturreiche sind sinlich, man darf also an ihnen nur die Aehnlichkeiten abzählen, um Geschlech-

schlechter, Arten und Classen zu machen; aber ganz anders verhält es sich mit andern Wissenschaften, die aus abstracten Begriffen entstehn. Ein Categorienplan in diesem Jahrhundert erfunden, würde im folgenden verworfen werden, man darf nur die philosophische und Religionsgeschichte nachsehen. Wir werden wohl bis ans Ende der Welt um Wahrheit und Irthum herum taumeln. Das scheint das Loos aller menschlichen Weisheit zu seyn.

S. 37. Dunkle Begriffe, wie sie noch bisher sind erklärt worden, scheinen in der That einen Mangel, eine Abwesenheit der Begriffe anzuzeigen. — Wenn das wäre, so könte ein dunkler Begrif gar keine Wirkung auf die Seele haben, und doch schreibt man ihnen die grösten Wirkungen zu. Es ist wohl ein Begrif oder eine Vorstellung, wie mans nennen wil, da; aber wir können ihn nur nicht unterscheiden und fixiren, bis sich bisweilen durch sonderbare Eräugnisse der Fundus animæ zum Anschauen erhebt.

S. 78. Ein Urtheil mit Worten ausgedrukt heist ein Saz — nicht allezeit, es können auch andre Zeichen seyn.

Alle Subtilitäten, Figuren und dergleichen werden mit Recht unter die Spielwerke des Verstandes gerechnet, die der Menschheit nicht viel Ehre machen. Daher giebt der V. S. 129. eine algemeine Regel, die auch hinlänglich ist.

1) Man sehe auf den Schlusſaz, daß man ihn richtig verstehe.

2) Man untersuche die Vordersätze, ob sie den Grund enthalten, aus welchem der Schlusſaz begreiflich

lich ist, und ob sie weder zu wenig, noch zu viel beweisen.

Im zweiten Theile wird in fünf Abschnitten noch von Erfahrungen, Beobachtungen und Experimenten, von der historischen Kentnis, von den algemeinen Ursachen der Irthümer, von der Lecture und Unterredung kurz und gut gehandelt.

2.

XXIV.

Fabius und Cato, ein Stük der römischen Geschichte. Bern und Göttingen bei Hallern kl. 8. 18 Bog. Text 1 Bog. Vorrede und Zueignungsschrift an den Grafen von Firmian.

Hiemit hat nun das Publikum das dritte, von dem Hrn. v. Haller versprochne Werk, über die Regierungen, worinnen er von der Republik handelt und zwar behauptet, (beweisen thut ers nicht,) daß die aristokratische Regierungsform die beste sey. In der Vorrede spricht er, von der Veranlassung, die er gehabt hat, die drei Romanen über die Regierung zu schreiben, und den Zwek, den er bei diesem hat. Rousseau gieng ihm zu weit auf die Seite der Freiheit, und er hatte damahls schon den Willen gehabt, etwas zur Einschränkung der alzuunbeschränkten Sidneyischen

Grund-

Grundsäze zu schreiben. Noch eifriger dachte er daran, da er an den Unruhen in Genf sah, was für Folgen die übertriebene Lehre von der Gleichheit der Menschen haben könne. Nun finde er bei so vielen neuen Schriften, die in eben den demokratischen Gesinnungen herauskommen, bei den Auflehnungen der englischen Colonien, bei den Klagen der alzuglüklichen Engländern, bei den überhandnehmenden Gedanken vieler Helvetier: Es erfodere die Nothwendigkeit, daß Freunde des menschlichen Geschlechts auftreten und die Sache der Regierungen, die Rechte der Societäten, wider die unersätlichen Ansprüche der Fürsprecher der Rechte einzelner Bürger, und wider die algemeine Gleichheit der Menschen zu vertheidigen. Was in dem Buche selbst hierüber gesagt ist, bedeutet so viel als nichts. Es hält nicht ganz 300 weitläuftig, mit großen Rande gedrukten Seiten, in sehr klein Format; hierin ist des Fabius und Cato ganze Geschichte befindlich. Daher kan man sich leicht vorstellen, daß die hier angegebene Materie kaum berührt, geschweige denn erschöpft ist. In diesem Betrachte kan man also sagen, das Werk sey ganz unnüz, denn was hilft es ein paar Worte über einen solchen Gegenstand zu sagen? Er mus von allen Seiten betrachtet, und gründlich untersucht werden: und zwar durch Thatsäze, nicht sowol aus der alten Geschichte, die wir alle nur sehr unvolkommen beurtheilen können; sondern aus der neuern Geschichte, und auf eine immer auf unsre Zeiten und Verfassungen anwendbare Art. Es ist freilich leichter so etwas aus der römischen Geschichte her zu erzählen, und dabei einige Gedanken anzubringen, die von der Materie, das allerbe-

lerbekanteſte, ganz obenhin, erörtern, als tief in das Innerſte der Sachen einzudringen und ein gründliches Werk darüber zu ſchreiben. Auch dürften die unruhigen Genfer und Engländer in England ſowol als in den Colonien, wie auch die zu frei denkenden Helvetier ſchwerlich durch das Buch auf andern Sinn gebracht werden. Ueber den Tadel des V. gegen die Engländer wil ich hieher ſetzen, was mir ein Britte ſelbſt ſagte, mit dem ich aus eben dem Tone ſprach. Kennen ſie, ſagte er mir, unſre ganze Verfaſſung in ihrem ganzen Zuſammenhange? Wiſſen ſie alle beſondre Umſtände der Dinge, worüber wir uns beſchweren, haben ſie alle Schriften für und wider geleſen? Und geſezt ſie haben das gethan, müſſen ſie denn, weil bei ihren Regenten alle dieſe Klagen Kleinigkeiten wären, glauben, ſie ſeyn es auch für uns? Sie können ſich von einem Lande, wo die Geſetze allein herſchen, keinen Begrif machen, und wiſſen nicht, was da ein Präjudiz für eine Gewalt hat, und wie man ſich alſo hüten mus, nichts einführen zu laſſen, wodurch ein Recht entſtehen könte. Sie wiſſen nicht wie kizlich die Erhaltung unſers vortreflichen Syſtems iſt, wegen der Macht, die der König hat, alle Bedienungen zu geben und zu nehmen. Sollen wir uns unſre Rechte nehmen laſſen, und leiden, daß, durch unſern Mangel an Wachſamkeit, ein minder guter Regent, als der unſrige iſt, im Stande ſey, uns unſre Freiheit zu nehmen? Was aber die Colonien anbetrift, ſo müſſen ſie wiſſen, die tadelt kein Menſch in ganz England, wer nicht ganz eine Kreatur des Miniſteriums iſt. So

ſprach

sprach der Engländer, und ich wuste ihm nicht zu antworten, wie vermuthlich Hr. v. H. auch, wenn er mit ihm davon gesprochen hätte. Die Genfer tadelt er, aber mit höchstem Unrecht. Offenbar wolte der dortige Magistrat die Aristokratie einführen, stat der einmal bestehenden Demokratie. Kan wol ein nicht von Leidenschaften und Vorurtheilen ganz geblendeter Mensch die Bürger, die das nicht leiden wolten, tadeln? Der V. hält ja selbst jede Veränderung der eingeführten Regierungsform für ungerecht und strafbar S. 207.

Wir können unmöglich des Hrn. v. H. Meinung annehmen, wenn er die Aristokratie der Demokratie so weit vorzieht. Wir glauben gern, daß er, wie es in der Vorrede heist, aufrichtig und nicht aus Nebenabsichten irt, wenn schon das Dediciren von Staatsschriften an Mächtige dieser Erden allemal ein schlimmes Vorurtheil für die Aufrichtigkeit des Verf. abgiebt. Aber zu irren scheint er uns offenbar. Ausführlich können wirs hier nicht beweisen, denn wir müsten sonst ein ganz Buch schreiben, wir können nur einiges gegen das, was er vorbringt, anführen. Wir sind immer der Meinung gewesen, eine Aristokratie sey, weil, wie der V. sagt, die Macht unter vielen getheilt ist, der monarchischen Regierungsform vorzuziehen, und im Grunde glauben wir es noch. Selbst Venedig, welches unsers Wissens die schlimste aller Aristokratien ist, scheint uns noch Vorzüge vor der monarchischen Regierung zu haben, und wir glauben, bei gleichen Umständen in Ansehung der Religion, würde keine der leztern seine Unterthanen in den Flor versetzen, worin die Venetianer

noch sind. Die Vergleichung des Wohlstandes andrer unter Monarchien stehenden Länder von gleichem Umfange, und von gleicher Beschaffenheit, in Ansehung der natürlichen Mittel zum Flore, kan allein die Sache entscheiden und würde gewis unsern Saz beweisen. Unter einer Monarchie würde vermuthlich an dem Orte, wo Venedig steht, nicht einmal etwas anders als ein Fischerdorf seyn, so wie unter einer monarchischen Regierung ein großer Theil von Holland Moräste, und die grösten Städte dieses Landes nur schlechte Oerter seyn würden. Bei alle dem ist doch eins besonders, daß nemlich keine Unterthanen so klagen, als die Unterthanen eines aristokratischen Staats. Wir haben welche aus dem Lande selbst gesprochen, von dessen Regierung der V. ein Mitglied ist. Wir erstaunten über ihre Klagen: wir stelten ihnen ihre Vorzüge vor andern vor, und sie konten nicht anders als sie eingestehn, aber sie bestunden doch darauf, daß der Hochmuth und die Tirannei ihrer Edeln unausstehlich sey. Auf die Frage worin leztere bestünde, sagten sie, besonders darin, daß sie sich einander in ihren Ungerechtigkeiten beistehen, einer dem andern ihre Feinde aufopfern und ihre Kreaturen fast allein befördern und unterstützen. Die Regierung ist milde gegen die Unterthanen, die Abgaben sind gering, sagten sie; ja wenn jemand einen Proces gegen die Regierung hat, so gewint er ihn allezeit, wenn er nur einen Schein von Recht hat. Aber die Amtmänner und einzelne Staatsbediente drücken einzelne Bürger, und gegen sie ist kein Recht zu erhalten. Das leidet das verderbliche Esprit de Corps unsrer Edeln nicht. Dies wird noch bestätigt durch das, was

in einem, mit des V. seinem verbrüderten State in unsern Tagen geschehn ist. Hat da nicht ein damals junger Geistlicher, dessen Namen unter den Gelehrten bekant ist, gerührt von den Klagen des Volks gegen ihre Obrigkeit, Glieder der Aristokratie, des Volkes Sache übernehmen wollen; ist im Lande herumgereiset, um die Klagen einzusamlen und sie der Regierung vorzutragen? Man hat uns versichern wollen, er sey so wenig damit durchgedrungen, daß man ihm vielmehr diese Ausbrüche seines rechtliebenden Enthusiasmus ernstlich untersagt, und gar mit Gefängnisstrafe bezahlt habe. Andre haben uns aber erzählt, er sey würklich dazu gelangt, den Schuldigen zur Strafe zu bringen. Gesezt aber auch, lezteres sey wahr, so ist das schon ein Beweis dessen, was uns jene Helvetier sagten, daß ein junger enthusiastischer Tugendfreund sich der Leute hat annehmen müssen. Wenn es leichte wäre in der Aristokratie Recht gegen die Edeln zu erhalten, so hätten die Leute selber geklagt. Dieser Einwurf wird auch hier im Werke gemacht, allein was S. 235 darauf geantwortet wird, ist nicht hinreichend. Denn zwar werden die Edeln nicht leichte widerrechtliche Entschliessungen wagen, die das Eigenthum oder das Leben des Volks angreifen, und hierin besteht der Vorzug der Aristokratie vor der Monarchie. Aber gegen einzelne Glieder des Volks werden sie Ungerechtigkeiten begehen, weil die dem ganzen Volk nicht kund werden, und sie also dessen Macht wider sie nicht erregen. Andre Schweitzer haben uns erzählen wollen, daß der Stolz der aristokratischen Edeln weiter gienge als man es glauben könne. Alle seyn sie sich hier-

in gleich, weil aber Bern der mächtigste Kanton sey, so habe die Freiheit der ganzen Eidgenossenschaft sich vor ihnen zu fürchten. Die Freiheit der demokratischen Kantons sey ihnen verhaßt. Selbst die Unabhängigkeit, die ihre eigene Bürger noch geniessen, sey ihnen unerträglich. Man habe große Ursache zu glauben, daß diese Gesinnungen ihnen gefährliche Absichten einflöße; wozu der unermesliche Schaz, den sie besitzen, nur gar zu viel Mittel in Händen liefere. Wir wissen nicht in wie fern das gegründet ist. So viel wissen wir, daß eine so große Abneigung gegen den Begrif von der Gleichheit der Menschen ziemlich mit so einer Denkungsart überein zu kommen scheint. Wir wissen, daß der Stolz den Anblik freier Leute nicht ertragen kan, es ist ihm nicht genug Vorrechte zu haben, er wil, andre sollen vor ihm kriechen, und ruht nicht eher bis ers dahin bringt. Er wil lieber selbst kriechen, wenn nur andre auch vor ihm kriechen müssen. So ist manchem stolzen Lord die Freiheit des englischen Bürgers, der sich nichts aus ihm macht, unerträglich, er wil gerne selbst seine Freiheit aufgeben, wenn er nur jenen zum Sklaven machen kan. Doch zu unserm Buche.

Das wenige, was die Vergleichung der beiden republikanischen Regierungsformen betreffend darin gesagt wird, steht besonders im vierten Buche. Scipio hatte den Carneades, dessen Gesandschaft nach Rom und Catos Betragen bei seinen akademischen Disputationen für und wider aus der Geschichte bekant sind, über die Regierung reden hören, und trägt dem Cato desselben Gründe zum Vortheil der Demokratie vor. Man mus aber gestehen, der gute Greis versteht sie sehr

falsch.

falsch, und widerlegt sie sehr schwach. Bei gründlichern Einsichten würde er eingesehn haben, daß, wenn Carneades sagt, das Volk behalte immer die oberste Macht in Händen, und könne, wenn es wolle, diejenigen, die es erwählt hat, seine gemeinschaftlichen Angelegenheiten zu besorgen, Könige, Edle oder Senat, alle seine Diener, absetzen, so sagt er eine unumstösliche Wahrheit, und die es so lange bleiben wird, als hundert tausend Menschen stärker seyn werden als ein Mensch. Folgt daraus, daß die Menschen auch gleich bei jeder Kaprize das thun werden? Giebt es nicht der Augenschein, daß so etwas ganz ihrem Vortheil zuwider wäre? Die Zerrüttung, die das in dem Staate verursacht, mus machen, daß nur die schwersten Verbrechen von Seiten dieser Diener des Staats es dahin bringt, daß sie von der Macht des Volks einen Beweis erhalten, wies S. 207 verlangt wird. Was sind aber wol diese schwersten Verbrechen? Jeder Eingrif in die Rechte des Volks, jeder Schrit zu Aufhebung der Grundfesten seiner Rechte, wenn gelindere Mittel nicht vermögen jene Diener abzuhalten einen solchen zu thun. Carneades hatte gesagt; alle Glieder des Volks hätten von ihrer Freiheit und ihren Rechten etwas aufgeopfert, und der algemeinen Macht überlassen. Da sie aber wegen eigner Geschäfte der Gesellschaft ihre nicht hätten besorgen können so hätten sie gewissen von ihnen dazu ernanten Männern diese Macht übertragen. Cato thut sich in der Antwort S. 203 ff. viel auf seine Kentnis der Geschichte zu gute, sie scheint aber sehr mäßig zu seyn. Zweierlei Quellen haben, seiner Meinung nach, all

Regierungen gehabt. Entweder sie sind patriarchalisch gewesen, oder der kühnste Streiter, der Geschikteste im Gebrauche der Waffen war der Anführer einer Horde halbgesitteter Menschen. Wo hat Cato seine Nachrichten von der patriarchalischen Regierung her? Gesezt er hätte das götliche Buch der Juden gelesen: was kan er da mit Recht von der patriarchalschen Regierungsform gefunden haben? Stämme halten da wohl zusammen, erbt aber da das Regiment von Vater auf Sohn? Ja so lange nur eine Familie ist, so herscht der Hausvater darüber. Gesezt auch die großen Kinder bleiben, aus der gewohnten Ehrfurcht, unter seiner Zucht; so hört doch das ganze Regiment auf, so bald er stirbt. Werden die andern Brüder ihres Mitbruders, weil er einige Jahre älter ist, Herschaft über sich und ihre Kinder anerkennen, und zwar eine ihre Freiheit einschränkende Herschaft? Trennen sich nicht gleich Isaak und Esau, und herschte Ruben über seine andern Brüder? Die Stämme bei ihrem Beisammenhalten, welches ihnen ihr Vortheil anrieth, sezten sich Regierungsformen fest, nach dem Tode ihres ersten Stamvaters, so wie sie es gut fanden. Gewöhnlich war der vorzüglichste unter ihnen ihr Anführer. Da also die patriarchalsche Regierungsform nirgends länger als ein Menschenalter gedauert hat, so ist die zweite Quelle allein der algemeine oder der gewöhnliche Ursprung der Regierungen. Kan aber da der weise Cato ein Pactum verkennen? Oder sind Pacta tacita nicht auch Pacta? Und waren die Menschen, die sich vereinigt hatten jenem zu folgen, nicht befugt ihn zu verlassen, konten das ihre Nachkommen, gegen die seinigen

tigen nicht? Wo steht das geschrieben? Ja was beweiset uns, daß sie nicht Recht gehabt hätten einen solchen Anführer zu strafen, wenn er sie beleidigte? Sie hätten sehr Unrecht gethan, wenn sie eine gemachte Einrichtung um eine Kleinigkeit aufgehoben hätten, da das allemal bei ein wenig verwickeltern Angelegenheiten Unruhe und Unordnung verursacht: allein das Recht, die Macht, was nahm ihnen diese? Cato verstund wenig vom Rechte der Natur, das sieht man wol, und wenig von der Geschichte, sonst hätte er gewust, daß die ehemaligen Könige von Argos, Mycene, Sparta u. a. nichts anders als solche Anführer waren, deren Bothmäßigkeit das Volk, bei jeder Erweiterung ihrer Macht, bei jedem Eingriffe in seine Rechte, sich zu entziehen und einen Freistaat zu bilden ungezweifelt das Recht hatte. Er hätte nur dürfen den Homer, besonders aber die Odysse' mit Verstande durchlesen, um das zu wissen. Aber, wie alle alten Leute, findet Cato vermuthlich, daß die Welt nicht Ehrfurcht genug gegen ihn hat, und nicht seinem Machtworte genug folget, und wil also haben, wir sollen glauben, alle Leute, die nicht sich unter das Ansehn der Würden und des Alters schmiegen, seyn Rebellen. Bei dieser Begierde schwazt er so was her, ohne recht zu überlegen was er sagt. Wenn das nicht wäre, so würde er wol eingesehn haben, daß gerade in der Aristokratie ein Plebejus mehr gilt als ein Scipio. S. 213. In der Demokratie gilt aber jeder seinen wahren Werth: denn ein ganzes Volk beurtheilt die Menschen nicht falsch, und bei einer Gleichheit kan nur der, der Verdienste hat, sich empor schwingen. Wo aber einen Menschen die

Natur schon empor geschwungen hat, da braucht er nichts zu thun um Verdienste zu erlangen. Dieser Ursache wegen werden die mehresten Mitglieder der Aristokratien mittelmäßig bleiben; es mangelt ihnen der Sporn, und dann werden mittelmäßige mehr Macht haben als gute Bürger. Also hat das S. 237 ff. vor den Edeln in den Oligarchien gesagte blos Schein. Ja wir sind so versichert, daß dieser Vorsprung, dieses ausschliessende Vorrecht zu allem, was Menschen anfeuren kan, alle ihre Kräfte schlaf machen mus, daß wir kaum begreifen können, wie es noch so manchen guten einsichtsvollen Fürsten und Regenten giebt, als Europa ihrer noch zeigt, und die Schrift, die hierüber Erläuterungen gäbe, wäre gewis lesenswerth. Man bemerke, daß in Asien, wo die Ursachen sich nicht finden, die bei uns hierinnen den natürlichen Lauf der Dinge hemmen, die erträglichen Fürsten viel seltner sind. Es klingt in Catos Munde höchstlächerlich, wenn er sagt, das Volk könne seinen Verstand nicht aufklären S. 217. Der Bürger braucht die Fragen S. 214 gar nicht entscheiden zu können. Wenn ihm nur die Wahl derer, die sie für ihn entscheiden sollen, überlassen ist. Denn das kan er sehr wohl entscheiden, welches einsichtsvolle, rechtschafne Leute, geschikte Statsleute oder gute Feldherrn sind. Alsdenn, und wenn die diesen Leuten anzuvertrauende Macht in Ansehung der Ausdehnung und der Zeit gehörig eingeschränkt ist, hat er Freiheit genug. Wir denken freilich auch, daß, in einem halbweg weitläuftigen Staate, das Volk die Regierungsgeschäfte nicht selbst führen kan. Cato versteht aber sehr wenig von der Sache, wovon er spricht, wenn er meint, daß das

zu

zu einer freien, die Gleichheit der Menschen behaupten-den demokratischen Regierung nöthig sey. Indes wollen wir doch gar nicht sagen, daß der Bürger es nie dahin bringen könne, über solche Materien zu urtheilen, wenn man sie ihm deutlich vorlegt. Müssen sie doch oft von Fürsten entschieden werden, die von Staatskunst nichts verstehen, und einen ganz gewöhnlichen Menschen, an natürlichen Fähigkeiten, gar nicht übertreffen. Es ist eine Folge des Freistaats, daß die Bürger, wegen des Antheils den sie an der Regierung haben, sich darum bekümmern und ihre Einsichten erweitern; ihre Denkungsart erhebt sich, und sie werden fähig die verwickeltesten Staatssachen einzusehen und zu beurtheilen. Wie unendlich wird aber nicht die Masse der Glükseligkeit durch Erweiterung der Einsichten und Erhöhung des Herzens vermehrt? Wil, kan Cato so ein Barbar seyn, und um mehr zu herschen, den andern Bürgern dies misgönnen. Cato komt immer damit an, wie oft hat sich das Volk nicht in Ansehung der Staatsangelegenheiten geirt, wie leicht ist es nicht durch Redner zu den falschesten Maasregeln verleitet worden? Wir können uns hier nicht in eine gründliche Untersuchung der verschiednen Entschliessungen des Volks und des Senats in den Freistaaten des Alterthums einlassen, dazu müsten wir eine politische Geschichte der Freistaaten aufsetzen, denn so hier und da ein Beispiel aufzuhaschen, ist die allerelendeste Art Sätze zu beweisen. Allein alle Urtheile in Staatssachen sind über zukünftige Dinge, die von so unendlich viel nicht zu bestimmenden Nebenumständen abhangen, daß der Erfolg nie ein Beweis von der Weisheit oder

Thorheit des Urtheils seyn kan, und wir glauben, daß, im Punkte der Entschliessungen, die einen übeln Erfolg gehabt haben, Despotismus, Monarchie und Oligarchie der Demokratie nichts vorzuwerfen haben. Allein was die Redner betrift, die die geheimen Räthe, Referenten der Angelegenheiten beim Volke waren, so haben sie, wenn es böse Männer waren, manchmal Schaden angerichtet. Der Entschlus folgte gleich auf die Berathschlagung; Beredsamkeit aber wil Leidenschaften erregen, und thut es, also urtheilte und beschlos die Menge fast immer in der Leidenschaft, und nicht nach der Vernunft. Vielleicht war das zu Catos Zeiten ein unvermeidlich Uebel, vielleicht hätte man Anstalten machen können, die Folgen desselben zu hemmen, dadurch, daß man zwischen Rede und Entschlus einen Zeitraum unabänderlich festgesezt hätte, oder sonst auf eine andre Weise. Hätte aber Cato unsre Verfassung gekant, so hätte er eingesehen, daß wir der ganzen Verlegenheit überhoben seyn könten. Wir könten ein Gesez machen, vermöge welches derjenige, der ein Wort gegen das versamlete Volk redete, als ein Verräther des Vaterlandes bestraft werden solte. Das komt von der Erfindung der Buchdruckerei her. Was einer dem Volke zu sagen hat, kan er ihm schriftlich sagen. Da blendet einen nicht Stimme, Geberde, Affekt des Redners; da geht Zeit zwischen dem Vortrag und der Entschliessung, da sizt man kaltblütig und kan die Gründe bedächtlicher erwegen, man wird von dem bei Versamlungen ansteckenden und angefochtenen Enthusiasmus nicht hingerissen. So fallen alle Besorgnisse des Misleitens weg, in so fern Menschen vor Misleitungen nur sicher seyn können. Doch

Doch das braucht es nicht. Ein Staat kan frei, kan demokratisch seyn, ohne daß das Volk jede Staatsangelegenheit entscheidet. Wenn die Freiheit, das Leben und Vermögen des Bürgers nur gegen jeden Mächtigen völlig gesichert ist, wenn die Bürger nur sich selber taxiren und den Schlüssel zum Geldkasten behalten, so wird jeder Staat frei seyn, und ernent es seine Administratoren, immer nur auf eine Zeit, so ist es eine völlige Demokratie. Alle diese Vortheile können aber ohne Presfreiheit nicht bestehen, wenn sie auch eingeführt würden. Und wir sind von der Vortreflichkeit lezterer so versichert, daß, unsers Erachtens, jede Regierungsform ipso facto gelinde und in gewissem Betracht frei werden mus, wo sie eingeführt ist. Hat sie aber je eine Oligarchie geduldet? Darf ein freier Schweizer aus den oligarchischen Kantons sich unterstehen, etwas über das Administrationsgeschäfte seines Landes zu schreiben? Mus er sich nicht vor seine zweihundert Herrn beugen, so arg als jeder Knecht der unumschränktesten Monarchie vor seinem Herrn und wem dieser seine Macht leiht?

Doch last uns nicht ungerecht seyn. Die Oligarchie herscht gelinder, und gestattet sie mehr Privatdruckungen, als die Monarchie, so trägt die Masse des Volks eine geringere Last als dort, wo die Pracht des Monarchen dieses erdrücket. Aber nur in freien Staaten, in Staaten wo das Volk die gesezgebende Gewalt in Händen hat, kan die Menschheit den höchsten Gipfel der Glükseligkeit ersteigen.

4.

XXV.

XXV.

Spatziergänge. Erſter Theil. Berlin 1774. Bei Himburg. 8. 15 Bogen.

Der denkende Kopf, der Man von Kentniſſen möchte in dieſen Spatziergängen wenig Nahrung finden, und ſelbſt wenig Vergnügen, denn ſie ſind zwar in ihrer Art ganz gut geſchrieben; allein die Einkleidung, die oft ins tändelnde fält, dürfte einem ſolchen nicht gefallen. Allein nicht alle Bücher ſind für denkende Leſer geſchrieben, und alſo wollen wir auch nicht in Abrede ſeyn, daß dieſes nicht für manchen nüzlich und angenehm ſeyn könte. Am allerbeſten hat uns der 6te gefallen, obgleich der Bauer, der den V. auf den Weg nach der Stadt zubringt, zu witzig und zu uneigennüzig iſt, auch ſich und die Leute ſeines Dorfes zu glüklich ſchildert. Der Einflus eines guten Dorfpfarrers auf die Glükſeligkeit ſeiner Pfarkinder iſt ſehr gros, das wiſſen wir: allein erſtlich iſt er hier faſt an und für ſich übertrieben geſchildert, und denn ſind ſo viele Quellen des Wehes für den Landman bei uns, daß der beſte Landpaſtor, mit allen Bemühungen, ihn nicht ſo glüklich machen kan, als er uns hier beſchrieben wird. Der einzige einigermaßen neu zu nennende Gedanke, den wir im Buche angetroffen haben, macht den Stof zu dem 12ten Spatziergange aus, und iſt falſch. Es iſt dieſer, daß man mit einem Menſchen, der eine

ſchlech-

ſchlechte Handlung begangen hat, nicht allen Umgang abbrechen mus, weil er alsdenn ein hartnäckiger Böſewicht werden, bei einem andern Betragen aber ſich beſſern könte. Es wird nicht erklärt, was der Philokurus, und wie er es begangen haben ſol, und darauf komt freilich alles an. Allein man mus der Welt dieſe Moral nicht predigen, ſie iſt ſo geneigt genug alles bei Leuten, die Stand und Vermögen haben, als Kleinigkeiten anzuſehen. Unſerer Meinung nach mus die Privatgeſelſchaft unerbittlich ſeyn; durch Entziehung des Umgangs und der Achtungsbezeugungen die Handlungen zu beſtrafen, die die Geſetze nicht ſtrafen können, und die ſchädlich ſind und eine verderbte Gemüthsart andeuten, als mühſame Verführung der Unſchuld, Betrügerei, Argliſt, Hetzerei, Verläumdung und dergleichen. Dadurch werden andre abgeſchrekt und beſſern ſich. Wer wolte z. B. Umgang mit einem Menſchen halten, der, weil ihm an jemanden etwas nicht gefält, ob ihm gleich dieſer nichts zu Leide gethan hat, einen Freund aufhezt, in kritiſchen Schriften ihn anzugreifen, auf ihn Paſquille zu machen, und dieſe Paſquille überal ausbreitet?

4.

XXVI.

Algemeine Geſchichte von Schwaben, und der benachbarten Lande. In einer kurzgefaſten Beſchreibung der denkwürdigſten Begebenheiten,

heiten, Religion, Sitten, Gebräuche der Einwohner, und ihrer Schiksale, bis auf unsere Zeiten. Erster Theil. Ulm, bei August Lebrecht Stettin, 1055 Seiten; zweiter Theil, 1040 Seiten in gros Octav.

Die schwäbische Historie gehört allerdings unter diejenigen Theile der deutschen Provincialgeschichte, welche vor andern einer mehrern Aufklärung bedürfen; insonderheit hat es zeithero an einem rechten System derselben gefehlt. Einzelne Stücke sind bereits gut bearbeitet gewesen; aber im Ganzen haben wir noch nichts gehabt, das die Liebhaber befriediget hätte. Die wenigsten können sich entschließen, die großen schwäbischen Jahrbücher des Crusius durchzublättern, darin so viele Sachen stehen, welche gar wohl hätten wegbleiben können. Diesem Mangel hat der unbekante Herr Verfasser des gegenwärtigen Buches abhelfen wollen.

Er hat mit einer Einleitung seine Arbeit angefangen, in welcher von den ersten Bewohnern Schwabenlandes und den benachbarten Gegenden gehandelt wird. Er redet von den Vindeliciern, Boiern, Rhätiern und Helvetiern, ferner von den Allemannen und Schwaben. Wir erinnern nur etwas weniges dabei.

Falsch ist es, daß in den ersten Zeiten das ganze jetzige Schwaben Vindelicien sey genant worden. Das Land der Marcomannen hat nicht zu Vindelicien gehört, und doch einen großen Theil des heuti-

gen

gen Schwabens ausgemacht. Falsch ist es, daß die Vindelicier Deutsche gewesen sind. Sie gehörten mit zu den Illyriern im weitläuftigern Verstande, und wurden durch die Donau von den Germaniern geschieden.

Das allemannische Bündnis ist gewis nicht in Gegenden, die unter römischer Botmäßigkeit gewesen, entstanden, wie S. 17 vorgegeben wird. Würden wol die Römer ruhige Zuschauer dabei abgegeben haben? Würden sie gelitten haben, daß in ihrem Schoße ein Volk aufwüchse, das ihnen so gefährlich worden? Gewis nicht! Zu der Zeit, da der Allemannen zuerst gedacht wird, befand sich das römische Reich noch in seinem Flore, und würde einer solchen Unternehmung gar leicht Einhalt gethan haben. Außerhalb dem römischen Reiche ist dieses Bündnis geschlossen worden. Am Maine hat Kaiser Caracalla (der S. 16 auf eine unerwartete Weise König genant wird) zuerst mit den Allemannen Krieg geführt. Nachmals sind freilich dieselben in die römischen Länder, in die Agros decumates, ferner in Vindelicien, Helvetien und Rhätien eingedrungen. Doch wir wollen auf das Buch selbst fortgehen.

Der Hr. Verf. hat es in eilf Perioden zergliedert, davon der erste vom 114ten Jahre vor Christi Geburt, bis aufs 43te vor eben dieser Epoche geht. Hier handelt er von den Schiksalen der Cimbrer und Helvetier. Weil die erstern auf ihren Zügen auch nach Vindelicien gekommen sind, und die Reste derselben, nach der Niederlage bei Vercelli, sich gröstentheils im heutigen Schwaben niedergelassen haben; so

hat

hat er mit ihnen seine Erzählung angefangen. Und da er auf die Schweiz beständig mit sieht, so hat er auch die ältesten Begebenheiten des Landes hieher gebracht.

Der zweite Zeitlauf geht vom Jahr 43 vor Christi Geburt, bis an das 493te nach derselben, in welchem Odoacer, König der Heruler, ermordet worden. Man kan leicht vorher sehen, daß hier vom rhätischen und vindelicischen Kriege, von den römischen Colonien, welche nach Vindelicien und Rhätien (welche man nachmals miteinander die rhätische Provinz genennet hat) geschikt worden, und von den übrigen aus der römischen Historie hieher gehörigen Sachen gehandelt werde. Weil das Stük der rhätischen Provinz, so nicht von den Allemannen eingenommen worden, nach Odoacers Ermordung unter die Botmäßigkeit der Ostgothen gekommen ist, so fängt der Hr. Verf. hier einen neuen Zeitlauf an. Nur wissen wir nicht, warum er den Odoacer den lezten italiänischen König nent (S. 33.). Sind denn Theodoricus Veronensis und die folgenden ostgothischen Könige nicht auch Könige in Italien gewesen? Auch hätten wir ihm nicht zugetrauet, daß er das Wort Augustus noch von Augeo herleiten würde, wie es doch S. 33 geschehen ist. Anderer kleinen Fehler dermalen nicht zu gedenken.

Der dritte Zeitlauf geht vom Jahr 493 bis aufs Jahr 771, und enthält die schwäbische Geschichte unter den Merovingern, (aber so hätte man lieber diese Periode beim Jahr 752 schließen sollen, in welchem sie bekantermaßen den fränkischen Thron verloren haben.)

ien). Es ist leicht zu erachten, daß hier vom Abgange der allemannischen Könige und den darauf gefolgten Herzogen der Allemannen und Schwaben gehandelt werde.

Der vierte Zeitlauf geht vom Jahr 771 bis aufs Jahr 918, und begreift die schwäbische Historie unter den Carolingern. (Aber so hätte man ihn mit dem Jahre 911 endigen sollen, in welchem der lezte Carolingische König in Deutschland, Ludwig das Kind, gestorben ist). Wir wundern uns darüber, daß der Hr. Verf. S. 356 Deutschland zu dieses Königs Zeiten das römische Reich nennet, und den König Conrad I sehr oft Kaiser titulirt. Ein gleiches wiederfährt hie und da König Heinrichen I. Unverzeihliche Fehler zu unsern Zeiten, da die Historie in einem so hellen Lichte steht. Und warum wird denn Burkard S. 363 der erste Herzog in Allemannien genent? Sind denn vorher keine Herzoge daselbst gewesen? Freilich unter den Carolingern waren keine daselbst; aber unter den Merovingern. Wir hätten gewünscht, daß es dem Hrn. Verf. gefallen hätte, die Formulam ducatus Suevici *novi* weitläuftiger zu beschreiben, als er gethan hat. Falsch ist es, daß damals schon dieses Herzogthum erblich geworden, wie er vorgiebt. Erst beim Hohenstaufischen Hause ist es erblich worden.

Nun folgt der fünfte Zeitlauf, welcher bis ans Jahr 1024 reicht, und von den schwäbischen Geschichten zur Zeit der sächsischen Kaiser handelt. Wir können uns nicht genug verwundern, daß unter andern mit der ungereimten Erzählung von einer angeblichen Gemahlin K. Ottens III, Maria aus Aragonien,

die wegen verschmäheter Liebe einen unschuldigen Grafen um den Kopf sol gebracht haben, einige Seiten angefült, oder vielmehr verderbt worden. Es ist Schade ums Papier! Und wie hat der Hr. V. S. 443 sagen können, durch die Vermählung K. Stephans I. mit Gisela, K. Heinrichs II. Schwester, wäre die ungarische Nation zum christlichen Glauben gebracht worden?

Der sechste Zeitlauf geht vom Jahr 1024 bis aufs Jahr 1138, und begreift die schwäbische Geschichte unter der Regierung der fränkischen Kaiser (aber so hätte sich diese Periode mit dem Jahre 1125 schon endigen sollen!) Alle Kenner werden eingestehn, daß dieser Zeitlauf in der schwäbischen Historie einer der wichtigsten sey, wegen der Gelangung des hohenstaufischen Hauses zum schwäbischen Herzogthume, wegen des Ursprungs der Herzoge von Zähringen, u. a. Merkwürdigkeiten; welche besser hätten sollen abgehandelt werden, als hier geschehen ist.

Der siebende Zeitlauf erstrekt sich vom Jahr 1138, bis ans Jahr 1268. Er stelt die schwäbische Geschichte unter den hohenstaufischen Kaisern, und nach deren Abgange bis auf die Enthauptung Conradins, und die Erlöschung des schwäbischen Herzogthums, vor. Anstat der Declamationen und Exclamationen, welche bei Gelegenheit der Enthauptung Conradins angebracht worden, hätten die Veränderungen, welche darauf in Schwaben entstanden, viel ausführlicher sollen vorgetragen werden.

Ueberhaupt hätten wir gewünscht, daß die Eintheilung in Perioden nach denen Hauptveränderungen, welche

welche das Land erlitten hat, und nicht nach denen Familien, welche auf dem deutschen Throne gesessen haben, wäre gemacht worden. Dadurch würde alles weit pragmatischer geworden seyn.

Als einen Anhang findet man bei diesem ersten Theile fünf Abhandlungen; deren wir noch mit wenigen gedenken müssen.

Die erste stelt die Regierungsart der Franken in Schwaben, wie auch die Sitten und Gebräuche der Einwohner unter denselben, vor.

Die zweite redet vom Zustande der Religion unter der Regierung der Franken. Es wird sowol von dem Heidenthume der alten Einwohner des Landes, als von der Ausbreitung der christlichen Religion, dem Ursprunge der schwäbischen Stifter, dem damaligen Aberglauben und andern dahin gehörigen Dingen, ziemlich ausführlich gehandelt. Dieses ist eins von den besten Stücken im Buche.

Die dritte beschreibt die Regierungsverfassung in Schwaben unter den sächsischen, fränkischen und schwäbischen Kaisern; samt den Sitten und Gebräuchen der Einwohner. Hier findet man auch eins und das andere vom Zustande der Wissenschaften in Schwaben; sonderlich von der schwäbischen Dichtkunst.

Die vierte redet vom Zustande der Religion unter den sächsischen, fränkischen und schwäbischen Kaisern. Hier wird von verschiedenen Walfarthen damaliger Zeiten; ferner von berühmten Reliquien; der Kleidung der Geistlichen; den Weihungen; den Brüderschaften; den Kreuzzügen; und verschiedenen Mönchs-

orden, welche in diesem Zeitlaufe entstanden sind, Nachricht ertheilt.

Die fünfte handelt vom Ursprunge des freien kaiserlichen Landgerichts in Schwaben auf Leutkircher Haid, und in der Pürs. Es hat dasselbe noch von den alten placitis, oder mallis prouincialibus, seinen Ursprung, und ist keinesweges erst nach dem Abgange der Herzoge in Schwaben entstanden, wie sich viele fälschlich vorstellen. Es sind dergleichen ehedessen in dortigen Gegenden weit mehrere gewesen. Nur allein in Oberschwaben hat man zehne gezählt. In Unterschwaben ist auch kein Mangel daran gewesen. Der Hr. V. giebt von allen denselben gute Nachricht. Das auf Leutkircher Haid hatte vier Mahlstäte, Leutkirch, oder dasige Haid, Wangen, Lindau, und Ravensburg. Die erste war die älteste. Daher hat auch das Landgericht seinen Namen und Ursprung. Auch von diesen Mahlstäten wird hinlänglich gehandelt; wie auch von denen Vorzügen, welche es ehedessen vor andern Landgerichten gehabt hat.

Dieses ist der Inhalt des ersten Bandes. Im zweiten enthält der achte Zeitlauf die schwäbische Geschichte vom Jahr 1273, bis zum Jahr 1437, unter den Habsburgischen und Luxenburgischen Kaisern; darunter Carl IV in Ansehung des Verfahrens gegen die schwäbischen Reichsstädte das Lob der Nachwelt gewis nicht verdient. Schwaben bekam in diesem Zeitlaufe immer mehr seine jetzige Gestalt.

Der neunte geht vom Jahr 1438 bis aufs Jahr 1519, oder dem Anfang der höchstmerkwürdigen Regierung

rung Carls V; und der zehnte von dieser Epoche bis auf den westphälischen Frieden 1648. Ohne unser Erinnern wird man vorher sehen können, daß in beiden sehr wichtige Materien vorkommen. Der schwäbische Bund, welcher unter K. Friedrich III. im Jahr 1488 errichtet wurde, gehöret vorzüglich darunter. Wir haben längstens gewünscht, daß ein mit den nöthigen Subsidien versehener Gelehrter die Geschichte desselben mit besonderem Fleiße ausarbeiten möchte. Er würde sich alle Liebhaber der deutschen Reichshistorie verbindlich machen. Vielleicht wird durch unsern patriotischen Wunsch jemand ermuntert, Hand anzulegen! Aber freilich mehr als ein Archiv mus ihm offen stehn; sonst wird es etwas unvolkommenes. Durch die Reformation bekam Schwaben eine sehr veränderte Gestalt. Der Hr. V. handelt hiervon mit einer lobenswürdigen Unpartheilichkeit. Ob er gleich die Nothwendigkeit dieses Werks zugiebt: so leugnet er doch nicht, daß es an gar vielen Orten bedachtsamer und anständiger hätte können vorgenommen werden. Wir geben ihm hierinnen Beifal, und selbst von unsern Gottesgelehrten haben dieses nicht wenige erkant. Weil er zugleich mit auf die benachbarten Gegenden siehet: so hat er auch von der Reformation in der Schweiz, und denen daraus entstandenen innerlichen Kriegen gehandelt. Der schmalkaldische Krieg nimt einen ansehnlichen Plaz in diesem Theile der Historie ein, weil so viele schwäbische Stände in dem Bunde, welcher denselben veranlast hat, gewesen sind. Die valtelinischen Händel sind auch nicht vergessen worden, wegen der Nachbarschaft. Alles, was von der Ge-

schichte des dreißigjährigen Krieges Schwaben betrift, wird man hier beisammen finden.

Der eilfte Zeitlauf geht vom Jahr 1648 bis zum Jahr 1714; oder vom westphälischen, bis auf den badischen Frieden; mit welchem sich die Erzählung schliest. Wir ersehen aber aus der angehängten Nachricht, daß noch ein Theil ans Licht treten werde, in welchem nicht nur historische Zusätze und ein ausführliches Register über beide Bände, sondern auch Anmerkungen über die Geschichte der Reichsstädte überhaupt, vornemlich aber über die schwäbischen Reichsstädte, von ihrer ursprünglichen Beschaffenheit und Regimentsverfassung, ihren öftern Bündnissen, dem ehemaligen Wohlstande ihrer Gewerbe, und den mancherlei Ursachen des gegenwärtigen Verfals derselben stehen sollen; denen die Liebhaber der Historie mit Verlangen entgegen sehen. In eben der Nachricht wird bekant gemacht, daß in dieser Buchhandlung eine neue Topographie des schwäbischen Kreises zum Druk befördert werde.

Wir können nicht umhin, ehe wir dieses Buch bei Seite legen, ausser denen Fehlern, die wir schon angezeigt haben, (und deren Verzeichnis noch gar sehr könte vergrößert werden) noch folgendes, so uns nicht gefallen hat, überhaupt anzumerken.

Die Schreibart ist viel zu wässericht, und gar nicht so, wie man sie von einem historischen Werke mit Recht erwartet. Sie ist auch nicht rein. Hinnach, eint und anders, auffitschen, ein Milderer, Steigbühel, Hochheit, Befelch, Hinscheid, der Beamtete, crarmt, raucher Bescheid, übel erschrecken,

und

und andere solche Blümchen kommen häufig vor, und verrathen sogleich, in welcher Gegend Deutschlandes das Buch sey verfertiget worden.

Viele Erzählungen hätten gar wol wegbleiben können. Dahin ist zu rechnen, was Th. 1. S. 300 von der Arglistigkeit des Erzbischofs Hanno von Mainz erzählt wird, und in eine schwäbische Historie gar nicht gehört. Die Begebenheit mit dem gestohlnen Pferde, das der Kaiser Heinrich III geritten (Th. I. S. 453.) die Buhlereien Heinrichs IV. (Th. I. S. 475.) der graue Rok Rudolphs von Habsburg (Th. II. S. 40.) das eben daselbst S. 476 befindliche Mährlein; und noch sehr viele andere Stücke, sind von eben der Art. Ueberhaupt ist weit mehr von der deutschen Kaiserhistorie hieher gezogen worden, als die schwäbische Geschichte erfordert. Hingegen sind andere Materien aussengelassen worden. Von den alten schwäbischen Gauen; vom Ursprunge des Wapens des Herzogthums Schwaben; vom schwäbischen Münzwesen, und dessen Anfange; von der schwäbischen Handlung; und andern solchen wichtigen Stücken findet man wenig oder nichts. Die Zeitrechnung hätte sorgfältiger sollen angemerkt werden. Auch wird es allemal ein Hauptfehler bleiben, daß die Erzehlungen gar nicht mit Zeugnissen bestärkt sind.

J.

XXVII.

Dom Renatus Prosper Tassins Gelehrten Geschichte der Congregation von S. Maur, Benedictiner Ordens, aus dem Französischen ins Deutsche übersezt. Zweiter Band. Frankfurt und Leipzig; verlegts Aug. Lebrecht Stettin. 1 Alph. 19½ Bogen, 8.

Da wir von dem ersten Theile dieses Buchs, welches in der gelehrten Historie neuerer Zeiten einen ansehnlichen Plaz verdient, schon im fünften Bande das Nöthige gesagt haben: so wollen wir jezo blos in dem Verzeichnisse derer Gelehrten fortfahren, von deren Leben und Schriften in diesem Bande gehandelt wird. Sie folgen also auf einander:

Nicolaus Prevost; Wilhelm Roußel; Franz Quesnet; Anton Augustin Touttee; Peter Vaulregeard; Johan Stephan Badier; Michael Felibien d'Aveaux; Peter Coustant; Claude Guesnie; Franz Meri; Philipp Billouet; Johan Paul du Sault; Nicolaus le Norri; Claude Vidal; Simon Mopinot; Dionysius de Sainte Marthe; Johan Maurus Audren de Kerdrel; Julian Garnier; Johan Gele; Ludwig Pisant; Carl Vailly; Carl Bourdin; Wilhelm Beßin; Jacob Bouillart; Alexis Lobineau; Nicolaus Alexander; Franz Anceaume; Franz Chazal; Peter Guarin; Nicolaus

le

le Tournois; Philibert Girardet; Franz Rouße au; Bernhard Geslin; Robert Morel; Johan Evangeliſt Thiroux; Ludwig le Pelletier; Johan Sabbathier; Claude von Vic; Jacob Alexander; Carl du Pont; Vincent Thuillier; Anton Claudius Thuillier; Dominicus Fournier; Gabriel la Cedre; Norbert Jomart; Jacob Boyer; Aegidius Didon; Franz Louvart; Edmund Martene; Carl de la Rue; Michael de Gamaches; Joſeph Caſtel; Edme Perreau; Dionyſius Godard; Bernhard von Montfaucon; Peter Sabbathier; Robert Franz le Tellier; Stephan Hideux; Johan Peter du Bos; Maurus Franz Dantine; Nicolaus Touſtain; Carl Clemencet; Claudius Leaute; Franz Delville; Johan Verninac; Johan Philipp le Cerf de la Vieville; Jocob Loyau; Franz Bouron; Anton Rivet de la Grange; Johan Liron; Johan Ludwig Peter von Mange; Urban Plancher; Peter Hyacinth Morice von Boubois; Jacob Martin; Johan Franz von Brezillac; der noch lebende Pernety, Bibliothecarius des Königs in Preußen; Johan Baptiſt Magnin; Martin Bouquet; Johan Baptiſt Haudiquier; Carl Haudiquier; Ludwig Bernhard la Taſte; Carl Franz Touſtain; Renatus Proſper Taßin; Cäſar Joſeph Montpie de Negre; Joſeph Düclou; Felix Hodin; Stephan Gabriel Brice; Joſeph Vaiſſette; Johan Bernhard Sanſerich; Edmund Johan Baptiſte Düret; Franz le Texier; Jocob Chevalier; Peter Hebrard; Anton Guyard; Peter Vidal; Prudentius Maran; Wilhelm Galbault; Andreas Trablaine;

Ludwig la Vergne; Carl Catignon; Johan Baptiſt Sarazin; Joſeph Pont; Michael Touſſaint; Chriſtian du Pleßis; Moritz Poncet; Johan Colomb; Johan Hervin; Johan le Saint; Wilhelm Gerou; und Joſeph Benedict Vinceans. Hierauf folgt noch ein kleines Verzeichnis verſtorbener Schriftſteller und Werke, die zu ſpäte bekant geworden, als daß man ſie am gehörigen Orte hätte anbringen können. Dieſe ſind: Anshelm Rolle; Marcellin Ferry; Germanus Morel; Hugo Coleon; Marcus Baſtide; Furſi Clement; Anshelm des Roußeaux; Anton Vinot; Germanus Ferrand; Franz Aubert; Mommole Geoffroi; Peter Robert; Amable du Mas; Franz Marchon; Johan Chryſoſtomus Cornet; Hubert Maillard; Johan Joſeph Clariere; Carl Franz de Roſtaing; Johan Beaucouſin; Nic. Aſſelin; Johan Guerrier; Johan Balliuet; Joſeph Maria Boudet; Philipp Raſſier; Jacob Leger; und Carl Valentin de la Barre. Nachdem hierauf einige Zuſätze gemacht worden: ſo folgen einige noch lebende Schriftſteller, deren im Werke keine Erwehnung geſchehen iſt. Dieſe ſind: Robert Florimund Racine; Johan Franz Bebos de Celles; Leonhard Fonteneau; Nicolaus Jamin; Gedeon Bugnatre; Nicolaus Noel; Carl Johan Baptiſt de Vienne d' Agneaux; Jacob Claudius Vincent; Martin le Fevre; Johan Baptiſt Huet; Franz Deſchamps; Franz Georg Bertheraud; Ludewig Philip Lieble und Peter Paul Labbe.

Ein Montfaucon, ein Martene, und einige andere

dere berühmte Männer, von denen in diesem Theile gehandelt wird, verdienen freilich die Aufmerksamkeit des Lesers vorzüglich. Inzwischen hat die Volständigkeit erfordert, auch von weniger bekanten zu reden. Und eben um so viel werther mus den Liebhabern der gelehrten Historie diese Arbeit seyn, weil Ausländer eine Menge Schriftsteller daraus kennen lernen, von denen sie zuvor wenig oder nichts gewust haben. Bei diesem Bande ist auch das Register befindlich.

3.

XXVIII.

Johan Leonhard Rostens astronomisches Handbuch. Neue Auflage von D. Georg Friedrich Kardenbusch. Vierter und letzter Band. Nürnberg auf Kosten der Monahtschen Buchhandlung 1774. 47 Bogen in 4. nebst 8 Blat Kupferstiche.

Dieser vierte Band dieser bekanten Schrift, welcher zugleich der dritte Theil des Werks selbst ist, enthält nun die Beschreibung und den Gebrauch der vornehmsten astronomischen Werkzeuge, oder beschreibet es, wie man mit denselben in der praktischen Astronomie Beobachtungen anstellet. Sie ist in drei Hauptabschnitte abgetheilet. Erstlich der Rostensche Text, wobei die Kunstwörter gehörig verdeutschet sind; denn

ein

ein Anhang von Herrn Vargentins Jupiters Trabantentafeln, welche auf dem Upsalschen Meridian berechnet sind, und welche Herr D. Kardenbusch aus dem Lateinschen ins Deutsche übersetzet hat, ferner Beschreibung und Gebrauch der Instrumente der praktischen Sternkunde, welche man heutiges Tages gebrauchet, nebst einem kurzen Abris von der praktischen Sternkunde selbst. Weil dem Herrn D. die Zeit fehlete, da der Verleger die Ausgabe dieses vierten Theils wünschte; konte er seine Zusätze nicht so weitläuftig ausarbeiten, wie er wol gewünschet hätte. Dem ganzen Werke ist noch ein Register über alle vier Bände angehänget. Weil das Rostische Handbuch rar ist, wollen wir die Ueberschriften von den Kapiteln, die in dem Texte abgehandelt werden, hersetzen. Das erste Kapitel: von den damaligen vornehmsten Sternwarten. Ferner kürzlich angezeiget, was ein Liebhaber der Astronomie, der aber eben nicht reich ist, doch nothwendig an Werkzeugen haben müsse. Einen messingenen Quadrant von 4 bis 5 Schuh Radius, noch einen kleinern von 1 bis 2 Fus: auch wol einen Sextanten von 4 Schuh Radius, wenn es möglich ist einen Azimuthalquadranten, eine oder ein paar gute Perpendickeluhren, etliche Tubus von 6, 8, und 12 Schuhen mit ihren Mikrometern, Helioscopium Camera Obscura, nebst einigen andern Stücken, die aber jeder selbst wird verfertigen können, oder doch nicht theur sind, als Mittagslinie, Triangulum Filare, eine gute, etwas große horizontale Sonnenuhr, dazu hinreichend wären. Das wäre nun freilich das Wenigste, aber auch dieses wird manchem Liebhaber der Astronomie noch schwer anzuschaf-

schaffen seyn. Nun werden in den folgenden Kapiteln die astronomischen Werkzeuge weitläuftiger beschrieben. Das dritte Kapitel handelt also von der Mittagslinie, und werden verschiedene Methoden, Mittagslinien zu finden, die aber nicht sehr lang seyn können, beschrieben. Das vierte Kapitel handelt von dem Filartriangel, von seiner Verfertigung, und von den Beobachtungen, welche man damit anstellen kan. Es ist bekant, daß, wenn man einen Quadranten im Plane des Meridians bevestiget hat, man den Filartriangel nicht gebrauchet, weil der Quadrant zugleich seine Stelle vertrit, wenn aber das nicht ist, so mus man selbigen verfertigen. Das fünfte Kapitel handelt von den Sonnenuhren und Perpendikeluhren, von der Construction einer horizontal Sonnenuhr, welche freilich beständig die beste ist, von den Chronometern oder Pendeln, von der Pendul selbst, ihrer Stellung und Berichtigung. Das sechste Kapitel handelt von astronomischen Quadranten, und wie man die Höhen damit beobachten sol, und erstlich von Azimuthalquadranten und seinem Gebrauch, von den beweglichen und unbeweglichen Horizontalquadranten, von den tragbaren Azimuthal- und Horizontalquadranten, von den Telescopischen Quadranten. Das siebende Kapitel von den astronomischen Octanten, Sextanten, Hemiziklen und Radien, wie man damit umgehen sol, wenn man die Entfernungen oder Weiten am Himmel messen wil, wobei auch gelehret wird, wie selbige gut abzutheilen, und zu untersuchen, ob sie richtig getheilet sind. Es ist bekant, daß man diese Werkzeuge, wovon der Sextante das brauchbarste ist, zu den Messungen der Entfer-

fernungen anwendet; dieses wird nun hier beschrieben. Das achte Capitel von dem Azimuthalinstrument, was es sey, und wie man es gebrauchet. Es wird hier ein solches Instrument beschrieben, welches auf der Nürnbergischen Sternwarte befindlich ist, welches man aber sehr entbehren kan, wenn man einen Azimuthalquadranten hat, und, wenn man die Azimuth der Gestirne wissen wil, selbige dadurch suchet. Der Autor giebet nachher noch ein anderes an, welches bequemer und gewisser ist, als das, was er vorher beschrieben hatte. Das neunte Kapitel von astronomischen Seherröhren. Etwas von ihrer Erfindung, von den Gestellen, worauf man sie leget; von ihrem Gebrauch. Das zehnte Kapitel vom Mikrometer. Das Kirchische wird weitläuftig beschrieben. Das eilfte Kapitel von der helioskopischen Maschine, und von der Camera Obscura, und wie damit die Sonnenfinsternisse zu beobachten, auch wie man sie mit einem Quadranten und Seherohr beobachten müsse, und wie man endlich die Phasen einer beobachteten Sonnenfinsternis zeichnen, und den Weg des Mittelpunkts des Monds während der Finsternis beschreiben, und den Winkel bei jeder Phase finden solle, den der Mittelpunkt des Mondens mit dem Vertical der Sonne gemacht hat. Das Verhältnis des Diameters der Sonne und des Monden, und die Entfernung ihrer Mittelpunkte bei der grösten Verfinsterung zu finden. Von den Sonnenflecken, ihre Beobachtung, Zeichnung und Ausmessung. Wie der Merkur in der Sonne zu beobachten, und sein Weg zu berechnen; gleichfals von der Erscheinung der Venus in der Sonnenscheibe. Das zwölfte Kapitel von

der

der Beobachtung der Mondsfinsternisse. Von der Figur des Mondens, der Benennung der darin befindlichen Flecken und seiner schwankenden Bewegung. Wie man sich bei der Beobachtung einer Mondsfinsternis verhalten, auch selbige nachreißen solle. Das dreizehnte Kapitel: von der Beobachtung der Finsternisse der Jupiterstrabanten, und wozu man diese Beobachtungen anwenden könne. Das vierzehnte Kapitel: wie die Bedeckung der Planeten und Fixsterne vom Monde zu beobachten, desgleichen wie durch die Beobachtungen die Zeit der Zusammenkunft zweier Planeten oder eines Planeten mit einem Fixstern, nebst der Distanz der Mittelpunkte zu finden, auch wie solche Zusammenkunft aus den Ephemeriden zu berechnen und was sonst daraus herzuleiten ist. Das funfzehnte Kapitel, wie man sich im Beobachten zu verhalten, wenn der Mond nahe bei einem Planeten oder Fixstern vorbei gehet. Diese Beobachtungen in einem Entwurfe darzustellen. Die wahre Länge und Breite des Mondens aus der sichtbaren zu finden. Das sechszehnte Kapitel aus dem astronomischen Kalender die Bedeckungen und Transitus trigonometrisch zu berechnen, unter jedem gegebenem Meridian. Das siebenzehnte Kapitel: wie der Auf- und Untergang der Sonne, der Planeten und Fixsterne zu beobachten. Das achtzehnte Kapitel: was bei Beobachtung der Cometen, oder anderer neuer Sterne in Acht zu nehmen. Wir haben nur den allervornehmsten Inhalt dieses Textes des rostischen Handbuches ausgezogen, um nicht zu weitläuftig zu werden, weil wir noch von dem, was H. D. Kardenbusch durch seine Zusätze geleistet, reden müssen.

Die

Die Tafeln von den Finsternissen der Jupitersstrabanten, auf den Upsalischen Meridian von Herrn Wargentin berechnet, enthalten nebst dem dazu gehörigen Texte 7 Bogen; ein Auszug läst sich aus ihnen nicht machen, wir sind indessen dem H. D. vielen Dank schuldig, daß er sie auch durch diese Uebersetzung gemeinnüzziger machen wollen. Man findet sie auch nebst andern Tafeln in des Herrn de la Lande Astronomie, welche vor einigen Jahren in drei Quartbänden in Paris herausgekommen.

Nun zu des Herrn D. Kardenbusch Zusäzen zur praktischen Sternkunde, und Beschreibung und Gebrauch der astronomischen Instrumenten. Erstlich eine kurze Einleitung vornemlich von dem Nuzen der praktischen Astronomie. Freilich ist sie äußerst wichtig und nüzlich, und derjenige verräth nur seine grobe Unwissenheit, der im Ernste fragen könte, wozu sie nüzlich sey. Nun kommen Zusäze zu den Abhandlungen des Textes. 1) Von der Abmessung der Zeit und der Pendeluhr. Etwas von der Geschichte der Bemühungen die Zeit abzumessen, sie sind sehr alt. Von dem einfachen Pendel und durch seine Schwingungen die Zeit zu bestimmen. Von der Pendeluhr selbst. Viele richtige und brauchbare Bemerkungen. 2) Von dem Gnomon oder der Mittagslinie. Verschiedene Zusäze zum Texte, auch verschiedne Methoden, die einmahl gezogene Mittagslinie auch anderwärtshin abzutragen. Zeichnung der Horizontaluhr; Herr Kardenbusch reisset sie trigonometrisch durch die Tangenten der Bogen des Horizonts, welches ihm die Chorden der Stundenweiten giebet, welche bekante Methode auch eine der besten

ist.

ist. 3) Von den Fernröhren, welche in der praktischen Sternkunde gebrauchet werden. Es werden dabei verschieden Schriftsteller angeführet, welche von dieser Materie geredet haben. Herrn Bischofs praktische Dioptrik von 1772 verdienet allerdings alles Lob. Allein Penekens Lehrgebäude der ganzen Optic würden wir doch nicht angeführet haben; es ist grösstentheils eine Compilation aus optischen Schriften, von einem Manne, der, wie man aus seinem Buche siehet, keine Mathematik verstand, und wie er nun mag gesamlet haben, versteht sich von selbst. Ueberhaupt hatte man hier auch solche Schriften, als Schmits Optik, und unsers großen Eulers Dioptrik ꝛc. anführen müssen. Etwas vom hollandschen oder achromatischen Tubus. Ueberhaupt hat Herr D. Kardenbusch diese Abhandlungen wegen Mangel der Zeit nicht so ausführen können, wie es wol hätte seyn sollen. Deneke wird auch noch mehrmalen citiret, daraus läst sich doch warlich keine Dioptrik und Catoptrik lernen. 4) Von den Instrumenten kleine Winkel zu messen, oder von den Mikrometern. Vom Fadenmikrometer, vom Objektivmikrometer des Herrn Bouger; sehr wenig, und auf des Herrn de la Lande Abhandlungen in den Memoires de l'academie Royale de Paris de l'an 1754 verwiesen. Noch von dem Objektivmikrometer, das der Herr Prof. Lambert kürzlich erfunden. 5) Von der Paralaktischen Maschine, und andern bequemen Gestellen zu den Fernröhren, von der Caßinischen Paralaktischen Maschine, eine bequemere von dem seel. Herrn Tobias Mayer erfundene, die auch der Herr D. hat abzeichnen lassen und selbst gebrauchet. 6) Von den

Inſtrumenten größere Winkel am Himmel zu meſſen, nemlich 7) von Quadranten. Etwas von ſeiner Eintheilung, und wie er mit Telescopiſchen Dioptern verſehen wird. 8) Von Azimuthalquadranten. Eine Beſchreibung eines von dem Herrn D. ſelbſt angegebenen Azimuthalinſtruments, es iſt ſehr einfach und gut eingerichtet, und aus der Beſchreibung und Zeichnung volkommen deutlich. Noch einige ſehr kurze Berührungen. 9) Vom Sektor. 10) Vom Mauerquadrant. 11) Große Winkel, vermöge der Chorden oder Sinus zu meſſen. 12) Vom Fernglaſe im Mittagskreiſe, der Herr Doctor weiſet hier ſeine Leſer auf andere Schriftſteller, die davon gehandelt haben. Eben ſo kurz berühret er den Gebrauch der aſtronomiſchen Inſtrumenten und die aſtronomiſchen Zeichnungen, ohngefehr auf einer Quartſeite. Er ſaget dabei, daß der Mangel der Zeit ihm nicht mehr erlaubet habe. Wir bedauren dieſes überhaupt recht ſehr, weil ſich von allen Materien, die der Hr. D. in ſeinen Zuſätzen abgehandelt, noch ſehr viel gutes und nützliches ſagen lies, und geſaget werden muſte, welches, ob es ſich ſchon in manchen andern Schriften, aber doch zum Theil zerſtreuet finden läſt, wir in einem aſtronomiſchen Handbuche, in dem Kapitel von den aſtronomiſchen Inſtrumenten und ihrem Gebrauche gerne beiſammen geſehen hätten und ungerne vermiſſen, weil es doch mancher daſelbſt ganz natürlich ſuchen wird.

32.

XXIX.

XXIX.

Naaman Syrus. Commentatio philologica ad locum difficilem 2 Reg. V, 17-19. illuſtrandum. Auctore L. P. G. Happach, V. D. M. & Paſt. eccl. Alten-Deſſauienſis. Bremæ apud Cramerum 1774. 4½ B. 8.

Neue Erklärungen ſchwerer Stellen des A. T. frei von den Schwierigkeiten, welche die gewöhnlichen Erklärungen heben, ſollen uns immer wilkommen ſeyn, wenn ſie auch nicht mit vielen arabiſchen Wörtern ſtrotzen, ſondern nur aus einer geſunden Grammatik geſchöpfet ſind. Der Verfaſſer gegenwärtiger Schrift ſucht mit Hülfe dieſes Gewährsmannes eine ſolche Erklärung zu geben. Hier iſt ſeine Ueberſetzung obiger Schriftſtelle: „nonne dabitur quæſo ſeruo tuo (Naamani) tantum terræ, (ſcil. inter Iſraelitas) quantum duobus mulis ferendis (alendis) ſufficit, nam non faciet in poſterum ſeruus tuus holocauſtum aut ſacrificium diis alienis, niſi Jehovæ. Propterea quoque condonabit Jehoua ſeruo tuo id, quum iret dominus meus in fanum Rimmonis ad adorandum ibi, & innixus eſſet manu mea, ego adoraui quoque in fano Rimmonis: quum adorauerim in fano Rimmonis, condonet, quæſo! Jehoua ſeruo tuo, propter

iſtam rem, inquam, condonet.“ Der Beweis? נשׂא (V. 17.) das man durch Laſt überſetzet, meint der Verfaſſer könne auch das participium Pihel ſeyn. Das Wurzelwort bedeute tragen auch im uneigentlichen Sin, als 1B. Moſ. 13, 6. wo von dem Viehe des Abrahams und Loths geſagt werde, daß die Erde es nicht habe tragen, das iſt, erhalten, ernähren können. Und ſo überſezt er נשׂא quod ferre poteſt, quod ſufficit alendo. Dem Recenſenten würde vielleicht die Erklärung gefallen, wenn ſie ſich nur mit der Grammatik vereinigen ließe. נשׂא kan nicht das participium Pihel ſeyn. Dies heiſt מנשׂא (Jer. 22, 27.) Der Verfaſſer beruft ſich vergebens darauf, daß das Wurzelwort נשׂה ein verbum defectiuum prima Nun ſey. Die Grammatik lehret, daß ſolche verba dieſen Defect nur in den coniugationibus dageſſatis leiden, wenn wegen einer præformans das Nun ein ſcheua bekomt. Das נ in נשׂא iſt alſo nicht נ præformans, ſondern Keemanticum. Und denn — warum bittet Naaman ſich nur ſo wenig Acker aus? Einem ſo reichen Man, als er war, giebt man gern ein größeres Stük Landes, wenn er ſein Geld ins Land bringet. Der Verf. iſt geneigt, den Naeman aus Syrien nach Judäa wandern zu laſſen. Aus Cap. 8. iſt dies wol nicht zu ſchließen. Naeman konte ja zu der Zeit ſchon geſtorben ſeyn. Am Ende der Schrift beantwortet der Verfaſſer einige Einwürfe, die ihm ein Prediger in Deſſau, Herr Bobbe gemacht hat, welcher mit andern Gelehrten meint, daß Naaman ſich darum jüdiſche Erde ausgebeten habe, um entweder davon Gott einen Altar zu bauen, oder ſonſt ein Denkmal

mal zu errichten. Herr Happach antwortet darauf, daß die Opfer, welche nicht in Jerusalem gebracht wurden, von Gott verboten gewesen. Freilich wol; aber solche von Propheten selbst erlaubte Abweichungen vom mosaischen Ceremonialgesetze solten eben die Vergänglichkeit dieses Gesetzes lehren, und eine Vorbereitung auf die Anordnung einer bessern Religion seyn. Noch rathen wir dem Verfasser, wenn er fernerhin etwas in der lateinischen Sprache schreiben wil, sich zuvor besser mit dem Genius derselben bekant zu machen.

33.

XXX.

Urban Friedrich Benedict Brückmanns, der Arzeneywissenschaft Doctor, und Herzoglich Braunschw. Leibmedicus, Abhandlung von Edelsteinen. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Braunschweig im Verlag der Waysenhaus Buchhandlung 1773.

Es ist nicht ohne Grund, daß man den Edelsteinen einen so hohen Werth beileget. Einfach, und fein in ihrem ganzen Bau, strahlen sie unsern Augen mit einem Glanze entgegen, der alle unsere Aufmerksamkeit an sich ziehet. Die schöne Natur zeigt sich hier in eben der Anmuth, wie sie sich in einer prangenden Blume, in einem reizenden Frauenzimmer zeigt. Wel-

che Gewalt über die Herzen der Menschen, wenn sich diese drei Schönheiten mit einander vereinigen! Schon die Alten wusten dieses so gut wie wir. Die Edelsteine waren einer von ihrem vornehmsten Schmuk. Und ihnen waren sie noch kostbarer, als uns, weil sie bei dem damaligen minderen Zeitalter der Welt so häufig noch nicht vorhanden waren, als jezo.

Diese Producte des dritten Naturreiches lehrt uns der Herr Leibmedicus Brückman kennen. Sein Buch nimt sich bei weitem vor allen denen aus, die dieses Sujet behandelt haben. Er gab solches 1757 zuerst heraus, und dieses ist die zweite Auflage, welche nicht nur mit den neuesten Entdeckungen, die bisher in diesem Fache geschehen, bereichert, sondern auch hin und wieder verbessert ist.

In der, dem Buche vorgesezten Anmerkung will der Hr. Leibmedicus die Durchsichtigkeit, die Halbdurchsichtigkeit, die Farben, die Härte, die Schwere, die Anzahl der Seiten und Ecken ihrer Crystalle und das Verhalten im Feuer, als wesentliche Merkmale der Edelsteine, nicht gelten lassen. In Ansehung der Farben und der Figur, welche die Edelsteine bei ihrer Crystallisation angenommen haben, sind wir mit ihm gleicher Meinung, weil diese Beschaffenheiten durch zufällige Ursachen entstanden seyn können. Aber die Durchsichtigkeit, die Härte, die Schwere und den Widerstand im Feuer, glauben wir als wahre Unterscheidungszeichen annehmen zu können. Der Hr. Verf. urtheilet selbst in dem ersten Kapitel gar recht, daß die mehresten dieser Eigenschaften von einer ordentlichen Aneinanderfügung zarter und fester Steintheilchen her-

herrühren; und daß, je reiner, fester, zarter und ordentlicher diese Theile an einander gefüget sind, desto härter, schwerer, dauerhafter und durchsichtiger der Stein und desto höher derselbe geachtet werde. Er leitet also selbst diese Eigenschaften aus den Bestandtheilen der Edelsteine her, und macht sie dadurch wesentlich. Das Bedenken, welches ihm dabei aufgestoßen, rühret von dem Grad der Volkommenheit her, in welchem sich diese Theile sowol einzeln, als insgesamt und in ihrer Verbindung bei einander befinden. Dieser Grad der Volkommenheit aber, oder dieses Verhältnis hebt die wesentlichen Kenzeichen nicht auf, sondern bestimt den Werth des Ganzen.

Nach unserm Begrif machen sehr einfache, zarte, reine und feine Theile das Bestandwesen der Edelsteine aus, diese legen den Grund zu den Eigenschaften derselben, zu ihrer Durchsichtigkeit, zu ihrer Härte, zu ihrem Widerstand im Feuer; und aus der besondern Art, womit ihr medium combinationis dieselben mit einander verbunden, entstehet ihr brennender Glanz. Je einfacher, je reiner und feiner diese Theile an und vor sich sind, und je genauer und inniger ihre Verbindung ist, je volkommener ist der Edelstein.

In diesem ersten Kapitel handelt der Hr. Verf. zugleich von der Steinart der Edelsteine und beantwortet die Einwürfe, die man ihm gemacht hatte, daß er einige Halbedelsteine für quarzartig ausgegeben. So lange die Mineralogen wegen ihrer Ausdrücke sich nicht näher vereinbaren, so lange wird es an dergleichen Unterscheid der Meinungen nicht fehlen. Einige nennen das dritte Steingeschlechte kieselartig, einige glasartig.

Man mag von beiden annehmen, was man wil: so deucht uns, läst sich die Eintheilung der Arten am besten nach dem Grade der Reinigkeit machen, in welchem die Grunderde, aus welcher der Stein bestehet, zugegen ist. Und da dürfte der Crystal, die erste; der Quarz, die zweite; der eigentlich sogenante Kiesel, die dritte; der Hornstein, die vierte; und die unreinen oder vermischten Steine, worin aber die Kiesel- oder glasartige Erde den grösten Theil ausmachen mus, die fünfte Art seyn. Nach dieser Eintheilung würden denn die volkomnen Edelsteine unter die Crystalarten zu rechnen seyn. Den Turmalin würden wir unter den Halbedelsteinen einen Plaz anweisen.

Daß die Crystalfigur der Edelsteine von eingemischten Salzarten ihren Ursprung haben solte, hält der Hr. Verf. nicht für wahrscheinlich. Man kennet freilich die Natur nicht genug, als daß man behaupten könte, daß, wenn sie eine den Salzen ähnliche Figur hervorbringt, sie dazu allemal Salze nöthig habe. Daß die Farben der Edelsteine kein wesentliches Merkmal sind, zeigt der Hr. Verf. umständlich. Wir geben ihm darin allen Beifal, wenn man das Wort: Edelstein, im algemeinen Verstande und als einen Geschlechtsnamen nimt; denn sonst gehört die rothe Farbe mit zum Wesen des Rubins. Auch ein brenbares Wesen hält der Hr. Verf. zur Färbung der Edelsteine nothwendig. Nicht blos zur Färbung halten wir das brenbare Wesen nöthig, sondern um ihnen die Bindung und den brennenden Glanz, womit sich einige besonders unterscheiden, imgleichen die Fähigkeit mitzutheilen, eine phosphorescirende und electrische Eigenschaft anzunehmen.

Die

Die Versuche, daß sogar die Diamanten bald in Glas, bald in Kalk verwandelt, bald hart gebrant worden, und bald im Feuer verschwunden, lassen wir an ihrem Ort gestellet seyn.

Im zweiten Kapitel wird von den künstlich verfertigten und sogenanten falschen oder unächten Edelsteinen und wie solche von den ächten und wahren zu unterscheiden sind, geredet. Hieraus werden diejenigen, welche Edelsteine kaufen wollen, lernen, wie große Ursache sie haben, sich vorzusehen.

Das dritte und vierte Kapitel handelt von der Bearbeitung und künstlichen Form der Edelsteine bei den alten und neuern.

Hierauf werden alle Ganze und Halbedelsteine besonders durchgegangen. Der Hr. Verf. theilet sie in 9 Classen.

1) In quarzartige, im Anbruch glänzende oder glashafte und in Crystallen anschießende.

2) In quarzartige, hornsteinartige, im Anbruch glatte nicht glänzende, halbdurchsichtige und undurchsichtige Edelsteine.

3) In quarzartige, im Anbruch rauhe, nicht glänzende, gefärbte Felssteine.

4) Aus Quarz, Glimmer, Feldspath gemischte und im Anbruch rauhe Halbedelsteine.

5) Im Feuer sich verhärtende Halbedelsteine.

6) Im Anbruch glasartige, nicht in Crystalle anschießende.

7) In metallische.

8) In Versteinerungen aus dem Thierreiche.

9) In sandsteinartige Steinarten, worunter er den Kannieſterstein rechnet.

Vom Diamanten. Nur das heftigste Feuer der Brenspiegel und Brengläser, der Porcellan- und Glasöfen, kan ihn zerstöhren und zernichten. Wiederholte Versuche haben ergeben, daß der Diamant, nicht aber der Rubin, Saphir und Smaragd, verdunstet. Unter einem großen Brenspiegel ist er zu Glas geschmolzen. Ein gleiches ist geschehen, da man ihn mit Borax versezt, ein starkes und anhaltendes Feuer gegeben. Von den Geburtsstädten des Diamants und der Art ihn zu gewinnen. Von der Kunst, ihn zu schleifen und zu poliren. Von dessen Preisen. Vom Rubin. Daß die Alten ganz andere Steine zum Theil unter dem Carfunkel verstanden, erhellet daraus, daß sie Spiegel und Trinkgeschirre aus selbigen gearbeitet haben. Der hochrothe morgenländische Rubin schmelzt im stärksten Feuer nicht. Mit Borax versetzt, schmelzt er in starkem Feuer zu einem grünlichen Glase. Seine Farbe entstehet vermuthlich von Eisen.

Vom Smaragd. Wenn er ins Feuer geleget wird: so zeiget er, wie der Schwefel, eine blauliche Flamme. Einige Brasilianische Smaragde können nunmehr zu den Turmalinen gerechnet werden, seitdem man entdekt hat, daß sie, wie diese, wenn sie ohne Reiben erwärmt werden, Asche und andere leichte Dinge an sich ziehen.

Vom Chrysolit. Der Hr. Verf. giebt anheim, ob nicht nur diejenigen Edelsteine für sich und ohne Zusaz schmelzbar sind, welche ihre Farbe vorzüglich von Bley, als einem leicht schmelzenden Metalle, erhalten haben.

Von den Granaten. Sie enthalten auch gedie-

genes

genes Gold und dann und wann sind die tyroler und ungarischen Granaten mit Bleiglanz eingesprengt.

Vom Crystal. Hievon findet man hier sehr lesenswürdige Nachrichten, besonders von der Erzeugung und Natur des Bergcrystals und dessen Muttergestein. Die Muthmaßungen des Hrn. Verf. von der Entstehungsart des Doppelcrystals haben viel Wahrscheinlichkeit.

Vom Turmalin. Man lieset hier die neuesten Versuche und Entdeckungen, die an diesem Steine gemacht werden. Der schwarze hat die stärkste electrische Kraft. Im anhaltenden Schmelzfeuer geht er in ein farbenloses Glas und verliert alsdenn seine electrische Kraft. Er wird von der Feile angegriffen; kan nicht wol unter die gemeinen Schörlarten, sondern unter die Zeolithe gerechnet werden; in der Richtung seiner Pole siehet er dunkel aus, und giebt mit gewissen Handgriffen ein electrisches Licht von sich.

Vom Praser. Er gehört unter die undurchsichtigen Edelsteine, erzeugt sich auch niemals als ein Crystal.

Vom Cacholong. Er ist nichts anders als eine Chalcedon und Onyxart. Der Cacholong des Wallerius ist vielleicht mit dem Reißsteine einerlei, der aus China gebracht wird.

Vom Carneol. Der sogenante gelbe ist zu dem gelben Chalcedon zu zählen.

Vom Achat. Die Gedanken über dessen Entstehungsart verdienen Beifal. Es ist ein, aus dem Chalcedon, Onyx, den Praserarten, Carneol, Jaspis, Quarz, Amethyst, Topas weissen Crystallen und Metal-

tallen zusammen gesetzter Stein. Er kan also nicht als das genus dieser Steinarten angenommen werden. Von den Versuchen des du Fay, die harten Steinarten durch eine Beitze zu färben.

Vom Feuersteine. Vielleicht ist er aus dem Meere durch die Verbindung und Mischung der thonartigen, salzigen und galrichten Theile verfaulter und nicht verfaulter Thiere entstanden.

Vom Jaspis. Man hat dergleichen mit gediegenem Silber durchwachsen, auch gold- und kupferhaltig gefunden. Vom Serpentino antico, Verde antico, Brocatello, und Puddingstore. Vom Porphyr. Die Meinung, daß die Alten ein besonderes Geheimnis besessen hätten, den Porphyr entweder zu erweichen, oder die Eisen, womit sie ihn bearbeitet, auf eine besondere Art zu härten, kan aus den Schriften der Alten nicht unterstützet werden. Von, in Jaspis verwandeltem Holz und Bäumen, und wie es zu erklären, daß dergleichen Versteinerungen leichter sind, als der Felsenjaspis.

Vom Granit. Merkwürdige Wahrnehmung in den bayrischen Wasserbleigruben, von dessen Erzeugungsart, woraus folget, daß die sogenannten hornsteinartigen Halbedelsteine, einen Quarz, oder eine feine Quarzerde zu ihrem Grundstoffe haben.

Der Stein, welcher in Petersburg zum Fusgestelle der Bildsäule Peters des Großen dienen sol, ist ein wahrer Granit.

Von Nieren- und Serpentinsteinarten. Sie sind nicht thonartig, sondern enthalten die alcalinische

Erde,

Erde, oder Magnesia des Bittersalzes. Der orientalische Nierenstein ist die feinste Art des Speksteins.

Vom Opal. Er hat die Härte der Glasflüsse, giebt am Stahl keine Funken, weicht der Feile und ist im Anbruch volkommen glasartig. Man kan ihn folglich weder zu den Quarz- noch Spathgattungen stellen. Der Hr. V. wirft die Frage auf: ob der Opal wol nicht eine wahre Glasart sey, welche in dem Innersten der Erde durch ein unterirdisches Feuer erzeuget, und durch metallische Theile gefärbt sey?

Vom Lasur. Die blaue Farbe desselben rühret vorzüglich vom Eisen her. Seine Grunderde ist kalkartig. Vielleicht ist die schöne blaue Eisenerde, welche sich in einigen Torfarten findet, das färbende Wesen des Lasursteins.

Vom Marcasit. Der Hr. Verf. meint, die in demselben befindliche unmetallische Erde, sey die Ursache der so verschiedenen Crystalfigur. Wir glauben dieses nicht, sondern halten dafür, daß die Crystalfigur vorzüglich aus der metallischen Erde ihren Ursprung habe. Denn auch Metalle nehmen im Feuer unter gewissen Umständen eine Crystalfigur an.

Der Anhang handelt von den gröstentheils unbekanten sogenanten Edelsteinen, deren die Alten und vornemlich Plinius erwähnet haben. Einige neuere Schriftsteller können hieraus lernen, daß der plinianische Name, welchen sie diesem oder jenem Stein gegeben, demselben keinesweges beigeleget werden könne.

8.

XXXI.

Joh. Dav. Heilmanni, Theologi nuper Goettingenſis celeberrimi, opuſcula maximam partem Theologici argumenti, collegit & edidit Ernſt Jacob Dannovius. Theol. Prof. Publ. Ord. in Acad. Jenenſi. Jenæ ſumptibus C. F. Gollneri cIↃ IↃ ccLXXIV. 31 Bogen in 8.

Der Heilmanſche Name und Verdienſte ſind bekant genug, als daß dieſes Geſchenk des Herrn Dannovs uns nicht ganz angenehm ſeyn, und allen Dank verdienen ſolte. Es ſind dieſes die kleinen Abhandlungen des ſel. Herrn Heilmans, welche in Halle, Hameln und Osnabrük einzeln herausgekommen ſind, und welche Herr Dannov jezt in einen Band ſamlet. Die Göttingiſchen kleinen Abhandlungen ſollen in einem andern nachfolgen, nur hätten wir doch gewünſchet, daß dieſe Abhandlungen mit einiger Auswahl, und eben nicht alle geſamlet wären, indem ſie zum Theil nicht wichtig genug dazu ſind. Weil dieſe kleinen Abhandlungen doch nicht in vieler Händen ſind, ſo wollen wir jezt ihren Inhalt kürzlich anzeigen.

1) Specimen obſervationum quorundam ad illuſtrationem N. T. ex profanis pertinentium. Halæ 1748. quo Ven. Baumgartio auctor natalem diem gratulatus eſt.

Herr

Herr Heilman zeiget darin, welche Regeln und Behutſamkeiten man anwenden müſſe, wenn man die Profan Schriftſteller, Hiſtoricos, Philoſophen, Naturkündiger, Poeten, bei der Erklärung der Schriften des neuen Teſtaments, gebrauchen wolte. Recht gute Regeln, aber nicht durch Exempel erläutert, und auch Regeln, die bekant genug ſind. Eine der erſten Arbeiten des ſel. Herrn Heilmans, die er vermuthlich ſelbſt nicht wieder hätte auflegen laſſen.

2) De doctis extra patriam viventibus Halæ 1749. Gratulatio S. V. Schwartzio deſtinata, cum Profeſſoris Theologiæ munus Rintelii capeſſeret.

Herr Heilman unterſuchet die Verbindlichkeiten, die man habe, als Gelehrter in ſeinem Vaterlande unter zu kommen, ſaget dabei, daß es doch manchmal beſſer ſey auswärts ſein Brod zu ſuchen, und führet einige Gelehrte an, denen es außer ihrem Vaterlande recht gut gegangen iſt. Auch dieſer Abhandlung hätte man zur neuen Auflage nicht bedurft.

3) Traits de paralelle entre l'eſprit d'irreligion d'aujourdhui & les anciens adverſaires de la religion Chretienne. Halæ 1750. Scriptio natalitio Baumgartenii dicata.

Aberglauben, Unwiſſenheit, Stolz, Unverſchämtheit, bei den alten und neuen Feinden der Religion. Alles das iſt ganz bekant, und vielmal geſagt und bewieſen.

4) Commentatio de auctoritate librorum novi Teſtamenti apud Manichæos. Halæ 1750. qua S. V. Semlero Theologo iam academiæ Fridricianæ primario philoſophicos olim honores gratulabatur.

Herr

Herr Heilmann behauptet, und zeiget aus Zeugnissen, daß sie freilich an der Richtigkeit dieser Bücher gezweifelt, ob sie schon manche Lehren daraus angenommen hätten.

5) De Evangelio, Matthæi apud Barnabam reperto. Halæ 1758. ven. Baumgarten dicatum.

Es ist die Untersuchung der Erzählung des Cyprischen Mönchs Alexander, die auch Baronius mit Zusätzen anführet, daß der heilige Barnabas das Evangelium Matthäi in hebräischer Sprache beständig bei sich geführet, und daß es bei ihm, als man 488 seinen Leichnam fand, gefunden worden, wovon Theodor und Victor Tununensi, die ältesten Nachrichten uns geben, welche beide im 6ten Jahrhunderte lebten.

Eine gelehrte Abhandlung über eine Sache, die es nicht verdiente, und welche eine elende Fabel ist.

6) Dissertatio consecrationem sanctorum, apud pontificios usitatam, ad ἀποθεοσεις veterum Romanorum effictam, ostendens. Præside S.V. S. J. Baumgarten habita. Halæ 1754.

Frühzeitig nahmen die Christen jüdische Gebräuche an, schon im zweiten Jahrhunderte; auch kurz nachher heidnische. Vorzüglich geschahe es in der Gegend Roms, und als die Kaiser Christen wurden. Unter andern geschahe es mit der übermäßigen Verehrung der Märtirer und Heiligen, woraus nachher die Canonisation derselben, welche mit der apotheosi der Heiden so viel ähnliches hat, entstand. Der Herr Verfasser vergleicht beide mit einander, und findet, wie es denn auch ist, viel ähnliches, in Ansehung der Ursachen, Umstände, der Personen, welchen und von wem

sie

ſie ertheilet wurde ꝛc. wobei er viel Beleſenheit und Gelehrſamkeit zeiget.

7) De ſcholis priſcorum Chriſtianorum theologicis. Progr. quo auctor Rectoris Hamelii munus adiit. Rintel. 1754.

Vorzüglich verſteht er darunter den Zuſtand der theologiſchen Schule der drei oder vier erſten Jahrhunderte. Sie wurden mehrentheils von den Biſchöfen, oder unter ihrer beſondern Aufſicht gehalten. Eine gelehrte und leſenswürdige Abhandlung.

8) De florente litterarum ſtatu & habitu ad initia religionis Chriſtianæ. Progr. Scholaſt. Rintel. 1755.

Nachdem der Hr. V. den Zuſtand der Wiſſenſchaften unter den geſitteten Völkern zu der Zeit beſchrieben hatte, zeiget er, daß man hieraus 1) Gründe fürs Chriſtenthum herleiten, daß 2) der damahlige Zuſtand der Wiſſenſchaften dazu beförderlich war, es deſto leichter zu verbreiten, und 3) es bis zu unſern Zeiten fortzupflanzen.

9) De guſtatu, in prima maxima ætate & ſcholarum ſpatiis conformando. Commentatio philoſophico-practica, qua præmiſſa ad Osnabrugenſe Gymnaſium Director acceſſit Osnabrug. 1756.

Den Geſchmak in den Wiſſenſchaften in der Jugend frühzeitig und gut zu bilden, beweiſet der Hr. V. daß es nöthig und nüzlich ſey, und giebt dazu verſchiedene Regeln.

10) De eo quod eſt in diſciplinis problematicum. Inaugurando eiusdem Gymnaſii Sub-

conrectori, Jo. Casp. Neuschaffero V. C. destinatum Osnabr. 1757.

Mehrentheils eine Erklärung der verschiedenen Begriffe, welche man mit dem Ausdrucke problematisch verbindet, und verbinden müsse.

11) De Pace divinis quondam honoribus culta specimen, antiquario criticum. Excercitationi oratoriæ præmissum Osnabr. 1757.

Eine gelehrte Abhandlung, wobei auch neben her viel wichtige Anmerkungen vorkommen, woraus wir aber keinen Auszug machen können, sondern den Leser selbst auf die Abhandlung verweisen.

12) Disputatio finiendæ iustæ sacramenti notioni, Rintel. 1757. pro capessendis summis in Theologia honoribus habita.

Der Inhalt der göttlichen Schriften, welche die Religion besonders zum Gegenstande haben, enthält entweder Glaubenslehren oder Pflichten. Aus den Pflichten, welche die Religion fordert, entspringen verschiedene Handlungen, welche unmittelbar aus ihrer Einrichtung und Grundsätzen folgen, oder, welche von ihrem Stifter besonders verordnet sind. Die erstern nennet der Hr. V. rationales, die andern arbitrarias. Von den leztern ist hier vornemlich die Rede. Man findet vornemlich fünf solcher Handlungen. 1) Die Auflegung der Hände, welche die Apostel verordneten. 2) Die Salbung der Kranken, wovon der heilige Jacob redet. 3) Die Fuswaschung, die Jesus an seinen Jüngern verrichtete. 4) Das heilige Abendmahl, und 5) die heilige Taufe. Von jeden diesen redet Herr Heilman besonders, und zeiget ihren Gebrauch und Absicht

ſicht in der erſten Kirche. Die Auflegung der Hände geſchahe vorzüglich zur Mittheilung der geiſtlichen- und Wundergaben, die zur Amtsführung ſo nöthig waren. Die Salbung mit dem Oele, theils ein natürliches Mittel durchs Gebet geheiliget, auch mit Wundergaben bei den erſten Zeugen Jeſu verknüpfet. Es war noch lange nachher in der Kirche gebräuchlich, als ſchon die Wundergaben aufgehöret hatten. Das Fuswaſchen: Jeſus ermahnete nur dadurch ſeine Apoſtel, zur Gefälligkeit und Dienſtleiſtung gegen alle Menſchen, welche ihr Amt ſo vorzüglich von ihnen forderte. Das heilige Abendmahl, und die heilige Taufe: hiedurch wurden auch außerordentliche Gaben denen Gläubigen noch mitgetheilet. Nun folget der Hr. Verfaſſer aus der Beleuchtung der ſieben Sacramente der römiſchen Kirche, und aus der Erklärung des Sacraments, welche mit der gewöhnlichen Erklärung unſerer Kirche übereinſtimmet, daß nur zwei ſolcher von Gott befohlnen willkührlichen Religionshandlungen, das heilige Abendmahl und die heilige Taufe Sacramenten wären, woraus er einige wichtige Folgerungen herleitet.

32.

XXXII.

Joh. Melch. Gottl. Beſeke J. V. & Ph. Doct. de alienatione hereditatis ad explicandam L. 2. D. de hered. vel act. vend. & componendas clariſſimorum JCtorum lites. Halæ 1774. 8. 266 S.

Diesen Titel hat der Hr. V. nicht ohne Absicht gewählt. Wenn bishero von Veräußerungen der Erbschaft gehandelt ist; so hat man immer nur auf eine Gattung, den Verkauf derselben, niemals aber auf die Alienation überhaupt, Rükſicht genommen. Daß hieraus verschiedene Unrichtigkeiten in der Anwendung auf andere Arten der Veräußerungen entstanden, ist leicht begreiflich, da nicht alle Arten der Veräußerungen unter sich einerlei Rechte haben. Der Hr. V. hat also lieber von der Alienation überhaupt handeln, als sich nur auf die Verkaufsrechte, wie andere gethan, einschränken wollen. Schon also von dieser Seite ist der Vorzug dieser Schrift sichtbar. Allein von der Seite einer sorgfältigen Behandlung und genauen Entwickelung der Materie, empfiehlet sich dieselbe noch mehr. Da unter dem Worte Erbschaft nicht allein die Nachlassenschaft selbst, sondern auch die Rechte an derselben verstanden werden; so ist es allerdings wunderbar, wie man in der Materie von der Veräußerung der Erbschaft nur an jene gedacht, und um diese ganz unbekümmert gewesen ist, da es doch in die Augen fält, daß die Rechte und Verbindlichkeiten sowol desjenigen, der eine Erbschaft veräußert, als desjenigen, der sie wiederum empfängt, in beiden Arten der Alienation sehr verschieden ausfallen müssen. Vielleicht hat das römische Recht, worin nur dunkele Spuren von der Veräußerung des Rechts an einer Erbschaft vorkommen, hiezu die Veranlassung gegeben, und wenn es aufs Philosophiren in Rechtssachen allein ankäme; so könte noch wol verschiedenes gegen die Befugnis dieser Art der Veräußerung vorgebracht werden. Allein da

Ul-

Ulpian Tit. 19. §. 13 ausdrüklich dieselbe billiget; so ist wol kein Zweifel, daß solche bei den Römern gültig gewesen, und alle Critiken darüber sind unnüz. Hätte man bishero diesen wichtigen Unterscheid genauer beobachtet, beide Arten der Veräußerungen auf ihre verschiedene Grundsätze zurückgeführet und in ihren Würkungen zergliedert; so würden die Auflösungen der, bei dieser Sache vorkommenden wichtigen Fragen nicht so zweideutig und widersprechend ausgefallen seyn. Verschiedene Rechtslehrer haben zwar diesen Unterscheid eingesehen, und wie solten sie das nicht, da ihnen der Begrif einer Erbschaft schon die Veranlassung dazu gab; allein in der Application sind sie wieder davon abgegangen, und entscheiden alles aus dem Grundsatze: daß niemand aufhören könne ein Erbe zu seyn, der einmal ein Erbe geworden. Der Hr. V. zeigt mit einleuchtenden Gründen, wie fehlsam es sey diesem Grundsatze eine algemeine Ausdehnung zu geben, und wie schlecht er auf die Veräußerungen des Rechts an einer Erbschaft angewendet werde, da diese nach ganz andern Grundsätzen beurtheilet werden müssen. Natürlich müssen auch die Würkungen ganz anders ausfallen. Man mus nicht fragen: wem die Substitutionserbschaft zustehe? in wie fern eine Eviktion geleistet werden müsse? wer von dem jure accrescendi einen Gebrauch machen könne? u. s. f. sondern was in dieser oder jener Art der Veräußerung Rechtens sey. Alles dieses hat der Hr. V. mit der gröſten Genauigkeit auseinander gesetzet, die dabei vorkommenden, dem Anscheine nach, sich widersprechenden Gesetze, schiklich vereiniget, und die Rechtslehrer, die anderer Meinung

sind mit Bescheidenheit, aber mit überwiegenden Gründen widerleget.

Wir wollen, um den Leser auf diese Schrift aufmerksam zu machen, und nur die Verschiedenheit der Entscheidungen zu zeigen, wenn man so genau wie der Hr. V. zu Werke geht, den Unterscheid beider Arten der Veräußerungen bemerken. Der von dem Hrn. V. bewiesene Grundsaz ist dieser: wer das Recht an einer Erbschaft veräußert, bleibt nicht Erbe; wer aber die Substanz der Erbschaft alieniret, bleibt Erbe. Dies sagt Ulpian Tit. 19. §. 14 deutlich. Si antequam adeatur hereditas, in jure cessa sit, perinde heres sit, cui cessa est, ac si ipse heres legitimus esset. Ferner, wer die Substanz einer Erbschaft alieniret, zeigt dadurch, daß er Erbe seyn wolle, wenn er sie auch noch nicht angetreten, und behält diese Qualität. Hieraus entstehen verschiedene Folgen.

A) In Absicht der Veräußerung des Rechts an einer Erbschaft.

1) Sie muß, nachdem Justinian das beneficium inventarii eingeführet hat, binnen 90 Tagen geschehen. Denn wer binnen dieser Zeit kein legales Inventarium gemacht hat, wird Erbe.

2) Nur derjenige, der ein wahres Erbrecht hat, kan dergleichen thun, weil man dasjenige, was man nicht selbst hat, auf andere nicht transferiren kan.

3) Die Veräußerung kan nur demjenigen geschehen, der ein Erbe des Verstorbenen werden kan.

4) Sie geschiehet auf alle Art, wie eine Alienation geschehen kan.

5) Der Veräußerer braucht keine Evikton der Erb-

Erbſchaft, ſondern nur des Erbſchaftsrechts zu präſtiren.

6) Der Käufer hat alle Erbbeneficia.

7) Ihm ſteht auch das jus accreſcendi zu.

8) Iſt nichts mehr als das Erbrecht verkaufet; ſo behält der Veräußerer die aus einer Subſtitution ihm zukommende Rechte.

9) Der Käufer hat actiones directas.

10) Die Erbſchaftscreditores haben keine Klage weiter gegen den Erben ſelbſt, ſondern nur wegen der angetretenen Erbſchaft gegen den Käufer. Der Verkäufer haftet auch nicht einmal in ſubſidium.

11) Durch eine Alienation des Rechts an einer Erbſchaft wird das Recht des Subſtituti nicht ausgeſchloſſen, denn dieſes ſeine Rechte treten ein, wenn jemand nicht Erbe ſeyn wil, oder nicht kan, welche durch den Vertrag eines dritten ihm nicht genommen werden können.

B) In Abſicht der Veräußerung der Subſtanz der Erbſchaft.

1) Sie kan zu jeder Zeit geſchehen.

2) Nur derjenige, dem eine Erbſchaft anheimgefallen, kan dieſe Veräußerung thun.

3) Sie kan einem jeden geſchehen, wenn er auch ſchon nicht Erbe ſeyn kan.

4) Die Art und Weiſe der Veräußerung iſt gleichgültig, nur mus die Tradition der Erbſchaft, nicht einzelner Stücke, ſondern der ganzen Subſtanz hinzukommen.

5) Der Veräußerer mus ſevictionem univerſitatis präſtiren. Die Gewährsleiſtung eines Theils

der Erbschaft zu übernehmen, ist er nicht schuldig, daher kan auch L. 2. C. de resc. vend. hier nicht eintreten.

6) Der Käufer hat keine Erbbenefícia.

7) Das jus accrescendi steht dem Verkäufer zu, wenn nicht ein anders bedungen ist.

8) Der Verkäufer behält die Substitutionsrechte, denn sie gehen der Person an.

9) Der Käufer hat nur actiones utiles.

10) Die Erbschaftscreditores haben aus der Antretung der Erbschaft ein Recht gegen den Veräußerer, und können wider ihren Willen nicht an den Käufer gewiesen werden.

11) Das Recht des Substituti fält weg, denn die Erbschaft ist angetreten.

Die ganze Materie dieser Schrift ist in zehn Kapiteln unter folgenden Rubriquen abgehandelt. 1) de notione hereditatis, 2) de notione heredis, 3) de hereditatis acquisitione, 4) de hereditatis amissione, 5) de alienatione juris hereditarii ante aditam hereditatem, 6) de alienatione juris hereditarii post aditam hereditatem, 7) de effectibus alienati juris hereditarii ante aditam hereditatem, 8) de effectibus alienati juris hereditarii post aditam hereditatem, 9) de alienatione universitatis rerum, quæ in hereditate est, sive corporum hereditariorum, 10) de effectibus alienatæ substantiæ hereditariæ.

Am Schlusse befindet sich ein ausführlicher Commentarius über den L. 2. D. de her. vel act. vend. wodurch dieses dunkele Gesez sehr ins Licht gesetzet ist.

XXXIII.

XXXIII.

William Alexanders, der Arzneikunst Doctors medicinische Versuche und Erfahrungen. Aus dem Englischen übersezt. Leipzig bei Caspar Fritsch 1773 in gros 8. 372 Seiten.

Der praktische Arzt wird in gegenwärtigem herlichem Buche reichen Stof zu Untersuchungen antreffen, und es ist sehr zur Aufnahme der Arzneiwissenschaft zu wünschen, daß sich viele Aerzte finden, welche diesen Versuchen weiter nachspüren mögen. Besonders sind für diejenigen Aerzte vortrefliche Anweisungen in diesen Aufsäzen enthalten, welche Gelegenheit haben, öfters faule Krankheiten zu sehen. Zuerst über den Gebrauch antiseptischer Mittel. Bei dieser Gelegenheit wird dem Baronet Pringle das verdiente Lob, wegen seiner bekanten Versuche, über die septischen und antiseptischen Substanzen, gegeben. Da der V. beim leztern Kriege unter den gefangenen Franzosen viele an dem faulen bösartigen Fieber zu besorgen hatte, und der Magen dieser Kranken in der Folge so schwach wurde, daß sie alles und jedes durchs Erbrechen wieder von sich gaben, so machte die Menge solcher schreklichen Fälle einen solchen Eindruk auf das menschenfreundliche Herz des V. daß er sich ein besonderes Geschäfte daraus machte, andere Methoden ausfündig zu machen, wodurch die unglüklichen Schlacht-

opfer aus dem Rachen des Todes gerissen werden möchten. Er versuchte nemlich: wie viel die antiseptischen Substanzen, dem Körper von aussen angebracht, wirken möchten, und diese Versuche schlugen ihm nicht im geringsten fehl. Der erste Versuch wurde mit dem Aufgusse von einer Unze Fieberrinde und drei Unzen Salpeter unternommen, worin eine todte Ratte, so eben zu stinken anfieng, gelegt wurde, und nach sechs Stunden war diese todte Ratte wiederum volkommen frisch. Bei einer andern Ratte, so einen starken Grad der Fäulnis erlitten hatte, wurde der Aufgus öfter abgeschüttet, und wieder erneuert. Noch am vierten Tage zweifelte der V. ob er im Stande wäre, sie wieder frisch zu machen, und am sechsten Tage war sie wiederum volkommen frisch. Wiederholte Aufgüsse von Chamillenblumen bewürkten eben diese Erscheinung an einer todten stinkenden Maus in vier Tagen. Bei einer ebenfals stinkenden Maus geschahe dieses durch eine starke Auflösung von Kampfer in Kalchwasser innerhalb drei und einem halben Tage. Hierbei wird sehr weislich erinnert, daß es einen gewissen Grad der Fäulnis gebe, welchen aufzuhalten, gänzlich unmöglich ist, und wo keine Methode das Gewebe der Theile schützen kan, daß sie nicht in eine fast unmittelbare Auflösung übergehen solten. Ein lebendiges Kaninchen wurde in eine warme Auflösung von sechs Unzen Salpeter und zwölf Pfund Wasser dergestalt eine halbe Stunde gehalten, daß das Thier nichts von der Auflösung verschlingen konte. Nach zwo Stunden wurde dasselbe geschlachtet, und das Blut hatte vieles vom Salpeter an sich genommen. Nach der achten Erfahrung impfte

der

der V. einigen Kaninchen die Fäulnis mit faulem Schöpsenfleische ein, welches aber nichts verfangen wolte, sondern die Einschnitte heilten in fünf Tagen, ungeachtet in den Wunden eine stinkende Jauche war hervorgebracht worden. Von der Einsaugung durch die Haut, (relorptio) giebt der V. schöne Beispiele, wie er dan gefunden, daß in 15 Minuten, als so lange er seine Hand in ein Bad, worinnen vier Unzen Salpeter aufgelöset waren, anderthalb Unzen davon eingesogen worden. Hierbei hat der V. auch die Erfahrung gemacht, daß der Salpeter, im Wasser aufgelöst, eben so gut in der Wärme verdünste und flüchtig gemacht werde, als das Wasser selbst. Nach der zwölften Erfahrung machte sich der V. ein Fusbad von einem sehr starken Aufgusse der Fieberrinde, erhizte solches bis auf hundert Grad nach dem Fahrenheitischen Wärmemesser, und sezte seine Füße eine halbe Stunde hinein. Nach Verfliessung einer Stunde lies derselbe den Urin, und that einige Unzen Schöpsenfleisch hinein, welches beinahe 14 Tage gut und frisch in demselben erhalten wurde, denn das Gewebe des Fleisches, Farbe und Härte waren sehr wenig verändert. Der Harn hingegen, so des Morgens nach dem Fieberrindenbade war gelassen worden, blieb drei Wochen lang volkommen frisch, ohne allen Bodensaz, und ohne den geringsten harnartigen oder faulenden Geruch. Derjenige Harn aber, so des Morgens nach dem Fieberrindenbade war gelassen worden, blieb fünf ganzer Wochen frisch, ohne einigen Bodensaz. Noch andere ähnliche scharfsinnige Untersuchungen und Bemerkungen müssen wir hier, der Kürze wegen, überschlagen.

Um eine richtige Folge aus diesen und ähnlichen Versuchen zu ziehen, bemühete sich der V. jemanden, der am Wechselfieber krank war, zu finden. Nach vieler Mühe überredete er endlich einen Taglöhner, der viermal einen Anfal eines dreitägigen Fiebers ausgestanden, daß er sich ein Fusbad von einem gesättigten Aufgusse der Fieberrinde machte, und um die Dämpfe zurük zu halten, das Fas während des Gebrauchs mit einem Tuche bedekte. Nachdem dieser Man eben dieses Feberrindenbad nebst einigen Brechmitteln täglich zweimal sechs bis sieben Tage gebraucht hatte, verschwand das Wechselfieber völlig, und der Man gieng wieder an seine Arbeit. Bei dieser Gelegenheit müssen wir anmerken, daß der Uebersetzer eine ziemliche Gabe von Tadelsucht zeigt.

Im Fal nun ein Kranker am Wechselfieber einen unüberwindlichen Ekel gegen die Fieberrinde hätte, so wäre nichts erwünschter als eben beschriebene Curmethode. Noch müssen wir hier bemerken, daß des V. Absicht eigentlich nicht gewesen, Wechselfieber durch äusserliche Mittel zu curiren: sondern durch diese Methode in faulen Krankheiten, wenn, wie wir oben gehört haben, der Magen nichts von Arzneien annehmen wil, eine große Menge eines antiseptischen Mittels unmittelbarer in das Blut zu bringen, als wenn solche durch den Mund genommen würden; und dieses wäre unsers Bedünkens eine beträchtliche Bereicherung der Arzneikunst. Etwas von der Hitze in Krankenstuben, die nur alsdenn pestilenzialisch wird, wenn die Luft stille stehet, und diese Erfahrung hat schon Pringle Brokesby u. a. m. gemacht, welche bewiesen haben, daß die

aus

aus den Lungen der Menschen geathmete Luft, septisch sey. Die tragische Geschichte der armen Engelländer, so im Königreiche Calekut auf Fort William im schwarzen Loche eingespert waren (wie Heuerman und Zimmerman erzählen) sind nach des Recens. Meinung wol die stärksten Beweise hiervon. Nach Macbride's Theorie wird dergleichen verdorbene Luft sehr verbessert, wenn man von gährenden antiseptischen Substanzen aufsteigende Dämpfe in diesem Raume anbringt — w. z. B. im untern Schifsraume, Gefängnissen u. dergl.

Der zweite Versuch über die Doses und Würkungen der Arzneien enthält viel lehrreiches, denn der V. hat verschiedene Arzneien in großen Gaben selbsten genommen, und hernach die Wärme seines Körpers und den Puls untersucht. Zwei Quentl. Biebergeil brachten nicht die geringste Unordnung im Kreislaufe des Blutes zuwege, und daher hält der V. mit Neuman und Stahl das Biebergeil für ein sehr unwirksames Arzneimittel. Eben diese Bemerkung gilt auch vom Safran, und obgleich der berühmte Boerhave dieses Mittel zu den betäubenden Giften gezählet, so hat doch der V. von einer Dose, so vier Scrupel gewogen, nicht die geringste Veränderung an seinem Pulse und Kreislaufe des Blutes wahrgenommen, und er dringt drauf, daß der Safran als ein Arzneimittel aus den Dispensatorien ausgestrichen werden müsse. Einige Versuche mit dem Salpeter. Eine Dose dieses Salzes von ein und ein halb Quentgen verursachte einen schwachen Puls, eine schmerzhafte Empfindung in der Herzgrube, Schwindel u. dergl. welches alles durch den Schlaf wieder verdrungen wurde. Eine alzugroße

Dose

Dose von Salpeter muste durch ein Brechmittel wieder ausgeführt werden, außerdem würde der Versuch tödlich abgelaufen seyn. Die Versuche, so der N. mit dem Kampfer angestelt, wären ihm beinahe sehr gefährlich geworden; denn, nachdem derselbe zwei Scrupel Kampfer mit weißem Rosensyrup vermischt, genommen, so überfiel ihn ein heftiger Schwindel. Er eilte zum Fenster, und glaubte, die frische Luft würde Linderung verschaffen, allein vergebens: denn auf der Straße schien ihm alles in dem grösten Tumult und Verwirrung zu seyn, welche immer mehr und mehr zunahm, bis endlich der D. Alexander Monro dazu kam, und warmes Wasser zu trinken verordnete, worauf ein Erbrechen und ein Wiederbewustseyn erfolgte. Die ungewöhnlichen Zufälle, so insgesamt auf den Gebrauch einer so großen Dose Kampfer erfolgte, lassen sich hier unmöglich beschreiben, noch weniger die Schriftsteller erwähnen, so ähnliche Gegenstände abgehandelt haben.

Der dritte Versuch handelt von den Harn- und schweistreibenden Mitteln. Nach den eigenen Versuchen und Erfahrungen des Verf. schwächen zwei bis drei heftige Schweiße einen Menschen weit mehr, als der Verlust einer ziemlich starken Quantität Bluts, und wenn er auch nicht krank gewesen wäre. Diejenigen Aerzte also, welche bei hitzigen Krankheiten häufig schweistreibende Arzneien verordnen, schaden weit mehr als sie nützen, und besonders noch mehr bei Krankheiten, welche ohnehin schon mit Entkräftungen begleitet sind. Der sorgfältige Beobachter der Natur, D. Huxham, eifert auch sehr darwider, weil in dergleichen Fällen starkes Schwitzen

auf

auf die Hinrichtung des Kranken abzwekt. Die mehresten dieser Versuche hat der Verf. an sich selbst gemacht. Die Beobachtungen über den Gebrauch der spanischen Fliegentinktur ist sehr lehrreich, und besonders bequem für diejenigen, welche sich für dem spanischen Fliegenpflaster fürchten. In paralitischen Fällen ist der Gebrauch dieser Tinktur von ungemeinem Nutzen, wenn die Glieder damit gewaschen, oder, welches besser ist, gebürstet werden, welches verschiedene glükliche Curen, so der Verf. damit gethan, hinlänglich beweisen. Die Bereitung dieser Tinktur ist sehr einfach, und es ist nichts weiter dazu nöthig, als zwei Quentchen gepülverte spanische Fliegen und vier Unzen Weingeist.

In dem zweiten Abschnitte des Buchs werden Untersuchungen angestellt, wodurch die Ursachen der faulen Krankheiten erörtert werden. Hierbei werden erstlich die einfachen Versuche mit Fleisch und Menschenblute vorausgeschikt, und nach dem Fahrenheitischen Wärmemesser die Grade der Hitze bestimt. Dann untersucht der Verfasser sehr genau, in wie ferne das Wasser in Vermischung mit andern Körpern sehr viel zur Beschleunigung der Fäulnis beiträgt. Freilich fault Holz, wenn es öfters mit Wasser besprengt wird, in kurzer Zeit, da es hingegen, wenn es beständig unter Wasser gehalten wird, viele Jahre frisch bleibt. Billig warnet der Verf. für den Dust oder den Athem eines kranken thierischen Körpers, insonderheit wenn die Krankheit von der faulen Art ist; denn wenn der Kranke zu enge in einer Stube eingespert ist, so folgt nothwendig, daß die ganze Luft der Stube mit gefährlichen Theilchen angefült ist. Um so viel gefährlicher sind die Ausdünstungen von Excrementen

bei

bei der Ruhr, wie schon der berühmte Pringle bewiesen. Artig sind die Erfahrungen, wodurch der Verf. darthut, daß die Fäulnis der Vegetabilien nichts Ansteckendes für thierische Körper hat. Auch werden in der Folge Versuche erzählt, welche beweisen, daß die in fauler Materie gefundenen Thierchen aus ihren von aüßen hinein gebrachten Eiern, und nicht, wie Büffon glaubt, von lebendigen organischen Theilchen hervor gebracht werden. Im Anfange des Sommers pflegen sich gewöhnlicherweise weniger Insekten bei faulenden thierischen Substanzen zu erzeugen, als am Ende desselben. Am Ende schließt der Verf., daß die Thierchen, so sich bei faulenden thierischen Substanzen einfinden, nur eine Würkung, nicht aber die Ursache der Fäulnis seyn. Kampfer, Seesalz, Schwefel und dergleichen, tödten diese Insekten, wie nicht weniger Seife und auch bittere Dinge, welches leztere eine bereits bekante Sache ist. Wider den berühmten Linné wird bei dieser Gelegenheit erinnert, daß der Biesam keine in der Haut stekende Insekten tödte, und überhaupt ist diese Hypothese des Ritters unrichtig, daß alle Krankheiten, die mit einem Ausschlage in der Haut verbunden sind, von Thierchen herkämen. Auch wider Plenciz wird erinnert, und aus der eignen Erfahrung des Verf. dargethan, daß in dem Eiter keine Thierchen seyn. Verschiedene artige Versuche, die fixe Luft von gährenden Substanzen zu befreien, verbreiten viel Licht über die Lieblingstheorie des Macbride, und unser Verfasser scheint dieser Hypothese sehr günstig zu seyn. Nur möchte es wol zu weit getrieben seyn, wenn man die antiseptische Kraft der Fieberrinde auch der fixen Luft zuschreiben wolte, denn, wenn das Einbringen fixer Luft in das Geblüte die

best-

beste Weise wäre, den thierischen Körper für der Fäulnis zu bewahren, und solchen, wenn er bereits davon befallen wäre, wieder herstellen könte, so müsten Erbsen, Aepfel, Kohl, Rüben und dergleichen diese Absicht besser als die Fieberrinde erfüllen, weil diese Dinge noch mehr fixe Luft in sich haben. Es ist eine bekante Sache, daß der Brand in einzelnen Theilen des menschlichen Körpers durch einen Breiumschlag der Fieberrinde gehoben wird, aber noch nie hat man gesehen, daß ein Erbsen- oder Aepfelbrei dieses bewürkt habe.

Das zehnte Hauptstük von den Würkungen verdorbener und dumpfigter Speisen auf den menschlichen Körper ist den Aerzten sehr lehrreich. Nach verschiedenen beigebrachten Beispielen sind dieselben öfter unschädlich, und man mögte durch alle diese Beispiele beinahe auf die Gedanken kommen, daß es keinen Unterschied unter den Nahrungsmitteln gäbe, und daß der Magen mit einer Kraft begabt sey, aus allen Arten derselben, in welchem Zustande sie sich auch befinden, einen guten und gesunden Nahrungssaft zu bereiten. Freilich komt hierbei vieles auf die Rechnung der Gewohnheit, denn man betrachte z. B. die Eskimaux in der Nachbarschaft der Hudsonsbay; diese leben oft eine lange Weile, wenn sie nichts anders haben, von Thierfellen, so sie zum Verkaufe gesamlet, nachdem sie erst die Haare davon abgesengt haben. Die Einwohner um Joar in Afrika leben hauptsächlich von Fischen, die sie in ihren Wohnhäusern auf den Winter aufheben, welche, da sie nicht ganz ausgetroknet sind, gemeiniglich so abscheulich stinken, daß ein Europäer kaum ins Haus treten kan, wo sie liegen. Ein anderer Theil ihrer Speisen sind Straußen-

eier, die sie alsdenn am liebsten essen, wenn die Jungen drei oder vier Zol lang sind, und doch leben diese armen Leute und sind wenig Krankheiten unterworfen. Die Erdbeben bringen auch oft ansteckende Krankheiten zuwege; allein die Folgen davon, als Furcht, Schrecken, Müßiggang, Hungersnoth und dergleichen, haben hieran den größten Antheil, und wir brauchen in Erklärung dieser Dinge unsere Zuflucht nicht zum Uebernatürlichen zu nehmen, und zu glauben, daß die Erderschütterung selbst den Samen der Seuche enthielte. Größtentheils kamen dergleichen unsinnige Erscheinungen vorzeiten von den Aerzten, welche zu gleicher Zeit Sterndeuter waren, her, und dazumal musten die Gestirne die Ursache jedes algemeinen und Privatunglücks seyn.

Das leztere oder dreizehnte Hauptstük begreift einen Versuch, um zu erklären, wie die Fäulnis auf das lebendige Thier wirke. Der erste und am meisten in die Augen fallende Unterschied zwischen einem lebendigen und todten Thiere ist die Bewegung. Wir wissen weder, worin das Leben besteht, noch die Kräfte, welche es besizt. So viel aber ist bekant, daß der Stand der Ruhe der Fäulnis günstig, und die Bewegung diesem Stande entgegengesezt ist. In diesem Abschnitte wird viel Wichtiges gesagt, welches wir aber unmöglich in einem Auszuge geben können. Die Entstehung der faulen Krankheiten leitet unser Verf. größtentheils von der unterdrükten Ausdünstung her, denn in diesem Falle wird die Ausdünstungsmaterie, da sie in dem Körper zurückgehalten wird, höchst scharf, woraus der Verf. mit Rechte schließet, daß diese Krankheit weit öfter von dieser Ursache als von einem faulen Ferment herrühre.

34.

XXXIV.

XXXIV.

Dorset und Julie, eine Geschichte der neuern Zeiten, zweiter Band. Leipzig bei C. G. Huscher, 1774. 8.

Immer weniger eine Geschichte weder der neuern noch der alten Zeiten! Das Ding wird immer wunderbarer und wunderbarer. Da in eine Ecke der Welt hin, an die Gränzen Frankreichs, hat der Verf. alle Personen vom Stücke, Dorset, Julie, Marillac, Orvieto, Sophie, Arist ꝛc. nebst ihren Vettern, Basen, Bedienten, Ammen ꝛc. alles lauter gute, ja die besten Menschen von der Welt, von dem Herzog an bis auf die Bauern und den Kohlenbrenner herab, hingebauet, und nun kömt Schlag auf Schlag, Feuersbrünste, Leichen, Entführungen, besonders aber Anagnosen über Anagnosen! Alles, was sich auf dem Schauplatz der Geschichte nur blicken läst, ist eine Person, die man hätte verschreiben müssen, wenn sie nicht schon da, in irgend einer Ecke des Waldes, oder wo es ist, gewesen wäre. Und nun vollends mit den Herzen schaltet er nach Belieben. Marillac giebt die Liebe gegen Julien auf, und verliebt sich in Clementine, ohne daß uns der Verf. von der Revolution des herzoglichen Herzens Rechenschaft gäbe. Marie, die arme Marie, mus sich in Dorset verlieben, vermuthlich, weil Clementina della Porretta sich in den Gran-

bison verliebt hat. — Doch von nachgezeichneten Bildern könten wir vielleicht mehr sagen, wenn wir nicht so ungern von Nachahmungen etwas sagten, weil man so leicht Unrecht thun kan. Es sey also immerhin alles eigene Erfindung des Verfassers!

„Aber da er nun alle seine Leutchen so auf einen Flek zusammen gebracht hat, sollte man nicht denken, daß es nun Hochzeiten über Hochzeiten gäbe? um so mehr, da er in dieser Absicht sehr schwere Hindernisse zu haben scheint, z. E. weil Orvieto und Sophien die Armuth hindert, ein Paar zu werden, schenkt ihnen der Verf. den Augenblik durch Dorset nicht weniger als 10000 Thaler (*)." Ja, lieber Leser, wo bliebe aber alsdann der dritte und vielleicht vierte Theil dieser Geschichte? Da man nun bald alles vereinigt zu sehen glaubt, wird Marillac wider sein und des Lesers Vermuthen entführt S. 245. Vielleicht hat der Verf. noch mehr Poesien rükständig, um derentwillen er gesonnen ist,

> sein — — Werk in drei, vier Bände zu dehnen.

Wenigstens hat er in dem zweiten weit mehr fremde Poesien eingeschaltet, als in dem ersten, und wenn es so fortgehet, wird von dem folgenden die Hälfte eingerückte Poesie seyn. Hier kömt eine Geschichte Irzahs und Zairens, wo der Verf. die Lücken, die er für

(*) Im Vorbeigehen mus ich der Grosmuth erwähnen, mit welcher sich die Romanschreiber gröstentheils der Beutel ihrer Helden bedienen. Sie scheint aus England abzustammen, wird aber, so viel wie wir wissen, nirgends in der Welt gefunden.

für gut befunden hat zu lassen, mit diesem artigem Spaße ausfült. S. 174.

Und — Caseus — —
— — hic — —
— — rursus — —
— — adest — —
— — Hol — —
— — lan — —
— — di — —
— — cus — — u. s. w.

Ich wiederhohle es, wenn ich mirs nicht vorgenommen hätte, nichts von nachgezeichneten Bildern zu erwähnen, ich würde diese Geschichte in der Geschichte des Koxkox und der Kikequezal (*), so wie den Pastor in dem Pastor Groß in Sophiens Reisen gefunden zu haben scheint.

Doch weiter zurük in dem Buche! S. 68 giebt der Verf. seine Hosen weg! wie naiv! Sehr große Lust zu malen hat er; er geht nicht leicht in einen Garten, und sezt seine Personen nicht leicht an einen Springbrunnen, ohne daß er die grünen Wände, Hecken, Lauben, Tritonen, Delphinen u. s. w. schilderte. Z. E. S. 108. 116. 265 ꝛc. Warum von dem Suave mari magno &c. des Lucrez die italiänische Uebersetzung des Herrn Marchetti da steht, S. 125. weis wohl außer dem Verf. niemand. Die Herren, Aston, Stentor, Harpax, Strephon, Melson ꝛc. S. 129. hätte ich nicht gedacht in einem Roman neue-

(*) S. das erste Buch der Beiträge zur geh. Gesch. des menschl. Herzens.

rer Zeiten zu finden. Die Namen der Herren sind so alt, als die Schilderung ihrer Charaktere. Ein gewaltiger Spas ist das Monument, das Hans setzen lassen wil, wo er die erste Ohrfeige bekommen hat! S. 186. Dafür hat der Vers. auch seinen Verstand Unzenweis gefressen, S. 199. Die S. 211 - 228 hat er der Untersuchung einiger Wahrheiten gewidmet, die bisher ganz unbekant waren, nemlich, „daß nur wahre Tugend Glük ist — daß äußere Güter nicht ihre wahren Belohnungen sind — daß sie sich nicht allezeit mit den Tugenden vertragen, und oft dieselben zerstören, und daß sie ohne Tugend den Menschen nicht glüklich machen können.“ S. 277-280 eine Romanze von einem Greis, der sich in eine achzigjährige Jungfer verliebte, und sich über ihre Grausamkeit erhieng.

Wir haben es schon (*) gesagt, daß uns der Anfang des ersten Bandes besser gefiel, als das Ende, und nun setzen wir noch hinzu, daß uns der zweite Band weit weniger gefält, als das Ende des ersten. Geht es so fort, so mögten wir wohl den dritten Band bei den ersten Bogen aus der Hand legen. Wir rathen daher dem Vers. weniger weitschweifig zu seyn, weniger durch glänzende Tiraden und Einfälle gefallen zu wollen, die übrigen Gedichte aus der Schreibtafel des Räubers zurük zu behalten, und sie allenfals — wenn sie ja gedrukt werden müssen — allein herauszugeben; aber auch nur alsdenn, wenn sie so gut gerathen sind, als Juliens Lied, S. 144. endlich, und zwar

(*) S. Bibl. vierter Band, S. 321.

zwar vor allen Dingen, nicht mehr ſo viele Deos ex machina herbeizubringen, und ſeiner Schilderungsſucht cum lucus & ara Dianae zu malen ſind, Einhalt zu thun.

Doch wir können den Verf. noch nicht entlaſſen, bis wir noch zwei Wörtchen mit ihm geſprochen haben, oder eigentlich, bis wir noch zwei Stellen abgeſchrieben haben. Ueber die eine mögen die Leſer, die ſich von dem Glanz in die Ferne nicht ſo ſehr blenden laſſen, als der Verf., urtheilen, über die andern aber wird der Recenſ. ſelbſt etwas ſagen.

Der Verf. hat ſich an zwei Orten über Schwaben luſtig gemacht. Erſtlich S. 168 ſagt er: „Dies „that der Faun — und noch heut zu Tage thun es meiſterlich die Schwaben, Germaniens witzigſte Völkerſchaft, nach.“ S. 168 und dann S. 231. „Ich „habe ſelbſt einmal ein Amt geſucht, und mich zu ſtrafen, oder damit es die Welt deſto deutlicher wiſſe, „meinen kleinen — oder berggroßen Stolz, wie ihr „wolt, zu demüthigen, muſte gerade ein kleiner dicker „Halb-National-Schwabe mein Kompetent werden. „Freilich iſt es nicht fein, daß ich ihn mit dem Namen eines Schwabens der Welt kennen lerne, (lehre) „aber, er würde mir es übel nehmen, wenn ich anders „redete, er war — wie nent man dies Ding doch verblümt? — je nun — mit einem Bret vor dem Verſtande begabt, wie auf den Gränzen von Trier und „Maynz ſich auszudrücken beliebt — und nur ein gezweigter — oder gepropfter Schwabe, da ſein Herr „Papa und Frau Mama Franzoſen waren — — dieſer „kleine dicke Kompetent wuſte ſeine Verdienſte auf eine

„Art geltend zu machen, die in dem Lande, wo der „Scherz vorfiel, nicht so gar selten seyn sol — ich weis „nicht, welcher Dämon mir einblies, ich hätte mehr „Verstand, als er, und sechs und zwanzig seines „gleichen — Es war freilich mir jungen Menschen „damals noch zu verzeihen; denn, wenn man nur das „einzige bedenkt, auf den Gränzen von Mainz und „Trier — wo Brigitten noch Originaltrauerspiele „sind — da war es schon möglich, ein wenig stolz zu „werden, wenn man nur den Hofmanswaldau — und „Lohenstein citiren dürfte, um gelehrt zu heißen — eine „Sache, die noch heut zu Tage — ja! — proh dolor! „richtig ist — Wäre mein Freund im Kreichgow — „und seine bekanten Brüder — und A - ae und R - e. „Wer er unter meinen Freunden war, sagte ihm selbst „Marchetti:

Fù Principe di tutti — mà giace
Sopito — nella — Sfortunata quiete —

„Und dann aus dem ganzen A B C nicht noch etliche „in der Hauptstadt — Proh superi!

— Starent mihi — Comae — haereret faucibus vox —

„NB. diesen Vers gebe ich für keinen Hexameter aus — „Ich sehe wohl, dies giebt eine Abhandlung über die „Kunst, deutlich und kurz, und mit sehr kräftigen „Worten zu schreiben — Nun dann, da ich mich in „dieser Lage sah, so konte ich immer schon etwas stolz „seyn, besonders, da ich s. v. etwas poetisches Genie „hatte" — u. s. w. Das Unausstehliche dieser Perioden

rioden abgerechnet, wer iſt der Man, der in dieſem Tone von einer ganzen Völkerſchaft reden kan? Welch ein unerträglicher Stolz, wie jedesmal, ſo auch hier mit der äußerſten Dumheit verknüpft! Denn, wenn er es nicht weis, der Verfaſſer, ſo wollen wirs ihm ſagen, daß algemeine Urtheile, über eine ganze Nation gefält, allemal ſehr eingeſchränkte Einſichten und Eigendünkel verrathen. Dergleichen algemeine unglimpfliche Urtheile hätte er einem gewiſſen Recenſenten in der A. D. B. überlaſſen ſollen, der — ich denke, im XIII B. dieſes Werkes — in die Welt hinein drucken lies, man halte in Schwaben die Paters, Obladen und Dornblut u. ſ. w. für große Geiſter ꝛc. Unſer Verf. mus gefühlt haben, daß er Züchtigung verdiente. Daher verwahrt er ſich beſtens gegen einen Recenſenten ſeiner Schrift aus Schwaben, und verlangt, daß der Kunſtrichter ſeinen Taufſchein ſolte der Recenſion vorſetzen laſſen. Der Recenſ. hat das um ſo weniger nöthig, da er kein Schwabe iſt, und dieſes dem Verf. geſagt haben würde, was er geſagt hat, ſolte er gleich aus Ritzebüttel ſeyn. Und was für ein Landsman mag denn der Verf. ſelbſt ſeyn, der ihme, und heuere und gabe ſchreibt?

Die zweite Stelle iſt dieſe: S. 214 „Nehmet „alle Helden, die Timurbeks, Amuraths, Nadirs, — „bis auf den Nordiſchen Helden, der einer ſtolzen Na„tion in ihren Thoren trozte, und deſſen Rache nur „geſtürzte Könige ſättigten — Wer misgönt ihnen die „große Ehre, gemordet zu haben? — nicht den „Frieden der Völkerſchaften zu erhalten, wie der „weit größere Friederich, der König der Brennen,

„u. s. w. — Doch ich wil sie nicht mit diesem men„schenfreundlichen Könige vergleichen, — zu sehr „würden sie herabsinken, wie jetzo gegen ihn die meh„resten Könige Europens mit allen Herschern „fremder Welttheile herabsinken. — —

7.

XXXV.

Johan Gottlieb Schummels, Uebersetzer-Bibliothek zum Gebrauch der Uebersetzer, Schulmänner und Liebhaber der alten Litteratur. Wittenberg und Zerbst bei Zimmermann, 1774. 8.

Herr Schummel arbeitet in vorhabender Schrift als Schulman für die Litteratur. Absicht und Zwek werden in der Vorrede erklärt. Deutsche Uebersetzungen von Griechen und Römern, so viel deren von Hrn. Sch. zur Zeit aufgefunden worden, sind neben einander verzeichnet. Künftige Uebersetzer sollen dadurch in Stand gesetzt werden, ihre Vorgänger im Inbegrif zu übersehen, um sie nützen zu können. Schulmänner, oft nicht mit erforderlichen Talenten begabt, die alten Autoren im rechten und wahren Sin der Jugend zu überliefern, sollen sämtliche Hülfsmittel kennen lernen, von welchen sie sich Zurechtweisung zu ver-

versprechen haben. Und Liebhaber der alten Litteratur, alter Sprachen nicht kundig, mithin zur Lesung der Originale nicht fähig, sollen von den besten Uebersetzungen belehrt werden, um den alten Geist, wenigstens in getreuen Abdrücken, zu erkennen.

Bücher geben zu Büchern Gelegenheit. So wars zu alten Zeiten und so mehrten sich die Bibliotheken. Wir Deutschen, gleich andern Völkern, haben uns im Uebersetzen redlich geübt. Nun sind diese Versionen bereits so zahlreich geworden, daß wir ältere vergessen, und neuere, unter der Menge, nicht alle im frischen Gedächtnis behalten können. Diese Menge oder unsre Vergeslichkeit, eins von beiden oder beides in eins, scheint ein litterarisches Uebel zu seyn. Das zu mildern und das Andenken jener Männer kräftigst aufzubewahren, giebt Hr. Sch. gegenwärtige Samlung heraus. Die Idee dazu ist also klar. Die Kompilation selbst, welche an sich schon viel Mühe erfodert, würde dem Verfasser beschwerlicher und dem Leser unangenehmer gewesen seyn, wenn sie in Gestalt eines ledigen Registers abgefast wäre. Allein solche Trockenheit ist vermieden, wenigstens mit Interesse versezt. Ganze oder stükweise Uebersetzungen von jedem römischen und griechischen Scribenten werden aufgeführt, hinterher nach ihrem Werth, durch eigne und hier und da entlehnte Urtheile geschäzt und durch kleine ausgesonderte Proben kenbar gemacht. Diese Beurtheilungen schützen wider Langeweile, die sonst unvermeidlich gewesen wäre.

Die Absicht des Verf. wird gröstentheils erreicht werden. Vorzügliche Uebersetzungen sind genau angezeigt.

zeigt. Die Urtheile mögen durchaus richtig seyn oder nicht: so müssen wir wenigstens bekennen, daß ein Schullehrer, der das Original selbst nicht umfassen kan, auf Hrn. Sch. Urtheil immer fußen könne. Und daß viele, ja die mehresten Lehrer, Uebersetzungen zur Hand zu nehmen große Ursach haben, ist eine Erfahrung, die keiner weitern Bestärkung bedarf. Ueberhaupt ist es jedem Lehrer, wenn er gleich seinem Autor gewachsen ist, zu empfehlen, einige Uebersetzungen nachzuschlagen. Er sieht daraus, von welcher Seite andre des Schriftstellers Gedanken aufgefaßt haben; er wird vermögend, die Sache in verschiednen Lagen zu betrachten, und kan auf solche Art dem Lehrling Sin und Wendung der Wörter und Perioden mannigfaltiger vorstellen. Und bekant ists, daß Lehrlinge Sache und Sprache sich leichter zueignen, so bald sie beides aus verschiednen Gesichtspunkten kennen.

Kan man nun gleich in die männliche und inzreiche Denkart der Alten, ohne geprüfte Bekanschaft mit ihren Verfassungen und mit dem Genie ihrer Sprache, kaum halb eindringen; so ists doch nicht zu läugnen, daß durch gute Uebersetzungen, und wir haben deren einige, der Geschmak schon wahrhaft gebildet werde. Aber, leider! mus man die Bemerkung machen, daß diese Uebersetzungen, außer den eigentlichen Sprachkennern, nur von sehr wenigen gelesen werden. Man halte Umfrage bei Rechtsgelehrten, Theologen, Cameralisten ꝛc. und der Glaube wird uns in die Hand fallen, der Lesung der Originale nicht einmal zu gedenken. Mit Ungelehrten ists noch schlechter beschaffen, denen zum Besten doch vorzüglich die

Copie

Copie geliefert seyn sol. Ein französischer Roman, ein Robinson Crusöe, liegen auf allen Tischen, und ein sachreicher Xenophon, Plutarch oder Sallust sind kaum dem Namen nach bekant.

Das Institut des Verf. verdient Beifal. Es enthält Beitrag zur Geschichte der Litteratur. Uebersetzungen sind in gewisser Absicht das Mittelglied, welches Geschmak und Kentnisse der Alten mit den unsrigen verbindet. Jeder Uebersetzer, er sey Pfuscher oder Meister, jeder nach seiner Art, mus über seinem Original nachgedacht haben; und der Uebersetzer sind viele. Man kan hieraus gewisse Summen der Ideen und Gesinnungen berechnen, die aus Roms und Griechenlands Büchern zu uns gekommen und sich bei uns festgesezt haben. In andrer Absicht sind Uebersetzungen, nach den verschiednen Verwandlungen der Muttersprache in gewisse Epochen getheilt, dem Philosophen merkwürdig. Wir hätten daher gewünscht, daß Hr. Sch. sich bei ältern und ältesten Uebersetzungen länger verweilt, und sie auch von philosophischer Seite betrachtet hätte; wenigstens wäre dadurch das Andenken seiner Samlung gegen die tilgende Zukunft gesicherter, und er könte sich bei einem gewissen Theile des Publikums mehrere Leser versprechen.

Wir können es aber nicht billigen, wenn der Verf. mit dem großen Haufen gemeine Sache macht, den Ton und Ausdruk alter Uebersetzungen gering zu schäzen oder zu verlachen. Dergleichen scheint uns, das geringste zu sagen, nicht philosophisch zu seyn. Der Unterschied zwischen Dietrich von Pleningen und Thomas Abt, als Uebersetzern, beruhet in Verschiedenheit

benheit der Zeiten, und nicht in der Wahrheit. Vortrag der Rede, der vor zwei Jahrhunderten edel und anständig hies, ist es bei uns nicht, und so umgekehrt. Wir dürfen und werden auch an sich nicht so reden, als man damals sprach. Allein dies macht gerade den Geschmak der Vorfahren nicht schlechter als den heutigen. Denn in jedem Zeitlauf herscht ein gewisser algemeiner Geschmak, den man den wahren nent. Ob er nun seinem Wesen und Natur nach der wahre sey, ist eine Frage, die jedesmal verneint werden mus, überhaupt eine ganz unnüze Frage. Unsre Nachkommen werden unsrer izt angenommenen Würde und Fülle des Ausdruks spotten, und sie werden daran sehr Unrecht thun. Es solte ihnen genug seyn, unsre Meinungen blos zu verwerfen, ohne sie lächerlich zu machen. Dinge, deren Regierer Moden und Gebräuche sind, ändern sich mit jeder Generation. Unsern schönen Geistern und Regelmachern werden diese Gedanken freilich sehr paradox und freventlich vorkommen. Das wird aber dem Recensenten höchst gleichgültig seyn, dem es nur darum zu thun ist, frei und unpartheiisch nach bester Ueberzeugung und Einsicht zu urtheilen.

Mit den speciellen Urtheilen des Verf. sind wir nicht immer gleichen Sins. So glauben wir, daß der Paßkensche Tacitus S. 285 zu sehr gepriesen werde. Abts Erinnerungen darüber (in seinen Briefen) bleiben immer gegründet. Daß aber der Verf. Abts Uebersetzung des catilinarischen Krieges Gerechtigkeit wiederfahren läst, ist uns wilkommen. Diese ist von einigen eine jugendliche Uebung genant worden.

Schade,

Schade, daß Abt ſich nicht ſogleich in einen alten Man verwandeln konte! Sicher, das Urtheil dieſer Herrn wäre anders ausgefallen. Denn es iſt ein gewöhnlicher critiſcher Behelf gewiſſer Leute, daß ſie von einem jungen Mann, er ſchreibe auch die tüchtigſten Sachen, nur erſt gute Hofnung haben. Man beurtheile doch die Bücher, und nicht die Jahre!

Hier und da ſcheinen uns auch die Urtheile des Verf. übertrieben zu ſeyn; als wenn er z. B. S. 301 (ob wir gleich ſeinem guten Rath, den er daſelbſt einem gewiſſen Ueberſetzer giebt, völlig und mehr als völlig beiſtimmen) wenn er da zur Ueberſetzung ſämtlicher 53 Reden des Cicero 53 Jahre erfodert. Wir können nemlich dabei nicht nachrechnen, wie viel Jahre denn wohl Cicero auf Verfertigung derſelben verwendet haben ſolle?

In ſeinen Bemerkungen hat der Verf. zugleich die Regeln für Ueberſetzer geſamlet. Dazu ſetzen wir noch zwei Erinnerungen. Einmal, unſre Ueberſetzer verſtehn die Kunſt noch nicht, durch wörtliche Ueberſetzung ihr Original zu erreichen. Es giebt eine edle, gedrängte und ſehr einfältige Wörtlichkeit, welche Abt gröſtentheils kante. Es mus ſo viel, als irgend möglich iſt, kein Wort, kein Gedanke untergeſchoben werden, die nicht im Original ſtehn, kein Begrif, wo Bild, kein Bild, wo Begrif des Scribenten iſt, ſonſt iſts nicht mehr ſein Sin, ſonſt redet nicht der Meiſter, ſondern der Kopiſt. Zweitens ſind die Ueberſetzer immer zu wenig Rechtsgelehrte. Römer und Griechen, ſowol Proſatoren als Dichter, waren ihrer Verfaſſung nach in das Intereſſe ihrer Staten ſo genau

nau eingeflochten, daß sie ganz im Geist derselben dachten und schrieben. Daher kömts, daß man in allen Uebersetzungen bei Stellen und Wörtern, die aus Politik und Gesetzbuch erklärt werden müssen, grobe Schnitzer und Sinfälschungen findet. Man glaubt gemeiniglich, sich durch Nachschlagung einer oder der andern Antiquitätensamlung helfen zu können: aber die daraus geschöpfte Kentnis ist der Rede nicht werth, sobald es auf Geist der Gesetze ankömt, der aus der Quelle selbst gezogen werden mus. Man verstehe einmal, um einen Dichter zu nennen, den Juvenal, ohne römischer Gesetze kundig zu seyn!

Das Buch beschliest Hr. Sch. mit einer Probe von eigner Uebersetzung eines Stüks aus Ovids Verwandlungen 9 B. v. 453-664. Byblis und Caunus. Glüklich hat der Vers. gewählt, denn wir halten dies für eins der schönsten Stücke in diesem gefühlvollen Dichter. Die Uebersetzung aber gefält uns nicht. Oft und am öftersten ist der Sin getroffen, doch schweifig und schleppend, oft sind die Gedanken verdrehet, die Originalspitzen vermischt, und des Römers Nachdruk und Stärke und Sele fast überal verfehlt. Zur Rechtfertigung des Urtheils nur einiges gleich auf der ersten Seite:

„Nomina sanguinis.
„Die trauten Namen.

Freund und Gevatter sind traute Namen: aber Ovid nent Schwester und Bruder, mit voller Bedeutung, Blutsnamen.

—— & erubuit „*quamvis* sopita jacebat,
„Und glühend Roth umzog ihr schlummernd Antlitz."

Beim

Beim Dichter iſts eine Eigenheit, daß Byblis ſelbſt im Schlafe über eine ſträfliche Liebe erröthete, und dies Gewicht liegt im Wörtchen *quamvis*. Das drükt die Ueberſetzung gar nicht aus, und giebt uns dafür einen entſtellten Sin:

„mit zweifelvoller Sele.“

Dieſe Worte ſtehn gar nicht im Lateiniſchen, und ſind im Munde eines Römers durchaus fremd.

Was deutet mir dies Bild der ſtillen Nacht?
O daß es nimmer würklich werde!

Wir leſen in unſrer Edition: quam *nolim* rara ſit. Alſo wünſcht die zärtliche Byblis, daß dieſer Traum ſie oft täuſchen möge. Es heiſt ja auch weiter unten:

Saepe licet ſimili *redeat* ſub imagine ſomnus.

Weiter:

Wie lag ich hingegoſſen von unnennbaren Entzücken!
Wie ſchmolz mein ganzes Mark vor Luſt!
—— quam me manifeſta libido
contigit! ut jacui totis reſoluta medullis!

Dieſe Stelle iſt ſtark, bezaubernd für Leſer: aber, wir geſtehens, ſchwer für Ueberſetzer. Das hingegoſſen u. ſ. w. ſcheint uns nicht körnigt und ſimpel genug zu ſeyn. Beſſer oder ſchlechter?

Von welcher Liebesluſt ergriffen,
Lag ich, in allen Gebeinen entbrant!

Hier,

Und mir, die ich mit dir von gleichen Aeltern ſtamme,
at mihi, quae *male* ſum, quos tu, ſortita parentes,

iſt das empfindliche male nicht ausgedrükt, und ſo enthält der Gedanke nicht mehr jene bittere Zärtlichkeit.

Und Bräuche himlischen zu vergleichen,

Vergleichen ist für exigere zu wenig; richten, messen. Mehr erlaubt der Raum nicht. Man lese das ganze Original mit der Uebersetzung, und gewis, man wird diese wegwerfen und jenes noch einmal lesen, um so ganz mächtig zu empfinden, was Ovid empfindend dichtete.

14.

XXXVI.

Dr. Goldsmiths Geschichte der Römer von Erbauung der Stadt Rom bis auf den Untergang des abendländischen Kaiserthums. Aus dem Englischen. Leipzig bei Reich, 1774. gr. 8. Erster Band 1 Alph. 5½ Bogen. Zweiter Band 1 Alph. 6½ Bogen.

Die Römische Geschichte eines Ausländers bei jetzigen Zeiten ins Deutsche zu übersetzen, würde uns sehr wunderlich vorkommen, wenn die Güte der gegenwärtigen, in Rükſicht auf den Zwek, das Unternehmen nicht volkommen rechtfertigte. Die Werke, die man bisher über die römische Geschichte hatte, waren, die troknen Kompendien ausgenommen, auch unter uns zu weitläuftig, und daher musten wir, sowol wie die Engländer, wünschen, daß jemand den gan-

ganzen Zusammenhang derselben in einem mäßigen Buche, angenehm geschrieben, zusammen trüge. Dies hat Dr. Goldsmith für die Engländer, die eben den Mangel fühlten, gethan; und da er es so gut ausgeführt hat, so können wir nicht anders als es billigen, daß man sein Werk übersezt hat. Der Auszug ist volkommen kernhaft, und die wohlgewählten Begebenheiten sind so deutlich auseinander gesezt, so zusammenhängend und interessant erzählt, daß man keine Lücke merkt, und durch das Vergnügen an der Lektüre gefesselt wird. Algemein gewommen, ist auch die Geschichte richtig erzählt. Einige Sachen hätten wol anders seyn können. Z. B. hätte wol die Ungewisheit der Geschichte der ersten Könige, besonders des Romulus und des Numa, angemerkt werden sollen, damit auch der Liebhaber der Geschichte das Ungewisse nicht als zuverläßig ansehe, und vernünftig zweifeln lerne. Auch sehen wirs nicht gerne, daß die Verbindung des Crassus, Pompejus und Cäsar, Triumvirat genent wird, weil das eine falsche Vermengung der Ideen verursacht. Wir loben den Grundsaz, dem der Verf. in Schilderung der Charaktere gefolgt ist, nemlich sie so zu schildern, als ihre Zeitgenossen oder die gleich darauf folgenden Schriftsteller sie uns vorgestelt haben, und nicht der Sucht einiger Neueren zu folgen, die durch spizfündige Raisonnemens ganz neue Dinge in der Geschichte zeigen wollen. Allein immer glücken ihm seine Charaktere nicht. Zumal gegen die Art, wie er S. 388 den Cicero schildert, hätten wir viel zu erinnern. Warum wird sein Charakter da gezeichnet, wo er sich noch in seiner ganzen Größe nicht

einmal gezeigt hatte, und von ſeinen edlen Bemühungen, die Freiheit zu vertheidigen, in der ganzen Zeit zwiſchen Cäſars Tod und der Unterjochung Roms durch das Triumvirat nicht ein Wort geſagt? Das iſt doch die glänzendſte Scene ſeines Lebens, und wenn ſie in der Geſchichte kein ſolch Aufſehen als die Catilinariſche Verſchwörung macht, ſo kömt es daher, weil die erfolgte Sklaverey die Schriftſteller hinderte, ihr das gebührende Lob zu ertheilen. Wo iſt aber der, der dieſes götlichen Mannes Briefe aus dieſer Periode und ſeine Philippiſchen Reden leſen könte, ohne von Verehrung und von Wehmuth durchdrungen zu werden? Solche Beiſpiele müſten in ihr völliges Licht geſezt ſeyn, denn ſie ſind leichter auf uns anzuwenden, als die Thaten eines Curius, Regulus und der Deciuſſe. Ein Engländer zumal hätte dem unermüdeten und über alle Schrecken erhabenen Vertheidiger der Freiheit ein ſchöneres Monument in ſeinem Buche ſetzen ſollen. Ueberhaupt aber erzählt Hr. G. beſſer als er karakteriſirt. Bei lezterm wird er allerdings manchmal köſtlich. Was ſol z. B. das S. 378 vom Cato geſagte bedeuten? Dieſer arbeitete blos auf einen Zweck durch ein Mittel, die erhabenſte Gerechtigkeit ſolte ihn zur unbiegſamſten Tugend führen. Die Ueberſetzung hat uns ſehr gut geſchienen, ſo weit man ohne Vergleichung mit dem Originale urtheilen kan.

4.

XXXVII.

XXXVII.

Versuch einer neuen Einleitung in die Russische Geschichte, nach bewährten Schriftstellern. Von D. Christoph Schmidt genant Phiseldek, Prof. am Collegio Carol. zu Braunschweig. Zweiter Theil, erste Abtheilung. Riga, bei Hartknoch 1774. 8. ohne Vorrede 361 S.

Hr. Schmidt liefert in diesem Theile die Geschichte des Hauses Romanow, bis auf den Tod Peters des Großen, welche den Zeitraum von 1613-1725 begreift. Er erinnert in dem Vorbericht noch einmal, daß er weder ein System noch eine kurze zu sehr gedrängte Geschichte (hiemit meint doch wol Hr. Sch. ein Compendium?) habe liefern wollen, und daß er dieser Absicht gemäs auch den Ton seiner Erzählung eingerichtet habe. — Da Hr. Schmidt bei der alten Geschichte von Rusland gar keine Annalen, und überhaupt wenig einheimische Quellen hat zu Rathe ziehn können; da sogar auch die neue russische Geschichte noch lange nicht hinlänglich und zuverläßig genug bearbeitet ist, so wäre es eine ungereimte Forderung von Hr. Schmidt, eine nur einigermaßen volständige, durchaus zuverläßige und pragmatische russische Geschichte oder ein critisches System dieser Geschichte zu fodern. Aber eine systematische Registratur alles dessen, was bisher

von der russischen Geschichte bekant war, eine kritische Sonderung des Wahren und Wahrscheinlichen von dem Falschen oder Verdächtigen, eine zur bequemen Uebersicht des Ganzen schikliche Stellung der Begebenheiten; dies war es, was Hr. Schmidt liefern konte, und dies hat er mit einem lobenswürdigen Fleiße besser, als wir es vorher in Deutschland hatten, geliefert, und sich hiedurch das Recht erworben, unsern bessern historischen Schriftstellern beigezählt zu werden.

Hr. Schmidt giebt in seinem Vorbericht noch die Verbesserung eines Fehlers im ersten Theil an, der es in der That verdiente, verbessert zu werden. Er hatte nemlich dem russischen Reiche 95,987 Quadratmeilen mehr, als man bisher nach Hr. Büsching annahm, gegeben; Hr. B. widersprach ihm hierüber, Hr. Schm. rechnete noch einmal nach, und fand, daß er sich um 75,954 Meilen geirt hatte. Er entschuldigte sich nun zwar hier mit der großen Sorgfalt, die er bei der ersten Rechnung angewandt hätte; allein in der That war es doch eine Uebereilung, daß er sich so zuversichtlich ausdrükte. Denn, da Hr. Schm. die Büschingische Angabe gegen sich hatte, und doch so redte, als hätte die seinige gar keinen Zweifel, weil er seine Berechnung mit dem gröften Fleis angestelt habe; so mußte er nothwendig seine Leser verleiten, zu glauben, daß Hr. B. gefehlt habe *), und da der Fehler nicht weniger als beinahe 100000 Quadratmeilen betraf; so war nichts

*) Auch der Recensent des ersten Theils (S. Bibl. vierten B. S. 94.) scheint durch Hrn. Schmidts zuversichtlichen Ton verführt zu seyn, dies zu glauben.

nichts natürlicher, als daß man einigen Verdacht gegen Hr. B. Angaben der Größe der Länder überhaupt schöpft. Izt aber ist die Sache ganz anders. Denn 20000 M. macht in der That bei einem so ungeheuern Reiche, das noch zum Theil so unbekant ist, nicht so sehr viel aus, und dann hat Hr. Schmidt durch einen so wichtigen Fehler seine Berechnungen einigermaßen verdächtig gemacht. Ueberdem giebt er nun so gar zu, (S. 15 der Vorrede) daß vielleicht Rusland wirklich 300000 Q. M. aber nur nach der Berlinschen Charte, die er berechnet hat, mehr als dieses enthalte. Etwas anders, sezt er hinzu, habe er auch gar nicht sagen wollen. Uns dünkt, daß dieses so viel heisse, als seiner Behauptung alles Gewicht nehmen? Da Hr. B. bei seiner Angabe ohne Zweifel die besten Charten zu Rathe gezogen hat, und noch bis izt dabei bleibt; so glauben wir sicherer zu seyn, wenn wir mit ihm 300000 Q. M. für den Inhalt Ruslands annehmen, bis uns besser, als von Hrn. Schm. geschehn ist, die Falschheit dieser Angabe bewiesen wird. Hr. Schmidt scheint es sich als ein Verdienst anzurechnen, daß er seinen Irthum gestanden habe, den er leicht unbemerkt hätte verschweigen können. Und hierin geben wir ihm vollkommen Beifal, da er dies als ehrlicher Man dem Publikum und Hrn. B. schuldig war.

Die voranstehende genealogische Tabelle des romanowschen Hauses ist sehr vollständig und mit vielem Fleis gemacht. Die Geschichte ist ordentlich, leicht und natürlich vorgetragen, zuweilen wünschten wir,

daß der V. etwas tiefer in die Begebenheiten eingedrungen wäre, und zuweilen, daß sein Ausdruk weniger Nachläſſigkeiten hätte. S. 10 und f. gefält uns nicht, daß Hr. Sch. verſchiedne Begebenheiten der Regierung des Zar Michael Fedrowitz erſt nach seinem Tode erzählt. S. 38 u. f. war es dem Recenſ. angenehm, einen Auszug aus dem ruſſiſchen Landrecht zu finden. Man bekömt dadurch einen Begrif von dem damaligen Zuſtande der Cultur in Rusland, wovon Hr. Schm. bisher in seiner Geſchichte noch so wenig geſagt hat. Der rohe despotiſche Geiſt leuchtet allenthalben in dieſen Geſetzen durch, wir wollen einige derſelben auszeichnen, „wer am Hofe ohne Befehl mit Gewehr erſcheint, wird mit Padoygen und Gefängnis beſtraft„ — „dem Zar darf keine Bitſchrift übergeben werden, es ſey denn, daß man vorher ſich an das ordentliche Gericht gewandt habe„ — „Nur die wirklich ausgeliehenen Gelder können eingeklagt werden, aber nicht die Intereſſen, weil ſolche zu nehmen, der Apoſtel und heil. Väter Canones verbieten„ — Nicht auf den Diebſtahl, ſondern nur widerholten Straßenraub ſteht die Lebensſtrafe. — Auch an Feſttagen kan man die Tortur gebrauchen, weil die Verbrecher auch an Feſttagen, rechtgläubige Chriſten zu plagen, peinigen, brennen und tödten pflegen. — Wenn Aeltern ihre Kinder ermorden, werden ſie nicht am Leben, ſondern nur durch ein Jahr Gefängnis und Kirchenbuße geſtraft. — Belangt ein Kind ſeine Aeltern gerichtlich; ſo ſol es nicht gehört, geknutet und ſeinen Aeltern ausgeliefert werden. (Ein Beweis des noch rohen Zuſtandes der Ruſſen. Denn bei uncultivirten Nationen

iſt

ist immer die väterliche Gewalt tyrannisch und unbeschränkt.) — Wer einen andern am Leibe schändet, und ihm ein Auge, Ohr, oder ander Glied abschneidet, verliehrt eben dieses Glied, und zahlt dem Beschädigten noch 20 Rubel. — Wenn ein Schelm Verwirrung unter den Leuten anrichtet, und allerhand frevelhafte Beschuldigungen gegen verschiedne Personen anbringt; so sol er am Leben gestraft werden. — Verführt ein Mohammedaner einen Russen zu seinem Glauben, so sol er verbrant werden. — Tobak bei sich zu haben, oder zu trinken, oder damit zu handeln, ist bei schwerer Strafe verboten. Wer sich dieses Vergehens öfterer schuldig macht, dem sol man die Nasenlöcher aufschlitzen, oder ihm die Nase abschneiden, und dann an einen weit entlegnen Ort schicken."

Von Peter I an wächst die Zahl und die Glaubwürdigkeit der Nachrichten, die Geschichte wird neuer, für uns interessanter, und Hrn. Schmidts Erzählung wird ofte auch umständlicher, wie vorher, wobei sie, wie uns dünkt, allerdings gewint. Vorzüglich verdient Hrn. Schm. fleißige Bemühung Lob, bei der Geschichte des nordischen Krieges die vielen von einander abweichenden Nachrichten mit critischer Prüfung gegen einander zu halten, und die Wahrheit herauszubringen. Mit eignen Reflexionen über die Begebenheiten ist Hr. Schmidt sparsam; aber, da wo er sie eingestreuet hat, stehen sie an ihrem rechten Ort, und beweisen das Interesse des Geschichtschreibers für wichtige und würdige Gegenstände. Einem Urtheile des Hrn. Schmidt aber können wir nicht beistimmen. Da er die Geschichte des unglüklichen Patkuls beschrieben

hat, sagt er, König August von Polen hätte ihn gar nicht an Carl XII. ausliefern sollen, wie viel es auch möchte gekostet haben. Aber wie, wenn nun der schwedische König, der eben nicht gewohnt war, sich eine einmal gethane Foderung ausreden zu lassen, unter keiner andern Bedingung den Frieden hätte bewilligen und Sachsen verlassen wollen? Muste da August nicht das Glük eines Einzigen dem Wohl des Ganzen aufopfern? Peter handelte freilich edel, als er in der äussersten Bedrängnis am Pruth die Auslieferung des Kantemirs standhaft abschlug; allein was würde er gethan haben, oder was hätte er thun müssen, wenn die Türken, die es in ihrer Gewalt hatten, den russischen Monarchen in die unglükliche Nothwendigkeit gesezt hätten, entweder mit seiner Armee umzukommen, oder seinen Feinden das Opfer ihrer Rache auszuliefern? — Wir führen dies nur als einen Beweis der Aufmerksamkeit an, mit der wir Hrn. Schm. Buch gelesen haben. In ein weitres Detail einzugehn würde uns zu weit führen.

Aber einen Wunsch wird uns Hr. Schmidt noch erlauben. Wird er nicht der Geschichte der großen Veränderungen der eigentlichen russischen Nation, die er bisher vorgetragen hat, auch noch die Geschichte (so viel sie bekant ist) oder vielmehr die volständige Beschreibung der vielen Nationen, die zum russischen Reich gehören, beifügen? Uns dünkt dieser Unterschied (den Hr. Schlözer in seiner Probe russischer Annalen zuerst angegeben hat,) in der Natur der russischen Geschichte sehr gegründet; und es würde gewis den meisten Lesern sehr angenehm seyn, alles, was zur

historischen Kentnis Ruslands gehört, in ein Handbuch so brauchbar zusammengefaßt zu sehn. Aber vielleicht hat Hr. Schm. schon selbst diesen Gedanken gehabt, da er sonst wol nicht die Entdeckung von Kamtschatka ganz würde übergangen haben.

Am Ende findet man ein Verzeichnis alter Bücher, die Hr. Schm. bei der Ausarbeitung dieses Theils gebraucht hat. Schwerlich wird man ein brauchbares Werk nennen können, das Hrn. Schmidts Fleisse entgangen wäre. Aber gewundert haben wir uns in diesem Verzeichnis auch Hrn. Schirachs Biographie der Deutschen mit angeführt zu sehn: daß Hr. Schirach ein sehr mageres Leben August II, gewis nicht mit Schmidtischer Genauigkeit, geschrieben hat, kan ihm doch wol schwerlich eine Stelle unter den Quellen und Hülfsmitteln der russischen Geschichte erwerben? —

21.

XXXVIII.

Johan David Michaelis Commentationes in societate regia scientiarum Gœttingensi per annos 1758. 1759. 1760. 1761 & 1762 prælectæ. Editio secunda, auctior. Bremæ sumtibus Georgii Ludovici Fœrsteri, MDCCLXXIV.

Der Band, den wir vor uns haben, enthält folgende Vorlesungen. I. De Theraphis. II. De Cen-

Cenſibus Hebræorum. III. De exſilio decem tribuum --- Epimetrum: De numero exſulum Judæorum a Nabochodonoſare deportatorum. --- IV. De natura & origine maris mortui. Commentatio prior. V. Commentatio poſterior --- Epimetrum prælectionis poſterioris. VI. De nitro Plinii. VII. De nitro Hebræorum, ſeu נתרון VIII. De Syrorum vocalibus ex Ephræmo. IX. De paradoxa lege Moſaica, ſeptimo quovis anno omnium agrorum ferias indicente. ---

Der Werth dieſer Commentationen iſt ſchon von dem größern Theile des Publici gänzlich entſchieden, und wer ſich das Genie eines Michaelis in ſeinem ganzen Glanze auf einmal recht lebhaft denken wil, der leſe nur die Commentation de Theraphis. Was ich bei der Anzeige dieſer zweiten Auflage thun kan, iſt, daß ich meinen Leſern die wichtigſten Vermehrungen anzeige, auf die das Wörtgen auctior auf dem Titel zielt.

Gleich S. 14 in der Note, wird, wenn ich mich nicht irre, gegen Herrn Zeibich progr. III, de cenſibus Hebræorum geſtritten.

Zu S. 15. * הזכיר heiſt opfern Joſuæ XXIII. 7.

Zu S. 15. Zeile 6 kan man Michaelis Moſaiſches Recht §. 173 vergleichen.

S. 16. 2 Paral. XXIV. 16. mus mit dem Moſaiſchen Recht §. 173. p. 204. 205 verglichen werden.

S. 21. wo vom ספר geredet wird. Forte etiam hinc lucem accipit baculus numerantis Judic. V. 14. in legendo milite commemoratus. Nempe qui decimum aut quinquageſimum quemque bel-

lo

lo legebat baculum manu tenuiſſe videtur, quo eum percuteret, plane ut fiebat in eligendis decimis. Levit. XXVII. 22.

Zu S. 26 iſt folgender neue Beweis, daß die Hebr. in einer unmäßigen Polygamie mögten gelebt haben, hinzugekommen. Cum Aegyptii eo tempore, quo natus eſt Moſes, pueros Hebræos Nilo mergerent, puellas ſolas vivere ſinerent Exod. I. 16. 22: neceſſe fuit, polygamiam, ante iam uſu receptam, nullaque lege civili prohibitam, valde in populo, quem exſtirpare Aegyptii volebant, crebreſcere. Plurimis enim pueris fluvio merſis conſequens erat, ut per aliquod tempus multo pauciores eſſent juvenes mares, quam virgines puellisque pluribus unus modo maritus ſuppeteret.

Zum Ende des §. V. De Cenſib. Heb. Comment. II. p. 28 ſteht eine neue Anmerkung, die kein Beſitzer der erſten Ausgabe gern entbehren wird, und denen zu Gefallen ſetze ich ſie ganz her: „Liceat obiter monere, ſi vera ſint, quæ hic diſputavi, non poſſe Levitis dari 300 primogenitos, ut facere ſolent lectionis maſorethicæ defenſores ad Numer. III. 29. 39. Sine dubio in 22300 Levitis plures primogeniti fuerunt quam 300. Hoc qui nullo teſte fingunt, ſumunt rationem primogenitorum ad reliquam ſobolem fuiſſe, ut 1 ad. 74, quod plane omnem fidem ſuperat. Satis laboramus in reddenda ratione, ut 1 ad 42, quæ in reliquis tribubus negari non poſſe videtur: at in ea tribu, quæ omnium reliquarum minime numeroſa

roſa fuit, & in qua polygamia minus uſitata fuiſſe videtur, pauciores ſine dubio fuerunt primogeniti, nec potuit ex 74 gnatis unus modo eſſe primogenitus. Error potius librarii in verſu 29 agnoſcendus, quam dudum ſuſpicati ſunt critici, non Moſi nihil de primogenitis Levitarum narranti tam incredibilia adfingenda.

S. 33. Von den Juden in China und Indien, ein wichtiger Zuſaz, theils aus Brotier's Tacitus (Oriental. Bibl. V. n. 71.) theils aus den Berichten der Däniſchen Miſſion in Oſtindien 46 Continuat. Vorrede. Contin. 52. p. 778. Continuat. 54 S. 1047. Continuat. 56 S. 1277.

Zu S. 36. §. 2. de Exſil. X. trib. Unter Menachem ſolten 3,000,000 Sekel zuſammengeſchoſſen werden, und jeder, der die Waffen tragen konte, brachte 50 Sekel (2 Reg. XV. 19. 20.) alſo waren damals Erwachſene, zum Krieg geſchikte ohngefähr 60,000. --

S. 45. Am Ende §. VII. de exſilio X. tribuum mus ſtat Novembri, Decembri menſe geſezt werden. Die Gründe davon hat Michaelis ſelbſt in ſeiner Abhandlung de menſibus Hebræorum Commentat. T. II. angegeben.

S. 46. Bei Chalach. Vide Michaelis ſpecilegium Geogr. Hebr. exter. T. I. p. 244. ſeq.

Zur orientaliſchen Paläographie gehört die neue Anmerkung * S. 47. חבור, den Flus Chaboras, findet man ſyriſch כבר mit einem כ geſchrieben in Aſſemani Biblioth. Orient. T. II. p. 222. Es iſt aber ein Schreibfehler. Die Syrer pflegen fürs Arabiſche Cha ein כ mit einem Punkte unter den Buchſtaben zu

ſezen,

ſezen, um einen Unterſchied zwiſchen einem Arabiſchen nomine proprio mit Cha, und einem mit Hha geſchriebenen anzuzeigen. Den unter dem כ ſtehenden Punkt hat nun der flüchtige Abſchreiber nicht bemerkt und כבר ſtat חבר geſchrieben.

S. 57. Eine neue Berechnung der Volksmenge aus 2 Paralip. XXXV. 7. 8. 9.

Daß die Plätze, wo Sodom und Gomorra verſunken ſind, noch bis izt rauchen, iſt S. 93.* eine ſchöne Stelle aus Philo de Abrahamo T. II. edit. Mang. p. 21 zugeſezt.

Zu S. 99 in der Note, wo Jacob. II. 2. 3. erklärt wird, iſt erinnert worden, daß Jacobi Worte auch de auro & argento adulterino, cuius ærugo prodit, vilius metallum admixtum nobiliori eſſe, verſtanden werden könten.

S. 114. Von den Maſchinen, womit man den ausgetretenen Nil ableitet, S. Niebuhr's Reiſebeſchreibung T. I. p. 148. folgg.

S. 130. Es finden ſich noch rudera am rothen Meere, die in der erſten Ausgabe der Commentationen waren in Zweifel gezogen worden. S. Büſching's Aſien, p. 319. 320.

S. 131. wird die Erklärung der Salzſäule, daß ein Haufe Salz zum Andenken der vorgefallenen Begebenheit aufgeſchüttet wurde, durch eine ähnliche Redensart Judic. XI. 29 erklärt, wo die von Jephtas unglüklicher Tochter gebrauchten Worte ותהי חק בישראל doch niemand anders überſezt, als: in honorem filiæ Jephthæ factum eſt ſtatutum.

S. 156. §. IV. de Nitro Hebræorum, wo Joſ. I. 25.

25. erklärt wird, ist die in der ersten Ausgabe gegebene Erklärung durch die Uebersetzung des Chaldäers bestätigt, der auch בריתא hat.

S. 160. §. VI. de Nitro Hebr. Dominus salis heist bei den Arabern der Gastfreie. V. Schultens Antologia Arabica p. 550. Michaelis chrest. p. 120. n. I.

§. IX. de Nitro. בריה heist so viel als salarium und wird durch eine Redensart der Perser bei Chardin T. III. p. 170. ed. 12. 1711 bestätigt, und daraus Levit. XXIV. 8. erläutert.

Dies sind die wichtigsten Zusätze dieser neuen Auflage, wie mich dünkt. Nur zwei oder drei sind weggelassen, weil sie arabische und syrische Stellen enthielten, um unsrer Bibliothek keine Neider zuzuziehen.

Mögte es doch Hrn. Michaelis Geschäfte erlauben, uns bald den zweiten Theil seines Spicilegii zu liefern, und uns zugleich die Zusätze zum ersten nicht vorzuenthalten! Dies ist nicht des Recensenten Wunsch allein; es ist auch die Bitte einiger seiner Freunde, die seine Untersuchungen in einem ihnen unbekanten Gebiete bei ihren Arbeiten wie dankbare Leser zu nützen wünschen, um nicht mit Bochart herumzuirren.

19.

XXXIX.

Lehrbuch der Landwirthschaft. In vier Theilen, von Johan August Friedrich Blok, Prediger

diger der Gemeinde zu Nutha in Anhalt-Zerbst. Leipzig bei Jacobäer 1774. 8.

Die Absicht des Verfassers ist sehr löblich, Vorurtheile und alte eingewurzelte fehlerhafte Gewohnheiten bei Landwirthen auszurotten. Außer einer vorläufigen Einleitung, in welcher der Hr. Verf. die Art beschreibet, in der er die Landwirthschaft abzuhandeln gedenket, redet er im ersten Theile von der Viehzucht, und empfiehlet den Wirthen eine genaue Berechnung, ob und in wie ferne selbige mit Vortheil verknüpft sey. Die Erziehung, Behandlung und Benutzung des Pferdes, des Rindviehes, der Schafe und der Schweine wird in folgenden, und nächstdem des kleinern Viehes, als der Gänse, Enten, Truthüner, Hofhüner, Tauben, Bienen, Fische und Krebse beschrieben und beurtheilet. Bei den Heilungsmitteln der Pferde folgt der Verfasser dem Robertson und von Swietens Pferdearzt. Bei den Kälbern empfiehlt er das frühe Absetzen, stat daß man sie an der Kuh saugen läst. Wenn das Mittel sicher ist, den Schafen ohne vieles Salben und Schmieren den Grind und Räude zu benehmen, welches der Verf. §. 68. S. 93 angiebt, so wird es sich der Mühe belohnen, dasselbe bekanter zu machen. Hier ist es: Man schmelzt Salmiak, Grünspan, Vitriol und Allaun in gleichen Theilen zusammen. Von diesem löset man in ein Maas fließendes Wasser einer Nus groß auf, und hiermit wäscht man die Schäden rein, und so lange, bis sie bluten. Dem Recensenten ist ein ähnliches

bekant, deswegen er glaubt, daß dieses Mittel nicht unrecht sey. Es soll zugleich für die Mauke, Grind und alle offene Schäden der Pferde sehr dienlich seyn.

Von den Schweinen redet der Verfasser viel zu wenig. Wenigstens hätte er auch ihre guten und fehlerhaften Eigenschaften, so wie die Krankheiten, die dies Vieh drücken, anzeigen und deren Heilungen lehren sollen. Sie sind in gewissem Betracht wirklich überaus nutzbar. Die kleinern Thiere werden sehr kurz betrachtet, doch die Quellen angemerkt, aus welchen die beste Bienenpflege fließt. Bei der Behandlung der Wiesen ist es wohl §. 93 zu algemein geredet, daß man hohen Wiesen keine Wässerung geben könne; und für die gänzliche Ausrottung der Maulwürfe, welche der Verfasser S. 116 wünscht, mögten wir eine Bitschrift einlegen. Welchem Nachtheile würde der Landman von Regenwürmern und Käfern nicht ausgesetzt seyn, wenn keine Maulwürfe wären? -- Mit allem Rechte ist der Verf. der Koppelwirthschaft hold. Aber darin, daß Grumt besser als Heu futtere, sind wir mit ihm nicht einig. Und ist dem Verf. die beste Methode unbekant, daß man Jahre lang das Heu und Grumt im Felde erhält? Mit dem, wodurch der Verf. den Weiden, Angern und Brachfeldern die Verweisung ertheilt, sind wir völlig einstimmend.

Der zweite Theil handelt den Ackerbau ab. Der Verf. beurtheilet die Beschaffenheit der Felder, giebt Regeln zur richtigen Eintheilung, und verwirft die Brache entweder ganz, oder wil doch nur den sechsten Theil der Felder dazu angewendet wissen. Bei der

Bear-

Bearbeitung der Felder liebt er das Düngesalz am mehresten. Die Vermischung verschiedener Arten von Mist tadelt derselbe S. 30, doch wie uns deucht ohne hinlänglichem Grund. Zwei für sich schädliche Sachen können ja allerdings in ihrer Verbindung heilsam werden, und die tägliche Erfahrung lehret die Vortheile, welche man vom vermischten Dünger erhält. Die angegebenen Mängel der Pflüge verstehet der Recens. nicht alle, weil ihm verschiedene Provincial-Benennungen nicht bekant sind. Aber sehr richtig wird gerathen, daß man sich nicht nach der gewohnten Methode richte, zwei oder dreimal den Acker zu pflügen, sondern daß man ihn so lange bearbeite, bis er völlig klar geworden ist. Die Art, den Acker in der Mitte hoch zu pflügen, misfält dem Hrn. Verf. algemein, und zwar bei starkem Winterfelde, die ohnehin feucht liegen, dürfte dieses wohl schwerlich zu tadeln seyn; ob wir gleich gestehen, daß uns der Vorschlag gefält, nemlich, daß man nach und nach, je mehr man ans Ende der Gränz- oder Scheidefahre kömt, die Fuhren tiefer mache. Der Gebrauch der Egge und der Walze: Wahl der Samen, die Art und Zeit ihn zu säen, sind sehr wohl ausgeführt. Bei der Anmerkung von der Ursache des Brandes fügen wir hinzu, daß selbst ein zu dickes Säen denselben bewirken könne, und wenn der Hr. Verf. die Kalkerung tadelt, so tadelt er eine erprobte Erfahrung. So viel wir wissen, wir reden aber aus Erfahrung, bedarf der Toback überaus vielen Dünger, und saugt das Land gewaltig aus. Wir sehen daher nicht ein, wie der Verf. §. 95 sagen könne, er sey eine würkliche Düngung für den Acker. Die

Benutzung der Felder und die specifique Art der Erndte ist sehr gut abgefast. Zuletzt folgt ein Schema einer fehlerhaften und auch guten wirthschaftlichen Berechnung; eigentlich ein historischer Beweis, daß der jährliche Gebrauch der Aecker bessern Ertrag gebe, als wenn sie das dritte Jahr brach liegen bleiben. Den Waid, Kümmel, Hanf, Flachs, Bohnen und Hirsen u. s. f. zu bauen, giebt der Verf. ebenfals ganz gute Regeln. Und wie kan derselbe noch bei dem Hanfbau auf die Mondwandelung sehen?

Der dritte Theil ist dem Gartenbau gewidmet. Sehr wohl zeigt der Verf. die Cultur der Küchengewächse, und redet erfahrungsmäßig von der Anlage und Wartung der Obstgärten. Wenn die §. 10 bemerkte Vermehrungsart der guten Obstbäume, wo man einjährige Schößlinge in die Erde steckt, nicht gar zu mislich wäre, (dieses ist aber in der That sehr mislich) so würde selbige allen andern allerdings vorzuziehen seyn. Von dem Gegentheile dessen, was der Hr. Verf. §. 101 und 113 erwehnt, nemlich daß es nothwendig sey, die jungen Bäume in der Lage zu verpflanzen, in der sie ehedem waren, und daß das Aufritzen der Rinde im Frühjahre zu ihrem Wachsthume in der Dicke vieles beitrage, von dessen Gegentheile, sagen wir, sind wir gewis überzeugt. Der Anbau des Hopfens und des Weines wird sehr gut gelehrt, und in der Kürze das Wesentliche von der Anlage der Bienengärten beigebracht. Der Vorschlag zur ökonomischen Schule ist sehr patriotisch. Wenn der Hr. Verf. die Bemühungen der Mitglieder der Churpfälzischen ökonomischen Societät kennet, so sieher

er

er eine solche Schule wirklich aufkeimen, nur mit dem Unterschiede, daß nicht der Administrator des Guts, oder ein oder etliche Verwalter die Stelle der Lehrer vertreten, so wie er S. 110 will. Wir befürchten immer, daß diese zwar praktische Kentnis genug; aber desto wenigere theoretische haben mögen, und daß es ihnen an dem benöthigten Vortrage nur zu sehr fehlen möge. Abhandlung vom großen Feldschaden, welcher dem Landmanne zugefügt werde, und die besten Mittel dagegen. Die Communen, die Diebereien von Menschen und Thieren bekommen hier ihr Lob, und die Gegenmittel sind ganz gut bestimt. Mittel wider alle künftige Theurung und Mängel an Lebensmitteln. Bessere Wirthschaft und vernünftig angelegte Magazine werden hier empfohlen. Einigen Cameralisten wird dabei die Wahrheit sehr laut gesagt. Schreiben des Hrn. Pastor Hasens, das Johanniskorn und dessen großen Vortheil betreffend. Es ist sehr ergiebig, und selbst ein köstliches Viehfutter. Nachricht von dem Kartoffelkäse. Schon vor einigen Jahren ist, so viel wir uns erinnern, die Art, wie sie verfertiget werden, in den Leipziger Intelligenzblättern angemerket.

Der vierte Theil begreift allerhand in die Wirthschaft schlagende Materien in sich, welche den vorgetragenen Lehren mehreres Gewicht geben. Sie sind folgende: Von der Schädlichkeit der Gemeinheiten und deren Abschaffung. Hiemit ist verknüpft, die nothwendige Verbindung der weit und breit vertheilten Aecker eines jeden Ackergliedes auf einen Platz. Von Aufhebung der Hofdienste und der Obrigkeit möglichen Ersetzung. Zwangdienste sind allemal dem Staate und den Unterthanen gleich

nachtheilig. Von der Abschaffung der Koppelweiden. Verwandlung der Domainengüter in Baurengüter. Von der Einrichtung obrigkeitlicher Abgaben und Gefälle. Der Verf. will alle Titel der Abgaben abgeschaft, und alle Arten der Gefälle in eins gebracht, denn in gewisse Termine zu bezahlen, verändert wissen. Ein guter Vorschlag, ob er gleich anfänglich mit mancher Mühe verbunden seyn dürfte! Von den nöthigen Feueranstalten auf dem Lande. Wirklich ist es leicht, die Dörfer zu sichern, und die vorgeschlagene Anstalten des Verf. leicht auszuüben. Schreiben an den Hrn. Pastor Hasen, die Möglichkeit und Nutzbarkeit der Aufhebung der Gemeinheiten auch an Sandörtern betreffend. Sie betreffen einige Zweifel, welche Hr. Hase demselben dagegen gemacht, und uns deucht, daß solche glücklich gehoben sind. Uns gefält der Vorschlag, die Gemeinheiten aufzuheben, und dennoch eine gemeine Schafzucht beizubehalten. Alle Aecker sollen in sechs Theile getheilt, und bei fünfen die Gemeinheit aufgehoben und vertheilet werden, das sechste und schlechteste sol beständig Weide für Schafe bleiben. Endlich folgt eine Nachricht von einem streitig gewesenen Acker und Wirthschaftsplane in dem adelichen Dorfe Nutha, zwischen Hrn. Pastor Block und seiner Gemeinde. Ein starker Beweis, daß selbst das eigene Interesse zu schwach sey, den Bauer von seiner Gewohnheit abzulenken. Vorläufige Nachricht von der eigentlichen Beschaffenheit, Lage und Benutzung des Dorfs Nutha, und Plan der dortigen Wirthschafe, so wie ein Plan deren Verbesserung. Jener ist betrübt, dieser aber zeugt von der gründlichen Einsicht des Herrn Pastors.

9.

XL.

XL.

Volständige Einleitung in die Kentnis und Geschichte der Steine und Versteinerungen, von Johan Sam. Schröter, erstem Diaconus an der Stadt- und Pfarkirche zu St. Petri und Pauli zu Weimar, der Churf. Sächs. physikalisch-ökonomischen Bienengesellschaft zu Oberlausitz und der Churf. Maynzischen Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurth ordentlichem Mitgliede. Erster Theil. Altenburg in der Richterischen Buchhandlung 1774. 2 Alph. 7 Bogen gr. 4.

Herr Diaconus Schröter hat sich bereits durch mehrere wohlaufgenommene Proben als einen gründlichen Lithologen erwiesen, und dieses Werk wird seinen darin erlangten Ruhm noch mehr bestätigen. Wir haben noch zwei Theile von selbigem zu erwarten, und wenn diese dazu kommen, so wird dasselbe eins der volständigsten und brauchbarsten in der Stein- und Petrefactenkunde werden. Hr. S. hat alle seine Vorgänger auf das fleißigste zu Rathe gezogen, und da er aus allem dem, was in einzeln theils zerstreuten, theils kostbarern Werken von dieser und jener Steinart vorkomt, ein Ganzes gemacht, und in einen zusammenhangenden Vortrag eingekleidet, so macht er sich durch diese Arbeit um diesen Theil der Naturkunde ein sehr großes Verdienst.

Dabei verfährt er nicht blos historisch, sondern er prüft auch die verschiednen Meinungen, zeigt ihren Grund und Ungrund, und dies alles thut er in einem gefälligen und unterhaltenden Tone, so daß sich dieses Werk mit Grund den Beifal der Naturforscher versprechen kan. Dabei ist auch die Litterärgeschichte nicht verabsäumet worden, und wenn man wissen will, wer von dieser und jener Steinart geschrieben, der findet hier auch seine volkomne Befriedigung. Den Anfang macht eine vorläufige Abhandlung von den Steinen überhaupt. In derselbigen werden die Begriffe, die man mit einem Steine verbindet, entwickelt, die algemeinen und besondern Eigenschaften der Steine vorgetragen, und hierauf von ihrer Entstehungsart, von einigen besondern Steinarten, als den Violensteinen, den leuchtenden Steinen und den metallischen; ferner von einigen besondern Umständen der Steine, als von ihrem Lager, Größe u. s. w. und endlich von dem Nutzen derselben gehandelt, worauf die Hülfsmittel erzählet werden, durch deren Gebrauch die Kentnis der Steine erleichtert werden kan. Hierauf folget nun in besondern Abschnitten die Behandlung der Steine selbst. Der erste beschäftigt sich mit den ganz durchsichtigen Steinen in zwei Capiteln. In dem ersten wird von den Edelsteinen sowol überhaupt, z. E. von ihrem Namen, Eigenschaften, Entstehung, Eintheilung, Werth, Kenzeichen u. s. w. als insbesondere gehandelt, und zwar in folgender Ordnung: Der Diamant, der Rubin, der Carfunkel, der Balasrubin, der Rubinspinel, der Rubicel, der Almandin, der Balas, der Sapphir, der Topas, der Smaragd, der Smaragdpraser, der Praser, der Chrysopras, der Chrysolith, der

der Amethyst, der Granat, der Hyacinth, der Beryl oder Aqua Marin, der Opal, das Katzenauge, das Weltauge, die Asterie des Plinius, der Aschenzieher. Das zweite Capitel beschäftigt sich mit den unedlen durchsichtigen Steinen, als den durchsichtigen Kieseln, dem Crystal, dem Ceylonischen Kaystein, (einem durchsichtigen Kiesel) dem Quarz und den Quarzdrusen, der Iris des Plinius, dem Feldspat, dem Androdamas, dem Isländischen Crystal, dem Russischen Glas und dem Selenit. Die unächten Edelsteine sind in diesem Capitel auch mit behandelt. Der zweite Abschnit hat die halbdurchsichtigen Edelsteine zum Gegenstand, wohin unter den edlen der Carneol und Sarder, der Lyncur, der Calcedon, der Onyx, Sardonyx, Achatnyx, der Achat, Jaspachat u. s. w. unter den unedlen der Hornstein gehören. Der dritte Abschnit ist den undurchsichtigen Steinen gewidmet, und zwar theils den sogenanten Vitrescentibus, als dem Sandstein, dem Filtrirstein, dem Tras, den Kieseln, sowol den edlern, z. E. dem Jaspis, egyptischem Kiesel, dem Lasurstein, dem Zeolith, dem Sinople, Heliotrop und Malachit, als auch den gemeinen, wohin die gewöhnlichen Fluskiesel gehören. So weit der erste Theil. Aus dem, was wir hier gesagt, ist auch die von dem Herrn Verfasser gewählte Classification der Steine ersichtlich. Den Haupteintheilungsgrund nimt er von äußerlichen in die Sinne fallenden Kenzeichen, nemlich von der mehrern und mindern Durchsichtigkeit der Steine her. Die undurchsichtigen theilt er in einfache und zusammengesetzte. Die einfachen werden nach ihrem Verhalten

halten im Feuer in veränderliche und unveränderliche getheilt, und zu jenen die Glas- Kalch - und Gypsartigen, zu diesen die Thonartigen und andern gerechnet. In die Classe der zusammengesetzten bringt der Herr Verf. den Felsstein, den Mergelstein, den Brocatel, den Porphyr und den Granit.

15.

XLI.

Der Geist und die Gesinnungen des vernunftmäßigen Christenthums, zur Erbauung, von D. Georg Friedrich Seiler. Dritte und verbesserte Auflage. Coburg bey Aug. Wilh. Ahl 1774. 1 Alphabet in 8.

Ein Gebetbuch, und zwar ein recht gutes Gebetbuch, wie man es auch von dem Herrn Verfasser erwarten konte. Aus dem Begriffe des Gebets mus sich auch die Beschaffenheit eines Gebetbuchs herleiten lassen. Das Gebet ist das Verlangen einer gläubigen Sele, das Gott in Jesu Namen vorgetragen wird. Daß ein Gebet deutlich, einfältig, blos auf die Sache gerichtet seyn mus, welche der Christ wünschet, daß es leibliche Dinge, mit der Bedingung, ob es auch Gott angenehm und uns selbst nützlich sey, und geistliche Dinge ohne alle Bedingung wünschet, weil sie Gott allezeit angenehm und uns allezeit nützlich sind,

sind, folget aus dem Begriffe des Verlangens und der Bedürfnisse, die wir haben. Daß ein Gebet demüthig, gläubig, vol kindlicher Zuversicht und Vertraulichkeit gegen Gott seyn müsse, folget aus dem Begriffe Gottes, von dem wir alles erbitten, und aus dem Verdienste Jesu, um dessentwillen Gott wieder unser Vater ist, und wodurch wir allein aller Gnaden und Glükseligkeiten theilhaftig werden können. Da die Nothwendigkeit des Gebets nicht von Seiten Gottes hergenommen werden kan, welcher durch unser Gebet nicht glücklicher oder vergnügter werden kan, auch gütig genug ist, uns tausend Wohlthaten zu ertheilen, und sie uns auch würklich ertheilet, ehe wir ihn darum anrufen, sondern blos von unserer Seite nothwendig ist, weil das Gebet ein Mittel ist, wodurch wir tugendhafter werden sollen, indem es uns an unsere Niedrigkeit und Unterwürfigkeit gegen Gott und an die großen Wahrheiten der Religion erinnert, und uns dieselben lebhaft einschärfet, so wird vorzüglich eine solche ernstliche und nachdrükliche Betrachtung dieser großen Wahrheiten der Gegenstand unserer Gebeter seyn müssen. Nach diesen Begriffen hat der Hr. Doctor dieses Gebetbuch abgefasset, die mehresten Gebeter darinnen nähern sich gänzlich den Betrachtungen über wichtige Wahrheiten, das uns vorzüglich gefält. Wil man sagen: wozu Gebetbücher? ein Christ mus aus seinem Herzen beten, so ist darauf leicht zu antworten: Der gröste Haufe ist nicht im Stande, seine Gedanken so zu ordnen, daß er die großen Wahrheiten der Religion, wenn er auch manches davon weis, richtig und gut betrachten kan, und dem ist ein solches

ches Gebetbuch sehr nützlich; es erbauet und unterrichtet ihn öfters zugleich. Und wer auch selbst aus seinem Herzen beten kan, findet doch auch bei solchem Buche, wenn es ordentlich, vernünftig und zwekmäßig abgefasset ist, viel Erbauung. Die Wahrheiten, die er betrachten wil, stellen sich ihm schon in einer guten Verbindung dar, er wird dadurch gerühret, und kan leichtlich seine Betrachtungen fortsetzen, solche Gebete sind bei ihm der Anfang zu weitern Betrachtungen und Erbauungen.

Wir wollen jetzt unsere Leser mit dem Plane, wornach dieses Gebetbuch eingerichtet ist, und der uns sehr gut gefält, näher bekant machen. Der Betrachtungen oder Gebete sind 106. Sie sind nach folgender Ordnung eingetheilet. Zuerst Betrachtungen über die vornehmsten Gründe des Glaubens und über die Wahrheiten, Wohlthätigkeit und Güte des Christenthums. Denn über die vornehmsten Tugenden und Pflichten der christlichen Sittenlehre, sowol gegen Gott, als gegen den Nächsten und sich selbst, als z. E. Liebe und Gehorsam gegen Gott, Verleugnung der Welt, Demuth, Mäßigkeit, Wohlthätigkeit, Dankbarkeit u. s. w. Nun folgen Betrachtungen über die Schwachheiten der menschlichen Tugende n, samt den Anleitungen zur Buße und den Zubere tungen und Danksagungen beim heiligen Abendmal. F rner Betrachtungen über die beständige Erneuerung, w ise Entfernung von der Welt, über die Freude in Gott u. s. f. Betrachtungen über die leiblichen Umstände dieses Lebens, Freude und Leiden, Sorge und Trost, Bekümmernis einer Witwe. Endlich Betrach-

trachtungen über das Alter und das herannahende Ende. Die Ordnung, wie man siehet, ist sehr natürlich, und hat uns überaus wohl gefallen. Keine wichtige Stücke sind in derselben vergessen, und der Gläubige wird wenige merkwürdige Stücke und Veränderungen des menschlichen Lebens finden, wo er hier nicht wenigstens eine gute algemeine Betrachtung antrift. Kein Klagethon, keine übertriebene Ausdrücke, keine mystische unverständliche Sprache, sondern ein edler und einfältiger Ausdruck. Kömt auch zuweilen ein Gedanke vor, welchen wir noch einfältiger ausgedrükt wünschen, so kömt das doch sehr selten, und der Herr Verfasser wird sie selbst sehr leicht finden, und bei seinem erläuterten Geschmak leicht noch mit einer edlen Einfältigkeit bei einer nochmalichen Ausgabe zu verändern wissen. Es ist ungemein schwer, gut, angenehm und doch einfältig sich auszudrücken, und bei den vielen Betrachtungen und mannigfaltigen Gedanken ist das doch fast allezeit geschehen, so daß wir die gegründeteste Ursach haben, dieses Buch als ein Muster eines guten Gebetbuchs zu empfehlen. Der Herr Verfasser hat eine Erinnerung an den gemeinen Man von dem Gebrauche dieses Buchs dem Buche vordrucken lassen. Sie sollen selbige zu ihrer Hausandacht etwa am Sontage, nachdem der Inhalt der gehörten Predigt gewesen ist, beten, oder auch bei den verschiednen Umständen, diese in ihnen selbst, oder auch wohl in ihren häuslichen Umständen antreffen. Eine solche Art zu beten und sich durchs Gebet zu erbauen, entfernet sich sehr von dem Gewohnheitsgebete, das nicht bessert, sondern wobei man kalt und fühllos

bleibet,

bleibet, und welches wohl gar zur Heuchelei, wenigstens zum lauen Christenthum führet. Gott wolle vielen Segen auch auf dieses Buch legen, und die heilsame Absicht des Hrn. Verfassers, viele zu erbauen, mit seinem Beistande unterstützen. Um unsern Lesern einigen Begrif von dem Stile und dem Tone, worinnen diese Betrachtungen geschrieben sind, zu geben, wollen wir doch ein kurzes Gebet über die Worte: Schaffe in mir Gott ein reines Herz, hier einrücken.

„Lieber Vater und Schöpfer! nim weg aus mir „alles, was deiner Vereinigung mit meiner Sele zu„wider ist. Reinige mich von aller meiner Ungerech„tigkeit. Tödte durch die Macht deiner Liebe in mir „alle unheilige Bewegungen, alle Lüste und gesezwi„drige Begierden meines Herzens. Aendre meine „Absichten, und gieb, daß ich vornemlich auf dich mit „meinen Gedanken gerichtet sey. Erwecke in mir neue „Empfindungen, einen neuen Sin, neue Vorsätze zu „löblichen Werken. Gieb daß ich alles, was gut ist, „lieben, alles was böse ist, stets hassen möge. Daß „ich dich über alles hochachte, dich stets fürchte, recht „oft in meinem Sinne und Gemüthe mit dir beschäfti„get sey; daß ich Wollust, Neid, Geiz und Unge„rechtigkeit, Zorn und Rache, und alle Sünden von „Herzen fliehe; daß ich anziehe freundliches Erbar„men, Sanftmuth, Demuth, Liebe und Gerechtig„keit; daß meine Sele mit dir vereiniget, mein Leib „dein reiner Tempel, meine ganze Natur dir geheili„get und zum Opfer dargebracht werde. Erhalte mich „in diesen Gedanken von nun an bis in meinen Tod.

„Gieb

„Gieb mir Standhaftigkeit in der Tugend, daß ich „nicht heute dir Gehorsam zuschwöre, und morgen den „Eid treulos breche, sondern vielmehr täglich fort„fahre, mit der Heiligung in der Furcht Gottes, und „stat mich zu bessern, wache, bete, und zunehme in „allem Guten. Damit ich in den Versuchungen fest „stehe, im Tode getrost überwinde, und damit endlich ich „durch deine Gnade ein ganz neuer Mensch werde. Ach „schaffe in mir Gott ein reines Herz, und gieb mir ei„nen neuen gewissen Geist; verwirf mich nicht von dei„nem Angesicht, und nim deinen heiligen Geist nicht „von mir! Amen, Amen.“

Man siehet leicht ein, daß dieses Gebet sehr edel und gedankenvol, und bis auf einige wenige Ausdrücke sehr einfältig abgefasset sey, und dieses können wir von allen andern auch mit Recht behaupten.

32.

XLII.

Theoria Generationis Auctore D. Casparo Friderico Wolff, Anatomiæ & Physiologiæ in Academia Petropolitana Professore cum II tabulis aeneis. Editio nova aucta & emendata. Halae ad Salam, typis & sumtu Jo. Christ. Hendeli. MDCCLXXIV in groß Octav 231 Seiten mit dem Register stark, ohne Titel, Vorrede und Vorerinnerungen, welche zusammen 64 Seiten ausmachen.

Vor

Vor vierzehn Jahren hat Herr Caſpar Friedrich Wolf aus Berlin, der voritzo Profeſſor der Anatomie und Phyſiologie in Petersburg iſt, ſeine Theorie von der Generation in einer Diſputation, die er ohne Vorſitz den 28 November 1759 zu Halle öffentlich vertheidiget hat, und die den Titel führte: Theoria Generationis, quam pro Gradu Doctoris Medicinæ ſtabilivit publice defenſurus die 28 Novembris 1759 Caſpar Fridericus Wolff Berolinenſis. Cum II Tabulis aeneis. Halæ ad Salam, litteris Handelianis in 4. 146 Seiten ſtark, zuerſt vorgetragen, und, obgleich dieſe Schrift nicht gleich einen algemeinen Beifal erhielt, ſo hatte ſie doch die Aufmerkſamkeit der Gelehrten rege gemacht und ihren Verfaſſer Ruhm und Ehre erworben. Man hatte von der Erzeugung der organiſchen Körper der Pflanzen und Thiere die Meinung, daß dieſe wo, in Saamen oder Eyerchen, im Kleinen ſchon vorhanden wären und nur weiter evolviret würden, welches das ſyſtema praedelineationis oder evolutionis genennet wird. Herr Wolf leugnet die Evolution bey der Erzeugung aus dem Grunde, weil in der ganzen Natur kein einziges Exempel von einer Evolution anzutreffen wäre, und, weil alles, was in der Natur entſtünde, und alle Erſcheinungen der Natur durch phyſiſche Urſachen im genaueſten Verſtande produciret oder hervorgebracht würden. Er ſagt, die Evolution wäre ein Phänomen, welches ſeinem Weſen und Eigenſchaften nach immer exiſtiret hat, nur nicht ſichtbar geweſen iſt, endlich aber, auf welche Art aber es wolle, unter der Maske, als wenn es entſtünde, ſichtbar wird, ein dergleichen

Ding

Ding aber, ein solch evolvirtes Phänomen, oder eine solche Evolution oder etwas derselben ähnliches fände sich in der ganzen Natur nicht. Es ist wahr, das, was evolviret werden sol, mus vorher schon existiret haben; denn sonst könte es nicht evolviret werden, folglich schließet die Evolution die Production aus, denn ist das, was evolviret werden sol, schon da, so darf und kan es nicht erst produciret werden. Man, solte, spricht er, die ganze Natur durchgehen, und man würde in derselben nichts von einer Evolution, oder was derselben ähnlich wäre, wahrnehmen. Wind, Wolken, Regen, Schnee, Hagel, Regenbogen u. s. w. entstünden und vergiengen, und man behauptete doch von allen diesen Dingen nicht, und könte es auch nicht behaupten, daß sie evolviret würden, oder vor ihrer Entstehung schon existiret hätten. Schwefel, Salze und Metalle entstünden, aber man könte nicht von ihnen sagen, daß sie evolviret würden, oder vor ihrer Entstehung existiret hätten. Alle diese Dinge würden durch natürliche Ursachen produciret, aber nicht evolviret. Bei den Pflanzen wären in ihren Knospen oder Saamen, welche nichts anders als Knospen wären, die jungen Blätter immer in den ältern eingewickelt, und würden almählig, indem sie wüchsen, durch Verlängerung ihres Stiels aus demselben herfürgestoßen, welches man eine Evolution nente; allein diese Evolution, bei welcher man sähe, daß jüngere und spätere producirte Theile in ältern und früher producirten eine Zeitlang eingewickelt lägen, bis sie die Härte und Festigkeit der erwachsenen bekämen, bewiese gar nicht, daß diese in den ältern befindlich gewesene jüngern

Theile nicht producirt würden, und von jeher ſchon darin geweſen wären, folglich wäre dieſe Evolution von der Evolution, die man zur Erklärung der Erzeugung annimt, und alle wahre Production ausſchließet, himmelweit unterſchieden. Solten die ganz jungen und erſt producirten Theile, die ſo zart und weich ſind, daß ſie einem volkommen flüßigen Weſen ganz nahe kommen, ſogleich frey zu liegen kommen, daß ſie der Luft und allen äuſſerlichen Urſachen ausgeſezt wären, ſo würde ein Regen, ein Thau, eine kalte Luft, ein Wind, ein warmer Sonnenſchein, ein jedes Inſect, der Staub ſogar, und jede Kleinigkeit der Natur im Stande ſeyn, die jungen Theile in ihrem erſten Anfange zu zerſtören, es würde niemals eine Pflanze zur Volkommenheit gebracht werden; daher müſten ſie alſo ſo lange, bis ſie ſelbſt die gehörige Feſtigkeit erhielten, nothwendig in den Theilen der Pflanze, die früher produciret und alſo älter und feſter waren, eingewickelt liegen, und innerhalb dieſen Theilen nothwendig formiret werden. Die Natur hat bey Einwickelung der jüngern Theile keine andere Abſicht, als die Erhaltung derſelben. Bei Thieren iſt dieſe Einwickelung der jüngern Theile in älteren nicht nöthig, und findet ſich bei denſelben nicht, ſondern vielmehr das Gegentheil davon. Die Thiere ſind, ſo lange ſie Embryonen ſind, entweder in einem Ey, und alſo nicht nur in einer Schaale, ſondern auch in einem dicken und weichen Weſen, oder aber in Häuten und mit dieſen in Utero enthalten, und folglich für äußern Beſchädigungen ſicher. Das Herz wird bei den Thieren, anſtatt daß es innerhalb den ältern Theilen herfürgebracht und organiſiret werden ſolte, außer dem

Leibe

Leibe des Embryo produciret, außer demſelben almählig organiſiret und volkommener gemacht, und, wenn es beinahe ſeine volkommene Structur erhalten hat, anſtatt, daß ſolches nun, wie bei den Pflanzen geſchiehet, zwiſchen den ältern Theilen herfürgeſtoßen werden ſolte, bleibt es nicht einmal da, wo es iſt, ſondern wird im Gegentheil in die Bruſt hineingezogen, die Bruſt wird verſchloſſen, und das Herz komt in Ewigkeit nicht wieder zum Vorſchein. Eben ſo verhält es ſich auch mit den Eingeweiden des Unterleibes. Bei ihrem erſten Urſprunge liegen ſie frei, in den Erwachſenen aber werden ſie eingeſchloſſen. Da die Natur immer einwickelt, wenn Beſchädigungen zu beſorgen ſind, und niemals einwickelt, wo keine zu beſorgen ſind, ſo erhellet, daß ſie mit ihren Einwickelungen auf nichts anders ſiehet als um Beſchädigungen zu verhüten, und daß ſie folglich, ſo lange ſie nur einwickelt, an keine Production einmal gedenkt.

Nach dem Syſtem der Prädelineation oder Evolution, wodurch man die Erzeugung organiſcher Körper zu erklären ſuchet, werden die organiſchen Körper nicht formiret. Dieſes Syſtem verwirft Herr Profeſſor Wolf und behauptet, daß die organiſchen Körper, wenn ſie erzeuget werden, vorher gar nicht da geweſen ſind, ſondern durch natürliche Kräfte formiret oder gebildet worden, und dieſes nennet er epigeneſin. Im Jahr 1764 hat Herr Profeſſor Wolf ſeine Theorie von der Generation in zwo Abhandlungen erkläret und bewieſen deutſch herausgegeben, die zu Berlin bei Birnſtiel gedrukt worden. Dieſe deutſche Schrift iſt ein Auszug aus ſeiner Inauguraldiſputation und erkläret, wie or-

ganiſche Körper, und bei Pflanzen und Thieren Gefäße entſtehen; warum dieſe ein Herz haben und jene nicht; wie bei beiden ſolche Theile entſtehen, die aus andern Theilen zuſammen geſezt ſind, und zuſammengenommen den ganzen Körper ausmachen, wie bei Pflanzen die Blätter, der Kelch, die Saamenkapſel, bei Thieren die Füße, die Flügel, die Nieren u. ſ. w. ſind, und was es mit der Conception für eine Bewandnis habe. Bonnet hat in ſeinen Betrachtungen das bekante Syſtem von der Evolution zu vertheidigen und accurat die Beweiſe, die ſich aus den Beobachtungen des Herrn Profeſſor Wolfs zum Vortheil ſeiner von ihm behaupteten Epigeneſis hernehmen laſſen, mit großem Eifer beſtritten. Dieſe Einwürfe des Herrn Bonnets hat Herr Profeſſor Wolf in dieſer ſeiner deutſchen Schrift zu widerlegen geſucht. Der Herr von Haller hat dem Herrn Profeſſor Wolf ſeine Gedanken über ſeine Theorie von der Erzeugung eröfnet und dagegen einige Zweifel gemacht, welche er ebenfals in dieſer ſeiner deutſchen Schrift aufzulöſen geſucht hat. Auch hat er in eben dieſer ſeiner deutſchen Schrift, ſich über verſchiedene Stellen und Materien ſeiner Inauguraldiſputation deutlicher und umſtändlicher erkläret. Da nun ſeine Inauguraldiſputation bei ſehr vielen Beifal und ſolchen guten Abgang gefunden, daß keine Exemplare davon mehr zu haben waren, ſo hat der Buchdrucker Hendel, der ſeine Inauguraldiſputation zuerſt gedruckt hatte, einen Lehrer auf der Univerſität zu Halle, welcher vermuthlich Herr Profeſſor Kemme iſt, erſuchet, eine neue Ausgabe hiervon zu beſorgen, welches derſelbe auch gethan, ſo, daß er das, was in der deutſchen

Schrift

Schrift des Herrn Prof. Wolfs von der Generation enthalten, in diese Ausgabe mit hineingebracht hat, daß man also in dieser neuen Ausgabe sowol seine Inauguraldisputation, als auch das, was in seiner deutschen Schrift enthalten war, beisammen findet. Von dem seinigen hat der Herr Herausgeber nichts hinzugethan. Wer also beide Schriften des Herrn Professor Wolfs, seine Inauguraldisputation wie auch seine deutsche Schrift von der Generation hat, kan diese entbehren; denn in dieser ist weiter nichts, als was in gedachten Schriften ist, enthalten.

5.

XLIII.

Geschichte und Versuche einer chirurgischen Privatgesellschaft zu Kopenhagen. Kopenhagen 1774. In der Johan Gottlob Rothenschen Buchhandlung; auf 8 Bogen in Octav.

Wir haben bei Durchlesung dieser kleinen Schrift viel Vergnügen empfunden, und wir wollen daher unsere Leser mit dem Hauptinhalte desselben kürzlich bekant machen. Es haben sich einige junge Wundärzte in Kopenhagen vereiniget, und nach dem Beispiele der medicinischen Societät zu Edimburg unter sich eine Gesellschaft aufgerichtet, die nunmehro schon

aus 41 Gliedern, deren Namen in dieser Schrift angezeigt worden sind, bestehet. Diese Gesellschaft hat nunmehro ihre Gesetze festgesetzet, sie kömt wöchentlich zusammen, und in dieser Versamlung wird ein Aufsaz von einem Mitgliede hergelesen, und darüber disputirt. Sie ist auch bereits mit einer gemeinschaftlichen niedlichen Bibliothek versehen, die sie sich von den Antrittsgeldern in die Gesellschaft, von den Strafen u. d. gl. angeschaft hat. Dreimal des Jahres werden Preise ausgesezt, und die Prämien sind Bücher. Die ganze Einrichtung dieser Gesellschaft wird in dem Vorberichte erzählt, und sie hat unsern ganzen Beifal; möchte sie doch auch Nachahmer haben! Es werden hier 27 Wahrnehmungen mitgetheilet, welche alle wöchentliche Aufsätze der Mitglieder dieser Gesellschaft sind. Sie sind freilich nicht alle von gleicher Wichtigkeit, aber sie verdienen doch alle, daß sie abgedrukt wurden. Wir wollen das Vorzügliche anmerken. Ein Man fiel sich durch einen Sprung von einer Höhe den astragalum heraus, und dieser Knochen hieng nur noch an einigen wenigen Stücken der Gelenkbänder. Der Wundarzt, Hr. Breilje, nahm ihn sogleich weg, und stelte den Kranken im 5ten Monat wieder her. Er konte gehen und die schwersten Lasten tragen, dieser Fus aber war einen Zol kürzer, und das Gelenk hatte einige Beweglichkeit. Hr. Sibbern hat bei einem Frauenzimmer, die an beiden Brüsten den Krebs hatte, dieses Uebel durch den Schierling zum Stillstehen gebracht, und der Kranken dadurch Linderung geschaft. Es thaten aber die aus verschiedenen Apotheken verschriebene Zubereitungen des Schierlings bei weitem nicht gleiche Würkun-

lungen. Auch hob er mit demſelben einen verſchloſſenen Krebs. Bei einer erwachſenen Weibsperſon fand Hr. Muth den canalem arterioſum noch offen. Ein Frauenzimmer von 20 Jahren erlit einen Tag um den andern an einem Finger ſtarkes Pochen mit Geſchwulſt. Ein Arzt rieth ohne Nutzen äuſſerliche Mittel, Hr. de Meza aber ſchlug die Fieberrinde vor. Das Pflaſter blieb weg, und die Rinde ward gebraucht, worauf jener Schmerz, der ein topiſches Fieber war, ſich in zween Tagen legte. Hr. Bregengrün curirte eine von einem würklich tollen Hunde gebiſſene Wunde an der Wade, indem er über der Wunde eine Binde anlegte, die Wunde ſelbſt mit lauwarmen Waſſer auswuſch, die Lefzen derſelben mit einer Biſtourie wegſchnit, dieſelbe ganz ausbluten lies, die Wunde mit dem Baſilicum verband, einen Breiumſchlag von Milch und Waſſer und Bohnenmehl überlegte, Camipher, Salpeter und Schwefelmilch, nachher die Rinde verordnete, und, ſo lange die Wunde noch Jauche von ſich gab, einen weichen Schwam über die Bäuſchgen legte. Hr. Wilprecht hemte ein heftiges Bluten aus der Zahnhöle, nachdem der Zahn ausgenommen worden, da andere Mittel nicht helfen wolten, mit einem Stöpſel aus Wachs, worüber er ein Stück vom zubereiteten Schwamme und ein Carpiebäuſchgen legte. Hr. Winslaw erweiſet den groſſen Nutzen der Sharpiſchen Schindeln bei Beinbrüchen durch eine Beobachtung, da ein Matroſe das rechte Schienbein zweimahl gebrochen hatte. Hr. Harhoff erzählt ein betrübtes Exempel von der Nachläßigkeit eines Wundarztes bei einem Beinbruch. Hr. Prött giebt eine Beobachtung von

dem Nutzen der Dampfcur mittelſt der Anolipila. Von einer durch die Onania entſtandene Engbrüſtigkeit redet Hr. Feldmann. Hr. Einfeld erzählt eine Cur eines eingeklemten und exulcerirten Bruchs bei einer Weibsperſon. Hr. Drebing hob eine hartnäckige Verſtopfung, zu der ſich ſchon üble Zufälle geſelleten, noch endlich mit dem Tobaksrauchsklyſtier. Ein Kranker ſchmierte ſich in fünf Tagen zehen Unzen Queckſilberſalbe aus Unbedacht ein, worauf er eine erſchreklich geſchwollene Zunge bekam, die zum Munde heraushieng. Herr Frieſen lies ihn ſogleich zur Ader, verordnete ein Klyſtier, und lies die Zunge in warme Milch hängen. Darauf öfnete er die Froſchadern, und machte in der Zunge tiefe Einſchnitte. Im Nacken legte er ein Veſicatorium. Dabei war der Speichelfluß heftig. Nach einigen Tagen bekam die Zunge eine hartbräunlichte Rinde, und wie dieſe abgefallen war, wurde der Kranke wieder geſund. Ein krebsartiges Geſchwür im Nacken heilte Hr. Capito mit dem Silberglätteſſig und dem Schierlingsextract. Ein einfältiger Wundarzt hielt einen eingeſperten Bruch für einen Abſceß, und beförderte die Eiterung. Er öfnete ſich von ſelbſt, und der Wundarzt heilte ihn auch in der Dumheit. Nach der Heilung bekam der Kranke eine Verſtopfung, daran er ſterben muſte. Dieſes erzählt Hr. Peterſen. Hr. Winslaw fand bei einem Branteweinſäufer nach dem Tode alle Gekrösdrüſen hart und gros. Den Magen, und die erſte Krümmung des Zwölffingerdarms knorpelicht und anderthalb Zol dik. Hr. Tröſter heilte eine große Wunde des Schlafmuskels glüklich. Durch ein Pulver aus Meerzwiebelwurzel und Rhabarbar heilte

Hr.

Hr. Weinbrenner in 17 Tagen eine Bauchwassersucht. Hr. von der Beilje beweiset den Nutzen der Blasenpflaster in Rheumatismen. Ein Eitergeschwür, das zwischen der Herzgrube und dem knorpelichten Rande der falschen Rippe auf der rechten Seite sas, und mit erschreklichen Schmerzen verknüpft war, ging durch ein Erbrechen auf einmal fort; von Hrn. Sibbern. Hr. Pflug heilte eine sehr große rosenartige Wassergeschwulst an der Hand mit resolvirenden Kräutern und Campfer. Der Umfang der Hand war drittehalb viertel Elle. Hr. Sibbern zog einer jungen Frau den lezten Bakzahn aus. Sie bekam gleich nachher, und noch einigemal nach diesen Zückungen, wobei der Unterkinbacken stark zitterte. Das flüssige Laudanum half, er muste es aber verschiedene male zu 30 Tropfen geben. Hr. Henze erzählt von dem Nutzen eines Fontenels in einem heftigen Rheumatismus am Oberschenkel. Er setzte es an den leidenden Unterschenkel. Hr. Sibbern erzählt die Krankheit eines Mannes, der eine Jschurie hatte, und auch die Umstände, die er bei der Oefnung desselben nach dem Tode fand. Die linke Niere war voller Geschwüre und Eiter, am Grunde der Blase nach aussen war ein geschlossenes Geschwür, und die Blase selbst einen Zol dik. Jn der Mitte sahe sie speckigt aus, und hatte auf vielen Stellen varicöse Blutgefäße. Die Gedärme waren brandigt. Merkwürdig ist es, daß bei diesem Kranken kein Eiter abgegangen, da doch die eine Niere so vol davon war, und eben so merkwürdig ist es, daß der Bauch nicht aufgelaufen gewesen, welches doch gemeiniglich bei dem Brande der Gedärme geschieht. Die Abwesenheit ei-

nes schmerzhaften Gefühls bei großen Verwüstungen in den Nieren ist schon von andern beobachtet worden. Ein Warzgewächse, das an der innern Seite des Oberschenkels bei einer Frau sas, und die Größe eines Hünereies hatte, band Hr. de Meza mit gutem Erfolg ab. Eine Weibsperson von 35 Jahren verschlukte aus Versehen ein Quentchen Spanischfliegenpulver. Hr. Wilbrecht gab ein Brechmittel, ölichte Dinge, Milch, und verordnete eine Aderlas, wodurch die Kranke, die gefährliche Zufälle hatte, gerettet ward. Eine Wahrnehmung von spätausgebrochenen Blattern, nämlich siebenmal vier und zwanzig Stunden nach dem Erkranken, vom Hrn. de Meza machen den Beschlus. Die Geschichte selbst sind gut, und in einer fließenden, ziemlich reinen Schreibart erzählt. Wenn unsere Ermunterung etwas beitragen kan, so bitten wir, diese ruhmwürdige Gesellschaft wolle in ihren Bemühungen fortfahren, und sich über olle hirnlose Tadler grosmüthig hinwegsetzen, denen sie ausgesezt zu seyn scheinen.

17.

XLIV.

Die deutsche Gelehrten Republik. Ihre Einrichtung. Ihre Gesetze. Geschichte des lezten Landtages. Auf Befehl der Aldermänner, durch Salogast und Wlemar. Herausgegeben von Klopstok. Erster Theil. Hamburg gedrukt bei J. J. C. Bode. 1774. 1 Alph. 5 Bog.

5 Bog. und 4½ Bog. Nachricht und Verzeichnis der Subscribenten, deren 3597 an der Zahl sind. 8vo.

Da wir an die Recension dieses Buchs gehen, entsteht bei uns manches Bedenken, weswegen wir beinahe wünschten, wir hätten uns derselben gar nicht unterzogen, ob wir gleich Gelegenheit genug vor uns sehen, über einige nicht unwichtige Punkte Bemerkungen zu machen. Hauptsächlich sezt uns das in Verlegenheit, daß wir nicht recht wissen, was wir draus machen sollen. Sind es Vorschläge dessen, was zu thun wäre, um die Gelehrsamkeit und Litteratur bei den Deutschen auf den besten Weg zur Volkommenheit zu bringen? Ist es eine Beschreibung der Sachen, wie sie sind? Die Gesetze und Einrichtungen sind offenbar Vorschläge, und enthalten Hrn. Kl. Gedanken, über dem was unsre Republik seyn solte. Der Landtag solte wol Geschichte enthalten, allein wir leben der Hofnung, daß zu wenig davon wahr ist, als daß wirs nicht auch als bloße Vorschläge betrachten müsten. Allein bei ihrer Beurtheilung stöst eine Schwierigkeit aus der allegorischen Form auf. Wenn man von einem Satze beweiset, er sey falsch, so kan der Verf. hinter der Maske der Allegorie wegschlupfen, und vorwenden, es sey ein Scherz, ein Einfal, der zu Aufstuzung der Allegorie hingesezt wäre, und von dem sichs leicht einsehen lasse, daß es blos ein Scherz sey. Wozu hat nun aber Hr. Kl. die Einkleidung einer Allegorie gewählt? An und vor sich taugt sie wenig. Ist sie ganz handgreiflich, so

fin-

findet sie der Leser abgeschmakt, weil er sich kein Kompliment über seine Scharfsinnigkeit im Entdecken des geheimen Sinnes machen kan; ist sie dunkel, so wirft er sie als unverständlich weg, und wenn sie volkommen ist, so wird sie langweilig, so bald sie nicht kurz und mit allem möglichen Salz gewürzt ist. Hier aber nöthigte den Verf. nichts, sich dieser Einkleidung seiner Gedanken zu bedienen. Gott seys gedankt, über Gegenstände der Gelehrsamkeit und über Gelehrten, als Gelehrten, darf man frei schreiben. Diese Freyheit hätte der seyn wollende Eiferer für Freyheit nicht ungebraucht lassen sollen. Er konte ungescheuet von dem, was diese oder jene, oder auch alle Gelehrten, zum Vortheil der Wissenschaften gethan oder nicht gethan haben, was sie thun könten und solten, mit Beisetzung aller ihrer Namen sagen, was ihm gut dünkte; und das hätte er thun sollen. Desto schlimmer für den, der böse geworden wäre, der hätte gewis gezeigt, er sey, wenn schon ein Gelehrter, doch kein Weiser. Hrn. Kl. Werk aber wäre bestimter geworden, und folglich lehrreicher; denn das Gute wäre einleuchtender gewesen, das Schlechte aber und Falsche hätte leichter können entdekt werden. Doch es hat ihm so nicht beliebt, und daher wollen wir mehr den Geist des Buchs als einzelne Sätze desselben untersuchen, weil wir da weniger Gefahr laufen, von den wahren Gedanken Hrn. Kl. falsch zu urtheilen.

Gelehrten Republik, deutsche Gelehrten Republik, das sind recht artig klingende Ausdrücke; aber weiter auch nichts. Ich sehe nichts als einzelne Männer, wovon jeder seine Wissenschaft treibt, so wie er

es

es nach seiner Denkungsart, seinen Neigungen und seinen Umständen für gut hält. Davon machen verschiedne ihre Gedanken über diesen oder jenen Punkt öffentlich bekant; Buchhändler befördern nach ihren Umständen den Druk derselben, und alle die schreibenden oder nicht schreibenden Gelehrten machen sich diese bekantgemachten Gedanken zu nuze, so weit und gut sie können. Das ist alles, und so ist es aufs beste. Wehe den Wissenschaften, wenn dem je anders würde; denn wenn sie blühen sollen, so mus Freiheit herschen, ein jeder mus ungehindert den Weg gehen können, den ihm seine Neigungen vorzeichnen; er mus nach dem Zwecke laufen können, den er sich selbst wählt, und jeder Mensch hat seinen Zwek vor sich. Unerträglich wär es, wenn ihn etwas nöthigte, sich den und den Zwek vorzusezen, die und die Mittel dazu zu gebrauchen, die und die Art zu denken anzunehmen. Lieber ein Holzhacker, als ein Gelehrter. Und das würde doch unausbleiblich der Erfolg seyn, so bald unter den Gelehrten eine Verbindung einträte, und sie sich in eine Gesellschaft oder Art von Gesellschaft vereinigten. Es würden sich Häupter aufwerfen, die den Ton angäben, und deren Gedanken man durchaus annehmen müste, bey Strafe von allem Rufe von Gelehrsamkeit und allen dessen Vortheilen ausgeschlossen zu seyn, kurz die Gelehrten würden eine wahre Jesuitische Gesellschaft, ein Aegyptischer Priesterorden werden, davon einige Männer die Häupter wären. Es ließe sich wol sagen, daß es die gelehrtesten und einsichtsvollesten seyn würden, von deren Einflus man nichts zu befürchten hätte. Aber die Gelehrtesten und Einsichtsvolsten haben oft

Grillen und gewaltige Leidenschaften; wehe denn denen, die diesen entgegen wären. Und dann, man weis wol wies in der Welt gehet: es würden Leute per fas & nefas, und wäre es auch durch den Schuz der Vornehmen, unter die Häupter kommen, und das Esprit de Corps, wie es die Franzosen nennen, würde machen, daß die andern sie unterstüzten. Kurz das würde die Büchse der Pandora für die Gelehrsamkeit seyn.

Zweifelt etwa jemand an dem, was ich sage? Man betrachte nur Hrn. Klopstoks seine vorgeschlagene Einrichtung. Wil er nicht die Gelehrten Republik zur Aristokratie machen? Doch ehe wir den Geist des Werks dem Leser vorlegen, so kan dieser schon daraus, daß sich Hr. Kl. zum Gesezgeber der Gelehrten aufwerfen wil, urtheilen, was, wenn diese eine gesellschaftliche Verbindung errichteten, Männer von Ansehen für Dinge darin anrichten würden. Glaubt man nicht, wenn Hr. Kl. die Macht dazu hätte, daß er seine Gesetze und Vorschläge würde in Ausübung bringen lassen, und allen Widerstand dagegen so viel möglich unterdrücken? Der Vorsaz sich zum Gesezgeber aufzuwerfen ist allein hinreichend das zu erweisen; denn es gehört wahrhaftig keine mäßig große Meinung von sich, um das zu thun. Man bedenke nur, welch ein Kopf der Man seyn mus, der die Mängel der ganzen Gelehrsamkeit einsehen, und die Mittel anzeigen wil, ihnen abzuhelfen. Wahrhaftig er mus den ganzen Umfang derselben übersehen, in jeder Wissenschaft stark seyn und den durchdringendsten Verstand haben, um sie gehörig nach ihrem Einflus auf das wahre Wohl der Menschheit abzuwägen. Als so ein Man hat sich Hr. Kl. angekündigt, da er

Gese-

Gesetze der Gelehrten Republik schreiben wolte. Nun überlege man, ob der, der von sich so denkt, nicht seine Vorschläge für vortreflich, jeden Widerstand dagegen für Verstockung oder Blindheit halten mus, den das Wohl des Vaterlandes erstikt wissen wil, und den es also aus bloßer Liebe für Deutschland und für das menschliche Geschlecht ersticken würde, wenn er könte. Doch dies wäre eine bloße Muthmaßung, in der man sich irren, und Hrn. Kl. Unrecht thun könte, da man den im Scherze gegebenen Titel gar zu ernsthaft nähme; wir würden daher auch alles dies nicht gesagt haben, wenn Hr. Kl. weiter nichts gethan hätte, als ein Buch unter einem zu pralhaft klingenden Titel drucken zu lassen. Aber es ist bei ihm kein Scherz gewesen; er hat nicht blos dem Publikum unter beliebiger Einkleidung einer Allegorie, einige Gedanken und Vorschläge thun wollen, er hat ein ernstliches Projekt gehabt. Wir behaupten zwar nicht, daß das Projekt ganz so gewesen sey, als hier die Beschreibung der Republik klinget. Allein es ist doch in eben dem Geiste abgefast gewesen, das läst sich nicht anders denken. Und mit diesem Projekte hat er sich an einen sehr großen Herrn in Deutschland gewendet. Man sehe nur S. 419 ff. Der Abend, der die Ueberschrift hat, Unterstützung der Wissenschaften, die wir zu erwarten haben. Das geht zu weit, und wenn wir dazu sein Projekt, vom Verlegen der Bücher durch Subscription, die die Gelehrten unter sich veranstalten solten, nehmen, wodurch es hernach in den Händen der Anführer und bei ihm so genanten Aldermänner, der Gelehrsamkeit gestanden hätte, ob ein Werk solte gedrukt werden oder nicht, wenn

erst

erſt einmal durch ſo eine Aſſociation der Handel der eigentlichen Buchführer zu Grunde gegangen wäre; ſo kan man ſich nicht zu laut dagegen erheben. Entweder Hr. Kl. hat gar nicht eingeſehen, was ſein Projekt für Folgen nach ſich ziehen würde, und das iſt ſchwer zu glauben; oder man iſt volkommen berechtigt zu urtheilen, daß er ſich ein unerlaubtes Anſehn in dem Reiche der Gelehrſamkeit geben wil, und alle Mittel dazu anwenden wird, die er nur kan. Pfuy! Hr. Kl. wil ein warmes Herz für die Freiheit haben, und er wil uns in der einzigen Sache, worin wir noch Freiheit beſitzen, Feſſeln anlegen? Wahrhaftig er hat nicht bedacht was er that, oder ſein Eifer für die Freiheit iſt nur Gleisnerei, verdekter Ehrgeiz, Begierde nach Gewalt und Anſehn, die er zu erhaſchen ſucht, indem er der jezt freier denkenden Welt einen Dunſt von ſeiner Liebe zur Freiheit vormacht, kurz eine Art von litterärſchen Cromwellismus. Weg, weg mit den Fürſten aus der Republik der Gelehrten! Sie können nichts thun als ſie zu ihren Abſichten gebrauchen. Eine andre Unterſtützung als die, die ſie anjezt nach Gutbefinden ertheilen, würde nur Schaden thun. Wir ſehen der hofnungsvollen Ausſicht, die uns Hr. Kl. zu eröfnen meint, gar nicht mit Vergnügen entgegen. Freiheit zu unterſuchen, und die Unterſuchungen bekant zu machen, das iſt alles was Gelehrte brauchen; wir ſehen aber nicht, daß Hrn. Kl. Bemühungen in einem höhern Grade hervorgebracht haben als vorhero. O der Gelehrten, die immer über Mangel an Unterſtützung klagen! Sie haben Unterſtützung genug. Wo iſt einer, der wirklich was gelernt hätte, dem es am nöthigen Auskommen man-

mangelte? Sie haben Bedienungen, und empfangen dafür Besoldungen, das ist alles, was nöthig ist. Große Herren brauchen keine Leute zu füttern, unter dem Vorwande, daß sie die Welt durch Schriften erleuchten. Hie und da kan ein Mensch seyn, bei dem das angewandt wäre, aber man weis, wies mit den Wohlthaten der Fürsten geht; selten fallen sie auf den Würdigen; Kabale, Privatintereſſe, Empfehlungen haben zu viel Antheil daran, oder wir müsten voraussetzen, daß die Fürsten selbst für sich denkende Gelehrten wären, und auch denn würden sie sich durch eigne Grillen oft irre leiten lassen, wie wir Beweise anführen könten, wenn wir wolten. Bei neun und neunzig unter hundert Gelehrten würden aber ihre Belohnungen den Erfolg haben, daß sie gerade nichts thäten, träge würden, oder wenn sie ja Ehrenhalber etwas schreiben müsten, mittelmäßige unreife Sachen schrieben. Denn wer kan einem Gelehrten das Maas seiner Arbeiten vorschreiben, und wenigstens gewis nicht das Maas der Güte bei denselben. Aber so wie die Dinge in der Welt sind, so verkauft man den Staaten und ihren Regenten seine Dienste in einer Sache, und wer was kan, findet immer seinen Kaufman. Wenn man denn fleißig ist, so hat man immer Zeit genug vor sich zu arbeiten, in dem Fache das man sich selbst erwählt. Aber viele Leute wollen große Einkünfte haben; nichts scheint eine hinreichende Belohnung für ihre Dienste zu seyn. Ein Gelehrter, sagen sie, mus Muße haben, mus mit Nahrungssorgen nicht geplagt seyn, mus ein reichliches Auskommen haben, weil er viel auf Bücher wenden mus. Und wir antworten darauf, daß ein Gelehrter

fleißig seyn müsse, und dann wird sich zu allen Dingen Zeit finden, die er thun würde, wenn man ihn blos darauf hielte; daß ein Gelehrter gnügsam seyn, und sich einschränken müsse, dann werden ihm selten Nahrungssorgen im Wege stehen; und, wenn er das ist, so findet er immer so viel, als er braucht, um sich die nöthigen Bücher zu verschaffen: auch leben die Gelehrten fast immer an Orten, wo ihrer mehrere sind, die sich einander mit ihren Samlungen aushelfen können, und wo sie auch in öffentlichen Bibliotheken Beistand finden. Kurz wer einen rechten Trieb zu den Wissenschaften hat, der findet immer Mittel, ihn zu befriedigen. Also keine andre Belohnungen von Fürsten, als die, die man sich durch seine Dienste erwirbt, das ist das einzige Mittel, daß die Gelehrten ihre Freiheit behaupten. Ruhm aber und Belohnung von seinen Mitbürgern, die kan man sich wünschen, denn die erhält man selten anders, als in dem Maaße, da man sie verdient. Hierin könte man vielleicht etwas mehr Eifer beim Publikum wünschen; allein wahrhaftig der wird durch das Klopstockische Projekt, und durch den Weg, den er damit eingeschlagen ist, nicht erhalten werden. Uberhaupt aber wäre es doch unbillig, darüber gar zu bitterlich zu klagen. Oder sind etwa die Menge Subscribenten, die Hr. Wieland zu seinem Agathon und Merkur erhalten, und die 3597, die vor dieser Republik stehen, nicht Aufmunterung genug?

Hr. Kl. kan das selber recht schön sagen; warum handelt er aber nicht nach seinen Reden? S. 178 trägt er folgenden Saz den Gliedern der Gelehrten Republik vor: Sich der Gewalt der Großen, sie möchten Altfran-

ken

ken (das bedeuten bei Hrn. Kl. Leute von der Welt, die keine oder nur eine sehr superficielle Kentnis von den Wissenschaften haben), oder als herschsüchtige Kenner, (denn dies wären sie gewöhnlich) der Republik angehören, dadurch zu entziehen, daß man theils durch sie so selten Aemter sucht, als es nur immer möglich wäre, denn etliche derselben hingen ja nicht von den Großen ab, und etliche wären von der Beschaffenheit, daß sie dem Verdienst wohl werden müsten, und daß man theils, wenn man ja anzusuchen gezwungen wäre, zu strenger Mäßigkeit entschlossen, es oft nur um solche Aemter thäte, die gewöhnlich Ungelehrte bekämen, und deren Erlangung also nicht hoch angerechnet werden könte. Außer der grösern Unabhängigkeit würde die Verwaltung solcher Aemter auch den Nutzen haben, daß man dabei mehr Muße zu gelehrten Untersuchungen übrig behielte. Lezteres ist wohl nicht ganz richtig, denn die Bedienungen der Gelehrten sind doch wohl noch die, die die mehrste Muße haben: allein sonst ist die Rede ganz vortreflich, wenn sie nur mit dem, was Hr. Kl. sonst sagt und thut, besser übrein stimte. Roußeau lebte in Paris vom Notenschreiben, und als ihm ein Prinz vom Geblüte für einige abgeschriebene Noten 25 Karolinen schikte, wei er nicht wuste, wie er ihn sonst bewegen solte, etwas von ihm anzunehmen, nahm er davon so viel als ihm zukam, und schikte das übrige zurük. Was dieser gesagt hat, will ich thun, sagte einmahl ein Grieche bei irgend einer Gelegenheit. Roußeau überschikte dem König in Frankreich keine Bücher, keine Projekte zu Unterstüzung der Gelehrsamkeit, und beßrer Einrichtung der französischen Gelehr-

ten Republik. Roußeau sprach nicht von Unabhängigkeit und Freiheit, und wolte andre abhängig und unterwürfig machen: er wolte unabhängig seyn und wars, und lies dabei jedem frey seinen Gang gehn. Vermuthlich wenn er so widersprechend gehandelt und gesprochen hätte, würde er seyn bitterlich verhöhnt worden, wie er es bei viel geringern Gelegenheiten wurde, wo er sich in seinem Reden und Thun zu widersprechen schien; es scheint aber, als wenn so was auf uns eben keine Würkung hätte. Eben so widersprechend ist Hrn. Kl. Projekt und Betragen in Ansehung der deutschen Gelehrten Republik, mit dem Satze, der gleich auf den hier angeführten folgt. Er heist: Von der Art wie die Länder jezt beherscht werden, wahr und frey, aber zugleich mit einer solchen Mäßigung zu schreiben, daß diese nicht nur etwa gegen Verfolgungen in Sicherheit stelte; sondern auch die freye Wahrheit desto gewisser zu ihrem Zwecke führte, je gewisser zwar manchmahl offenherzige, allein noch öfter ausschweifende und lügenhafte Kühnheit, wie sie z. E. über dem Meere gänge und gebe wäre, den Zwek verfehlte. Das ist wohl gesagt, aber erstlich ist es nicht genug, so etwas blos zu sagen, man müste wol auch zeigen, wie das möglich zu machen wäre, denn alle Erinnerungen gegen Maasregeln, wenn sie noch so ehrfurchtsvol abgefast wären, würden, so bald sie den Leidenschaften der Fürsten und noch mehr ihrer Minister entgegen wären, für freventlich und vermessen gehalten werden. Also dürfte wol Hrn. Kl. Saz so blos etwas in die Luft geredetes seyn, bis es ihm gefiele, die Mittel und Wege seinen sonst schönen Vorschlag auszuführ-

führen, deutlicher anzuzeigen. Aber, wenn man sich eine Gelehrten Republik, deren Beschützer ein großer Herr ist, von dem die dirigirenden Häupter derselben unterstüzt und pensionirt werden, vorstelt, so ist das vollends eitles Geschwäz; denn die können weiter nichts thun als ihren Herrn loben; und das versteht sich gänzlich von selbst, daß ein Gelehrter, den ein großer Herr als Gelehrter besoldet, weiter nichts thun sol als die hohe und preiswürdige Gnade zu rühmen, so daß sie beide dieses als wesentliche Bedingungen des Handels ansehn, und die vor allen Dingen erfült werden müssen. Nur unabhängige Gelehrten können allenfals so eine ganz unterthänige Erinnerung über diesen oder jenen politischen Punkt wagen, denn, ehe man einen brauchbaren Bedienten aus seinen Diensten jagt, oder wenn er gar kein Amt hat, einem Menschen Freiheit und Leben raubt, da besint sich doch noch ein Fürst, weil das doch einen gar zu häslichen Schein hat. Aber einen Man, der blos eine Pension hat, und nicht loben wolte! Weg mit ihm! Die Pension eingezogen! Alle diejenigen aber, die die Pension angenommen hätten, würden gewis glauben, es wäre eine große Thorheit, sie der Lust über die Regierung furchtlos zu schreiben aufzuopfern. Man sieht wol, daß Hrn. Kl. Thun und Sagen keinen Zusammenhang hat, und daß, wenn seine Projekte einerseits ausgeführt würden, sie auf der andern unmöglich fielen. Man wird uns vorwerfen, daß wir uns über Projekte, die schimärisch sind, und nie Würklichkeit erlangen können, zu weit auslassen. Wir glauben gern, daß Hrr. Kl. Entwurf die Gelehrten zu Buchhändlern zu machen, ein leeres Hirngespinst ist, und wir hoffen zu

Gott, daß seine Bemühungen den deutschen Gelehrten einen großen Herrn zum Oberhaupte und Beschützer zu geben, eben so fruchtlos seyn werden: aber es ist die Schuldigkeit eines jeden Gelehrten, der Gelegenheit dazu hat, das Verderbliche von so einem Vorhaben zu zeigen, damit keiner das bewundre, was nicht bewundernswürdig ist, und ja keiner das befördre, was verderblicher wäre als ein Einfal der Barbaren. Zudem ist es auch nöthig zu verhüten, daß sich andre durch ein Geschwäz von Freiheit und Patriotismus verblenden lassen, und so viel man kan zu machen, daß sie von einer so götlichen Sache, als Freiheit ist, die rechten Begriffe bekommen. Man wird uns also verzeihen, wenn wir bei so einem edlen Gegenstande mit mehr Feuer sprechen, als bei jedem andern nöthig wäre. Daß Hr. Kl. von der Freiheit keine rechte Begriffe hat, und sie mehr im Munde als im Herzen führt, urtheilen wir daraus, daß sein ganzes Republiken Projekt auf eine Aristokratie hinaus läuft, und zumal, daß er sich gar zu sehr mit Journalisten und gelehrten Zeitungsschreibern, die er unter den Namen Ausrufer und Ankündiger bezeichnet, beschäftigt: alle Augenblicke hat er ein Auge auf sie, ein großer Theil seiner Gesetze handelt von ihnen, hie und da schreibt er ihnen Regeln und Einschränkungen vor. Uns auf alle und jede einzulassen wäre vergeblich. Aber das können wir nicht verschweigen, daß wir immer glauben, ein Gelehrter, der auf irgend eine Art ängstlich um Journalistenurtheile thut, zumal wenn er verachtend und tadelnd davon spricht, müsse einen großen Grad der Eigenliebe besitzen, die sich mit der Liebe zur Freiheit oder gelehrten Toleranz

nicht

nicht verträgt. Ein solcher würde gewis gerne alle, die nicht seine Bewundrer sind, ausrotten. Wir wissen wohl, es ist eine Mode über den Journalisten Unfug zu klagen, aber wir wissen auch, daß Eitelkeit die Hauptkrankheit der Gelehrten ist. Allein einem jeden mus gestattet seyn, seine Meinung von Büchern frei zu sagen. Ist diese Meinung wirklich ungeschikt, denn wird ihm das Publikum bald ein Stilschweigen auferlegen, indem seine Urtheile keine Käufer, und sodenn keine Verleger finden werden. So lange als das nicht ist, mus man das Ding seinen Gang gehen lassen. Die Erfahrung hat gelehrt, daß es mehr gutes als schlimmes hervorbringt. Partheilichkeit, Kabalen, Anhang, das unterbleibt unter Gelehrten nicht, auch nicht unter den besten. Wenn also nur ein Journal ist, so bekomt das Publikum von gar vielen Büchern nur irrige Urtheile zu hören, und die haben dann einen großen Einflus, da ein Theil des Publikums sich aus Mangel eigner Beurtheilungskraft, durch Journale regieren läst; und ein jeder, wegen der Unmöglichkeit alle Bücher zu lesen, sich in Ansehung verschiedner, und zumal der Wahl derer, die er sich anschaffen sol oder nicht, darauf verlassen mus. Es mus alsdenn jeder Gelehrte sichs gefallen lassen, nach der Pfeife der Herrn Journalisten zu tanzen, oder ohne Hofnung von dem grösten Theil des Publikums verachtet zu seyn. Dann ist die gelehrte Republik eine rechte Aristokratie, und das ist das gröste Elend, das die Wissenschaften befallen könne, weil die Gelehrten sehr böse Aristokraten sind. Alles, was wir sagen, bestätigt der Zustand Deutschlands, da die Litteraturbriefe, und hernach die algemeine deut-

sche Bibliothek das einzige kritische Werk waren. Klotzens Bibliothek half der Sache nicht, denn da entstunden nur zwei Partheien, ohne zu rechnen, daß des leztern Ränke sein Journal zum abscheulichsten Dinge von der Welt machten. Aber nun sich mehrere Stimmen erhoben haben, nun ist vielmehr Freiheit im Urtheilen, das Werk des berühmtesten Mannes findet seinen Tadler, der Journalisten Unfug hat grösstentheils aufgehört, weil jeder ein scharfes Auge auf den andern hat, und immer bereit ist, der Welt die Blöße, die ein andrer giebt, zu entdecken, die Journale werden im Ganzen besser, denn sie müssen mit einander weteifern, und endlich durch Anhörung der verschiednen Urtheile hat das Publikum selbst urtheilen lernen: es hat einsehen lernen, daß auf jedes Journalisten Urtheile nicht zu bauen wäre; und daher haben sie auch ihren schädlichen Einflus verlohren, und man schäzt sie nicht mehr wie ehedem für Richter, sondern für das, was sie sind, für einzelne Stimmen im Publikum. Mit Recht macht Hr. Kl. ein Gesez wieder die Recensenten, die sich einbilden, sie haben mehr als eine Stimme, und noch ärger, die da glauben, sie üben ein Richteramt aus. Es ist aber eins von ihm vergessen worden, welches eben so billig und vernünftig ist, des Inhalts; daß, wenn jemand äußert, so von Büchern geurtheilt wird, daß sie gut oder schlecht sind, oder in einem und demselben dies gelobet, jenes aber getadelt wird, man wolle dem Verfasser damit ein gutes oder böses Kompliment machen, oder man habe etwas anders im Sin, als dem Leser seine Meinung zu sagen, er, fals er seine Aeußerung nicht hinlänglich beweisen kan, mit dem

Hohn-

Hohngelächter bestraft werden solle. Und dann wollen wir Hrn. Kl. wegen S. 153 auf dem nächsten Landtage anklagen. Wir haben nun gnugsam erwiesen, daß Hr. Kl. wahre Freiheit weder kent noch liebt, nun kommen wir auf seinen Patriotismus, der zum charakteristischen Ton seiner Schrift mit gehört, und wollen sehen, ob es ächter Patriotismus ist, oder nicht.

Patriotismus ist eine herliche Sache, und mag es uns glauben wer da wil, diese Empfindung ist uns nicht fremd. Wir haben es auch immer als einen Fehler unsrer Landsleute angesehn, daß sie unter allen die Nation sind, wo das, was die Engländer Public Spirit nennen, am wenigsten zu finden ist. Woran es liegt? ob an unsrer Staatsverfassung oder an unserm Nationalcharakter? das wagen wir nicht zu bestimmen, zu wünschen aber wäre es, daß man dem Mangel abhelfen könte. In dem Punkte wären die Bemühungen Hrn. Kl. uns Patriotismus einzuflößen sehr erwünscht, wenn sie nur von der Art wären, daß man sich viel von ihnen versprechen könte. Patriotismus ist die Liebe zu seinem Vaterlande, die Lust dasselbe glüklich zu sehen, und wo man kan glüklich zu machen, nicht der Eigendünkel, daß unsre Landsleute in allen Stücken die andern Nationen übertreffen. Das ist die Nationaleitelkeit der Franzosen, und die trägt zum wahren Patriotismus nichts bei. Wir gestehn gar gern, daß das Land, in welchem einem nichts gefält, worin man nichts gutes findet oder zu finden glaubt, selten unsre Liebe anfeuren wird, aber zwischen dem Eigendünkel, den man Hrn. Kl. zufolge von Deutschland, und allem was deutsch heist, haben sol, und dem Gefallen an einem Lande,

das nöthig ist um es zu lieben, befindet sich ein gewaltiger Unterschied. Jeder Vernünftiger findet in Deutschland Annehmlichkeiten gnug, um es als sein Vaterland warm zu lieben, wenn er gleich nicht Ursache finden solte, den deutschen Schriftstellern, oder der Sprache, oder den Erfindungen, einen Vorzug über alles dies bei allen andern Völkern beizulegen. O sähen wir nur unsern Landman wohlhabend, ruhig, glüklich; sähen wir nur wahre fruchtbringende Kentnisse algemein, und in Ausübung gebracht werden! O! dann möchte unsre Sprache die beste und gänzlich rein von fremden Wörtern seyn, oder nicht; die Einsichten möchten auf unsrem Boden gewachsen oder aus Süden, Osten oder Westen hergekommen seyn: das, wir müssen es sagen, so sehr auch eine solche Rede Hrn. Kl. Verachtung erregen mag, würde uns wenig anfechten. Hr. Kl. thut, als wenn das das höchste Gut einer Nation wäre, eine schöne kultivirte Sprache zu haben, durch ihre Werke des Witzes allen andern Nationen Troz bieten zu können. Auch das ist schön, auch das ist ein Ruhm, den es wol der Mühe lohnt zu suchen; aber es ist Pedanterei, das alles so hoch anzusetzen als Hr. Kl., und es giebt viel wichtigere Dinge. Die Schweiz ist gewis nicht diejenige Provinz Deutschlands, die gegen andre, außer etwa in diesen lezten Zeiten, auf ihre Sprache und auf ihre Litteratur hat stolz thun können, allein welche war glüklicher? Dies allein zeigt schon, wie sehr Hr. Kl. irt, und daß er Schriftstellereitelkeit für Patriotismus gehalten hat. Doch dies wollen wir nachher weiter erweisen, wenn wir von Hrn. Kl. Vorschlägen und Meinungen in Ansehung unsrer Sprache und

Lit-

Litteratur reden. Vorjezt ein Wort von seinen Mitteln, den Patriotismus bei uns zu erregen. Wer Deutschlands Verfassung kent, wird leicht einsehen, daß ein algemeiner deutscher Patriotismus eine Schimäre ist, die nie würklich seyn kan, gesezt auch es könne anderswo Patriotismus existiren als in freien Staaten. Wir sind in gar zu viele Staaten zertheilt, die jeder ihr Privatinteresse haben, und also ihren Privatpatriotismus erfodern. Es verbindet sie zwar ein gemeinschaftliches Band, und unsre Verfassung hat erstaunend viel Vorzüge. Aber sollen diese Vorzüge erhalten werden, so mus dieses Band so lose, lose bleiben, als wie es ist, und wir dürfen uns ja nicht näher unter ein Oberhaupt zu einem Nationalkörper vereinigen, welches nothwendig erfoderlich wäre, wenn ein algemeiner deutscher Nationalgeist und Patriotismus entstehen solte. Also las uns ums Himmelswillen, Sachsen, Hannoveraner, Braunschweiger, Hessen u. s. f. seyn, daraus kan allein Deutschlands Wohl entstehen. Solte dann ein auswärtiger Feind unsre Verfassung bedrohen, dann ists Zeit, daß wir zusammen treten, und als Deutsche zusammen handeln. Außerdem aber müssen Deutsche nur in der Idee ein Volk seyn. So denkt jeder wahrer Patriot. Allein dem sey wie ihm wolle, so kan man sich wol nichts seltsameres erdenken, als die Beispiele, durch die uns Hr. Kl. den Patriotismus einflößen wil. Wenn er Herman und seine Zeitgenossen in Gedichten uns gros und edel vorgestelt hat, so hat man das schön gefunden, denn man hat geglaubt, er folge hier der Freiheit der Dichter, die die Dinge nur nach einem wahrscheinlichen Ideal schildern. Aber er

wil

wil ſie im Ernſt uns als Muſter anpreiſen; er hat unter dem Titel, Denkmale der Deutſchen alle Hiſtörchen, von den Zeiten da Deutſchland der Wohnſiz roher, Raub und Blutdürſtender Barbaren war, geſamlet. Alles, was Tacitus in ſeiner Beſchreibung von Germanien erzählt, ſind ihm Evangelia. Die Barden, ſagt er S. 169 die über Cäſars Rheinbrücken, gerechte Leute ſpotteten; Hermannen bewunderten, weil ers werth war; Bojokalen beweinten; die kühnen Franken vom ſchwarzen Meer an bis zu der Rheinmünde geleiteten; die .... von dieſem allen ſey kurz, denn du kanſt weiter nichts, als ich auch kan, dies nämlich: Ihrem Andenken eine heiße deutſche Thräne hinſtürzen laſſen. Wie iſts möglich, daß ein Man ſich für Schimären ſo ereifern könne? Wir ſetzen nichts hinzu, ein jeder, der die alte Geſchichte Deutſchlands mit ein wenig philoſophiſchen Augen betrachtet hat, wird, wir ſagen nicht zu viel, das lächerliche dieſer Vorſtellungen leicht einſehen. Wil man uns Patriotismus durch Beiſpiele einflößen? wohl? ſo ſtelle man uns Philip den Grosmüthigen und alle andre Fürſten und Herren ſeiner und der folgenden Zeiten vor, deren Muth uns von dem geiſtlichen und weltlichen Joche, das Deutſchland lange bedrohete, befreiet hat. Schauſpiele wie Göz von Berlichingen, und die Eroberung von Magdeburg, wenn lezteres nur poetiſches Verdienſt hätte, wären daher viel beſſer, um Patriotismus einzuflößen, als alle Hermanniaden von der Welt. Aber auch ſolche Schauſpiele können zu Beförderung des Patriotismus wenig beitragen. Sie können höchſtens den ſchon vorhandnen angenehm unterhal-

halten, und dadurch in etwas stärken; aber den erloschnen anzufachen, dazu gehört mehr; und so lange dieses mehrere nicht geschehn ist, werden alle die Bemühungen, durch solche Mittel Patrioten zu erwecken, eben so einen Anstrich vom Lächerlichen haben, als wenn jemand einen Felsen mit einem Stecken fortbewegen wolte.

Doch wir bemerken, daß die Größe des Gegenstandes uns hinreist, und diese Recension zu stark anschwelt, wir können also nicht dem Leser das Republiken Projekt ordentlich vorlegen. Doch es schadet nicht. Es ist nichts als eine Allegorie. Die Republik besteht aus Aldermännern, Zünften, Volk und Pöbel. Sehr aristokratisch ist sie eingerichtet. Das ist alles, was sich davon sagen läst, denn das Projekt ist so nicht ausgearbeitet, daß sich eine ordentliche Bestimmung der Macht angeben ließe, die Hr. Kl. jedem Theile der Republik ertheilt wissen wil. Die Republik hat ferner ihre Strafen und ihre Belohnungen; man sieht leicht ein, daß dies alles ziemlich frostig seyn mus, denn was lernt man durch solche Sachen, die nichts thunliches enthalten, und die zum Lachen zu steif und frostig behandelt sind? Darauf kommen die Gesetze. Diese sind interessanter, weil man sie als Vorschläge dessen, was sie seyn solte, ansehen kan; und freilich sind da verschiedene wahre und gute Sachen, aber auch verschiedne falsche und unbedeutende; und denn eine seltsame Affektation so zu thun, als wenn bei jedem Gesetze der Artikel der Originallandgesetze citirt würde, in welchem das oder das verordnet wird. Auf ein Paar Blättern wäre das ganz angenehm; das geht aber so durch 80 bis 90 Seiten durch, und wird am Ende unerträglich langweilig.

Wenn

Wenige Leser werden ein am Ende noch angehängtes Fragment eines Gesetzes von der Eule verstehen, und wir selber tappen darin herum, und meinen etwas zu erblicken, ohne recht sagen zu können, was? Wir sehen das Absehen und den Nutzen von so einer Sphinxischen Schreibart nicht ein. Hinter diesen kommen Sätze unter dem Titel: guter Rath der Aldermänner, die sehr viel Gutes enthalten, aber auch manches nur halbwahre und manches falsche, grösstentheils in seltsamer Wendung vorgetragen. Nach diesem folgt die Geschichte des Landtages, der 1772 gehalten seyn sol. Aus allem diesem wollen wir dem Leser einige Seltenheiten vorlegen. Die Zünfte sind eingetheilt in Ober- und Unterzünfte, jene sind die Zünfte der Rechtsgelehrten, Naturforscher, Geschichtskundigen u. s. f. die Unterzünfte sind, die Zunft der Wisser, welchen beinahe alles wissenswürdige bekant ist. Ey! Bewahre der Himmel! wer sol wol in die Zunft kommen? uns dünkt, es kan kein Mensch glauben, er oder irgend einer gehöre in die Zunft, so lange er noch bei gesundem Verstande ist. Eben so wenig kan jemand verlangen zur zwoten Unterzunft zu gehören, der Zunft der Kundigen, die mehr als die Hälfte alles Wissenswürdigen wissen. Dann ist noch die Zunft der Dritler, deren Name gleich anzeigt, was sie wissen sollen, und die überaus gros seyn sol. Ueber die Leute, die das Wissenswürdige so sehr nach ihren Vorurtheilen, und eingeschränkten Kentnissen, (man verstehe uns recht, wir sagen Kentnisse, nicht Talent und Genie) beurtheilen! die Bewunderung gegen unsre Sprache, und dasjenige was wir in den Wissenschaften gethan haben, ist bei Hrn. Kl. auf

den höchsten Gipfel gestiegen. Wer lateinisch schreibt, heists in den Gesetzen S. 39 f. oder in einer ausländischen Sprache, der sol Landes verwiesen werden, bis er etwas in der unsrigen geschrieben hat. Das ist ein wenig hart, allein überhaupt genommen, billigen wir es sehr, daß ein Deutscher deutsch schreibe, jedoch mit einigem Unterschiede, auf den Hrn. Kl. im Eifer gar nicht sieht. Erstlich ist die Frage, was hat ein Schriftsteller für einen Zwek? Wil er etwas für Ausländer schreiben, dann wird er wohl thun, es in ihrer Sprache zu schreiben, wenn er anders stark genug darin ist. Außerdem wär es nach der natürlichen Lage der Dinge lächerlich, wenn jemand in einer ausländischen Sprache schreiben wolte. Gesezt aber es hätte sich eine gewisse Sprache in fremden Ländern so sehr verbreitet, daß sie in denselben und in dem Vaterlande des Schriftstellers selbst so gänge und gebe wäre, daß jeder derer, für die er schriebe, sie so gut verstünde als die Muttersprache, und er hätte Lust seine Kentnisse unter alle Gelehrten verschiedner Länder auszubreiten; würde er dann so sehr zu tadeln seyn, wenn er in der Sprache schriebe? Wir glauben nicht; denn solte auch die den Gelehrten wohlanständige Ruhmbegierde der Bewegungsgrund seyn, so kan man ihm das nicht verargen. Ja, aber Hr. Kl. wil, die deutschen Gelehrten sollen hauptsächlich und fast allein unter ihren Landsleuten berühmt zu werden suchen, und warum? So wie von seinen mehrsten Sätzen, bleibt er uns einen hinreichenden Beweis von diesem schuldig. Aber so würde diese Nation die Ehre haben, daß ihre Sprache algemein würde, die unsrige würde verdrängt werden.

den. Und wo wäre das Unglük? Wäre es nicht vielmehr zu wünschen, daß alle Menschen eine Sprache hätten? Und ist es nicht einerlei, ob ein Volk seine Ideen mit diesen oder jenen Schallen ausdrükt? So könte jemand sagen, der disputiren wolte. Allein das wollen wir nicht. Ob wir gleich nicht so gewaltig für unsre Muttersprache eingenommen sind als Hr. Kl. und der, wenn er das Italiänische gnugsam kente, und unverfangen urtheilte, sie nicht allen lebenden Sprachen vorziehen würde, so sehen wir ihre großen Vorzüge viel zu sehr ein, als daß wir nicht urtheilen solten, es wäre sehr Schade, wenn sie, und zumal vom Französischen, verdrängt würde. Las sie uns also fleißig bearbeiten. Aber das ist doch zu viel, wenn Hr. Kl. die vornehmsten Belohnungen der Republik dem zuerkent, der sie mit einigen Kernworten bereichert? Das ist, rund heraus zu sagen, Pedanterei, da Hr. Kl. selbst ein großer deutscher Sprachforscher ist. Er sagt freilich, von der Sprache hänge die Denkungsart eines Volks ab; umgekehrt ist der Saz wahr, und dasjenige, wodurch ein Volk fähig wird, gewisse Dinge mit seiner Sprache auszurichten, andre ihm aber verwehret sind, das liegt unwiderbringlich darin, lange ehe Schriftsteller und Grammatiker kommen. Gesezt aber, das wäre alles wahr, so verhält sichs doch mit der lateinischen Sprache ganz anders. Der Geschmak und die Kentnisse dieser Sprache verliehrt sich viel zu sehr bei uns, und das ist ein großer Schade. Ist je etwas fähig, patriotischen Geist bei uns zu erwecken, so ist es das häufige Lesen der Alten. Weit mehr als alle Lobreden und Gedichte auf Herman und seine Zeitgenossen. Und wü-

sten

ſten wir gewis, daß, wenn alle Gelehrte lateiniſch ſchrieben, dieſes machte, daß alle Leſende in Deutſchland lateiniſch lernten, ſo wünſchten wir gar ſehr, daß alles, was nur einigermaßen wiſſenſchaftlich heißen kan, lateiniſch geſchrieben würde. Wenigſtens ſehen wir in dieſer Sprache ein gutes Mittel, freie Gedanken, zu deren Bekantmachung das Publikum noch nicht reif iſt, denen, die ihr Licht vertragen können, anfangs zu eröfnen, bis nach und nach ſie ſich auch zu den ſchwächſten Augen drängen könten. Sie würden auch viel eher, lateiniſch, durch Cenſuren gehen als deutſch. Aber nicht nur gegen das Schreiben in ausländiſchen und lateiniſchen Sprachen, läſt Hr. Kl. Geſetze ergehen, ſondern auch gegen die, die die Ausländer und Alten zu ſehr bewundern und loben. Das zu ſehr wird nun nicht beſtimt, alſo kan man nicht ſagen, wer der Straffällige iſt oder nicht. S. 81. heiſt: Wer ſich in einer ausländiſchen Schrift ſo berauſcht hat — und taumelnd auf der Gaſſe — laut ſchreit, — daß er dieſe Schrift allen deutſchen Schriften vorziehe, über dem rufe man auf der Stelle — Jo Duthe! (ſehr witzig) und ſtoße ihn, ohne Aldermänner und Herolde abzuwarten, über die Gränzen hinaus. Vermuthlich ſind doch hier Schriften einerlei Art zu verſtehen, denn ſonſt fehlt es dem Geſetze an geſundem Verſtande, weil nothwendig ein jeder die Schriften, die in ſein Fach einſchlagen, allen andern vorziehen mus: wenn es alſo ein Fach giebt, in welchem die Ausländer ein Buch haben, das alle unſre Bücher in eben dem Fache übertrift, ſo müſſen alle die Liebhaber dieſes Fachs ſagen, ſie ziehen es allen deutſchen Schriften vor, und man kan ſie gar

nicht deswegen tadeln. Sol aber vorziehen so viel bedeuten, als meinen, zu ihrer Verfertigung habe mehr Verstandskräfte gehört, als zur Verfertigung aller deutschen Schriften, so wird kein Vernünftiger das sagen, denn wer kan abmessen, wie viel zu jedem Werke Verstandeskräfte gehören? Es kan sehr wohl seyn, daß zur Messiade mehr Verstandeskräfte gehört haben als zu den Gedichten Homers und Virgils, ohngeachtet acht neun Theile von dem vernünftigen Deutschland zum Lande hinaus müsten, wenn man alle die hinaus jagte, die diese jener vorzögen. Ist nun dieses bei Werken von einer Art so schwer zu bestimmen, wie viel mehr bei Werken von ganz verschiednen Gattungen. Also entweder das Gesez heist nichts, oder wir getrauen uns Hrn. Kl. manche Schrift der Ausländer zu nennen, von der er selbst gestehen mus, daß sie alle deutschen (gleicher Art) übertreffe. Wir führen hier nur an, das ganze legislatorische, politische und Staatswirthschaftliche Fach bei den Engländern und Franzosen. Er hat aber nur immer Poesie im Sinne, als wenn das alles, oder nur das Hauptwerk wäre. Und darin haben wir freilich große Vorzüge vor den Franzosen. Aber es ist wahrhaftig Blödsichtigkeit und schriftstellerische Eitelkeit, wenn man nur immer sein Fach in Augen haben wil. S. 93 f. Uebertriebne Verehrung der Alten und Ausländer macht, wenn die Griechen einen zu der Sklaverei gebracht haben, auf zwei Jahre, habens die Römer, auf drei Jahre, und für die Ausländer auf fünf Jahre unzünftig. Was heist übertrieben? Das sagt Hr. Kl. nicht. Sol es heißen, sagen, daß nichts klug, nichts vernünftig ist, als

als was die Alten geschrieben und gedacht haben? So lächerlich wird kein Vernünftiger denken. Eben so lächerlich ist es, wenn jemand meint, es sey nichts gut, als was diese oder jene Nation hervorgebracht hat. Ja ein jeder Kluger wird gestehn, daß jede Nation ihre Vorzüge hat. Kein Kluger wird bestimmen wollen, ob höhere Kräfte des Geistes, oder glüklichere Umstände eine Nation über die andre erhebt, im Gegentheil wird er meinen, daß, weil die Umstände den einzelnen Menschen, wo nicht ganz, doch grösstentheils bilden, sie auch die Nationen zu dem machen, was sie sind. Dies nun voraus gesezt, wenn wir die Britten für das erste Volk auf Erden halten, und selbst von vielen ihren Werken gestehen müssen, daß sie bei uns nicht ihres Gleichen haben, (so einen Einflus hat die Freiheit auch auf die Produkte des Verstandes,) so kan das nicht leicht jemand lächerlich finden. Im Gegentheil, wir sind versichert, daß ein edles Gefühl der großen Vorzüge der Engländer viel Nutzen bei uns schaffen würde, um unter andern den Patriotismus empor zu bringen, den uns Hr. Kl. durch so verkehrte Mittel einflößen will. Noch größer in allem Betracht sind die Alten. Wir sehen nicht ab, warum Hr. Kl. die große Verehrung der Griechen verzeihlicher findet, als der Römer. Ists wieder, daß er hier das Auge zu sehr auf sein Fach allein heftet, weil die griechischen Dichter und fast alle ihre Schriftsteller den Rang vor der Römer ihren haben? Aber leztere können ihnen ein Man entgegen setzen, der mit Recht mehr Bewundrung verdient als alle griechische Schriftsteller, dessen Werke, wenn sie gelesen und recht studiert, von Jugend auf Lehrlingen in

ihr recht Licht gesezt wären, mehr Nutzen der Menschheit schaffen würden, als fast alle andern Schriftsteller des Alterthums zusammen genommen. Und dieser Man ist Cicero. Seine Schriften sind dem Gelehrten und dem Manne von Geschäften von gleichem Nutzen, und die wahre Schule der gesunden Vernunft und des Patriotismus. Wo ist im Alterthume und in unsern Zeiten der Man, der gleich gros im thätigen und im spekulativen Leben, und so tugendhaft gewesen ist; der so geschikt wäre, Muster und Lehrer zu seyn? So denken wir, und glauben dabei, daß die Verehrung für die Alten nicht leicht zu weit getrieben, zu laut bezeigt werden könne. Denn wir haben bemerkt, daß dieser Ruf von der Größe der Alten, ob er gleich von vielen unerkant nachgebetet worden ist, dennoch so viel gefruchtet hat, daß ihr Studium in neuern Zeiten wieder etwas aufgelebt ist. Und Hr. Kl. wil ihn wieder ersticken, wil nicht nur, daß man die Alten nicht sehr rühmen sol, sondern er läst auch in der Beschreibung des Landtages von 1772 auf die Aufhebung der Scholiastenzunft antragen und sie wirklich erfolgen, und zwar deswegen, weil er meint, die Alten seyn erklärt. Wahrhaftig wir können uns nicht enthalten zu sagen, daß Hr. Kl. unmöglich unter die Zunft der Wisser gehören kan, sonst würde er in diesem sehr Wissenswürdigen ein wenig erfahrner seyn. Nur ein Beispiel. Er schwazt da S. 151 etwas vom Aristoteles: aber ganz gewis ohne alle Kentnis, sonst würde er wissen, wie viel allein da noch zu erklären ist, ja wie viel noch vorzuarbeiten ist, ehe erklärt werden kan, oder meint er, im Aristoteles sey nichts wissenswürdiges als die Poetik;

tik; und auch in der ist noch manches unerklärt. Er macht sich hiebei über einen der grösten Männer Deutschlands lustig, dessen Vortreflichkeit Hr. Kl. allein verkent, weil dieser Man vielleicht etwas gar zu gering von unsrer Sprache und Litteratur denkt, und die Kunst schön Latein zu schreiben etwas zu hoch dagegen schäzt. Wie sehr, wenn es wahr ist, wäre das einem Manne zu gut zu halten, der selbst alle Schriftsteller seit der Wiederherstellung der Wissenschaften darin übertrift, zumal da er doch für seine Meinung, (von der wir gewis glauben, daß sie in den gehörigen Schranken bleibt, wie wir mit Recht aus dem schliessen, was wir selbst aus dessen Munde zu hören das Glük gehabt haben), viel Gründe vorzubringen hat. So viel aber giebt der Augenschein, daß kein Mensch gegen einen solchen Fehler nachsichtsvoller seyn solte als eben Hr. Kl. der selber nie auf etwas sieht, als was sein Fach ist; nichts für gros, für der Mühe werth hält gekant zu werden, als das, wovon sein ganzes Buch ein Beweis ist. Wir sind hier vielleicht ein wenig warm geworden, aber man verzeihe es uns, da wir die Ungerechtigkeiten eines berühmten Dichters gegen einen großen Man, den wir höchlich verehren, in ihrer ganzen Blöße glaubten darstellen zu müssen, weil des ersten Urtheil das Nachgebethe unzähliger seichter Köpfe nach sich zieht. Man table uns auch nicht, daß wir mit zu wenig Schonung über das Buch eines sonst vortreflichen Schriftstellers geurtheilt haben; wir glauben, ein Kritiker müsse sich gegen nichts so laut erheben als gegen falsche Urtheile und Meinungen berühmter Männer, eben weil sie berühmt sind. Es thut uns

immer leid, wenn wirs thun müssen; es zieht Tadel, es zieht Feindschaft nach sich. Aber wenn wir Recht haben, so meinen wir etwas nüzliches gethan zu haben; so wir aber irren, so wird unser Urtheil von selbst fallen. Man würde uns gros Unrecht thun, wenn man meinte, wir hielten das ganze Buch für schlecht, im Gegentheil steht sehr viel Gutes darin. Weil es nicht möglich wäre, eine Allegorie von einem Alphabet und drüber auszuhalten, so ist sie mit Aufsätzen durchwebt, wovon uns verschiedne, zumal die, aus einer deutschen Grammatik, vortreflich geschienen haben. Da Hr. Kl. unsre Sprache nach allen ihren Zeitpunkten auch nach dem ältesten (S. S. 407.ff.) so vortreflich studirt hat, so theile er uns doch hierüber seine Kentnisse mit, das wird nüzlicher seyn als seine Projekte und seine Allegorien. In den Gesetzen und in dem guten Rath der Aldermänner ist viel Schönes enthalten: aber die Geschichte des Landtages bleibt frostig und langweilig. S. 289. ff. läst er Leute bestrafen, lauter Journalisten, und nent sie; Ehrhard Pfifferling, Peter Wabbel, u. s. f. wer kan wissen, was er damit haben wil? Wie gesagt, wozu allegorisirt, in Dingen die die Gelehrsamkeit betreffen? Es steht ja jedem frei zu urtheilen, was er wil. Wer kan wissen, was er mit dem Rohrdommel meint? Wenigstens hat das unsre Verstandeskräfte überstiegen. Die Kirche der Freigeister ist auch keine eben sehr witzige Allegorie. Wohl dem, der die Epigrammen von S. 202-209 schön finden kan. Wir können es nicht.

Dem

Dem Publikum brauchen wir übrigens wol nicht erst bekant zu machen, daß noch ein zweiter Theil von diesem Werke erscheinen wird.

4.

XLV.

Miß Obre, oder die gerettete Unschuld. Ein Lustspiel in fünf Aufzügen. Nach dem Englischen des Hrn. Cumberland. Leipzig bei Junius. 1774. 12½ Bog. kl. 8.

Das Stük läst sich ganz angenehm lesen. Es mangelt ihm aber an gehörigem Interesse, und selbst an der gehörigen Darstellung und Ausmahlung wichtiger Charaktere, die das Stük von dieser Seite etwa reizend machen könten. Bis im dritten Akt ist das Interesse ganz lebhaft, weil aber da schon alle Besorgnis für Miß Obres Unschuld gehoben ist, wenn man meint, daß sie erst recht angehn solte, so sind die beiden lezten Aufzüge gar zu trocken, und werden durch nichts erträglich gemacht, als durch die darin befindliche Laune, besonders in dem Charakter des Schotländers, der aber, wie natürlich, für deutsche Zuschauer nicht so interessant seyn kan, als für Englische. Der Uebersezer hat Veränderungen in dem Original gemacht, um es für unsre Schaubühne brauchbar zu machen, und daran hat er ganz recht gethan. Wir haben das Ori-

ginal nicht zur Hand, können also nicht sagen, worin sie bestehen. Solte es aber, wie fast alle englische Schauspiele eine Menge Personen und Intriguen enthalten, die der Uebersetzer ausgemerzt hätte, um dem Stük etwas mehr Einheit zu geben und es simpler zu machen, so wünschten wir, er hätte das Messer tiefer angesezt, noch mehr ausgeschnitten, und dem Stücke nur drei Aufzüge gegeben. Dann wäre alles langweilige und matte weggefallen.

4.

XLVI.

Historische und politische Abschilderung der engländischen Manufacturen, Handlung, Schifarth und Colonien, nach ihrer itzigen Einrichtung und Beschaffenheit, theils aus eigner Erfahrung, theils aus zuverläßigen und glaubwürdigen, sowol schriftlichen als mündlichen Nachrichten, im Grundrisse entworfen, von Friedr. Wilh. Taube, K. K. Hofsecretair, mit untermischten Nachrichten von dem Handelswesen andrer Länder. Wien, bei Kraus 1774. gr. 8. 268.

Ein vortreflicher Beitrag zu einer richtigen und vollständigen Statistik von England, und zur gründlichen Kentnis des englischen Handels, der Manufacturen und

und Schiffarth, die diesem Reich izt das Uebergewicht fast in allen Welttheilen geben. Hr. Taube ist schon durch seinen interessanten Aufsaz: Tableau du Commerce de l'Angleterre im 7ten Theil des Büschingischen Magazins, und durch das, was Hr. Büsching in seinen wöchentlichen Nachrichten von ihm theils mitgetheilt theils angeführt hat, als ein großer Kenner des englischen Handels bekant. Die günstigsten Umstände verbanden sich, (wie Hr. T. in der Vorrede erzählt) ihn zu diesem Kenner zu machen. Er hat sich lange in England aufgehalten, daselbst großen Umgang mit Kaufleuten und Zolbedienten gehabt, ist mit den ansehnlichsten dortigen Handelshäusern verwandt, und unterhält noch izt einen großen Briefwechsel nach England. Alle diese Vortheile sezten ihn in den Stand, in diesem Buche lauter eigne Bemerkungen zu liefern, und der gedrukten Hülfsmittel so völlig zu entbehren, daß er es sich zum Zwecke machte, alles das zu übergehn, was er in englischen, französischen und deutschen Büchern schon richtig angegeben und entwickelt fand. Dieser Vorsaz macht freilich den ausgebreiteten Kentnissen des Hrn. Taube Ehre; wir wünschten aber doch, daß es ihm gefallen hätte, seine Angaben mit denen andrer Schriftsteller zu vergleichen, diese zu beurtheilen, die Entstehung der Irthümer anzuzeigen u. s. w. Doch wir begreifen wohl, daß nöthigere Geschäfte Hrn. T. zu einer so nüzlichen und ihm völlig angemesnen aber weitläuftigen Arbeit nicht Zeit ließen, und wir danken ihm, — gewis im Namen des ganzen historischen und politischen Publikums, daß er uns für izt nur einen Grundris hat liefern wollen, der so viel

neue und interessante Dinge enthält, ob wir uns gleich des Wunsches nicht erwehren können, daß Hr. Taube noch einmal Zeit haben möchte, uns ein größeres Werk über die englische Statistik — oder nur den Theil derselben, den er zu bearbeiten angefangen hat — zu liefern. Um indessen unsre Leser das vor uns liegende Werk recht schätzen zu machen, wollen wir ihnen einen Auszug einiger seiner merkwürdigsten Nachrichten geben. Es ist in eilf Hauptstücken vertheilt.

Das erste handelt von der Beschaffenheit Englands überhaupt, in Absicht auf die Handlung, Schifarth und Manufacturen. England, sagt Hr. T. ist nicht nur das reichste, sondern auch das merkwürdigste Land. In keinem sind so viele neue Wahrheiten in den Wissenschaften entdekt, so viele Erfindungen in den Künsten gemacht, als hier. England ist viermal kleiner als Deutschland, und doch werden in jenem so viele Bücher gedrukt, als in diesem. Auch in keinem Lande wird so viel gelesen als hier. Auch das Frauenzimmer, der Fabrikant, der Pachter, der Handwerker lesen Verdienste, und nüzliche Erfindungen sind in keinem Lande ein sichrerer Weg zum Glük, als auf der brittischen Insel. Der Reichthum ist hier eben so gros, als der Credit. Die Landstraßen sind sehr gut, die Zölle mit Weisheit angelegt, und die vortreflichen Canäle befördern die Handlung nicht wenig. Man macht in England aber lange nicht so viel Wesens von großen Dingen, als in andern Ländern. Der Canal, das Herz von Bridgewater, der über zwei Flüsse weggeht, ist ein weit größeres Werk, und bringt mehr Nutzen, als der verschlamte Canal Ludwig XIV in

Lan-

Languedock. Die neue Brücke (Pont-neuf) in Paris ist in ganz Europa berühmt, und doch nichts gegen die neueste Brücke in London, von der man fast nichts außer England weis. Sie verbindet den vierten Theil von London, Sautschwark, mit der Stadt, und heist the black Fryars bridge (die schwarzen Mönchebrücke) wurde erst 1766 fertig, und ist izt die prächtigste und dauerhafteste Brücke in allen vier Theilen der Welt.

Ehmals machte die Handlung von London zwei Drittel des ganzen englischen Handels aus; izt aber nur die Hälfte, seitdem Bristol, Norwich und Liverpool (denn so rangirt Hr. T. diese Städte nach ihrer Handelswichtigkeit) so viele Handlung bekommen haben. Liverpool ist izt der Siz beinahe des ganzen africanischen und westindischen Handels, und hat sich seit wenig Jahren in Absicht der Zahl der Einwohner, des Reichthums und des Umfangs der Stadt dreifach vergrößert. — Das 2te Hauptstük handelt vom englischen Münzwesen und der Beschaffenheit des Geldes, und enthält sehr artige Bemerkungen über diesen wichtigen Gegenstand. Es giebt in England Silber von dreierlei Art, 1) Silber in Stangen, welches aus Spanien und Portugal, den Colonien dieser Länder in America, und den englischen westindischen sowohl als americanischen kömt. 2) Feines sechszehnlöthiges Silber, kostet izt 2 Pf. St. 3 Sch. die Mark, welche acht englische Unzen hält. 3) Sterlingsilber, aus welchem alles Geld geschlagen und Silbergeschir verfertigt wird, kostet 2 Pf. St. die Mark. Das englische Silber ist das feinste in der Welt. — Um beständig einer-

lei

lei Münzfus, bei den abwechselnden Preisen des Silbers zu haben, zahlt die Nation jährlich an den König 15000 Pf. Die Banknoten sind so gut als baar Geld. Man sieht hier viel portugiesisches Gold und alte Louisdor's, aber Holländische Ducaten werden als eine Waare nach dem Gewicht verkauft. Dagegen das englische Gold in Holland sehr beliebt ist. Alles gemünzte Geld, was izt im Umlauf ist, mag sich auf 16-17 Millionen Pf. St. (ohngefehr 100 Mill. Reichsthlr.) belaufen, 18 Mill. wie einige angeben, ist übertrieben. Alles Gold wird izt zu London im Tower gemünzt, nachdem die vielen Münzstädte abgeschaft sind — 3tes Hauptstück von den natürlichen Landesgütern, und vorzüglichsten Manufacturwaren, welche England dem Handel überläst. Dieses Hauptstük ist vorzüglich wichtig. — Ganz England enthält nicht mehr als 41 Mill. 962470 Acres *); von welchen nur 8 Mill. 547222 zum Ackerbau dienen. Und doch hat lange Erfahrung bewiesen, daß diese $8\frac{1}{2}$ Mill. Acres bei einer guten Aerndte alle Einwohner von England, d. i. $5\frac{1}{2}$ Mill. Menschen, fünf Jahre ernähren können. Hieraus kan man berechnen, wie viel Getraide England zur Ausfuhr in andre Länder, d. i. zu seinem baaren Gewin übrig behalte. Die Summen, die seit den Prämien auf die Ausfuhr 1688 dafür ins Land kamen, sind unglaublich; von 1745-1750 waren es 7 Mill. 45786 Pf. und in den mittelmäßigsten Jahren $1\frac{1}{2}$ Mill. Pf. In den Jahren 1764, 65 und 66, da Spanien, ein Theil von

Deutsch-

*) Acre ist das deutsche Morgen oder Acker. Ein Acre hält 744 rheinische Schuhe.

Deutschland und Frankreich Miswachs, und Italien sogar Hungersnoth hatte, betrug die englische Getreideausfuhr 6 Mill. Pfund St. — Aber seit dem Jahr 1766 hat dieser so wichtige englische Handelszweig ganz aufgehört. Die übertriebne Pferdezucht, und die Gewohnheit des Adels, große Pachtungen zu machen, sind dem Ackerbau sehr nachtheilig geworden; dazu kam im Jahr 66 ein Miswachs, und nun entstand in England Mangel, und — welches bisher unerhört war, man muste nicht nur die Ausfuhr verbieten, sondern sogar die Einfuhr des fremden Getraides erlauben. — Der Verf. macht bei dieser Gelegenheit die Bemerkung, daß man in Europa von keiner Hungersnoth gewust habe, bis der freie Getraidehandel durch Sperrungen bald dieses bald jenes Landes gehindert wurde. Eine Bemerkung, die den Vertheidigern der freien Ausfuhr sehr willkommen seyn wird, — wenn sie nur zuverläßig bewiesen wäre!

Ehmals hies England die Zininsel, izt könt es die Wolinsel heißen. Denn Wolle ist sein wichtigstes Produkt, die so viele Menschen beschäftigt und ernährt, und das Königreich bereichert. Schon im Anfang dieses Jahrhunderts zählte man in England 12 Millionen Schafe, und der Werth ihrer Wolle beträgt wenigstens jährlich 1,200000 Pf. St. (d. i. 7,200000 Rthlr.) die Ausfuhr der Wolle ist bekantermaßen sehr strenge verboten, und doch geht jährlich für 100000 Pf. St. englische Wolle durch Schleichhandel nach Frankreich; auch viele lebendige Schafe werden dort herüber gebracht. Daher ist die normannische und bretagnische Wolle schon so gut wie die Englische; und dieser

Schleich-

Schleichhandel beweiset sich den französischen Tuchmanufacturen eben so vortheilhaft, als den englischen schädlich. — Die einländische Wolle reicht lange nicht zu den englischen Manufacturen hin; noch eben so viel (nemlich für 1,200000 Pf. St.) wird aus der Barbarei, Spanien, Portugal, Irland, Schotland, auch Polen und andern Ländern eingeführt. Der Werth aller Wolle also, welche in England verarbeitet wird, beträgt 2,400000 Pf. St. und wenn sie verarbeitet ist, wenigstens sechs Mill. Pf. St. (oder 36 Mill. Rthlr.) Diese Verarbeitung beschäftigt $1\frac{1}{2}$ Mill. Menschen. Nur die Hälfte wird in England und den Colonien verbraucht, die übrige wird ausgeführt. Also gewint England blos für seine Wolmanufacturen jährlich achtzehn Mill. Reichsthl. außer dem, was es durch die Colonien bekömt. Um diese Ausfuhr noch zu vermehren, ist seit 1773 die Einrichtung gemacht, daß die ostindische Compagnie jährlich für 380000 Pf. Sterl. Wolmanufacturen nach Indien senden sol. Alle Leichname müssen blos in Wolle begraben werden. — Die Tuchmanufacturen bringen izt lange nicht mehr ein, was sie ehmals brachten, da für 2 Mill. Tuch ausgeführt wurde. Die französischen Tücher haben den englischen den grösten Stos gegeben. Sie sind sehr gut, und doch ein Drittel wohlfeiler als die Englischen. — Der Flachsbau und die Leinweberei hat seit einigen Jahren in allen drei brittischen Königreichen, vorzüglich Schotland und Irland, so merklich zugenommen, daß die deutsche Leinwand hat können mit starken Zöllen belegt werden, und vermuthlich bald ganz wird verbothen werden. Doch wird noch viele nach den americanischen

nischen Colonien gebracht. Der geschwinde Fortschrit der irländischen Leinweberei ist folgender: 1688 führte Irland für 6000 Pf. St. Leinwand aus; 1741 aber 100mal soviel für 600000 Pf. 1759 für 939562 Pf. Nun aber fieng diese Ausfuhr an zu fallen, und zwar so beträchtlich, daß sie 1760 nur 47869 Pf. betrug. Doch stieg sie 1762 schon wieder bis zu 258000 Pfund Dieser Verfal der irländischen Leinwand wurde zum Theil durch die gute Aufnahme der Schottischen veranlaßt. In Schotland wurden 1728 nur drei Mil. engl. Ellen, 1759 zehn Mil. und 1766 zwölf Mil. oder etwa für 500000 Pf. St. gemacht. Schotland scheint ganz zur Leinweberei gemacht; der Flachs ist fein, stark und wohlfeil; reicht aber nicht hin, sondern mus durch liefländischen, russischen und deutschen ersezt werden. In England bedeutet der Flachsbau nicht viel; doch breitet er sich in den nördlichen Grafschaften aus. — Die Steinkohlen sind ein wichtiges Product der brittischen Insel, womit theils der eigne Holzmangel ersezt, theils ein wichtiger Handel nach Frankreich, Holland und den Niederlanden getrieben wird, der über tausend Schiffe beschäftigt, und gute Seeleute bildet. Viele Kohlenarbeiter kommen in 20. 30 Jahren, viele ihr ganzes Leben nicht auf die Oberfläche der Erde. — Die Waren, welche aus den englischen Metallen gearbeitet werden, beschäftigen über 400000 Menschen, und aus fremden Ländern kommen dafür jährlich 600000 Pf. St. nach England. Denn die americanischen Colonien nahmen sonst allein für 150000 Pf. St. von diesen Waren. — Die Güte der englischen Stahlfabriken (der wichtigsten in der Welt) beruht auf dem

Geheimnis Eiſen in Stahl, und ſchlechten Stahl in feinen zu verwandeln. Neuengland und Canada liefern viel Eiſen, welches daſelbſt nicht zur lezten Volkommenheit gebracht werden darf, ſondern nach England geliefert werden mus. Doch reicht es nicht hin, daher müſſen die Engländer jährlich mit großen Koſten ruſſiſches, ſchwediſches und deutſches rohes Eiſen holen; weder Grosbrittanien noch Irland hat gutes Eiſen. Denn wo auch der Boden eiſenreich iſt, kan doch wegen des Mangels an Holz kein Eiſen gemacht werden. — Die reichen Zin- und Bleibergwerke, (von denen der Verf. weil ſie ſchon bekant ſind, nicht viel ſagt,) gehören nur Privatperſonen; doch gewint der Staat von denſelben durch Zölle, welche allein in der Grafſchaft Cornwal jährlich über 20000 Pf. betragen. — Das engliſche Kupfer iſt erſt ſeit einigen Jahren beträchtlich, ſeitdem in Canada ergiebige Kupferbergwerke entdekt, und die Engliſchen verbeſſert ſind. — Mundik iſt ein neues Erz, das man ſchon lange in den cornwalliſchen Zingruben gefunden, aber verworfen hatte. Am Ende des leztern Jahrhunderts fand Gilbert Clark, daß es Kupfer und Galmei enthalte. Nunmehr zieht man aus dieſer, Jahrhunderte durch verworfenen Materie, jährlich für 150000 Pf. St. Kupfer, und für eben ſo viel Galmei, woraus Meſſing gemacht wird; führt jährlich für 100000 Pf. von beiden Metallen aus, für die man ehmals hereinführte, — und 100000 Menſchen leben von dieſen Mundik. — Die Stadt Birminghant (eigentlich iſt ſie nur ein Flecken, und ſchikt keine Deputirte zum Parlement) iſt der Hauptſiz aller Fabriken in Stahl, Eiſen, Meſſing, Kupfer u. ſ. w.

und

und dadurch ungemein bewohnt und reich. Zu Scheffield in Yorkshire werden die meisten Gabeln, Messer, Klingen ꝛc. gemacht, und diese beschäftigen 40000 Fabrikanten. — Alaun und Vitriol sind zu einer Menge Manufacturen unentbehrlich. Deswegen wird er in England viel gemacht. Im Alaunsieden hat man gewisse Kunstgriffe, daher wird der englische Alaun nach dem römischen für den besten in der Welt gehalten. Da die Seidenfärber den römischen nicht entbehren können; so hat eine Gesellschaft englischer Kaufleute von der päbstlichen Kammer alle Alaunsiedereien gepachtet; und versorgt erstlich die englischen Färbereien, und mit dem Ueberrest für unmäßig erhöhten Preis die Ausländer, theils um ihre Manufacturen, die des römischen Alauns nicht entbehren können, zu drücken; theils den Absoz des englischen Alauns zu befördern. — Vor 100 Jahren wurde noch kein Glas in England gemacht, und jährlich giengen große Geldsummen für mancherlei Glaswaren nach Böhmen; man brachte aber einige böhmische Glasmacher nach England, welche bei Newcastle Glashütten anlegten. Izt sind vierzehn Glasfabriken in England, welche nicht nur das Reich sondern auch die americanischen Colonien mit allen Glaswaren versehn, die Böhmischen sind daher bei gröster Strafe verboten; auch nach Spanien und Portugal geht viel englische Glasware, schon seit Johan V haben die Engländer in Portugal Glasfabriken angelegt, und oft (noch zulezt 1773) einen hohen Zol auf alles ausländische Glas bewirkt. Die englischen Glasfabricanten seßen gemeinschaftlich einen Preis ihrer Waren für ein Jahr fest. — Die Spiegelmacherei

ist in England noch nicht so weit gekommen, daß fremde Spiegel könten verboten werden; doch sind sie mit dem königlichen Zol, das ist, 100 vom 100 belegt. Und doch werden jährlich für 100000 Pf. französische Spiegel eingeführt. — Zu seinen Seidenmanufacturen bekömt England die Seide theils aus den americanischen Colonien (blos aus Georgien wurden 1762 schon 15000 Pfund Seide eingeführt) theils aus Sina, Indien, Persien, der Türkei, Spanien und Piemont. Die englischen Seidenmanufacturen sind stärker und dauerhafter, aber weniger glänzend und schöngefärbt als die französischen. Gefärbte Seide ist bei Confiscation einzuführen verboten; sondern sie mus so roh eingeführt werden, als sie vom Wurme kömt, um alles mögliche Arbeitslohn im Lande zu verdienen. Auswärtige Seidenmanufacturen sind strenge verboten, und doch kommen jährlich für 10000 Pf. St. aus Frankreich durch Schleichhandel nach England. Sie sind ein Drittel wohlfeiler als die englischen. Dies ist eine Folge davon, daß alle englische Seidenmanufacturen nur in London sind, wo sie wegen der Theurung des Arbeitslohns unmöglich so wohlfeil gemacht werden können, als z. B. die Lionischen. Daher sind sie seit dem lezten Kriege so sehr gefallen, daß in London izt 1500 Webersthle leer stehn. — Die Hutmanufacturen sind nicht mehr so beträchtlich als ehmals, doch gehn noch viele nach Deutschland und Norden. Aus Kaninchenhaar werden viele gemacht. Fast auf jedem Landgute trift man einen großen Thiergarten mit Kaninchen an; die oft zu 15–1800 Pf. St. verpachtet werden. Ihre Felle werden sowol zur Hutmanufactur

als

als zu Pelzwerk gebraucht. — Die englische Fischerei ist eine der Hauptzweige des Handels, und die Grundsäule der Seemacht von England. Vor 1757 thaten es die Franzosen den Engländern im Fischhandel weit vor, weil es den leztern an einem der wichtigsten Bedürfnisse zu diesem Handel an Salz fehlte, wofür nachher das Parlement hinlänglich gesorgt hat. Der Friedensschlus zu Paris hat sie noch mehr in diesem Handel befestigt; da die Engländer nun den Fischfang zu Terreneuve mit den Franzosen gemeinschaftlich besitzen, welche ihn vorher allein hatten und 500 Schiffe damit beschäftigten. Auch der Heringsfang an den schotländischen und irländischen Küsten, den ehmals die Holländer allein besaßen, ist nun schon wichtig. Daß der Fischhandel unter allen Arten von Handlung die vortheilhafteste sey, wird dadurch bewiesen, daß eine Ladung Fische für 3000 Pf. St. 2000 Pf. Gewin bringt. Die Hauptstüze dieses Handels sind die Fasten in den römischkatholischen Landen; daher auch die reichen Fischhändler in London bei ihren Zusammenkünften allemal die Gesundheit des heiligen Vaters in Rom trinken. — England liefert kein Pelzwerk, als Kaninchenfelle; aber durch ihre Colonien in America sind die Engländer im Besiz eines sehr wichtigen Pelzhandels, der hauptsächlich zwischen London und Quebec getrieben wird. Vor 1756 führten die Franzosen für 130000 Pf. St. und die Engländer für 90000 Pf. Pelzwerk aus Nordamerica. Durch den Pariser Frieden aber sind die Britten allein im Besiz, und holen jährlich für 300000 Pf. Pelze aus America, wovon sie 200000 Pf. wieder nach allen Ländern von Europa, auch sogar nach Rusland verführen.

Das vierte Hauptstük von der englischen Handelschaft durch alle vier Welttheile enthält sehr vieke wichtige und genauer als bisher bestimte Nachrichten vom englischen Handel. Da sie aber zu sehr ins Detail gehn, und sich nicht gut in einen Auszug bringen lassen, wollen wir nur aus dem folgenden fünften Hauptstük die Bilanz des englischen Handels herseken. Hr. Taube bemerkt aber vorher, daß solche Angaben allemal sehr trüglich wären, weil sie nur auf zwei sehr schwankenden Ursachen, dem Wechselcurs und den Zolregistern, beruhe. Er wolle indessen, sagt er, der herschenden Mode folgen, und die Handelsbilanz der verschiednen Nationen angeben, und ohne Zweifel kan man seinen Zahlen sicherer als vielen andern trauen, weil sie sich auf Erfahrung und reife Ueberlegung gründen.

England gewint also jährlich: durch den Handel

mit Portugal	2,000000	Pf St.
— mit Spanien	1,600000	—
— mit der Türkei, gegen	400000	—
— mit Holland	1,200000	—

Sein ganzer Gewin also macht 5 Mill. 200000

Dagegen verliert England: durch den Handel

mit Deutschland *)	400000	Pf. St.
mit Italien	150000	—
Durch den Handel mit Dännemark und Norwegen	100000	—
mit Schweden	150000	—
mit Rusland	400000	—

*) Hr. Taube hat ohne Zweifel die Bilanz des englisch-deut-

Der ganze jährliche Passivhandel von England macht also jährlich 2,900000 Pf. St.

Diese von seinem Gewin abgezogen, behält England ein Uebergewicht von 2,300000 Pf.

Dies ist die Bilanz des englischen Handels in Europa; ihr Handel nach den übrigen Welttheilen läst sich

deutschen Handels, über die seit einem Jahre so viel gestritten ist, so richtig bestimt als es sich thun läst. Es ist bekant, daß der ungenante Verfasser der Anfrage an das deutsche Publicum Leipz. 1773, behauptete: Deutschland (oder vielmehr nur der 4te Theil von Deutschland) verliere jährlich sieben Millionen Rthlr. an England, eine äußerst ungereimte Behauptung, welche durch die Hrn. Büsching, Büsch und Taube (in der Büschingischen Zeitung) hinlänglich widerlegt ist. Wir begreifen nicht, wie doch noch Hr. Schlözer in seinem Briefwechsel S. 80 einen jährlichen Verlust für Deutschland von 1,464625 Pf. St. hat angeben können. Diese Angabe gründet sich blos auf die englischen Zolregister, und die angeführten Gelehrten haben doch überzeugend genug bewiesen, wie wenig man auf diese Register zuverläßige Berechnungen gründen könne, theils wegen des großen Schleichhandels, theils weil so viele deutsche Waren in England als italiänische, portugiesische oder holländische einkommen, und dagegen bei der Ausfuhr so viele englische Waren als nach Deutschland gehend, aufgeschrieben werden, die doch wirklich nur durch Deutschland nach Polen, Rusland, Hungarn u. s. w. gehn. War es möglich, daß Hr. Schlözer diese Bemerkungen nicht kante, oder wenn er sie kante, wie konte er ihnen eine Berechnung, die sich nur auf die unzuverläßigen Zolregister gründete, entgegen setzen, ohne nur ein Wort zur Widerlegung jener drei Gelehrten zu sagen, die doch in diesem Fach so bewährte Kentnisse, so geprüfte Erfahrung bewiesen haben, die so simple, auffallende Gründe für ihre Behauptungen anführen? Wolte sich Hr. Schl. hierüber nicht einmal erklären?

unmöglich ſo genau beſtimmen. Oſtindien nimt zwar jährlich erſtaunend viel baar Geld weg; indeſſen macht der gute Abſaz der indiſchen Waren (vornemlich des Ziz und Kattun) in Europa, Afrika und den americaniſchen Colonien, dieſen Handel noch immer vortheilhaft. Der africaniſche Handel iſt bei weitem nicht mehr ſo vortheilhaft, als er vor hundert Jahren war; indeſſen bleibt er wegen des Handels mit Sclaven, Goldſtaub, Elfeinbein u. ſ. w. welche die Britten gegen ihre Manufacturen eintauſchen, noch immer Activhandel. — Die Handlung der Engländer nach ihren americaniſchen und weſtindiſchen *) Colonien war ehemals wichtiger, als alle andre Zweige der Handlung. In fünf Jahren vom 1ten Januar. 1744 bis den 1ten Januar. 1749 betrug die engliſche Ausfuhr

nach America	3,486268 Pf. St.
nach Weſtindien	3,363337 Pf.

In den Jahren 1754-1759 betrug die ganze Ausfuhr nach Weſtindien und America eilf Millionen, 181898 Pf. worunter über neun Millionen bloßer Gewin war. Nach dem Frieden 1762 aber hat ſich dieſes Verhältnis ſehr geändert. Der große Schleichhandel zwiſchen den engliſchen, ſpaniſchen und franzöſiſchen Americanern, der ſo viel engliſche Waren gefodert hatte, hörte auf; die Americaner ſchikten dagegen mehr ihrer Producte nach England; dies gab dieſem Handel eine ganz andre Geſtalt, und in den neueſten Zeiten iſt er durch die Strei-

*) Die Engländer unterſcheiden Weſtindien und America. Unter jenem verſtehn ſie die Antillen und andre Inſeln, unter dieſem blos das feſte Land.

Streitigkeiten der Colonien mit England beinahe ganz gehemt.

So wichtig der englische Handel auch noch immer gegenwärtig ist, so hat er doch von seinem ehmaligen Flor sehr verlohren. Die Ursachen davon giebt unser Hr. Verfasser im folgenden 6ten Hauptstücke von der Abnahme des englischen Handels an, und findet sie vornemlich in dem immer mehr zunehmenden Luxus, der die Neigung zur Industrie vermindert und den Arbeitslohn so erhöhet, daß die Engländer auswärts unmöglich ihre Manufacturen in gleichem Preise mit andern Nationen halten können; ferner in den ungeheuren Staatsschulden von 1046 Millionen Gulden, wovon der achte Theil Ausländern gehört, und also jährlich fünf Millionen Gulden Zinsen aus dem Lande zieht. Diese fodern große Auflagen, welche wiedrum die Erhöhung des Arbeitlohns zur schädlichen Folge haben. Mit diesen beiden Quellen der Abnahme des englischen Handels verbinden sich noch die Streitigkeiten mit den Americanern, welche alle ihre Manufacturen selbst machen, und sogar so viele 1000 Fabrikanten und Familien aus dem alten England und Irland weglocken. Für den besten Plan der Aussöhnung hält der Verf. daß die Colonien ihre Manufacturen und Fabriken wieder einzehn ließen, und alle Waren aus England nähmen; dagegen aber nicht nur das Recht Deputirte ins Parlament zu schicken bekämen, sondern auch durch England unterstüzt würden, den Bau aller Producte, die zu den englischen Manufacturen nothwendig sind, (vorzüglich der Wolle, des Flachses, der Seide u. s. w.) so weit zu treiben, daß die Engländer gar nichts mehr

aus andern Ländern, sondern alles aus den Colonien holen könten. Dies würde den englisch-americanischen Handel zu einer Wichtigkeit erheben, die er noch nicht gehabt hat. An der Möglichkeit der Ausführung kan man gar nicht zweifeln, da die Erfahrung schon bewiesen hat, daß das englische America alle die Producte hervorbringen könne, welche die brittischen Manufacturen izt aus Persien, Indien, Sina, den türkischen und europäischen Ländern in Süden und Norden, zum Theil mit großem Verlust holen müssen.

Das 7te Hauptstük handelt von der Freiheit des englischen Handels. In England darf jeder handeln womit er will, die Einschränkungen, welche durch die verbotenen Waaren entstehn, ausgenommen. Diese sind mit großer Weisheit eingerichtet. Rohe Producte des Landes, englisches Geld, gewisse Instrumente der Fabrikanten dürfen nicht ausgeführt, fast alle fremde Fabrikwaren dürfen nicht eingeführt, wenigstens nicht in der Insel verkauft werden. Monopolia, die schädlichsten Einschränkungen der Industrie und des Handels sind seit 1624 in England völlig abgeschaft, da sie in den Zeiten der Königin Elisabeth, (als die Handelspolitik noch nicht gebohren war) so häufig waren, daß sie den vorzüglichsten Theil der Staatseinkünfte ausmachten. Gegenwärtig findet man in England keine andre Monopolia mehr, als die den Erfindern neuer und nüzlicher Manufacturen auf vierzehn Jahre gegeben werden, und die also wirkliche Belohnungen des Verdienstes sind. — Der Verf. erwähnt hier zwar die berühmte ostindische und andre Compagnien nicht, welche im Besiz so wichtiger Mo-

nopo-

nopolien ſind; aber es verſteht ſich ſchon von ſelbſt, daß ſie eine Ausnahme der Regel machen. Und doch iſt eine Frage, ob der engliſche Handel nach Indien länger als 1783, (da der itzige Termin der Compagnie zu Ende iſt) ein Monopol bleiben werde?

Das 8te Hanpſtük handelt von den engliſchen Fabrikanten, Kaufleuten und Handelsgeſelſchaften, und enthält ſehr viele wichtige und den meiſten Leſern vermuthlich neue Bemerkungen, die wir aber, ohne uns in ein zu tiefes Detail einzulaſſen, hier nicht ausziehn können. Das 9te Hauptſtük betrift das engliſche Zolweſen und den Commerzrath. Die Zölle auf die Ein- und Ausfuhr ſind das herliche politiſche Mittel, wodurch die Regierung dem Handel und den Manufacturen die Wendung geben kan, welche ſie dem algemeinen Beſten die zuträglichſte hält. Keine Regierung hat dieſes Mittel mit gröſſerer politiſcher Weisheit genuzt, als das engliſche Parlament. Die wichtigen algemeinen Grundſäze, welche es bisher befolgt hat, ſind 1) die rohen Materialien und die Producte, welche nur den erſten Grad der Verarbeitung bekommen haben, z. E. Garn, dürfen gar nicht ausgeführt werden. 2) Fremde rohe Materialien, die in England verarbeitet werden, gehn Zolfrei ein, und Producte, die zwar den erſten Grad der Bearbeitung erhalten haben, aber in England noch volkomner verarbeitet werden, z. B. unſer deutſches Garn, ſind nur mit ſehr mäßigem Zol belegt. 3) Alle engliſche Manufacturwaren werden Zolfrei eingeführt, und viele erhalten ſogar Prämien, als die ſeidnen Zeuge, Segeltuch u. ſ. w. 4) Alle fremde Manufacturwaren ſind entwe-

der völlig einzuführen verboten, oder mit sehr starken Zöllen belegt, nachdem die eignen Landesmanufacturen schon mehr oder weniger im Stande sind, die Einwohner mit diesen Waren zu versorgen. 5) Fremde Producte dürfen nach England gebracht, und von da nach andern Ländern verführt werden, sind aber mit Zöllen belegt. Die meisten natürlichen Producte erhalten bei der Ausfuhr den ganzen oder halben Zol wieder zurük, den sie bei der Einfuhr erlegten; die Manufacturwaren aber, welche in England selbst gemacht werden, nicht; und bei ihnen sind die Zölle gemeiniglich höher.

Auf diese algemeine Grundsätze (deren Vortrefflichkeit man desto mehr einsieht, je tiefer man ihren wichtigen, weitgehenden Folgen nachdenkt) wird man alle besondre Verordnungen des Parlements, welche die Handlung und die Zölle betreffen, zurükführen können; und bei jeder einzelnen Stof zur Bewundrung der tiefen Einsichten der brittischen Gesezgeber finden. — Das Parlement hat sich izt die Einrichtung des Handels und des Zoltarifs ganz allein vorbehalten; und dem Commerzrath (board of trade and plantation) nur noch die americanischen Angelegenheiten überlassen. Dieser wird indes immer mit Männern besezt, die grosse practische und theoretische Kentnisse besitzen, und die Handelsbilanz Englands mit allen andern Ländern der Welt statistisch studirt haben. Unsre deutsche Commerzcollegia sind selten so glüklich besezt; und die Handelspolitik scheint in den meisten Theilen unsers lieben Vaterlandes noch da zu seyn, wo sie in England vor 200 Jahren war. — Nach einer Mittelzahl von den neuesten Jahren bringen die brittischen Zölle jährlich

gegen zwei Mill. Pf. St. ein; im Jahr 1760 brachten ſie ungewöhnlich viel, nemlich 2299000 Pf. St. ein. Das 10te Hauptſtük handelt vom engliſchen Seewesen, in Abſicht auf die Handlung; und das lezte und 11te liefert einen flüchtigen Blik auf die engliſchen Beſizthümer in den drei andern Welttheilen. Das feſte Land in America iſt der wichtigſte Theil dieſer Beſitzungen. Die eigentlichen Colonien, welche noch von den königlichen eroberten Landen verſchieden ſind, enthalten izt 2 Mill. Einwohner; von denen eine Million Engländer; die andre Irländer, Deutſche und Wilden ſind; unter hundert Perſonen entſtehn hier zwei (in Europa nur eine) Ehen; und weil ſich die Menſchen, wegen des wohlfeilen Preiſes der Ländereien, früh etabliren und im 20ſten Jahr heirathen, rechnet man auf jede Ehe acht Kinder, (in Europa nur viere). Man darf aber auch annehmen, daß von dieſen acht viere in der Kindheit ſterben; ſo folgt doch aus den angegebnen Sätzen, daß ſich die Menſchen in den Colonien alle zwanzig Jahre verdoppeln, daß ſie alſo im Jahre 1794 über vier, im Jahr 1814 gegen neun Millionen Menſchen, und (bei der immer zunehmenden Auswanderung) über hundert Jahre mehr Engländer, Irländer und Deutſche enthalten werden, als England, Irland und Deutſchland ſelbſt; es verſteht ſich, wenn nicht Krieg, Peſt, Hungersnoth u. ſ. w. dieſe Bevölkerung aufhalten. — Mit dieſer intereſſanten Bemerkung wollen wir den Auszug aus dem Buche des Hrn. Tatlhe beſchließen, das ſo vieles der Aufmerkſamkeit würdiges enthält. Wir haben lange nicht alles Wichtige ausziehn können, aber doch gewis genug, um einen

phi-

philoſophiſchen Leſer zu beſchäftigen, und ihn zu reizen, im Werk ſelbſt dasjenige aufzuſuchen, welches wir unſrer Beſtimmung wegen übergehn muſten. Nur Hr. T. wollen wir nochmals erſuchen, uns bald wieder mit ähnlichen ſchäzbaren Beiträgen zur neueſten Statiſtik zu beſchenken.

21.

XLVII.

Theoph. Chr. Harles opuſcula varii argumenti. Accedunt ſpecimen theſauri epiſtolici Schwarziani, & alia. Halæ apud Joannis Juſtini Gebaueri viduam & filium cIↃ IↃ ccLXXIII. 1 Alph. 13 pl. 8.

I) De pedantiſmo philologico, p. 1-68, womit wir ſogleich II) De galantiſmo æſthetico & philologico, p. 68-97. verbinden. Wer des jezigen, ſo verehrungswürdigen Greiſen zu Jena, Hrn. D. Walchs, epiſtolam philologicam de Pedantiſmo & Galantiſmo, Leipzig 1715, und Menkens bekante Charlataneria eruditorum geleſen hat, wird ſich von dem Hauptinhalt der beiden Harleſianiſchen Programmen einen ungefähren Begrif machen können; aber, abgerechnet daß jezt gar eine andere Zeit iſt, als die war, wo Walch und Menken ſchrieben, ſo wird man hier vergebens die weit ausgebreitete Beleſenheit und

und den natürlichen Wiz ſuchen, die Menkens Buch zu ſeiner Zeit klaſſiſch, und noch jezund jedem Leſer intereſſant machen. Wahr und gut iſt freilich alles, was Hr. Harles ſaget; wenn aber das Wahre nicht zugleich neu, mindeſtens nicht auf eine neue gefallende Weiſe geſagt iſt, ſo mus es ungedrukt bleiben; oder wil man es drucken laſſen, nun, ſo thue man es freilich da, wo Beruf und Amtsgeſchäfte einzig und allein zum Schriftſteller machen. Das heiſt zwar freilich, wie Hr. H. in Programmen. Aber man gebe uns dieſe blos für den engen Univerſitätscirkel geſchriebene Anſchlagezettel, wenn ſie weiter nichts als Anſchlagzettel ſind, nachher nicht in einem beſondern Bande zuſammengedrukt. Denn ſo nachſichtsvol ich von Programmen aller Art zu urtheilen gewohnt bin, und ſo wenig ich aus ihnen auf das Genie und die Wiſſenſchaften ihres Auktors ſchließen mag; ſo fält doch alle dieſe Nachſicht weg, wenn der Verfaſſer ſelbſt auf ſie Verzicht thut, ſeine fliegende Blätter ſammelt, der Vergeſſenheit entreiſt, und aus ihnen ein eigenes dikbäuchigtes Buch macht.

Doch dem ſey wie ihm ſey. Wenn Hr. H. das Verdienſt einer guten Schreibart hätte, ſo würden wir ſie wenigſtens jungen angehenden Gelehrten als unterhaltende Lektür im lateiniſchen anpreiſen können. Auch mag Hr. H. ſelbſt ſich wol nicht wenig auf ſeine Schreibart zu gut thun. Sie hat etwas ähnliches von der Klotziſchen. Wie jener Ehrenman weyland, ſucht auch er ſchön klingende Wörter und ſpizige Phraſen, woraus ein Bettlersmantel aus lauter Purpurflicken zuſammengeſezt entſteht, für welchen Vater Cicero, wenn er es in Elyſium leſen ſolte, gerade eben ſo, als

Leßing

Leßing für die Predigt eines schönlallenden Kandidaten ausspeien würde, ob sie schon aus lauter Floskeln unserer mehrest klassischen Schriftsteller zusammen gebettelt ist. — P. 44. Congrediuntur: signum datur omnibus clamoribus, tubis & tubicinibus, vt aër percutiatur: manus conserunt; æstuant ira & furore abrepti, aduersarios adgrediuntur; vulnerant ac vulnerantur, & denique multis confossis & occisis, fessi lassique discedunt: gloriantur tamen, licet magna facta virium jactura, sibique coronam ciuicam meruisse videntur. Dieses wird von dem grammatikalischen Kriege gesagt, den Perizonius und Küster über das verbum cerno führten. Nun übersetze man sich diese Stelle selbst in's Deutsche, und urtheile dann, ob etwas schönlallender, der Sache, und dem dogmatischen Hauptton des Buches unangemessener als Perioden dieser Art seyn können, die doch fast auf allen Seiten (z. E. S. 59, 70, u. s. w.) vorkommen. Belesenheit, die Hrn. Harles doch so nöthig war, seinen Vortrag aufzustutzen und mit Beispielen belegen zu können, hat er gar nicht; und alles, was er beibringt, ist aus denen bekantermaßen höchst elenden, von Hrn. Hiller übersezten: Anekdoten zur Lebensgeschichte merkwürdiger Gelehrten entlehnt.

Um alles mit einem Worte zu sagen. Hr. H. da er das ganze süsklingende Gewäsch so ganz in Hrn. Klotzens Geist und Kraft hinschrieb; es so schön mit französischen Versgen (S. 53, 54, 56, 57.) und Stellen deutscher Auctoren (S. 42, 58, 78, 82.) durchspikte; so oft und so enthusiastisch von Leßing, Mengs, Hagedorn, Winkelman, Caylus, Klotz, u. s. w. sprach,

der

der wies uns damals unwiderſprechlich, daß er ein Galantiſta der erſten Art ſey; und jetzund, da er Unverſchämtheit genug beſizt, das elende Gewäſch von neuen drucken zu laſſen, verräth er durch dieſe kindiſche Eigenliebe den hohen Grad ſeines Pedantiſmi. — Der Mann, der ſo ſehr Pedant und Galantiſta ſelber war, hätte warlich beſſer davon ſchreiben ſollen!

III) De originatione vocabuli Nurenberg, p. 97-110. Der Hr. V. ſagt uns, daß ihm der ſel. Groß zu Erlangen Hofnung gemacht, die Profeſſur der vaterländiſchen Geſchichte auf der daſigen Akademie zu überkommen, und daß er ſich zu dem Ende einige Monat lang mit beſonderm Fleis auf die Erlernung derſelben geleget. Und dieſen monatslangen Fleis erſieht man auch aus jeder Zeile dieſer Abhandlung. Aber Profeſſor der Geſchichte ſeines Vaterlandes zu werden hätte Hr. Harles bedenken ſollen, dazu gehört mehr als monatslanger Fleis.

IV) Quæſtio num in condendis conſeruandisque litterarum vniuerſitatibus vtilitatis priuatæ quam maxime habenda ſit ratio, p. 110-119. Man muß das trefliche Raiſonnement über die Proteſtantiſche Univerſitäten in Deutſchland geleſen haben, um recht zu fühlen und zu ſchmecken, wie elend dieſe Brochure ſey.

V) Memoria Joannis Georgii Kraftii, nomine vniuerſitatis Erlangenſis ſcripta, p. 119-139. Wenn alles das Gute wahr iſt, was Hr. H. freilich nach Art aller akademiſchen Leichenpanegyriſten von ſeinem Helden ſagt, ſo hatte der ſel. Kraft warlich ein längeres Leben, und nach ſeinem Tode einen beſſern Lobredner verdienet.

VI)

VI) Memoria — Claræ Julianæ gentis Geyeriæ — præmittuntur Philologumena & Philosophumena quædam de opinione veterum de anima hujusque post mortem fatis, p. 139-158. Wozu noch unter VII) p. 158-163. ein Epimetrum ohne Ueberschrift komt, welches die Frage: Ob nicht die Heiden aus den Träumen die ewige Fortdauer der Seelen hätten schließen können? Wie billig, verneinet. Neues finden wir hier zwar nichts, doch ist die lateinische Schreibart besser, mehr sich selbst gleich, und minder geziert, als in denen ersten Aufsätzen.

VIII) Memoria Magdalenæ Charlottæ Christianæ Schmidlin. Præmittitur disputatiuncula de animis piorum ad cœlestem musicam redeuntibus secundum placita quorundam veterum Philosophorum, p. 163-170. Solte wol ein argumentum ex reconditiori Philosophia depromptum seyn, ist aber gar herzlich elend behandelt, und lehret nichts als triviale Dinge.

IX) De artificio atque ornatu epistolæ Pauli ad Philemonem p. 171-181. An alle Künsteleien dieser Art hatte der sel. Paulus gewis nicht gedacht, da er den entlaufenen Onesimus seinem Herren von neuen empfohl; und ich möchte das, noch so leichtfertig hingeschriebene Billet sehn, in das man nicht, wenn man die Harlesianische Methode befolgen wil, alle nur mögliche Schönheiten hinein tragen könte.

X) Emendationes & conjecturæ ad Joannis Stobaei sententias, p. 181-191. Hr. H. fand sie der dritten Gesnerschen Edition beigeschrieben. Die mehresten sind von Conrad Rittershausen, der auch die

die Anfangsbuchstaben seines Namens C. R. einmal einer dieser Conjecturen beigefügt hat. Einige sind von einer andern Hand beigeschrieben; und hier weis Hr. H. nicht, auf wen er als Verfasser athen sol. Diese Noten sind nun zwar oft unbedeutend; wie sie denn Rittershausen nur zu seinem Privatgebrauch, nicht um gedrukt zu werden, hingeschrieben hatte; doch werden sie einem zukünftigen kritischen Herausgeber des Stobäus immer sehr angenehm seyn, und gute Dienste leisten. Eine Probe davon zu geben, so ist Aristotelis bekanter Hymnus auf die Tugend von Rittershausen dergestalt verbessert und abgesezt worden.

Ἀρετὰ πολύμοχθε,
γένει βροτείῳ
θήραμα κάλλιστον βίῳ.
Σᾶς πέρι παρθένε μορφᾶς
καὶ θανεῖν ζηλωτὸς ἐν Ἑλλάδι πότμος
καὶ πόνος τλῆναι μαλερὸς
ἐκάμαντας. τοῖον
ἐπὶ φρένα βάλλεις
καρπὸν ἀθάνατον
χρυσοῦ τε πρέσσω καὶ γονέων
μαλακαυγέος θ' ὕπνου.
Σᾶ δ' ἕνεκεν ὁ διᾶς Ἡρακλῆς
Λήδας τε κοῦροι πολλ' ἀνέτλασαν,
ἔργοις τὰν ἀγρεύοντες δυνάμιν·
Σοῖς δὲ πόθοις Ἀχιλλεὺς
Αἴας δὲ εἶδαο δύμας ἦλθον.
Σᾶς δ' ἕνεκεν
καὶ Ἀταρνέως ἔντροφον
σελίδ' χήρωσεν αὐγᾶς.
τοι γὰρ ἀοίδιμον ἔργοις
ἀθάνατόν τε μιν αὐξήσουσι Μοῦσαι

Μναμοσύνας θύγατερες
δίος ξενίε σέβας ἄυξσαι
Φιλίας τε γῆρας βεβαίας.

XI) Suſpiciunculæ in quosdam auctores, p. 191-197. Die einzige Konjektur, ſo noch etwas beträchtlich iſt, macht Hr. H. über des Demoſthenis Rede de corona, cap. 51. wo er an ſtat: τοῖς δὲ ἡμῖν δυναντήσασι παυδημεὶ χρησόμεθα, τοῖς δὲ συμβέλοις ἡμῖν μὴ κειμένοις ἐπιζημίοις, alſo zu leſen befiehlet. — χρησόμεθα, τῇ δὲ συμβελῇ ἡμων μὴ πειθομένοις ἔπεσι ζημία. Das übrige, was hier vorkomt, bedeutet alle nichts; allein aus einem Briefe des Hrn. Nagel zu Altorf, führet er eine eine ſehr glükliche Verbeſſerung dieſes Gelehrten des Epigrams vom Marſyas an. Anthologia latina, L. I. ep. 38. edit. Burmannianæ heiſt es:

Docta manus varios lapidem limauit in artus
Arboris atque hominis fulget ab arte figis;

Da dieſes gar keinen Sin giebt, ſo ſezt Hr. Nagel nach hominis ein Punktum, und lieſt für das nichtsbedeutende: Fulget ab arte figis, Fulget ab artifice, welches ſonder Zweifel recht iſt, und von Hrn. H. gar füglich aus Ovid. Triſt. II. 521, 522, erläutert wird.

XII) Variæ lectiones librorum μεταμορφωσεων, ex codice Hamburgenſi, p. 197-214. Hr. H. bekam ſie zu ſeiner vorhabenden neuen Edition der Metamorphoſen, vom Hrn. Longolius, der ſie 1732, aus einem ſechshundert Jahr alten pergamentnen codice, der Hamburgiſchen Domkirche excerpirt hatte. Es iſt nichts beſonders davan, und man findet hier nur die

die gewöhnlichen Fehler, ſo vor Heinſio in allen Ausgaben des Ovidius gäng' und gebe waren.

XIII) Collatio codicis membranacei Terentiani, qui in bibliotheca Helmſtadienſi ſeruatur, inſtituta a I. Facio, Coburgenſi, p. 214-387. Der codex, den Hr. Harles durch die Wilfährigkeit des Hrn. Profeſſor Schirach's zu Helmſtädt bekam, iſt länglicht, eilf Zol lang und ſechs Zol breit. Das Pergamen iſt ſehr dünne, auf der einen Seite ſehr glat, und auf der andern etwas uneben. Es ſind kleine [longobardiſche] Buchſtaben, ausgenommen die Anfangslittern der Scenen, welche gros und blau gemahlt ſind. Die Anfangsbuchſtaben jeglicher Comödie iſt verguldet, und buntfärbig gemahlt. Die Buchſtaben, ſo die unterredende Perſonen anzeigen, ſind roth. — Ae und oe, die Diphtongen, finden ſich hier gar nicht, und an ihrer ſtat nur immer ein einfaches e, ohne das untengeſezte Strichlein. Die nomina propria, ſo wie die griechiſche Wörter, ſind faſt durchgehends vitiös; für Gynæceum, findet ſich immer Gignoceum. In zuſammengeſezten verbis, behält er ſtets den Buchſtaben des verbi, nicht den der Präpoſition bey: accurrere, apprehendere, nicht adcurrere, adprehendere. Nach dem m ſchiebt er ſehr häufig ein p ein, z. E. erumpna für ærumna, und in mitto, und allen compoſitis dieſes verbi, verwandelt er das erſtere t jederzeit in c, z. E. micto, inmicto, permicto. — Dii und Diis findet ſich immer ganz ausgeſchrieben; für oſtium, ſchreibt er hoſtium, und dieſes h iſt noch viel mehr, Wörtern, doch nicht allen, vorgeſezt. — Neglegentia für negligentia u. ſ. w. — Dieſe ziem-

lich vollständige Beschreibung des codicis, lehret uns schon, daß wir uns sehr wenig beträchtliches für die Kritik daraus versprechen durften. Wir bedauern des Hrn. Facius, (den uns Hr. H. als einen begierig auf Amt, Brod und Weib wartenden Kandidaten beschreibet) so übel angewendete Arbeitsamkeit und loben Hrn. Reitz, der von dieser Kollation, ohnerachtet sie ihm angeboten ward, dennoch keinen Gebrauch zu seiner neuen Edition des Terenz machen wolte.

XIV) De Theologia, inprimis Fato & Joue Homeri, p. 387-449. Ist sonder Zweifel noch das beste Stük der ganzen Samlung; denn ohnerachtet freilich eine Menge Dinge mit einer unausstehlich ekelhaften Weitläuftigkeit gesagt werden, so läuft doch manches brauchbare mit unter. — Aber freilich Harlesianisch Gold, wäre Ernestinischer, oder Heynischer Schlacke.

XV) De feminarum conditione & auctoritate apud gentes quasdam antiquas; p. 449-458. Eine gar elende Kompilation, die nicht einmal werth war, als Program gedrukt zu werden.

XVI) Joannis Kappii emendationes & conjecturæ in Cornelium Nepotem, p. 458-470. Vom Herausgeber des Julius Obsequens an Hrn. H. zu seinem neuen Druk der kleinern Stavernschen Edition des Nepos gesendet, und da sie für den Umfang dieser Handedition zu gros waren, hier abgedrukt. Fleis sieht man überal, und Bekantschaft mit seinem Schriftsteller kan man dem V. auch nicht absprechen; aber nicht selten sucht er Schwierigkeiten, wo keine sind, oft erläutert er Dinge, die keiner Erläuterung bedurften; und

zu-

zuweilen hat er Konjekturen so unwahrscheinlich, daß man sie vielleicht mit vieler Mühe nicht unwahrscheinlicher ausdenken würde, als wenn er z. E. Hannibal, IV, 1. für Clastidio, Cornelio Scipione lesen wil.

XVII) De Mercurii statuis ante ædes ianuasque apud Græcos politis, p. 470-489. Eine sehr bekante Materie trivial ausgeführt, und mit vielen griechischen Stellen, die von der großen Gelehrsamkeit des V. zeugen, aufgestuzt.

XVIII) De ἐρανηφορίᾳ festo Græcorum, p. 489-499. Völlig im Geschmak des vorigen.

XIX) De Phrædi fabulis, num ab iis primordia latinæ linguæ sint capienda? p. 499-519. Ein Program des sel. Bruders unsers Verfassers, welcher Conrektor zu Kulmbach war. Hr. H. hat es in dieser Samlung wieder abdrucken lassen, weil er vermuthlich kein bequemer Mittel wuste, das Volumen recht dik und volständig zu machen, ohne daß es ihm einmal die Mühe gekostet hat seine rechte Hand in Bewegung zu setzen. In der Note sagt er zwar: machinis iterum exscribi Facio, ob *pietatem* quam b. fratri meo debeo; allein im Namen des gesamten Publici wolten wir uns Pietäten dieser Art für die Zukunft verbitten. Und würklich wäre der Hr. Professor magis pius erga b. fratrem suum gewesen, wenn er dieses nichtsbedeutende Program eines Kulmbachschen Konrektors, neben allen nichtsbedeutenden Programmen aller Kulmbachischen Konrektoren hätte modern lassen; als daß er hier seines und seines seligen Bruders Blöße so öffentlich zur Schau stelt.

In der Vorrede sagt uns der Hr. P. daß er verschiedene von seinen kleinen Gelegenheitsschriftgen ganz weggelassen, sonderlich diejenigen, die er tirocinio litterarum vix posito geschrieben, und die ihm der curarum entweder völlig unwerth geschienen, oder doch eine größere Muße verlangt hätten, die ihm seine viele Geschäfte für jetzund versagten. Wir sagen nun zwar Hrn. Harles höflichen Dank, daß er s. v. seinen Pispot — wie der sel. Reiske sagte — nicht ganz über uns ausleren wollen; wären aber doch begierig, des Spaßes wegen, bei einer Flasche Rheinwein solch eine commentatiunculam zu lesen. Denn da die, in diesem volumen vorkommende Abhandlungen, so sehr elend sind, ohnerachtet sie Hr. Harles ausgelesen, verändert, verbessert, und viele von ihnen, wie er versichert, völlig umgearbeitet, so kan ich es nicht läugnen, ich wär' etwas neugierig, die vom Hrn. V. selbst schlecht erklärte Stücke zu lesen. Merke du aber, lieber Leser, die Phrasin tirocinium litterarum. Wir dächten doch, ein Hr. Professor und ein Herr Auktor solten so billig seyn, das tirocinium litterarum mindestens von ihren Studentenjahren zu verstehn; bei Hrn. Harles aber sind es die Schuljahre. Die Dissertation de fato Homeri, p. 387. hat er 1762 als Student zu Göttingen geschrieben, und die de originatione vocabuli Nurenberg p. 97. 1764 zur Magisterpromotion in Erlangen; also beide, wie jeder bescheidene Man sagen würde, tirocinio litterarum vix posito. Allein für solch ein großes Genie, als Hr. H. ist, waren freilich die Studentenjahre kein tirocinium litterarum mehr. — Ob sonst die hier vorkommende

Ver-

Versicherung von der Umarbeitung der mehresten hier vorkommenden Artikel gegründet oder nicht sey; können wir, die wir die einzeln herausgekommene Harlesianische Piecen nicht besitzen, (auch im Fal wir sie besäßen, schwerlich kollationiren würden) freilich nicht beurtheilen; auch scheinet sie sich kaum mit der großen Klage, so der Hr. V. in der Vorrede über Mangel an Zeit und Muße führet zu reimen; wenn sie aber wahr ist, so bedauren wir den Hrn. V. der seine ersten Aufsätze so elend machte, daß sie durch keine Politur und Feilung erträglich werden konten — und damit gnug vom clarissimo Harlesio.

Es folget nun noch, bis zum Ende des Buches das Specimen thesauri epistolici Schwarziani. Hr. H. hat von seinem Schwiegervater, dem seligen Professor Weiß zu Altorf, der ein Tochterman des berühmten Schwartz war, die ganze Korrespondenz des leztern geerbet; er verspricht uns daher, im Fal das gegenwärtige Specimen gefallen solte, die ganze Korrespondenz des sel. Mannes, mit Auslassung der blos häuslichen, oder schon vom Hrn. Will, im Commercio epistolico Norimbergensi, herausgegebenen Briefe, so bald er nur etwas Zeit finden würde, drucken zu lassen. Wir glauben der in der Vorrede gegebenen Versicherung, daß diese Briefe sehr viel merkwürdiges zur Erläuterung der Litterärhistorie, der Büchergeschichte und des Plinius enthalten, gar sehr gerne: auch hat uns das hier mitgetheilte Specimen derselben, lüsterner nach einer Ausgabe der ganzen Korrespondenz, als nach einer neuen Samlung Harlesianischer opusculorum gemacht. Nur wolten wir gehorsamst bitten, bei der

Publikation mindestens etwas ordentlicher zu verfahren als hier im Specimine geschehn ist, welches die allergröbsten Fehler verunstalten. Z. E. der Brief des Hrn. Bel, p. 553. mus, wie sogar das untengesezte Datum lehrt, vor dem p. 552 stehn. — Die 3 Briefe p. 555 sind nicht an den Fürsten von Salzburg, sondern an den Grafen von Bünau geschrieben, und zwar ist der erste, Antwort auf den Brief des Grafen p. 523. und ist, wenn gleich kein Datum darunter steht, im Januar 1749 geschrieben, er muste also hinter dem den 5 Januar. 1748 geschriebenen, auf den der vorgedachte des Grafen p. 523 die Antwort ist, gesezt werden, und der hier zu allerlezt vorkommende Brief p. 559 hätte zu allererst gesezt werden müssen: denn ohngeachtet ihm kein Datum untergesezt ist, so hat dieses Datum doch im Autographo gestanden: da ein Brief des Grafen, welcher hier p. 520 abgedrukt worden, uns belehret, daß er den 12ten Februar. 1739 geschrieben war. — Da sich Hr. H. so sehr großer Fahrläßigkeiten zeihen läst, und dadurch seine sehr wenige Achtung des gelehrten Publici zu erkennen giebt, so darf seine ungewaschene Hand die Briefe des seligen Mannes nicht verunstalten, wenn gleich sonst die Herausgabe dieser Briefe ein Geschäft wäre, dem sich ein fleißiger und achtsamer Student gar füglich unterziehen könte.

13.

XLVIII.

Academische Vorlesung über die zu Schemnitz in Niederhungarn errichteten Pferdegöpel.

Dres-

Dresden 1773. in der Walterſchen Hofbuchhandlung, 4½ Bogen, mit 2 Kupfertafeln und 5 Vignetten.

Wir dürfen nur anführen, daß dieſe Vorleſung ein Aufſaz iſt, der den in der Mechanic berühmten P. Poda zum Verfaſſer hat, ſo wird ſolches zur Empfehlung eines Werks hinlänglich ſeyn, das dem Mechaniker angenehm, dem gelehrten Bergman aber aus einer doppelten Urſache nothwendig ſeyn wird, einmal weil er hier lernet, wie er bei Verrichtung einer dergleichen Maſchine zu Werke gehen ſol; und zweitens, weil ihm hier Erfahrungen und Vorſchriften mitgetheilt werden, die, ſelbſt zu ſamlen, manchem die Gelegenheit nur ſelten ſich darbiethet.

8.

XLIX.

Geheime Scheidung der Metallen und derſelben Nuzbarkeit, von Georg Chriſtian Ittershagen. 1774. 8. 4 Bogen.

Gereizt durch das Beiwort: geheim, hoften wir in die abdita Syringarum geführt zu werden, oder den grünen Löwen kennen zu lernen; allein nichts von dieſen. Der Verf. ſpricht von einem gewiſſen Pro-

ces aus Blei, der wöchentlich einmal bearbeitet, im ganzen Jahre 500,000 Rthlr. und wöchentlich dreimal, ein um so viel stärkeres Capital einbringen sol. Lehrt er aber auch diesen Proces? Nein, er vermuthet nur, daß er auszuführen sey, und dazu wil er geheime Data in Händen haben. Er ermuntert die Weisen, nach seiner Anleitung Versuche zu machen, und unterwirft seine Abhandlung dem Urtheil solcher Scheidekünstler, welche das Hauptgrundstük der Metallen, nemlich das in ihnen steckende höchstreine Feuerwesen besser als er kennen und zu seiner Reife zu bringen wissen. Ob nun diese Lust und Belieben tragen, den Verf. mit seinen geheimen Nachrichten zu erhandeln, stehet dahin. Bei dem allen gehöret er nicht unter den Haufen der gemeinen Goldmacher, und wegen anderer Bemerkungen verdienet sein Büchelchen gelesen zu werden.

8.

L.

Vom Alter der Oelmahlerei aus dem Theophilus Presbyter. Braunschweig in der Buchhandlung des Fürstlichen Wayfenhauses 1774. 6 Bogen in 8.

Ein Auszug aus einem Theile eines merkwürdigen Manuscripts des Theophilus Presbyter, welches der Herr Bibliothecarius Leßing auf der Fürstlichen Wolf-

Wolffenbüttelschen Bibliothek abermals entdecket hat. Konte die wichtige Stelle eines Wolffenbüttelschen Bibliothecars, die einen Gelehrten von so vielen und gründlichen Kentnissen erforderte, der sie in ihrer Verbindung und Zusammenhang einsehen muste, und Geschichte und eignes Nachdenken damit verband, glüklicher besezt seyn? Konte der große Leibnitz, der ehmals auch Vorsteher dieser Bibliothek war, einen würdigern Nachfolger haben? Doch Hern Leßingen loben, hieße Wasser in einen Flus tragen; die ganze gelehrte Welt ist ohne dem genug von seinen seltnen Verdiensten in allerlei Arten der Wissenschaften aus seinen Schriften überzeuget. Wir gehen zum Inhalte dieser Schrift, so klein sie auch ist, so ist sie doch sehr wichtig.

Das Manuscript des Theophilus Presbyter, enthält außer der Merkwürdigkeit von Stellen, woraus man handgreiflich zeigen kan, daß das Alter der Oelmahlerey viel weiter hinauf zu seßen sey, als man gewöhnlich thut, da noch sehr viele wichtige Dinge, die nicht nur zur Aufklärung der Geschichte der Künste sehr beträchtlich sind, sondern auch einen wichtigen Einflus in die gegenwärtige Bearbeitung der Künste haben würden, und manche Dinge anzeigen, die jezt für verlohren gehalten werden. Herr Lessing nimt jezt vorzüglich die Oelmahlerei zu seinem Augenmerk. Es ist bekant, daß man die Ausübung der Oelmahlerey gewöhnlich in die erste Hälfte des 15ten Jahrhundertes seßet, und einen Niederländischen Mahler Johan von Eyck, oder Johan von Brügge, (nach dem Orte wo er lebte so benahmet) zum Erfinder angiebt, ohngeachtet die Italiäner manches, und manches gegründetes

detes dagegen einzuwenden haben, wie auch Herr Leſſing in ſeiner Anmerkung zeiget. Zum Grunde dieſer Behauptung hat man nur das einzige Zeugnis des Vaſari, jeder Schriftſteller weiſet auf ihn zurük, und welche nicht auf ihn zurükweiſen, haben doch ihre Nachrichten aus noch jüngern Schriftſtellern, die aus dem Vaſari geſchöpft haben. Vaſari ſchrieb doch erſt anderthalbhundert Jahr nach Johan von Eicken, und was er ſagte, ſagte er vermuthlich zum Theil aus mündlicher Ueberlieferung ſehr dreiſte und zuverſichtlich nach. Es finden ſich wenigſtens keine ältere Zeugniſſe, als des Vaſari ſeine.

Van Mander, ein Niederländer, ſaget auch faſt alles dem Vaſari nach, nur führet er noch eine Grabſchrift des Johan von Eiks an, die ihn als einen großen Mahler rühmet, aber von ſeiner Erfindung der Oelmahlerei nichts gedenket, welches doch ſehr natürlich, da von ſeiner Kunſt im Mahlen die Rede war, geſchehen ſeyn würde; wenn die Sache ſich ſo verhalten hätte. Selbſt in der Erzählung, welche Vaſari und van Mander von den Umſtänden machen, wie Johan von Elk auf ſeine Erfindung gekommen ſey, findet man ſehr unwahrſcheinliche Dinge. Er lies, ſagt man ein Gemählde, welches er mit Waſſerfarben auf Holz gemahlet hatte, in der Sonne troknen. Das Gemählde bekam dadurch einen Ris, damit ihm das nun nicht wieder begegnen möchte, ſan er auf eine andere flüßige Materie, womit er ſeine Farben auftragen wolte, und erfand die Oelmahlerei. Wie unwahrſcheinlich! Oel troknet noch langſamer als Waſſerfarben, die im Schatten recht gut trocken werden, welches Johan Elk doch

recht

recht gut mus gewust haben. Doch alle diese Betrachtungen sind nicht einmal nöthig es zu beweisen, daß die Oelmahlerei weit älter sey. Herr Leßing führet ganz unwiedersprechliche Beweise davon aus dem Theophilus Presbyter, und setzet diese Sache dadurch in ihr völliges Licht. Er untersuchet erstlich, wer Theophilus Presbyter sey, und was dieses Manuscript, das er von ihm hat, für ein Werk von ihm sey. Es ist eben derselbe Mönch aus der mitlern Zeit, und eben dasselbe Werk, das Seller unter den Handschriften der Pauliner Bibliothek zu Leipzig fand, und 1685 unter dem Titel de coloribus & de arte colorandi vitra anzeigte, wovon einige Jahre nachher in den Actis erudit. geredet wurde, welches sich in der königlichen Biliothek zu Paris unter der Nummer 6741 findet, und den Titel führet, Theophili liber de omniscientia picturæ artis. Gesner in seiner bibliotheca universali Tiguri 1545 p. 614. saget gleichfals davon. Theophilus quidam pulcherrimum de vitrificatoria librum conscripsit. Henr. Corn. Agrippa. Simler in Append. Bibl. Conr. Gesneri Tiguri 1555. führet noch verschiedenes von seinem Inhalte an. Alles dieses führet der Hr. V. in Anmerkungen, die seinem Buche angehänget sind, sehr gründlich und gelehrt aus, wie man es auch von einem solchen Manne, als Herr Leßing ist, erwarten muste.

Der Herr V. fand unvermuthet von diesem Buche eine sehr schöne und sehr alte Handschrift in der Wolffenbüttelschen Fürstl. Bibliothek. Er behält sich vor, den eigentlichen Inhalt dieses so wichtigen Manuscripts, das außer den Stellen, die er von der Oelmahlerei

lerei und den dahin schlagenden Sachen, noch viele wichtige Betrachtungen, nicht nur über die Glasmacherkunst, und die Kunst die Gläser zu färben, sondern auch andere wichtige Dinge enthält, an einem andern Orte weitläuftiger anzuzeigen; er wird sich dadurch sehr um die Wissenschaften verdient machen, und wir bitten recht sehr darum. Aber nun das Alter dieses Manuscripts, worin wie Herr Leßing nachher zeiget der Oelmahlerei auf eine unwidersprechliche Art gedacht wird.

Durch Zeugnisse von denen Schriftstellern, die vorher angeführet wurden, lies sich dieses nicht ausmachen. Dadurch bekäme es noch kein hohes Alter, daß es diese Zeugen anführen. Allein selbst die Beschaffenheit des Manuscripts beweiset sein hohes Alter. Herr Leßing hat neben der Handschrift seiner Bibliothek auch die Handschrift aus der Pauliner Bibliothek zu Leipzig vor sich, das Leipziger Manuscript ist wenigstens aus dem 14ten, wo nicht gar aus dem dreizehnten Jahrhunderte, nur in dem Leipziger befinden sich große Lücken. Das Wolfenbüttelsche Manuscript ist weit älter, und der schwierigste Kenner von Handschriften würde sie doch ins zehnte oder eilfte Jahrhundert setzen, es ist auch weit volkomner als das Leipziger, und hat keine von den Lücken, welche sich in diesem findet. Es scheinet diese Schrift von einem Klosterbruder des neunten Jahrhunderts herzukommen, und der Herr Verfasser glaubet nicht undeutliche Spuren gefunden zu haben, daß Theophilus ein Deutscher gewesen sey, und zwar der berühmte Tutilo von St. Gallen, der ein großer Mahler und algemeiner Künstler war, wo-

von

von die Geschichtschreiber des Klosters von St. Gallen, welche man in dem ersten Bande der Script. Rer. Alam. des Goldast beisammen findet, reden.

Dem sey nun wie ihm wolle, gnug es wird in einem Manuscripte aus dem 11ten Jahrhunderte der Oelmahlerei gedacht, und sie ist also schon weit älter als Johan von Eyk. Im ersten Buche dieser Handschrift wird die Oelmahlerei bis auf die Bereitung des Oels selbst gelehret. Dieses ganze erste Buch handelt ganz von der Mahlerei, von Farben, Firnissen und Leimen. Herr Leßing theilet daraus verschiedne wichtige Stellen mit. Das XVIII Capitel im Manuscripte handelt: de rubicandis ostiis & de oleo lini. In der Stelle, die er daraus anführet, wird angezeiget, wie man aus dem Leinsamen das Oel pressen, es mit Zinnober oder Mennig auf einem Steine durchreiben, vermischen, und so damit anstreichen solte; das wäre nun freilich erstlich anstreichen. Aber das XXIII Capitel dieses Manuscripts handelt nun de coloribus oleo & gummi terendis. Es fängt sich an: Omnia genera colorum eodem genere olei teri & poni possunt in opere ligneo, &c. also hier ist ja die wahre Oelmahlerei nicht blos das Anstreichen mit rother Farbe. Theophilus lehret nun auch, wie man die Farben mit Gummi bereiten solle; er nimt dazu Gummi von Kirschbäumen und Pflaumenbäumen, und löset es in kochendem Wasser auf.

Von der pictura translucida redet das 25ste Capitel. Theophilus sagt, man solle Holz mit Stanniol, (petula stagni (stanni) belegen, und darauf dünne mit Oelfarben mahlen. Deinde tere colores im-

imponendos diligentissime oleo lini ac valde tenues trahe eos cum pincello sicque permitte siccari. Herr Leßing glaubt nicht, daß ganze Gemählde auf die Art ausgeführet wurden, wenn es aber auch nur einzelne Stellen gewesen wären, welche sie so behandelten, und wenn die petula stanni, die den durchscheinenden Grund gab, keine andere als Oelfarben annahm, so hätten sie doch bei allen Wassergemählden noch Gelegenheit gehabt die Oelfarben nicht zu vergessen. Warum solten sie nicht ganze Gemählde auf die Art mit durchscheinendem Grund gemacht haben, da die Sache so sehr mühsam nicht ist. Noch jezt macht man Schnupftobaksdosen, und andere Büchsen, und ganze Tafeln auf eine ähnliche Art; nur daß man sie nachher lackiret, und die Farben und Mahlereien auf dis Stanniol oder die Goldblätter mit Firnis aufträget, der auch mit Terbentinöl bereitet seyn kan. Aus allem diesem leuchtet nun das Alter der Mahlerei deutlich gnug hervor. Herr Leßing redet nun noch von verschiednen andern Erfindungen in der Mahlerei, die man neuern Mahlern zugeschrieben hat, die aber unser Theophilus schon gewust hat. So sagt Vasari, Margaritone sey der erste gewesen, welcher die hölzernen Tafeln, worauf er mahlen wolte, mit Leinwand überzog, welches er darauf leimte, darauf trug er Lagen von Gips, den er nachher glat schlif, und darauf mahlete. Er that dieses, um das Reissen des Holzes zu verhüten. Aber schon Theophilus wuste dieses. Sein XVII Capitel handelt de tabulis altarium & ostiorum & de glutine calci. Theophilus lehret erstlich ein Kütte aus Käse und lebendigem Kalk zu machen, welchen er

über

über das Holz ziehet, und nachher, wenn sie trocken ist, glat schabet. Diese Kütte ist eben diejenige, die wir noch gebrauchen, um Tassen von Porcellan u. d. g. zusammen zu kütten. Man gebrauchet auch, wie der Recensent gewis weis, diese Kütte, Holz zusammen zu leimen. Es hält erstaunend fest an einander, aber ein zünftiger Tischler darf sich dieses Leims nicht bedienen, weil, wenn man das Holz nachher, etwa wieder andere Dinge daraus zu verfertigen, gebrauchen wil, die Hobeleisen Scharten bekommen, wenn sie auf eine Stelle kommen, welche auf die Art geleimet ist. Der Recensent erinnert sich, in Kalms Reisen nach Amerika gelesen zu haben, daß die Wilden mit eben solchem Leim ihre Bogen zusammen leimen. Er hat einsmals auf eben die Art Porcellanfließen auf Holz geleimet, welche schon seit vielen Jahren sehr veste geblieben sind.

Theophilus überziehet nur diese Lage Kütte mit nassem Leder, damit es allerwärts glat anliege, und träget darauf mit einem Gelee oder Leim, welches er aus Hirschhorn kochet, zerriebenen Gips oder Kreite. Dieses ist offenbar weit besser, als was Margaritone wuste. Auch Gold in Blättern aufzutragen, und zu brunieren hat Theophilus schon gewust.

Aus allem diesem: Johan von Eyk hat die Oelmahlerei nicht erfunden; allein woher kömt ihm denn der algemeine Ruhm? Vielleicht hat er sie verbessert. Die Oelfarben der Alten trokneten schwer, wie wenn Johan von Eyk den Oelfirnis erfunden hätte, welcher die Farben geschwinder trocken macht, denn das war noch ein Mangel der alten Oelmahlerei, dieses scheinet Herrn Leßing wahrscheinlich.

Wir ersuchen den Herrn Verfasser nochmals, uns bald mit dem Auszuge aus den übrigen Theilen dieses Manuscripts zu erfreuen, wodurch er noch manches Licht in den Künsten und ihrer Geschichte anzünden wird.

32.

LI.

Neueste Religionsgeschichte, unter der Aufsicht Hrn. Christian Wilh. Franz Walchs. Vierter Theil. Lemgo 1774. In der Meierschen Buchhandlung.

Diese Religionsgeschichte behauptet noch immer den Ruhm der Gründlichkeit, Volständigkeit, und Unpartheilichkeit, in welchen sie sich gleich Anfangs gesezt, und wenn sie so fortfährt, so verdient sie in der Kirchenhistorie unserer Zeiten ein classisches Buch zu werden, das alle acta historico-ecclesiastica weit hinter sich zurükläst.

Das erste Stük dieses Theils erzählt von S. 1 bis 208 mit sehr guter Ordnung, Deutlichkeit und pragmatischem Urtheil die neueste Geschichte der Dissidenten in Polen, die für die Menschheit und für die Kirche ein sehr interessanter Austritt ist. Dismal wird nur der erste Abschnit davon geliefert, der die Bemühungen enthält, die sich die Dissidenten von 1764 bis 1767 gegeben haben, ihre von der catholischen Parthei

beeinträchtigten Rechte wieder zu erlangen. Der folgende sol den Zeitraum von 1767 bis 1772 begreifen, da die große Veränderung im Königreiche allen Conföderationen ein Ende gemacht. Die Erkentnisquellen, woraus der Verf. schöpft, sind theils gedrukte Schriften, welche er stets namentlich anführt, theils und vornemlich aber ungedrukte Briefe und Urkunden, Protocolle und Acten, mündliche Erzählungen vieler der Sachen kundigen Personen, Nachrichten, die ihm seine Freunde verschaft haben; kurz allerlei ungedrukte Quellen, die sich nicht citiren lassen, oder, wenn sie citirt würden, von den Lesern doch nicht nachgeschlagen werden können. Man mus ihm also auf sein Wort glauben, und man kan es um so viel eher, da er nicht allein versichert, daß er mit aller Redlichkeit und Unpartheilichkeit seine sorgfältig gesamleten Nachrichten genuzt habe, sondern auch ohne seine Betheurung der Character der Wahrheitsliebe aus seiner ganzen Denk- und Schreibart hervorleuchtet. Das einzige mögte man nur wünschen, daß er die Citata der Schriften, die er als Gewährsmänner anführt, nicht mit der Erzählung selbst fortlaufen lassen, sondern sie unten an jedem Orte beigefüget hätte. Jenes hält den Leser auf, und macht das Lesen selbst beschwerlich und unangenehm, weil man sie in Ermangelung der Schriften selbst (und wer hat diese zur Hand? oder, wenn man sie auch hätte, wer wird sie conferiren?) doch überschlagen mus. — Franzosen und Engelländer thun dieses beständig, und wir thäten wohl, wenn wir ihnen darin nachahmten. — Die Begebenheiten, die in dieser Geschichte vorkommen, sind für den Staatsman und

für den Theologen gleich lehrreich, und geben einen merkwürdigen Beitrag, den Geist der päbstlichen Hierarchie, die für den politischen und kirchlichen Wohlstand verderblicher Folgen der Nichtduldung, die Schädlichkeit der Einkörperung der Kirche in den Staat, die nachtheiligen Wirkungen des Gebrauchs weltlicher Macht in Religionssachen, den von jeher üblichen Vorwand der Religion, als eines Mantels und als eines Gewehrs, eigennützige und herschsüchtige Absichten zu verstecken und durchzufechten, ins Licht zu seßen. Hier siehet man, wie die politischen und kirchlichen Rechte der Dissidenten, die ihnen durch die heiligsten und feyerlichsten eidlich versiegelten Constitutionen und Verträge bestätiget sind, gekränkt werden, — mit welcher Mäßigung sie seit 1764 nachgesucht, wenigstens in die kirchlichen wieder eingesezt werden, wobei sie anfangs auf die politischen nicht einmal Anspruch machten — wie schnöde ihre bündigsten Vorstellungen und die Vermittelungen des Russischen, Preußischen, Englischen, Schwedischen Hofes abgewiesen worden, auf Anhetzen des unruhigen Bischofs von Cracau, Soltyck, der doch als ein Freigeist bekant war, — wie sie sich darauf genöthiget gesehen, eine Conföderation unter sich zu errichten, um dadurch berechtiget zu seyn sich dem Schutze der Russischen Kaiserin zu übergeben — wie darauf von Catholischer Seite aus der großen Zahl derer, die mit der königlichen Hofparthei misvergnügt waren, eine Generalconföderation zu Stande gekommen, welche sich, da sie von dem Russischen Hofe das Versprechen erhalten, ihre gekränkte Polnische Freiheit zu schützen, unter der Bedingung,

daß

daß sie den Dissidenten ihr Gesuch einräumen solten, mit der dissidentischen verbunden, deren Beschwerden sie als rechtmäßig erkante und ihnen abzuhelfen versprach — wie der Pabst mit einem Breve und Banbulle dazwischen gekommen, nicht weniger mit einem Schreiben an den König, worin er auf die Sacrilegas pactiones, injurias, Deo, regno periculosas, regio nomine indigna, loszieht, und den König ermahnt, lieber zu sterben und alles zu leiden, als einwilligen, daß der Greuel der Verwüstung in den Tempel gesetzet werde, — wie auf dem Reichstage zu Warschau, nach vielem Lerm, der nicht eher gestillet werden konte, als bis von den Russen fünf der unruhigsten Köpfe gefänglich weggeführt wurden, endlich ein Deputationsreichstag beliebt worden, bei welchem die Dissidenten ihre Foderungen einbrachten, die auf die völlige Religionsfreiheit, Activität des Adels, und auf das zur Sicherheit beider Stücke nöthige judicium mixtum hinausliefen — wie zulezt der Tractat zu Stande gekommen, in welchem unter andern festgesezt wurde, die catholische Religion solte den Titel der herschenden haben, der König ihr allezeit zugethan seyn, der Uebergang von ihr zu einer andern Religion solle ein Criminalverbrechen und das Entscheidungsjahr d. 1 Jen. 1717 seyn, worauf den Dissidenten ihre alte sowohl geistliche als weltliche Rechte wieder zuerkant wurden — wie dieser Tractat, so hart auch besonders die dritte Clausul war, die in der That das wieder umsties, was durch denselben gewonnen zu seyn schien, auf dem Reichstage ratificiret worden, obgleich es nicht an Einfältigen fehlte, die darüber seufzten, und an blinden Eiferern

die sich dawieder empörten, auch kurz darauf keine Parthei schlechterdings damit zufrieden war — wie hernach, da die Ruhe wieder hergestelt schien, die Conföderation dissolviret, und der Anfang zur Volstreckung des Tractats gemacht worden, der aber bald durch die neue Barer Conföderation Einhalt geschehen. So weit geht der erste Abschnit. Wie vielen Verwirrungen und Elende hätten die Polen entgehen können, wenn sie gleich anfangs die billigen und gemäßigten Foderungen der Dissidenten zugestanden hätten! Tantum religio potuit suadere malorum. Nationen und Fürsten! Schauet in diesen Spiegel und lernet Toleranz!

Das zweite Stük von der Visitation des irländischen Collegii in Rom ist der von dem Visitatore, Cardinal Maresoschi an den Pabst aufgesezte Bericht mit allen Beilagen und Urkunden. Von S. 209-422. Dieses Stük ist bei weitem so wichtig nicht, als das vorige, ja unsers Bedünkens ist der Gegenstand davon so mikroscopisch, daß er einer so weitläuftigen Behandlung im geringsten nicht würdig war. Die Geschichte verweilet nicht bei so geringfügigen Begebenheiten, die außer denen, welche sie unmittelbar betrafen, keinen Christenmenschen gros angehen, sondern lauft kurz darüber hin, oder, wenn sie sich dabei aufhält, so verfält sie in Micrologie und Kleinmeisterei. Wollen wir so weit gehen, alles, was ist und vorgeht, in Büchern samt Beilagen aufzuheben, so werden künftig die Catastra eines jeden Dorfs in unsern Geographien und die Visitationen einer jeden Schule oder Collegii in unsern Historien Plaz nehmen. Und wozu mag das in aller Welt dienen? Das würde man allenfals noch wol

lesen,

lesen, wie das irländische Collegium entsprungen, daß der Protector von Irland, Cardinal Ludovisi, es gestiftet, als ein Seminarium für Jünginge von dieser Nation, um sie demnächst in ihrem Vaterlande zum Dienst der Kirche zu gebrauchen, daß er dieser Stiftung anfangs 600 Scudi zur Erziehung von 6 bis 8 Alumnen bestimt, hernach aber in seinem Testament ihr jährlich 1000 Scudi, die seine Erben zahlen solten, nebst einem Landgut vermacht, wobei er zugleich festgesezt, daß die Jesuiten künftig die Besorgung und Verwaltung, die vorhin die Väter des heil. Isidors geführt, haben solten, — wie darauf die Jesuiten sich auch wirklich eingedrungen, und ihrer Gewohnheit nach mit dem Vermögen des Collegii so umgesprungen, daß es beträchtlichen Schaden erlitten, auch ihre Pflicht gegen die Alumnen schlecht beobachtet — wie, dem Uebel zu steuren, 1693 und 1719 von den Cardinälen Barberino und Imperiali Visitationen angestelt worden, welche indessen nichts gefruchtet, wie endlich der lezte Pabst auf die Klage der Seminaristen dem Maresoschi eine neue Untersuchung aufgetragen, die sich damit geendiget, daß den Jesuiten, als schlechten Haushältern und Erziehern, die Administration genommen worden — das alles läse man zur Noth noch wol gähnend durch, jedoch mit dem Vorbehalt, manche Seite zu überschlagen. Wozu denn aber die ganze unerträgliche Rolle von Beilagen und Urkunden, bei Dingen, die nichts für das Publicum bedeuten, die jeder dem Schriftsteller auf sein Wort gern zuglaubt, und die niemand in forma Juris erwiesen zu sehen verlangt? Wozu unter andern die weitläuftige Klagschrift der Alumnen, in

extenso abgedrukt, worin sie sich beschweren, daß sie nicht so viel Brod und Käse kriegen, als ihnen vermacht wäre, daß die Laibe Brod kleiner und leichter gebacken werden, daß die Maße des Weines ihnen verkürzt worden, daß der Rektor einen bessern Wein habe als sie, daß der Käse stinkend und schwarz sey, daß ihnen Oel und Eßig zur Würze des Fisches an Fasttagen entzogen, und daß sie nur schlechte Stockfische und Eyer, nicht in Butter sondern in Oel gebacken, bekämen, und solche Possen mehr? Wer verlangt das zu lesen und zu wissen? Den Geist der jesuitischen Gesellschaft daraus kennen zu lernen, dazu braucht man es doch wahrhaftig nicht. Kurz und gut! Genau zu sagen ist löblich. Aber ängstliche Accurateſſe in elenden Kleinigkeiten ist eitle Pedanterie.

In dem dritten Stük wird von dem Streit über das Ansehen der complutensischen Ausgabe des N. T. der zwischen Semler, Götze und Kiefer, zum Theil mit unanständiger Lebhaftigkeit geführt, und durch Einmischung vieler Nebensachen verwickelt worden, eine bündige Nachricht gegeben, in welcher Gründe und Gegengründe, Einwendungen und Gegeneinwendungen mit vieler Geschiklichkeit aus den gewechselten Schriften ausgezogen, und ins Licht gesezt werden. In keinem Streit hat vielleicht Hr. Götze mehr vor sich gehabt, keinen hat er auch mit so viel Ehre für sich, und mit mehrerer Unschädlichkeit, ja Nuzbarkeit geführt. Hätte er doch, da es einmal gestritten seyn mus, nur immer critische Controversen verfochten! Denn, was man auch sonst von ihm denken mag, so kan man ihm doch Fähigkeit des Geistes, eine Materie in ihrem Umfange

fange ſchnel durchzuſehen, Gelehrſamkeit, unermüdete Thätigkeit im Nachforſchen, und, wenn ihm ſeine Vorurtheile nicht das Licht benehmen, Scharfſin im Urtheilen nicht abſprechen, vorzüglich beſizt er die Gabe, die Blöße ſeines Gegners zu bemerken und zu nutzen. Der Hauptgrif ſeiner Kriegskunſt iſt, ſich gleich ins Poſſeſſorium zu ſetzen, und das onus probandi dem, der ihn daraus vertreiben wil, aufzubürden. Da hat er denn nichts weiter zu thun, als die Gründe, die man ihm entgegen ſezt, und die er nun für mehr nicht als bloße Einwürfe, gegen eine erwieſene Wahrheit, gelten läſt, einen nach dem andern durchzunehmen, und, wenn er gezeigt, daß jeder für ſich nach der Strenge nicht ſtringent iſt, ſo iſt er fertig, und er hat ſich in ſeinem Beſiz behauptet. Werſtein hatte zuerſt das Anſehn der Complutenſiſchen Ausgabe angefochten, und Semler hatte verſchiedentlich ihm nachgeſprochen. Das gab Hr. Götzen Anlas dieſe Ausgabe näher anzuſehen, in der Abſicht ſie und mit ihr 1 Joh. 5, 7 zu ſchützen. Bald darauf trat er mit ſeiner Vertheidigung hervor, und auf jede Antwort war er in der Geſchwindigkeit mit Duplik und Replik fertig. Denn wer kan ſeine Feder ermüden? Am Ende ergab ſichs, daß der Paſtor den Doctor und Profeſſor, der ihn zuerſt als einen unbeträchtlichen Feind verachtet hatte, ganz in die Enge, und aus einer Verſchanzung in die andre trieb. Sagte Semler: die Complutenſes hätten den griechiſchen Text nach der Vulgata geändert; oder Codices Latino-Græcos gebraucht, ſo hatte Götze gleich eine Menge Stellen in Bereitſchaft, die das Gegentheil zeigten. Antwortete jener, er wolle eine von wichtigen Schrift-

stellen verstanden seyn, so warf ihm dieser wieder ein halb Dutzend von der wichtigen Art entgegen. Wandte jener von neuen ein, daß nur von liturgischen Stellen die Rede sey, gleich war dieser mit einer ganzen Reihe von Liturgischen bei der Hand. In der Hauptsache scheinet also Hr. Götze gewonnen und es ausgemacht zu haben, daß das zu Alkale gedrukte N. T. in der Critik wenigstens den Werth einer guten Handschrift behalte, und daß es sehr falsch sey, wenn Hr. Semler urtheilt, daß es zur Bestätigung der Richtigkeit streitiger Worte, oder auch der Folge des Textes, oder der Abtheilungen ganz und gar nicht zu brauchen sey, ausser bei Leuten, die keine Critik verstehen.

Den Schlus dieses Theils macht die Fortsetzung der Nachricht von den Bewegungen über die symbolischen Bücher in Engelland, besonders der 39 Artickel. Man kennet sie schon aus dem IV B. des britt. Theol. Magazins, und wir wollen uns nicht dabei aufhalten. Es hat manchen Wunder genommen, daß die Geistlichkeit mit ihrer Addresse ans Parlement, von dem Zwange der Unterschriften befreiet zu werden, bei dem Unterhause so wenig Gehör gefunden. Was konte man aber von einer Versamlung, die aus Weltleuten, Untheologen, Politikern und zum Theil Freigeistern bestehet, anders vermuthen? Als Weltleute fühlen sie die drückende Last solcher verbindlichen Unterschriften nicht, als Untheologen haben sie über gelehrte Bestimmungen der Dogmatik nicht nachgedacht, ihren Grund oder Ungrund, Werth oder Unwerth nie geprüft, und sie sehen also keine Schwierigkeit, sie zu unterschreiben: als Politikern ist es ihnen nicht sowohl

um

um die Berichtigung der Religionserkentniſſe, als um Ruhe und Dauer der Parlementsordnungen zu thun, und da iſt es am ſicherſten, es bleibe bei dem Alten. Als Freigeiſtern, iſt ihnen der ganze Bettel gleichgültig, und ſo laſſe man es immer auf dem alten Fus, vor dem Richterſtuhl der Vernunft und Religion wäre es ſonſt leicht zu zeigen, 1) daß eine Geſelſchaft, die unter einem Haupte ſtehet, der ihr Geſezgeber iſt, nicht befugt ſey, ſtrengere Geſetze und Bedingungen vorzuſchreiben, Mitglieder und Lehrer aufzunehmen, als dieſer verordnet hat, 2) daß nicht einmal die kirchliche Geſelſchaft dieſe Geſetze eingeführt, ſondern vor mehr als hundert Jahren eine kleine Zahl von Menſchen ſie geſchmiedet und durch weltliche Macht ihnen Autorität gegeben, 3) daß Menſchen nicht befugt ſind, ihrer und noch weniger der künftigen Zeit ihre Privateinſichten und wilkührliche Beſtimmungen als Glaubensregeln vorzuſchreiben, 4) daß es allerdings Gewiſſenszwang iſt, Leute, die nun einmal Zeit, Kopf und Geld darauf verwand ſich zum Lehramt fähig zu machen, zur Annahme dieſer menſchlichen Artickel zu verpflichten, oder ſie vom Lehramt auszuſchließen und abzuſetzen, und ſie dadurch unbrauchbar, und ſamt den Ihrigen unglüklich zu machen.

23.

LII.

E. C. Weſtphals d. R. u. Ph. D. und der erſtern ordentlichen Profeſſors in Halle ſyſtemati-

matiſche Anleitung zur Kentnis der beſten Bücher in der Rechtsgelahrtheit und in den damit verbundenen Wiſſenſchaften, für Liebhaber der Litteratur eingerichtet. Leipz. 1774. 8. III S.

Man wird ſich erinnern, daß in den hiſtoriſch-moraliſchen Schilderungen des Hrn. Pr. Miller in Göttingen, welche 1767 vermehrt erſchienen, eine Anleitung zur Kentnis der beſten Bücher in allen Wiſſenſchaften mit zum Vorſchein kam. Den juriſtiſchen Theil hatte der Hr. V. ausgearbeitet, und in dieſer Schrift liefert er dieſe Arbeit beſonders und bis auf jetzige Zeiten vermehret. Es fehlt zwar nicht an Schriften dieſer Art; aber in den neueſten Zeiten haben wir uns derſelben doch eben nicht zu rühmen, daher wir den Hrn. V. immer uns verbunden achten wollen, daß er uns mit dieſer Schrift beſchenket hat. Urtheile von Büchern, welche vorzüglich, und unter dieſen wieder die beſten, ſucht man zwar vergebens. Es iſt aber auch ſeine Abſicht nicht geweſen ſich darüber zu erklären, und ſey es daher fern von uns, mehr, als er hat leiſten wollen, von ihm zu verlangen. Der Hr. V. geht das römiſche, deutſche, Privat- und Staatsrecht, das Lehn, Criminal- und Kirchenrecht durch, und zeiget von demſelben im Ganzen und nach ſeinen Theilen die beſten Bücher bis auf gegenwärtige Zeit an. Die beſten Bücher, nicht alſo alle. Jedoch vermiſſen wir auch unter den angezeigten bisweilen vorzüglich zu empfehlende Schriften. Z. B. la Mare traité de la Police

lice bei Schriftstellern vom Policeirechte §. 16. beim Wechselrechte Frankii instit. jur. camb. §. 91. und unter den Commentatoren über Justin. 50 Decisiones die zwar unvollendete, doch schäzbare Arbeit des Strauchs. Daß hin und wieder auch schlechte Schriften mit aufgeführet sind, wollen wir unbemerkt lassen, damit wir nicht mit noch lebenden Schriftstellern über den Wehrt ihrer, vielleicht bei den meisten vergessenen, Geburt in Krieg gerathen mögen. Allein wie §. 41. Heineccii Syntagma antiqu. Rom. Selchow Elem. antiqu. jur. Rom. und Brissonii Sel. ex jure civ. antiq. unter die Systeme der römischen Antiquitäten kommen, da doch darin solche nicht nach ihrem ganzen Umfange abgehandelt werden, sehen wir nicht ein. Weit eher hätte Nieupoort mit allen seinen Fehlern hier eine Stelle verdienet. Das Capitel der einzelnen Ausführungen hätte billig reicher seyn sollen; und beim §. 43. worin die Schriftsteller der Geschichte der Gesetze bemerket sind, hätten wir gerne auch die Schriftsteller über die Geschichte einzelner Rechtsmaterien, z. B. der Testamente, der Fideicommisse, der verbotenen Ehen u. s. f. gelesen. Die Anzeige der Compendien des römischen Rechts vermissen wir gänzlich, da sie doch bei den andern Rechten bemerket sind. Bei dem allen empfehlen wir dies Buch sehr.

Wenn es übrigens von der Rechtsgeschichte §. 6. heist, „daß sie den Ursprung und die Veränderungen der Gesetze kennen lehre, woraus die Beschaffenheit und Verbindlichkeit der Gesetze beurtheilet werden könne;“ so ist diese Beschreibung viel zu eingeschränkt. Dies ist eine Erklärung von der Geschichte der Gesetze, nicht

nicht aber der Rechtsgeſchichte, als welche mit dem Urſprunge, der Cultur und Fortgange eines beſtimten Rechts ſich beſchäftiget; die Perſonen aufführet, die dem Wachsthume deſſelben vortheilhaft oder hinderlich geweſen, und den Zuſammenflus der Umſtände kentlich macht, woher es gekommen, daß zu dieſer oder jener Zeit das Recht mehr oder weniger cultiviret worden. Mit dem Urſprunge und den Veränderungen der Geſetze an ſich, hat die Rechtsgeſchichte nur ſelten zu thun. Wäre dieſes der Gegenſtand derſelben, wie würde es denn mit der Geſchichte des natürlichen Rechts ausſehen?

Auch die Beſchreibung des Vernunftrechts §. 11. ſcheint uns nicht treffend zu ſeyn. Der Hr V. ſagt, „es würden darin diejenigen Rechtsſätze, welche in der poſitiven Rechtswiſſenſchaft aus Geſetzen erklärt werden müſten, nach Begriffen und nothwendigen Folgerungen beurtheilet und ausgeführet.“ Wäre dieſe Erklärung richtig; ſo würden in dem Vernunftrechte nicht mehr Sachen vorkommen, als die Poſitivgeſetze enthielten, und doch iſt es bekant, daß ſich jenes weiter als dieſes erſtrecket, und Sachen behandelt, die in den Poſitiv-Rechten nicht vorkommen. Da eben mus das Naturrecht zu Hülfe genommen werden, wo die Poſitivrechte aufhören. Der Hr. V. ſieht dies auch wol ein und ſagt, daß das Recht der Natur die Lücken der Geſetze ausfülle. Warum iſt aber die gegebene Erklärung ſo eingeſchränkt? Ueberdem enthält das Vernunftrecht ſehr vieles nicht, was in den Poſitivgeſetzen vorkömt, und kan es nicht enthalten, weil es jedem Staate eigen iſt. Es mus alſo wieder weniger als die poſitive Rechtswiſſenſchaft enthalten.

LIII.

LIII.

Der graue Staar und dessen Herausnehmung, nebst einigen Beobachtungen, beschrieben von Johan Caspar Holman, Stadtchirurgus zu Magdeburg. Magdeburg im Verlag der Scheidhauerschen Buchhandlung 1774. in 8. 368 Seiten stark, ohne Titel, Vorrede und Lebensbeschreibung des Herrn Jacob Daviels.

Es giebet zweyerlei Methoden den grauen Staar zu operiren. Die eine wil ich die alte nennen, weil sie schon zu Celsus Zeiten bekant gewesen, da man den grauen Staar vermittelst einer Staarnadel, die man in das Auge hineinsticht, aus seiner Stelle weg, und herunter in den Grund des Auges unter der gläsernen Feuchtigkeit drukt, und die andere ist die neuere, die der ältere Hr. Daviel, ein Franzose, zuerst eingeführet, da man den grauen Staar durch einen in der Hornhaut gemachten Einschnit aus dem Auge gar herausnimt. Wird der graue Staar auf die erstere Art durchs Niederdrucken operiret, so werden die Blinden zwar sehend und erlangen ihr Gesicht wieder, wenn der niedergedrukte Staar nicht wieder in die Höhe, sondern unten im Auge sitzen bleibt, alleine es pfleget sehr ofte zu geschehen, daß der niedergedrukte Staar wieder in die Höhe und seine vorige Stelle trit, und, wenn

das

das geſchiehet, ſo werden die Leute wieder blind, wie ſie vorher geweſen ſind. Der Recenſent hat ſehr viele Operationen des grauen Staars nach der erſten Art verrichten geſehen, aber die mehreſten, die nach dieſer Art operiret worden, ſind hernach wieder blind geworden, welches davon hergerühret, daß der niedergedrukte graue Staar wieder in die Höhe getreten. Die geringſte Erſchütterung und Bewegung, folglich Nieſen, Huſten, Brechen, Drucken und Preſſen bei dem Stuhlgange, Bewegung der Glieder u. d. m. kan den niedergedrukten grauen Staar wieder in die Höhe treiben und die durch die Operation ſehend gemachte wieder blind machen. Könte man alſo den grauen Staar gar aus dem Auge herausnehmen, ſo könte man dadurch nicht nur der nach dem Niederdrucken des Staars wieder entſtehenden Blindheit, ſondern auch allen andern üblen und ſchlimmen Folgen, die von der Operation des Staars, da man denſelben niederdrukt, entſtehen können, vorbeugen, und das iſt eigentlich die Abſicht der Davielſchen Methode den Staar zu operiren, und der Vortheil, den man dadurch zu erhalten ſuchet. In der Vorrede entſchuldiget ſich Herr Helman, warum er von dieſer Methode, den Staar zu operiren, von der zeithero verſchiedentliche Schriften im Druk erſchienen, geſchrieben. Er hat ſich viele Jahre her mit der Operation des grauen Staars durch Herausnehmung deſſelben mit glüklichem Erfolg abgegeben und im Beiſeyn des hochlöblichen Königl. Magdeburgiſchen Collegii Medici, in Gegenwart des Herzoglich Braunſchweigiſchen Collegii Medici und anderer berühmter Aerzte nach dieſer Art operiret. Nun wünſcht

er,

er, auch Auswärtigen mehr in Ansehung dieser Operation bekanter zu werden, und dieses suchet er durch die gegenwärtige herausgegebene Schrift zu erhalten, welches ihm niemand verdenken oder übel auslegen wird. Gleich nach der Vorrede folgt die Lebensbeschreibung des Herrn Jacob Daviels, der aus der Normandie gebürtig, eines Wundarztes Sohn gewesen, und sich auf die Anatomie und Chirurgie, besonders aber auf die Leztere gelegt hat. Diese Lebensbeschreibung ist aus dem Abregé historique de la vie de Monsieur Daviel par Monsieur d' Apples, die in dem V. Volumine Actor. Helvet. pag. 174. stehet, genommen, ist aber keine würkliche Uebersetzung. Herr Daviel hatte sich besonders auf die Augencuren geleget, und durch den glüklichen Erfolg derselben sich großen Ruhm erworben. Spanien, Portugal, die Pfalz, Lottringen, Bayern, Elsas waren Zeugen seiner glüklichen Unternehmungen. Er überlegte die verschiedenen Unglüksfälle, welche sehr oft die alte Operation des Staars, so durch die Niederdrückung geschiehet, zu begleiten und darauf zu erfolgen pflegen, und vielleicht, ohne von andern unterrichtet zu seyn, daß es möglich wäre, die Hornhaut zu Ausziehung des Staars als eines verdorbenen Körpers zu öfnen, welches in den Gedenkschriften der Königl. Academie der Wissenschaften zu Paris vom Jahr 1707 als ein Problem angeführt ist, erdachte er sich die Operation davon, und übte solche unzähligemal aus, worüber man dasjenige, was die Ausführung dieser Operation betrift, in der Geschichte der Königl. Academie der Wissenschaften zu Paris vom Jahr 1752 nachlesen kan, wo

Herr Daviel ſeine Methode, wie auch die Wahl und Beſchaffenheit ſeiner Inſtrumente zu dieſer Operation, vorzüglich vor anderer ihre, als der Herren la Faye und Tenon, rechtfertiget. Die meiſten franzöſiſchen Journale, als die les Mercures de France, les Journaux des Savans, de Medecine de Mr. de Vandermonde & de Mr. Roux thun von der Davielſchen Methode den Staar zu operiren Meldung, und durch dieſe Methode hat er die Ehre erhalten, von verſchiedenen berühmten Academien, als der Academie der Chirurgie zu Paris, zu London, Stokholm und der Wiſſenſchaften und ſchönen Künſte zu Dijon, ein Mitglied zu werden. Herr Holman hat ſeine Abhandlung in ſechs Abtheilungen eingetheilet, und in der erſten Abtheilung von der Natur und eigentlichen Beſchaffenheit des grauen Staars und dem Siz deſſelben ausführlich gehandelt. Nachdem er die irrigen und falſchen Begriffe, die man ſonſt von dem grauen Staar hatte, angeführet und wiederleget hat, ſo giebet er von dem grauen Staar den Begrif, daß er eine Krankheit des Auges ſey, bei der ſich zwiſchen der Hornhaut und der gläſernen Feuchtigkeit eine Verdunkelung befindet, wodurch das Sehen gemindert oder gänzlich gehemmet wird, welchen Begrif er für richtig hält. Allein, wenn ſich zwiſchen der Hornhaut und der gläſernen Feuchtigkeit Eiter oder Blut ergoſſen, welches eine Verdunkelung macht, die das Sehen mindert oder gänzlich aufhebet, iſt das auch ein grauer Staar? Wir glauben es nicht, vielmehr ſolte der Begrif vom grauen Staar ſo gemacht werden, daß man ihn durch eine Blindheit erklärte, welche von einem zwiſchen der Hornhaut und

der

der gläsernen Feuchtigkeit befindlichen dunkeln Körper, der weder extravasirtes Blut, noch Eiter, noch ein Fehler der Traubenhaut ist, entstehet; indessen schließet Herr Holman aus seinem gegebenen Begrif vom grauen Staare, daß die Fehler der Hornhaut nicht zum grauen Staar gehören; daß die Ursachen des verhinderten oder verlohrnen Gesichts beim grauen Staar theils in der vordern oder ersten Augenkammer, theils in der hintern oder zweiten Augenkammer und in der cristallinischen Feuchtigkeit zu suchen seyn müssen; daß die Fehler der traubenförmigen Haut, besonders ihre Auswüchse oder Vorfälle nicht zum grauen Staar zu rechnen; und daß die gläserne Feuchtigkeit hier als eine Ursache in keine Betrachtung zu ziehen sey. Weil bei dem Herausnehmen des grauen Staars aus dem Auge die Hornhaut geöfnet werden mus, so nimt der Herr Verfasser daher Gelegenheit, die Hornhaut zu beschreiben, welche Beschreibung wir hier, so wie der andern Theile des Auges übergehen. Nach vorausgeschikter Beschreibung der Theile des Auges wendet sich der Herr Verfasser zur Haupteintheilung des grauen Staars. Ein Theil unsers Körpers hat entweder eine gewisse Structur, eine gewisse Bildung oder einen künstlichen Bau oder nicht. Jenen nennet er mit Recht organisch, diesen unorganisch. Alle flüßige Körper und Theile unsers Körpers sind nicht organisch oder unorganisch. Nimt nun die Verdunkelung, welche bei dem grauen Staar angetroffen wird, einen organischen Theil des Auges ein, so heist alsdenn der Staar ein wahrer grauer Staar. Ist aber die Verdunkelung in einem blos flüßigen oder unorganischen Theile des

Auges, so wird solches ein falscher grauer Staar genennet. Ferner, da alle Verdunkelungen beim grauen Staar von der Art sind, daß sie, wenn sie in einem flüßigen Theile entstanden, entweder der flüßige Theil noch eine Flüßigkeit behält, oder in demselben eine Art von einem festen Körper erzeuget wird, und, wenn die Verdunkelung einen organischen Theil einnimt, derselbe entweder härter oder weicher, oder wol gar flüßig wird, so theilet er nebst der vorgemeldeten Eintheilung deshalb die grauen Staare wieder in veste und flüßige ein, und das mit Recht. Es mag die wässerige Feuchtigkeit abgeschieden werden, wie und von welchen Gefäsgen sie wolle, so entstehet doch eine Trübheit in dieser Feuchtigkeit, wenn mit ihr zugleich gröbere Theile abgeschieden werden, und dieses könte man einen falschen flüßigen Staar der wässerigen Feuchtigkeit nennen. Entstehen aber der gröbern Theile in ihr zu viel, treten ihrer zu viele näher aneinander, daß sie zulezt eine Art von Haut darstellen, so geben sie noch mehr eine Ursache des Staars ab, und dergleichen Haut nennen nun die Augenärzte einen falschen membranösen Staar. Außer diesem Fehler der wässerigen Feuchtigkeit können noch andere in ihr entstehen. Es kan ein Geschwür seinen Eiter, es kan sich Blut in sie ergießen und ein Staar daher entstehen, wider den gegebenen Begrif vom grauen Staar, meint der Herr Verfasser, stritte es nicht, wenn man einen in die wässerige Feuchtigkeit ergossenen Eiter, der das Sehen verhinderte, einen Staar nennen wolte, man pflegte aber einen inwendig ins Auge und in die wässerige Feuchtigkeit ergossenen Eiter mehr ein Eiterauge, hypopium,

als einen Staar, zu nennen. Die falschen membranösen Staare werden zwar in der wässerigen Feuchtigkeit selten angetroffen, ganz und gar aber sind sie nicht zu läugnen, er erweiset ihre Möglichkeit und Würklichkeit durch glaubwürdige Zeugnisse. Sie setzen sich entweder an dem Rande der Pupille oder auf der Fläche der crystallenen Feuchtigkeit an. Hierauf beschreibet er die traubenförmige Haut uvea genant. Sie ist diejenige, so gleich hinter der Hornhaut sichtbar ist, und hat in der Mitte eine Oefnung oder ein Loch, das man die Pupille, den kleinen Ring, nennet. Der vordere Theil oder die vordere Fläche derselben wird der verschiedenen spielenden Farben wegen, der Regenbogen, die Regenbogenhaut iris, genant. Die Pupille kan sich erweitern und zusammenziehen, und diese beide Bewegungen schreibt man zwei verschiedenen Arten Fibern zu, davon die von der einen Art, die wie Radii von der Peripherie dieser Haut nach dem Mittelpuncte dieser Haut laufen, wenn sie sich zusammenziehen, die Pupille erweitere, die von der andern Art aber, die um dieselbe cirkelrund herum gehen, wenn sie sich zusammenziehen, die Pupille zusammenziehen. Jene nennet man die geraden oder langen Fibern, fibras rectas oder longitudinales, und diese die cirkelrunden, fibras circulares. Viele behaupten das Daseyn dieser beiden verschiedenen Arten dieser Fibern in menschlichen Augen, andere geben die erste Art zu und läugnen nur die leztere, und noch andere läugnen die leztern und halten die gerade laufende Strahlen oder radios der traubenförmigen Haut für Falten der sich umschlagenden Haut, wie von Haller. Eben derselbe behaup-

tet, daß dieſe Haut bei lebenden Thieren nicht reizbar ſey, und nicht durch die Lichtſtrahlen, die man durch einen papiernen Trichter auf ſie fallen laſſe, nicht beweget werde, auch nicht ſchmerze, wenn ſie zerſchnitten würde, vortrefliche Erfindungen, die dem Herrn von Haller große Ehre machen! Er unterſtehet ſich, offenbaren und erwieſenen Wahrheiten durch nichtige Einwürfe zu widerſprechen, und man iſt blind genug, dieſe ſeine nichtigen Einwürfe als Orackelſprüche zu verehren. Wie oft ſaget er nicht, daß, wenn die zum Zwerchfel gehende Nerve gereizt würde, das Zwerchfel ſich zuſammenzöge? Und gleichwol ſchreibt er nur den Muskelfaſern alleine die Reizbarkeit zu, ohne den Widerſpruch zu ſehen, den er dadurch begehet? Denn wenn das Zwerchfel ſich zuſammenziehet, wenn ſeine Nerve gereitzet wird, ſo mus ja ſeine Nerve gereitzet werden können, folglich reizbar ſeyn. Wie kan er alſo den Muskelfaſern allein die Reizbarkeit zuſchreiben? Werden denn die Nerven des Geſichts, des Geſchmaks, Geruchs, Gehörs und Gefühls nicht gereizt? Werden ſie aber gereizt, ſo müſſen ſie auch eben ſowol reizbar ſeyn als die Muskelfaſern? Daß die Regenbogenhaut ſelbſt an ſich wie auch gegen das Licht unempfindlich und gar nicht reizbar ſey, wie der Herr Verfaſſer Seite 26. 27 und 30 behauptet, können wir mit den Worten, die er Seite 29 ſpricht: Im geſunden Zuſtande der Augen iſt alſo nun die Urſache beider Bewegungen, der Erweiterung und Verengerung der Pupille, im irritirenden Lichte zu ſuchen, gar nicht zuſammen reimen. Denn iſt die Urſache der Erweiterung und Verengerung der Pupille im irritirenden Lichte zu ſuchen, ſo mus ja

das

das Licht die Regenbogenhaut reizen und dieſe folglich reizbar ſeyn, es geſchehe nun die Erweiterung und Verengerung der Pupille, wie ſie wolle. Unſers Erachtens iſt von der Natur die Pupille dazu beſtimt, daß zum deutlichen Sehen eine demſelben proportionirte Stärke des Lichts in die Augen wirke. Ein alzuſtarkes Licht blendet die Augen und erwekt Schmerzen in den Augen, daher man bei zu ſtarkem Licht eben ſo wenig gut ſehen kan, als bei zu ſchwachen Licht, daher muſte die Pupille ſo gemacht ſeyn, daß ſie bei zu ſtarkem Lichte ſich zuſammen zog, und bei zu ſchwachem Lichte ſich erweiterte. Wie nun dieſes geſchiehet, das iſt eben die ſtreitige Sache. Ob nun aber das Zuſammenziehen der Pupille bei ſtarkem Lichte davon herrühre, daß ſolches in die Nezhaut und Nerven ſtark wirke und ſolche ſtark reize, und daß dieſes einen häufigern Zufluß der Säfte in die Gefäße und in die Flocken der Regenbogenhaut, und eine ſtärkere Ausdehnung der Gefäße und Streifen in dieſer Haut mache, daß davon dieſe ganze Haut breiter und ihre Pupille enger werde, wie der Herr Verfaſſer behauptet, laſſen wir dahin geſtellet ſeyn. Bei ungebornen Kindern iſt vor den ſiebenten Monat, auch bei ungebornem Vieh, kein Stern, kein ſchwarzer Flek im Auge, ſondern dieſer mit einer beſondern Haut verſchloſſen, welche weg iſt, ohne Zurüklaſſung einiger Spur, ſo bald der Menſch geboren iſt.

Nach der Betrachtung der traubenförmigen Haut wendet ſich der Herr Verfaſſer zur Betrachtung der Cryſtallinſe, bei welcher er drei Stücke unterſcheidet, ihre äußere, durchſichtige weiße Membran oder Kapſel, ihre weiße durchſichtige Feuchtigkeit, die zwiſchen dieſer

ſer und dem Cryſtalkörper iſt, und den weißen durchſichtigen Cryſtalkörper ſelbſt, welche Theile er alle genau beſchreibet. In den Gefäsgen der Kapſel können Stockungen und Entzündungen entſtehen, entweder ſo, daß Blut mit in ſie eintrit, oder nicht, und dieſe Stockungen und Entzündungen werden entweder zertheilt oder nicht. Im erſtern Fal laſſen ſie keine üble Folgen oder Ueberbleibſel zurük. Geſchiehet keine Zertheilung, ſo werden in dem Fal, wo kein Blut ſtockend bleibt, ſondern, wo die Gefäße nur mit mehrern und gröbern Theilen angefült ſind, die Gefäße ihrer Verrichtung beraubet, die feinern Theile davon gehen, und die gröbern die Säfte ſo anfüllen, daß ſie ganz oder zum Theil ſtreifenweis undurchſichtig werden. Dieſes kan am vordern oder hintern Theil der Kapſel oder rund um geſchehen. Da aber der vordere Theil der Kapſel dicker und an ſich mehrere Gefäße hat, als der hintere dünnere, ſo wird auch die Kapſel von vorne eher verdunkeln als der hintere. Hieraus entſtehet nun der wahre veſte membranöſe Staar. Iſt die Entzündung von der Art, daß ſich Blut mit eingemiſcht und ſolches ſich nicht zertheilet hat, ſo kan dieſes in ein Geſchwür übergehen, welches entweder im hintern oder vordern Theil, doch in jenem ſeltener als in dieſem, ſitzet. Sizt es in dem vordern Theil der Kapſel, ſo bleibt es entweder ungeöfnet oder es öfnet ſich. Bleibt es ungeöfnet, ſo wäre es, ſo lange die Materie flüßig iſt, ein wahrer flüßiger Staar in dem vordern Theile der Kapſel, dünſteten aber die feinern Theile aus, oder würden von Gefäsgen aufgenommen, ſo würden die gröbern vertroknen und einen wahren feſten membranöſen

nöſen Staar bilden. Oefnet ſich aber das Geſchwür; ſo kan es ſich entweder in der zweiten Augenkammer oder nach der innern Höle der Kapſel und nach dem Cryſtalkörper ſelbſt öfnen. Im erſtern Fall würde man es als ein ordentliches hypopyum anſehen können, im leztern aber könte man es einen wahren flüßigen Staar des vordern Theils der Kapſel, der ſich nach innen geöfnet, nennen, der aber von noch üblern Folgen, als der erſtbenente ſeyn würde; denn er würde alsdenn auch die Feuchtigkeit in der Höle der Kapſel und die Cryſtallinſe ſelbſt verderben, ſo daß hieraus ein complicirtes Uebel entſtünde, bei dem die Kryſtallinſe ohnfehlbar einer Auflöſung ausgeſezt wäre. Säße das Geſchwür im hintern Theile der Kapſel, ſo bliebe daſſelbe wiederum entweder ungeöfnet oder es öfnete ſich. Im erſtern Fal würde das ſich ereignen, was beim vordern Theile der Kapſel erwähnt worden. Geſchähe das leztere, ſo würde die Ergießung der Materie entweder nach der Haut der gläſernen Feuchtigkeit, oder nach der innern Höle der Kapſel, und alſo bis zur cryſtallenen Feuchtigkeit ſelbſt geſchehen, und die vorher genanten Uebel würden auch hieraus entſtehen.

Hierauf hat der Herr Verfaſſer die Feuchtigkeit, die ſich in der Kapſel der Kryſtallinſe befindet, betrachtet. Die Kryſtallinſe hängt frei in ihrer Kapſel. Dieſer freye Raum, beſonders der vordere Theil derſelben, enthält eine Feuchtigkeit, die an Schwere etwa einen halben Gran ausmacht. Sie iſt von eben der Art, wie diejenige, die ſich in den Zellen der Kryſtallinſe befindet, und entſtehet von dem Ausſchwitzen der Kryſtallinſe. Günz erwähnet bei der Abtheilung der Kryſtal-

staare eine Art der wahren flüßigen Krystalstaare, wiewol als selten, die blos in der trüb gewordenen Feuchtigkeit, die den Krystalkörper umgiebt, bestehe. Gnerin in seinem Traité sur les maladies des yeux hat beobachtet, daß sich die in der Kapsel der Krystallinse befindliche Feuchtigkeit verdicken, verdunkeln und eine besondere Art des grauen Staars verursachen könne. Gemeiniglich sey die Linse in diesem Fal zugleich mit verdunkelt, zuweilen sey leztere gesund und unbeschädigt, und die Ursache der Blindheit liege ganz allein in der Verdunkelung dieser Feuchtigkeit, ja, er glaubt, daß nach der gewöhnlichen Ausziehung des Staars sich diese Feuchtigkeit in der Kapsel von neuen anhäufen, verdunkeln und einen sogenanten cataractam secundariam erzeugen könne, welches leztere aber theils aus dem Grunde nicht glaublich ist, weil, wenn nach Herrn Richters Meinung die Kapsel von der Operation zernichtet worden, die Feuchtigkeit alsdenn sich in der zernichteten Kapsel nicht anhäufen kan, theils aus dem Grunde, weil diese Feuchtigkeit von der Krystallinse abgesondert wird, folglich nicht mehr entstehen kan, wenn diese herausgezogen worden. Der Herr Verfasser nent den von dieser trübgewordenen Feuchtigkeit der Kapsel entstandenen Staar einen falschen flüßigen grauen Staar in der Höle der Kapsel.

Wenn der Körper der Krystallinse undurchsichtig wird, so wird der davon entstehende Staar der wahre crystalliniſche Staar, cataracta crystallina vera genennet, und dieser komt unter allen andern Staaren am gemeinsten gewöhnlichsten. Viele verstehen auch unter dem Worte Staar keinen andern als diesen.

Wenn

Wenn der Körper der Kryſtallinſe undurchſichtig wird, ſo wird ſie entweder härter oder aufgelöſet und flüßig. Daß der Körper der Kryſtallinſe ſich verhärten könne, iſt mehr als zu gewis und ſatſam erwieſen. Schon bei bejahrten Perſonen fängt ſich vermöge ſeiner natürlichen Beſchaffenheit in ſeinem inwendigen mitlern Theil oder in ſeinem Kern eine Verhärtung an, und eben dieſer ſein inwendiger mitlerer Theil iſt für andern und gemeiniglich zuerſt der Verhärtung unterworfen; denn ſeine Röhren ſind feiner und ſteifer, und die Plätchen liegen dichter auf einander, und können ſich alſo auch deſto eher verſtopfen. Mit der Zeit breitet ſich der erſte Anfang der Verhärtung weiter aus und ein Plätchen verlieret nach dem andern dabei zugleich ſeine Durchſichtigkeit. So wie die Verhärtung zunimt, nimt die Durchſichtigkeit ab. Man hat Exempel von wie Stein hart gewordenen Kryſtallinſen. Die Härte der Kryſtallinſe kan daher rühren, wenn überhaupt gröbere lymphatiſche Säſte durch die zuführenden benachbarten Gefäße in die Linſe gebracht worden, die in den zarten Röhren und zwiſchen den Lamellen ſtocken, oder daß weniger Säſte in die Linſe gedrungen, oder daß die natürlichen Säfte, indem die feinern verdünſtet oder zurükgeführet worden, vertroknet ſind. Im erſtern Fal würde die Linſe größer und härter, in dem leztern kleiner und härter angetroffen werden. Alle dieſe Urſachen, meint der Herr Verfaſſer, könten auch die Plätchen der Kryſtallinſe verrücken und dadurch eine Undurchſichtigkeit der Kryſtallinſe hervorbringen; auch könte die Verſtopfung der kleinen Röhren der Kryſtallinſe, imgleichen dieſes, wenn die in der Kryſtallinſe befind-

ſindliche durchſichtige Feuchtigkeit von großer Hitze, oder Entzündung ihre Durchſichtigkeit verlöhre, ebenfals die Kryſtallinſe undurchſichtig machen, und einen ſolchen jetzbeſchriebenen undurchſichtigen harten Zuſtand der Kryſtallinſe nent man den wahren feſten Kryſtalſtaar. Entfernte Urſachen deſſelben ſind Entzündungen der Augen, und äußerliche ins Auge würkende Gewaltthätigkeiten, als Stöße und Schläge in die Augen, ſtark ins Auge wirkendes Feuer und Hitze, Verbrennen der Augen und überhaupt alles, was die nöthigen Abſonderungen und Bewegungen der Feuchtigkeiten in dieſen Theilen hemt, hindert oder ſtört.

Der Körper der Kryſtallinſe wird flüßig, wenn entweder zu viel dünne wäſſerige Theile in die Linſe eindringen oder ihre Theile, feſte oder flüßige oder alle beide aufgelöſet werden. Das erſtere ſcheint ſelten ſtat zu haben, wenigſtens weis es der Herr Verfaſſer nicht mit Erfahrungen zu erweiſen, wenn es aber geſchähe, ſo würden die Plätchen der Kryſtallinſe und ihre Zelle ihrer Lage wegen leiden oder wol gar zerreißen, auch die Fibern, woraus die Plätchen beſtehen, würden davon ſchlaffer werden, und von dieſen Schlafwerden könten leicht Verſtopfungen in ihnen, folglich auch Verdunkelungen, und mithin der Staar entſtehen. Der zweite Fal des Flüßigwerdens, nemlich die innere Auflöſung der Linſe, hat öfterer ſtat, wenn ſowol die feſten als flüßigen Theile derſelben verderben. Stockungen der flüßigen Theile können ihre Verderbung nach ſich ziehen, und die ſo fein gebaueten Plätchen in eine gleichartige Verderbung ſetzen. Da die äußere Plätchen weicher ſind und mehr Feuchtigkeiten in ſich enthal-

halten, so werden auch diese der Zerstöhrung mehr ausgesezt seyn als der Kern, und damit stimt auch die Erfahrung überein. Eine solche Zerstöhrung geschiehet zuweilen binnen langer Zeit als nach vielen Jahren, zuweilen aber binnen etlichen Tagen. Man nennet dergleichen Staar, da die Krystallinse entweder ganz und gar oder zum Theil geschmolzen oder aufgelöset worden, den wahren flüssigen Krystalstaar. Ist die Krystallinse ganz geschmolzen, so ist es alsdenn eine Wasserblase oder der Milchstaar. Ist die Krystallinse nicht ganz, sondern nur zum Theil geschmolzen, so können bei diesem Staar die Kranken noch etwas sehen.

Die flüßigen Staare haben nicht allezeit einerlei Grad der Flüßigkeit, bald gleicht die flüßige Materie einem dünnen Eiter, dann heißen sie cataractæ purulentæ; bald einer Milch, dann heißen sie cataractæ lacteæ, Milchstaare; bald ist sie dicker wie Käse, dann nent man sie käsigte Staare, cataractas caseosas. Auch werden die flüßigen Krystalstaare cataractæ cysticæ genennet, weil ihre Flüßigkeit in einer Hülle eingeschlossen ist. Zu eben diesen Staaren gehöret auch der sogenante streifigte Staar, cataracta fibrosa, welcher Streifen hat, weil bei ihm die Verdunkelung nicht überal gleich, und der bewegliche Staar, cataracta mobilis, fluctuans oder tremula. Des Daviels gestirnter oder Gitterstaar ist unstreitig auch hieher zu zehlen. Man pfleget die Staare in reife und unreife einzutheilen, und diese Eintheilung hat man unstreitig deswegen gemacht, weil man dafür hielt, daß nur reife Staare zu operiren wären; aber woher kan man gewis wissen, daß ein Staar reif und zur

Ope-

Operation geschikt sey? Reif ist der Staar alsdenn, der zur glüklichen Verrichtung der Operation am geschikteſten ist, aber woher kan man dieſes gewis wiſſen? Alle Kenzeichen, die man davon anführt, ſind trüglich. Bei der alten Methode des Staarſtechens erforderte man zum glüklichen Erfolg der Operation eine gewiſſe Härte oder Dichtigkeit des Staars, bei welcher man vermögend war, ihn ganz und ſicher in die Tiefe herunter zu drücken, aber wie wil man dieſe Härte gewis erkennen? Oft wird der Staar mit den Jahren härter, oft aber nicht, und bleibt, wie er iſt, ja wird wol gar weicher und flüßiger. Herr Daviel der jüngere nent dreyerlei Stücke, worauf ſich die Reife des Staars gründen ſol, nemlich in der Dichtigkeit des Staars, oder in deſſen völligen Dunkelheit, oder in dem Verluſt des Sehens, aber alle dieſe Stücke ſind trügliche Kenzeichen von der Reife des Staars. Jezt nach der Erfindung der neuen Methode den Staar zu operiren iſt die Beſtimmung des Reifwerdens geändert, der Staar mag weich oder hart, weis oder grau geſtreift ſeyn oder nicht, wenn nur der Kranke die Gegenſtände ſchwach ſiehet, ſo iſt er reif. Eine andere Art der Reife iſt unnüz, oft ſchädlich. Bisweilen ſind verſchiedene Arten vom grauen Staar zugleich vorhanden, und alsdenn nent man einen ſolchen Staar einen gemiſchten Staar. So kan z. E. ein wahrer flüßiger Kryſtalſtaar mit dem wahren membranöſen verbunden ſeyn, ja der Kern der Linſe kan verhärtet und undurchſichtig, alſo zum Theil ein wahrer feſter Kryſtalſtaar, und die äußern Ränder deſſelben geſchmolzen, alſo zum Theil ein wahrer flüßiger Staar, und hiernächſt noch in der

Sub-

Substanz der Kapsel eine Eiterung, also ein flüßiger Krystalstaar entstanden seyn. Es kan auch der graue Staar mit dem schwarzen Staar zugleich vorhanden seyn, ja gar denselben hervorbringen.

Die zweite Abtheilung dieser Schrift handelt von den Kenzeichen des grauen Staars. Von dem Staar, der in der Krystallinse und ihrer Kapsel seinen Siz hat, giebt er solche Kenzeichen an, wie Boerhave in seinen Vorlesungen über die Augenkrankheiten angegeben.

Die dritte Abtheilung dieser Schrift handelt von dem Anfange und den Verbesserungen der Operation, den Staar aus dem Auge zu nehmen. Durch diese Operation kan man alle wahre und falsche Staare ohne Rückkunft heben. Herr Daviel hat in seiner Methode den Staar durch Herausnehmung desselben durch die zerschnittene Hornhaut St. Yves und Petit zum Vorgänger gehabt. Seine Instrumente, deren er sich hierzu bedienet, sind in dem zweiten Theile der Parisischen Academie der Chirurgie abgezeichnet, und die Beschreibung der Operation selbst und dessen, was dabei zu beobachten, mus man selbst in dieser Schrift nachlesen. Die Nachfolger der Davielschen Methode haben nicht nur die Vielheit der Davielschen Instrumente vermindert, sondern auch andere bessere Instrumente zu dieser Operation eingeführet, und die Operation selbst verbessert, welches alles Herr Holman umständlich beschrieben.

In der vierten Abtheilung seiner Schrift hat Herr Holman die verschiedenen Verfahrungsarten bei Ausnehmung des Staars beurtheilet und geprüfet, und seine Methode, wie er selbst operire, umständlich beschrieben, auch die Mängel, Gebrechen und Nachtheile der verschiedenen Verfahrungsarten, und der dabei gebräuchlichen Instrumente, wie auch die beste Methode zu operiren, angegeben. Aus diesem allen einen Auszug zu machen ist unmöglich; man mus dieses alles in dieser Schrift selbst lesen. In der siebenten Abtheilung hat er funfzig Fälle und Beobachtungen von der Ausnehmung des Staars angeführet und mit nüzlichen Anmerkungen begleitet. Wir müssen dem Herrn Verfasser den Ruhm zugestehen, daß seine Schrift gut und gründlich ausgearbeitet ist und ihm Ehre macht. Er hat darin eine volständige Kentnis von dem Bau des menschlichen Auge satsam, die man bei seines gleichen und Augenärzten sonst selten findet, und eine gute Belesenheit und Kentnis der neuesten und besten Schriftsteller bewiesen. Auch gereichet ihm die Aufrichtigkeit, mit welcher er den Verlauf und die Folgen seiner an den Augen verrichteten Operationen beschrieben, und die nicht allezeit glüklich gewesen sind, zum besondern Ruhm.

5.

LIV.

Der Hofmeister, oder die Vortheile der Privaterziehung. Eine Komödie. Leipzig in der Weygandschen Buchhandlung 1774. 8.

Von den gewöhnlichen theatralischen Regeln ist in diesem Stücke gar nicht die Rede, also werden wir gewis auch dies Stük gar nicht aus dem Gesichtspunkte derselben beurtheilen. Von diesem Uebertreten der Regeln behalten wir uns vor an einem andern Orte zu reden. (S. die Recension von der dramaturgischen Abhandlung über Götz von Berlichingen) Wir werden zwar in etwas unser Urtheil auf die Gründe bauen, die wir dort entwickeln wollen, aber das wird doch das wenigste seyn, und wir werden das Stük, so viel möglich, ganz in dem Geiste, worin es geschrieben ist, untersuchen. Hier ist der Inhalt desselben. Zween Brüder, der Geheimerath und der Major von Berg, lassen beide ihre Kinder auf verschiedne Weise erziehen. Der erste hält den von seinen Söhnen, der aufs Theater komt, zur öffentlichen Schule an. Der Major aber nimt für einen Sohn und eine Tochter, die er hat, einen Hofmeister an, und läst seine Kinder zu Hause erziehen. Dieser Hofmeister ist ein junger Mensch, der auf Universitäten wenig gelernt hat, als ein wenig was man galante Wissenschaften nent, der tanzen, ein wenig Musik, ein wenig zeichnen kan. Er ist gar nicht von einer bösen Gemüthsart, und das ist ein Meisterzug vom

Verfasser, wie denn überhaupt in dem Stücke die vollkommenste Kentnis der Menschen herscht, sondern er hängt nur seinen Leidenschaften und zwar hauptsächlich seinem Hange zur Wolluſt nach. Seine Frau Principalin ist eine eitle Weltfrau, die ihre Tochter haßt, weil sie schön ist, und in ihren Jungen vernart ist; der Major hingegen, der ein ganz redlicher Offizier, aber von wenig Einsichten ist, liebt allein seine Tochter, und tobt und lärmt immer auf seinen Sohn hinein, unter dem Vorwande, ihn nicht zu verziehen. In dieser Klemme sizt nun der Hofmeister, der außerdem als ein Bedienter traktirt, und dem das, was man ihm versprochen hat, nicht gehalten wird, wie es den Hofmeistern in vornehmen Häusern häufig zu ergehen pflegt. Er sol außer der Information des Sohnes das junge Fräulein, das nun bald zum Abendmahl gehen sol, im Christenthum vollends festsetzen, und weil der Vater erfährt, daß er zeichnen kan, ihr auch zeichnen lehren. Bei dieser Beschäftigung verführt er das junge Frauenzimmer, und zwar unter folgenden Umständen. Fräulein Gustchen hatte viel Romanen und Trauerspiele gelesen und schwärmte ein wenig davon. Zu der Zeit, da der Hofmeister eintrat, hatte sie einen Liebeshandel mit ihrem Vetter, dem Sohne des Geheimenraths, der auf Schulen erzogen wird. Die Scene dieser halb kindischen Liebe, wo ihr der Junker Fritz schwört, daß er sie heirathen wil, so bald er von Universitäten zurük kommen würde, und daß er in drei Jahren zurük kommen wil, und die mit dem Geheimenrath, der sie belauscht hat und ihnen über ihre Handlung den Text liest, sind ganz vortreflich. Indes geht der junge Herr auf Uni-

Universitäeen, bleibt länger aus als er es seiner Schönen versprochen hat; in der Welle ist auch eine Unterbrechung ihres Briefwechsels erfolgt, welches man doch alles mehr errathen mus als zu wissen bekömt; (und noch dazu wird nicht bestimt, ob mit oder ohne Verschulden des jungen Menschen; ein wichtiger Umstand!) sie wird auch von ihrer Mutter gewaltig geplagt, hintangesezt, so daß sie nicht die geringste Zerstreuung, nicht den geringsten Trost in ihrer Betrübnis hat. Und siehe da! Romanengeist, Melancholie, Schwachheit, liefern sie in die Hände des Hofmeisters, der selber mehr von Leidenschaft hingerissen, als von Argliſt angetrieben zu seyn scheinet. Der Gram übernimt sie darauf, sie wird abgezehrt, und da endlich ihr Schimpf entdekt ist, so flüchtet sie aus dem Hause ihres Vaters und verbirgt sich bei einer armen Bettlerin, wo sie niederkomt. Der Hofmeister flüchtet bei einen Dorfschulmeister in der Nachbarschaft, der ihn aufnimt und zu seinem Gehülfen gebraucht, und hält sich da ganz verborgen. Der Major ist einstweilen untröstlich über die Abwesenheit seiner Tochter, sucht sie auf, erfährt endlich wo der Hofmeister ist, geht hin mit seinem Bruder, schiest auf ihn und trift ihn in den Arm. Doch das sind Nebenumstände. Ein Hauptumstand ists, daß zween Tage nach ihrer Niederkunst Fräulein Gustchen von der alten blinden Bettlerin weggehet, weil ihr ein Traum ihren Vater sterbend vorgestelt hat. Diesem wil sie versuchen Nachricht von sich zu geben; aus Verzweiflung aber, weil sie fühlt, daß sie zu schwach ist, um zu ihrem Vater zu kommen und ihn durch die Nachricht ihres Lebens wieder zu erfreuen, stürzt sie sich in einen nahen Teich.

Zu eben der Zeit kömt ihr Vater, auf sein Spüren nach ihr, auch bei diesen Teich, sieht eine Frauensperson darein springen, eilt ihr nach, rettet sie, und findet daß es seine gesuchte Tochter ist. Die blinde Bettlerin, der ihre Gesellin das Kind zurükgelassen hat, und die nicht weis wo sie geblieben ist, geht mit dem Kinde aufs Betteln aus, und komt, nachdem sie unterweges erfahren hat, daß eine Person, wie ihre Gesellin gestaltet, ins Wasser gesprungen ist, und ein alter Man, von dem sie muthmaßet, es müsse ihr Vater gewesen seyn, hinter drein, so daß beide ertrunken sind, in des alten Schulmeisters Wenzeslaus Haus, und trift den ehemaligen Hofmeister da, erzählt ihm auch alle Umstände, woraus dieser gleich muthmaßet, was dies für ein Kind sey, und was seine That für schrekliche Folgen nach sich gezogen hat. Die Gewissensangst darüber bewegt ihn sich zu — kastriren. Unser Urtheil hierüber hernach. Der alte Schulmeister Wenzeslaus erhebt diese That sehr, und nent den gewesenen Hofmeister ein auserwähltes Werkzeug Gottes, einen zweiten Origenes; allein es zeigt sich, daß sie nicht aus den rechten Bewegungsgründen verrichtet worden ist, denn Herr Läufer geht wieder zu seinen alten Schlichen, und sucht, so viel er kan, ein junges Mädgen aus dem Dorfe, das bei ihm in die Kinderlehre geht, zu verführen, darauf ertapt ihn Wenzeslaus, und jägt ihn mit der sehr wahren Bemerkung fort, daß zwischen einem Kirchenvater und einem Kapaun ein gewaltiger Unterschied sey. Hiemit ist des Hofmeisters Geschichte aus, und man bekomt nichts weiter von ihm zu hören. Indessen ist der Junker Fritz von Berg auf Universitäten gewesen, hat da viele Begebenheiten

gehabt,

gehabt, die wir auch zu sehen bekommen, denn die Scene geht immer von den Begebenheiten im Aufenthalte des Majors, zu dem, was sich mit dem Junker Fritz und seinem Busenfreunde und Schulkameraden Pätus auf den Universitäten Halle und Leipzig zuträgt. Diese ganze Reihe von den Begebenheiten dieser leztern ist so gut gewählt, sie zeigen sich beide dermaßen als die ehrlichen Jungens, die ein wenig wild und unbesonnen sind, aber die tüchtigsten Männer werden werden: die Charaktere, nicht nur der beiden jungen Leute, sondern aller, mit denen sie auf der Universität zu thun haben, sind alle so vortreflich individualisirt und nach der Natur gemalet, bis auf die allerkleinsten Schattirungen, daß man sich nichts volkomneres in der Art gedenken kan. Fritz von Berg kömt mit seinem Freund Pätus als die hofnungsvolsten jungen Menschen nach Hause, wo sie durch Verläumder und Tukmäuser vermittelst des Scheins einiger Unbesonnenheiten waren angeschwärzt worden; die auf sie erzürntgewesenen Väter schenken ihnen ihre Liebe wieder, deren sie sich so würdig gezeigt haben, und Fritz, wer solte es glauben, heirathet seine von dem Hofmeister Läufer geschwächte ehemalige Geliebte.

Wenn man sich hieraus einigermaßen einen Begrif von dem Stücke bilden wil, so wird man es sehr seltsam finden, und in einem gewissen Betracht kan man das nicht läugnen. Von einer andern Seite aber, wenn man auf Natur, Schilderung der Charaktere und Dialog sieht, so ist das Stük über alles Lob erhoben. In der That, man kan sich in dem Punkt nichts vortrefflicheres gedenken; der Leser mus es aber selbst lesen, denn diese Schönheiten sind von der Beschaffenheit, daß sie

ſich nicht herausheben laſſen, ohne ſie zu verſtellen. Wenn man aber hernach den Plan betrachtet, ſo iſt darin ſehr viel fehlerhaftes, und manches ſo ſehr, daß man nicht begreift, wie ein Menſch, mit ſo außerordentlichen Gaben zum Schauſpieldichter in einem Theile deſſelben, in einem andern ſo große Fehler begehen kan. Wir wollen leztere anzeigen, nicht aus Tadelſucht. Nein, wir bewundern ſo ſehr als jemand das Vortrefliche an dieſem Schauſpiele, wir empfehlen es allen unſern Leſern als eine recht angenehme und lehrreiche Lektür. Ja wir ſagen noch mehr; der Schönheiten ſind ſo viel, daß wir nicht wüſten, wie wir ſie dem Leſer alle wolten hererzählen. Er nehme welche Scene er wil, ſo wird er ſie vortreflich behandelt finden. Da aber die Fehler wenige an der Zahl ſind, da ſie im Plane liegen, und man ſie alſo deutlicher auseinander ſetzen kan, ſo begnügen wir uns damit dieſe anzuzeigen, und halten es für nöthig, damit man nicht, von dem Schönen hingeriſſen, alles für ſchön halte, welches nur gar zu oft bei uns geſchieht, zumal von der Zahl der Nachahmer, die gemeiniglich nichts nachzuahmen wiſſen als die Fehler und ſie noch dazu übertreiben.

Unterricht iſt der Hauptzwek dieſes Stüks: das iſt offenbar; denn Rührung, wenigſtens ſtarke Rührung, kan es nicht ſeyn. Dieſe kan bei der Theilnehmung an ſo viel Perſonen, bei der Menge von Begebenheiten, und dem beſtändigen Hüpfen von einem Gegenſtande zum andern nicht erhalten werden. Das fühlt jeder Leſer dieſes Stüks, und kan dem Verf. ſelbſt nicht unbewuſt geblieben ſeyn. Der Verf. hat uns ganz anſchauend von dem Satze überführen wollen, Kinder die

zu öffentlichen Schulen gehalten werden, gerathen gemeiniglich besser als solche, die man zu Hause von Informatoren ziehen läst. Dies kündigt der Titel an. Unseres Erachtens ist das hier nicht zureichend geschehen: denn erstlich äußern sich die bösen Wirkungen der Privaterziehung an einem Frauenzimmer, und kein kluger Man wird ein junges manbares Mädchen durch einen jungen Hofmeister unterweisen lassen. Die guten Wirkungen der öffentlichen Erziehung äußern sich hingegen an einer jungen Mansperson, und diese Verschiedenheit ist dem Zwecke nachtheilig. Es ist wahr und läst sich wohl errathen, daß aus dem Junker Leopold auch nicht viel nutzes werden wird, und es wird beiläufig erzählt, er habe dem Hofmeister eine Maulschelle gegeben, wovon dieser, aus Furcht vor der Mutter, deren Liebling der Sohn ist, sich nichts merken lassen darf. Allein das wird viel zu sehr in der Entfernung angedeutet, als daß es Eindruk machen könne: und überdem kan ein junger Mensch seinem Hofmeister, wenn er zumal so ein Holunke ist, wie der gegenwärtige offenbar seyn mus, eine Ohrfeige geben, ohne gerade ein Taugenichts zu seyn, noch viel weniger immer zu bleiben. Das Schlimste aber ist, daß alle dieses Verderben der Privaterziehung nicht sowol von dieser, als von der Thorheit der Eltern, hingegen der gute Fortgang der öffentlichen Erziehung an Fritz von Berg, mehr von der Klugheit des Geheimenraths zu kommen scheint, als von der Natur dieser Erziehung überhaupt, oder auch nur von der Beschaffenheit des Hofmeisters bei jener. Wil man uns einwenden, daß die öffentliche Erziehung eben dazu dient, die Folgen der Thorheit der Eltern zu verhüten und zu verbessern, so ist

dies ein sehr zweifelhafter Satz, wofern man nicht annimt, daß die Kinder ganz von der Eltern Hause kommen, welches doch nur bei wenig Familien Stat finden kan; denn außerdem wird aus einem Knaben, der zu Hause von den Eltern erzogen und verdorben wird, und doch den gröſten Theil der Zeit zu Hause zubringt, auch wenn er zur öffentlichen Schule gehalten wird, nimmer etwas Gutes werden. Es scheint daher, als hätte das Beispiel an Kindern von einerlei Geschlecht und gleiche Eltern habend, dargestelt werden müssen, um volkommen lehrreich zu seyn. — Das Kastriren des Hofmeisters macht nicht nur, daß das Stük gar nicht vorgestelt werden kan, sondern es ist gar auf keine Art zu entschuldigen. Wir wissen wohl, daß es Leute giebt, die alles Seltsame herlich finden, die, weil Hr. Lessing nöthig erachtet hat, sich mit Recht über die übertriebne Zierlichkeit der französischen Bühne lustig zu machen, glauben, alles könne auf die Bühne gebracht werden, was in der Natur geschieht. Die mögen immerhin sich über unser Urtheil lustig machen, aber wir behaupten, daß das ungeziemend ist, und nicht kan geduldet werden. Es wird vollends dadurch unerträglich, daß die Handlung so zu sagen auf dem Theater geschieht, denn der Mensch liegt nach der Operation im Bette, noch nicht verbunden, und erzählt dem alten Schulmeister, er habe sich kastrirt.

Est modus in rebus, sunt certi denique fines
Quos ultra citraque nequit consistere rectum.

So denkt Hr. Lessing gewis auch, und er hat sicher nie so wollen verstanden seyn, als müsse man ohne Schaam alles

alles auf der Bühne sagen und darstellen. Wenn wir uns nun vollends die Nachahmerschaar vorstellen, was die alle für ungeheure Dinge auf das Tapet bringen werden, so erschrecken wir davor. Wiewol es ihnen schwer fallen würde, etwas ärgeres zum Vorschein zu bringen; wenigstens hat die englische Bühne, die gewaltig cynisch ist, nichts dergleichen aufzuweisen. Nur in einem Stücke von Wicherley giebt einer vor, er habe sich müssen Krankheits halber kastriren lassen; und will dadurch machen, daß die Männer ihre Weiber nicht mehr so sehr vor ihn verwahren sollen. Wir wissen sehr wohl, was man zur Rechtfertigung dieser Stelle in gegenwärtigem Stücke sagen kan; daß der Zug ganz in dem Charakter eines nicht bösen, sondern ganz von dem gegenwärtigen Eindrucke hingerissenen Menschen ist, daß sein nachheriger Verfal auf seine alten Wege noch charakteristischer ist. Das alles und noch mehr kan man sagen; allein ein gewisser Pudor verbietet solche Züge auf der Bühne, so gut als sie auch angebracht seyn möchten, und doch ließe sich gegen die rechte Konvenienz des gegenwärtigen manches einwenden. Hält der Verfasser diesen Pudorem für Vorurtheil? Es ist gewis keiner, so wenig als die Meinung, daß ein rechtschafner Man niemals eine von einem andern geschändete Frauensperson heirathen dürfe, gegen die der Verf. den Fritz von Berg handeln läst. Keine mildernde Umstände können das erträglich machen; hier hilft auch keine Philosophie. Denn die Sache gründet sich auf die Natur der Dinge, nach welcher eine Frauensperson, die einen solchen Fehltrit begangen hat, nie eine gute Ehefrau werden kan. Es mus ein gewaltiges Temperament, welches was

unnatürliches am Frauenzimmer ist, oder sonst ein Fehler des Verstandes oder Herzens bei einer solchen Person vorhanden seyn, der sie zur guten Gattin untüchtig macht. Nicht einmal wenn ein Mädchen unter den feierlichsten Versprechungen der Ehe verführet worden ist, welches der günstigste Fal ist, darf ein rechtschafner Man sie heirathen, weil es fast unmöglich ist, daß nicht eigene übermäßige Begierden, eigner Leichtsin, sich ins Spiel gemischt haben, oder daß die mit dem Falle verbundne Schande, und die bloße Verletzung der Schaamhaftigkeit die Sele des Mädchens verdorben habe, welches fast immer geschiehr. Solte aber auch dieses nur ein Vorurtheil seyn; solten es Fälle geben, wo man ohne Besorgnis, eine schlechte Gattin zu bekommen, dies Gesez übertreten könte, so ist es gut, daß unverbrüchlich darauf gehalten werde, und jeder rechtschafne Man wird es thun, weil es von gar zu großem Nutzen ist. Es trägt mehr zu Erhaltung der guten Sitten und der Schaamhaftigkeit bei, als die stärksten Gebote. Wir wundern uns also, daß ein Man von so gesunder Einsicht, und der so sehr nach der alten guten deutschen Weise denkt, die wahrhaftig diese Philosophie nicht kent, so etwas in seinem Stücke und von den edelsten Personen darinnen begehen läst. Wir sehen wohl, daß der Verfasser es hat motiviren wollen, aber auch das ist lange nicht so geschehen, daß es dem gelindesten Leser Gnüge leisten könne. Man urtheile selbst. Fritz wird einigermaßen als selbst Schuld an dem Verderben Gustchens vorgestelt, aber seine Schuld ist viel zu gering, als daß sie machen könne, daß man mit seiner That sympathisire. Offenbar erhellet, daß das Romanenlesen Gustchen verdorben hat,

nicht

nicht ihr kleiner unschuldiger Liebeshandel mit ihm. Hat er nicht immer die edelsten Gesinnungen für sie gehabt, und ist bei vielen Reizungen ihr immer treu geblieben? Was hat er sich vorzuwerfen, und warum konte sie ihm nicht eben so treu bleiben? Ja selbst wenn er der erste Verführer gewesen wäre, wenn er ihr zuerst alle Süßigkeiten der Liebe hätte empfinden lassen, so wär er durch seine Beständigkeit gegen sie genugsam gerechtfertigt, und man könte ihn gar nicht tadeln, wenn er sie verließe, falls sie einem andern eine gleiche Gunst hätte genießen lassen; wie viel mehr so, da sein Liebeshandel mit ihr ganz schuldlos gewesen war, und sie sich durch ihren Informator verführen läst. Gesezt, jemand hätte unter der Versprechung der Ehe ein Mädchen geschwächt, und er findet, daß sie in seiner Abwesenheit eine gemeine Hure geworden wäre, welches ungefähr eben die Proportion als zwischen Fritz und Gustchen ist, müste er sie denn heirathen? Keinesweges. Der Schrit ist zu gros, als daß er ohne eine verderbte Gemüthsart könte aus der Ursache entsprungen seyn. Will ein solcher edelmüthig handeln, so versorgt er ein solch Frauenzimmer, und sucht sie auf die Art von dem Verderben loszureißen. Eben das könte Fritz für Gustchen und ihr Kind thun, wenn es nöthig wäre, aber weiter nichts. Wenn nun auch Umstände des Frauenzimmers so einen Schrit entschuldigen könten, so müssen wir doch gestehen, daß Gustchen uns in solchen gar nicht gezeigt wird. Es scheint gar nicht, als hätte Läufer große Kunstgriffe gebraucht, um sie zu verführen, denn daß er in einer Scene ihr Mitleiden rege macht, oder enge zu machen sucht, das ist noch nicht hinreichend, um die Sache

begreif-

begreiflich zu machen, daß Gustchen dadurch entschuldigt werde. Auch sind uns ihre Umstände, ihr ganzer Charakter, ihre Denkungsart vor, bei und nach der Verführung nicht genugsam entwickelt worden, um das Auffallende von Fritzens That zu mildern. Wir sehen wohl aus der fünften Scene im zweiten Akt, daß sie noch immer Fritzen, mitten bei ihrer Intrigue mit dem Hofmeister, liebt: das ist aber bei weitem nicht genug: im Gegentheil zeigt das eine sonderbare Beschaffenheit an, bei der ein Frauenzimmer einen lieben und einen andern begünstigen kan, die wahrhaftig keine Glükseligkeit in der Ehe verspricht. Ihr Gram über die That rechtfertigt sie auch nicht, dieser würde sich bei jedem Frauenzimmer einfinden. Auch die Reue, und das in Teich springen, das der Geheimerath als entschuldigend anführt, ist gar nicht hinreichend, uns zu überzeugen, daß Gustchen die Tugend besitze, die eine gute Frau ausmachen kan, denn auch Läuser empfindet Reue, und züchtigt sich gewaltig für seine Missethat, und doch ist er von einem verdorbnen Charakter. Wenn noch die Sache als geheim geblieben vorgestelt würde, so würden wir doch Fritzens und des Geheimenraths Verfahren begreifen, einigermaßen entschuldigen können. Man erklärte sie alsdenn aus einer Liebe zu Gustchen, zum Major, zur Familie, deren Liebe dadurch ganz gedekt würde; und da ein guter Ruf ein mächtiger Zaum gegen das Laster ist, so ließe sich hoffen, Gustchen könne noch eine gute Frau abgeben, und Fritz könte doch, ohne der Schande so Troz zu bieten, welches kein ehrlicher Man sonst zu thun vermag, seiner Neigung gegen Gustchen und den übrigen genanten Bewegungsgründen folgen. Aber so wird uns gesagt,

daß

daß Gustchens Fal im ganzen Lande bekant sey, und da wiederholen wir nochmals, wird uns der Geheimerath und Fritz durch das, was sie thun, verächtlich.

Wir rügen hier die Uebertretung der Einheit der Zeit nicht; aber wir können die ungeheure Unordnung, die in der Chronologie des Stüks stekt, nicht unangemerkt lassen. Wir haben die Begebenheiten unmöglich rangiren können. Sol Gustchen und ihre That einigermaßen entschuldigt und Fritz von Berg schuld daran seyn, so mus sie in den Zeitraum fallen, da Fritz länger ausbleibt als er versprochen hatte, und wir mögen rechnen wie wir wollen, so können wir sie nicht anders als im Ende des zweiten Jahres seiner Abwesenheit setzen, und dadurch wird Fritz viel unschuldiger, Gustchen aber erscheint in einem viel schlimmern Lichte. Denn sein Stillschweigen hat nichts zum Grunde als das Verbot, ihr heimlich zu schreiben, er macht sich auch darüber keinen Vorwurf, und es ist blos eine Ungerechtigkeit von ihr, wenn sie in der fünften Scene des zweiten Akts deswegen Vorwürfe gegen ihn ausstößt. Noch seltsamer ist folgendes. Nach entdekter That läuft Gustchen aus ihres Vaters Hause, komt zu der blinden Bettlerin und bleibt da ein Jahr, und geht doch den zweiten Tag nach ihrer Niederkunft von ihr, so daß das Kind nach der mäßigsten Rechnung 13 bis 14 Monat in Mutterleibe geblieben ist, und hat Gustchen ihre Schwachheit ein wenig lange zu verbergen gewust, so hat es da anderthalb Jahr gelegen, ein gewis merkwürdiges Phänomen in der Naturgeschichte. Wil man ja die Einheit der Zeit ganz wegwerfen, so mus man doch gewis dem Zuschauer die Chronologie des Stüks so erleichtern, daß er ohne Mühe die

Bege-

Begebenheiten in ihre Zeitfolge stellen kan, denn wie kan er bei der Vorstellung alle Umstände behalten, um sie zu überlegen und darnach zu rangiren. Das kan er nicht, und dann scheint ihm im Stücke alles unbegreiflich. Wie viel schlimmer aber, wenn er, wie hier, auch mit aller Mühe die Begebenheiten nicht ordnen kan, und denn solche seltsame, wider alle Möglichkeit laufende Dinge antrift, als der Aufenthalt, die Niederkunft und das Davongehen Gustchens bei der Betlerin. Das ist in der That so seltsam, daß wir es gar nicht einmal ein Versehen vom Verfasser nennen können: er mus es mit Fleis gethan haben, und doch können wir nicht einsehn warum? was er dabei für einen Grund gehabt hat? Daß die Betlerin das Kind erst Suschen nent, und es sich dann ergiebt, daß es ein Söhnchen ist, kan nicht anders als auf die übergroße Nachläßigkeit gerechnet werden, so leicht es sich auch ändern läst.

Wir beschließen diese Recension mit einer Bitte an den Verfasser, daß er doch sein großes Genie zur Bühne, das gröste, wenn wir nach diesem Stücke urtheilen sollen, das sich bisher in Deutschland hervorgethan hat, dazu anwenden möge, uns mehrere Stücke zu geben. Wir verlangen zwar nicht, daß er sich ganz an die alten Regeln binden möge, aber das wünschen wir doch, daß er sich denselben in Zukunft ein wenig näher hielte. Wenn er für unsre Bühne patriotisch gesint ist, so ist das nöthig, sonst werden seine Stücke nicht können vorgestelt werden. Wil er aber nicht so gefällig seyn, sondern immer seinen Lauf so ganz excentrisch fortsetzen, so werden uns seine Stücke doch immer angenehme Geschenke seyn, denn die großen Schönheiten derselben werden sie immer zur herlichsten Lektüre machen. 4.

LV.

LV.

M. . . R. . . Zwote sehr verbesserte und mit Vignetten vermehrte Auflage. Ohne Druckort.

Der räthselhafte Titel bedeutet Meine Reisen. Hieraus kan der Leser einigermaßen schließen, wes Geistes Kind der Verfasser ist. Er liebt das seltsame Witzige, und sucht es durchs ganze Buch. Auch mag er sich gebärden wie er will, so ist er nichts als eine Kopei von Sterne, und zwar eine affektirte Kopei, denn das beides ist unzertrenlich. Außerdem aber ist sein Büchelchen nicht ohne Verdienst, und er hat eine Anlage, die wir ihn nur bitten möchten in Zukunft auf etwas anders anzuwenden, als so offenbar den von andern bezeichneten Wegen nachzugehen, welches allemal etwas widriges an sich hat, zumal wenn der Weg so offenbar eigenthümlich ist, als Sternens Bahn, und von dem Eigenthümlichen und Neuen seine Hauptannehmlichkeit herbekomt. Daß aber gegenwärtiges Buch mit Beifal ist aufgenommen worden, bezeugt diese zwote Auflage, die mit viel mehrerem typographischen Pomp erscheint, als die erste.

4.

LVI.

Von der Macht des römiſchen Stuhls in Aufhebung der Regularorden. Eine Abhandlung der freundſchaftlichen Vertheidigung der Geſelſchaft Jeſu entgegen geſezt. Frankfurt und Leipzig, 1774. 3 Bogen in 4.

Da die Aufhebung des reichen und rüchtigen Jeſuiterordens ſchlechterdings eine der merkwürdigſten Begebenheiten unſerer Zeiten iſt, ſo darf man ſich nicht wundern, daß noch immer Schriften erſcheinen, in denen dieſelbe bald vertheidiget, bald als ungerecht verworfen wird.

Unter die leztern gehöret denn auch die ſo betitelte freundſchaftliche Vertheidigung der Geſelſchaft Jeſu, welche vor einiger Zeit ans Licht getreten iſt, und darinnen die Macht des Oberhauptes der römiſchen Kirche in Anſehung der Aufhebung der Regularorden beſtritten wird. Ein anderrs Glied der römiſchen Kirche hat derowegen die gegenwärtige Schrift zur Vertheidigung derſelben aufgeſezt, weil daſſelbe beſorgt, es dürfte von übeln Folgen ſeyn, und großes Aergernis unter den römiſchkatholiſchen Chriſten anrichten, wenn man der gedachten Vertheidigung nichts entgegen ſtelte.

Gleich anfänglich wird gezeigt, daß ihres Verfaſſers Charakter gar nicht vortheilhaft ſey, indem er thut, als wäre er ein gehorſamer Sohn der römiſchen Kirche,

Kirche, der für das Oberhaupt derselben alle ersinliche Hochachtung habe, und gleichwol sich nicht entblödet, den päbstlichen Ausspruch einer Ungerechtigkeit zu beschuldigen. Die Redlichkeit seines Herzens, von der er so viel Wesens macht, wird dadurch sehr zweifelhaft, daß er sogleich seine Parthei lossprícht, ehe er die Gründe, die für und wider sie sind, mit gleicher Stärke anbringt, und die Jesuiten für unschuldig erkläret, ohne die Akten eingesehen zu haben. Aller Versicherungen ohngeachtet, erhelt aus der ganzen Schrift, daß die Freundschaft zum ehemaligen Orden der Jesuiten bei ihm die Ehrerbietigkeit gegen den Pabst überwiege, und doch wil er den Namen eines Unpartheiischen, und eines gehorsamen Sohnes der römischkatholischen Kirche haben!

Seine Gründe sind sehr weit hergeholet. Er nimt seine Zuflucht lediglich zum geselschaftlichen Rechte der Natur; diesem von den Jesuiten vormals so sehr bestrittenem Rechte! Er schikt gewisse algemeine Sätze vom Ursprunge eines jeden Ordens voraus, und schreitet alsdenn weiter zu dem, was der Geselschaft Jesu eigen ist.

Der Verfasser der gegenwärtigen Schrift zeigt, wie gekünstelt dieses System sey. Er thut dar, daß ein geistlicher Regularorden weder im geselschaftlichen Naturrechte, noch in dem götlichen Positivrechte seinen Grund habe; daß folglich seine Aufhebung weder nach dem einen, noch nach dem andern allein betrachtet werden könne; daß also der Vertheidiger des Ordens gar nicht die Sache in dem Gesichtspunkte genommen habe, in dem er sie hätte nehmen sollen; daß vielmehr im geselschaftlichen Naturrechte und in dem götlichen Positiv-

rechte unmittelbar gegründet sey, daß sowol die weltlichen Regenten, als das Haupt der römischen Kirche, wenn es nöthig ist, eine wilkührliche und entbehrliche subordinirte Gesellschaft müssen aufheben können; daß ein jeder Regularorden der römischen Kirche entweder dem Pabst unmittelbar unterworfen sey, oder unter der bischöflichen, allemal aber zugleich unter der päbstlichen Gerichtsbarkeit stehe; daß die Ordensobere ihre Gerichtsbarkeit abhängig vom Bischofe oder vom Pabste haben; daß weder der Pabst, noch ein Bischof, noch ein Landesherr, (weil sie unmöglich alle künftige Fälle voraus sehen können,) in einer bloßen Disciplinsache ihr Wort so geben können, daß sie ein anfangs gutes Institut auch in nachmaligen Umständen, wenn es schädlich wird, annoch schützen und aufrecht erhalten wollen, indem dieses wider das Wohl des States und die Pflicht des Regentens seyn würde. Alle Unpartheiische werden hierinnen dem Verfasser der Schrift beifallen, welcher nun, vom §. 13 an, den Ungrund derer Folgen zeigt, so der Vertheidiger des Ordens aus seinem irrigen Hauptsatze zieht.

Von einem römischkatholischen Schriftsteller kan man es nicht anders erwarten, als daß die Hierarchie und Subordination der Geistlichen gegen den Pabst, Christo selbst zugeschrieben werde, wie es S. 9 geschehen ist. Uebrigens mus man gestehen, daß der Verfasser nach den Lehrsätzen seiner Kirche richtig denke, und die Ehre des Oberhauptes derselben unendlich besser vertheidiget habe, als sein Gegner die angebliche Unschuld der Exjesuiten.

LVII.

Summariſche Geſchichte von Nord-Afrika, namentlich von Marocco, Algier, Tunis und Tripoli. — Zum Gebrauch ſeiner Vorleſungen entworfen von Auguſt Ludwig Schlözer. Göttingen bei Johann Chriſtian Dieterich, 1775. 6 Bogen in 8 ohne Vorrede.

In was für bisher ganz unbekante Weltrevieren werden wir innerhalb einiger Jahrzehnde geführt werden, wenn alle hiſtoriſche Herrn Zunftgenoſſen Schlözern über arabiſche und afriſche Sandwüſten mit eben dem philoſophiſchen Geiſte, mit eben der ausgebreiteten Sprachkentnis und Gelehrſamkeit einmal begleiten, die er — der einzige Man, der den wahren hiſtoriſchen Geſchmak nach Deutſchland zu verpflanzen im Stande war — in ſo reicher Fülle beſizt. Der Zeitpunkt iſt da. „Denn „ſo weit ſind wir einmal, daß wir zwar auch noch, wie „unſre Väter, Aegypter, Chaldäer, Griechen und Römer ſtudieren, aber mit dieſen Araber und Mogolen, „ja ſo gar Morabethen und Muahedier verbinden, und „dieſe ſo genante wilde Menſchenkinder, wo nicht für „eben ſo wichtig, wie jene, doch für eben ſo unentbehrliche Glieder der langen Kette, genant Weithiſtorie, „halten,“ *) — — und ihre Revolutionen in akademiſchen Vorleſungen vortragen — und Summarien zum

*) So weit Schlözer in der Vorrede S. I.

Gebrauch dieſer Vorleſungen entwerfen dürfen — ohne beſorgen zu müſſen, daß wir Prediger in der Wüſte werden! — Aber ob ohne Schlözer'n die Sache der Geſchichte auch nach mehrern Luſtris ſo gediehen wäre, — ob ſelbſt in Göttingen in ſo kurzer Zeit (ſeit vier Jahren ohngefähr) die vielen tief gewurzelten Vorurtheile, die noch auf andern Akademien herſchen, ſo glüklich ohne ihn beſtritten und — beſiegt worden wären, — ob nicht auch in Göttingen wie anderwärts, der Juriſte ohne ihn mit ſeiner Reichshiſtorie zufrieden wäre, und von hundert andern Studioſis 96 die Weltgeſchichte ungehört ließen — — ſind Fragen, die Männern, die dem Ort näher leben, wo der Verfaſſer lebt und docirt, beantworten müſſen.

Mit einer Wolluſt, die eine jede Sättigung meiner Wisbegierde begleitet, nahm ich dies goldene Büchlein zur Hand — las es, und ward böſe, daß es nur ſechs Bogen waren. Wie beſchämt müſſen nun unſre orientaliſche Herrn Philologen dem Publico ins Antliz treten, — ſie, die einen Man vom kalten Norden her in dem heißen Süden und Oſten, in ihr Departement haben wandern laſſen, um einen Theil der reichen morgenländiſchen Geſchichte im Umlauf zu bringen. Einer war, der konte und wolte, wenn auch das Publikum gewolt hätte — aber er iſt dahin — der ſel. Reiske — — Einer iſt, der könte und wolte, wenn er nur Muße hätte — Herr Michaelis in Göttingen — — Einer iſt, der konte und nicht wolte, aber noch könte, wenn er wolte — Herr Köhler in Lübek — — Aber nun bin ich auch zu Ende! So ſieht's um unſre orientaliſche Kentniſſe und Herren Philologen auf — 16 deutſchen Univerſitäten aus. Gott bewahre! Und

Und wie viel wäre uns wol vom innern Afrika bekant, wenn uns nicht ein einziger für jezt edirter arabischer Schriftsteller aus der Noth hülfe! Unsre Charten von Afrika sind mit Namen, mit Dörfern, Flecken, Städten, Königreichen zwar ärmlich — aber sind doch besezt. Und welcher afrikanische Niebuhr hat uns denn dieses dürre Land in seinem innern Theil mit diesen Namen kennen lehren! — Diese Namen-Notizen stehen auf Treu und Glauben des — Geographs von Nubien *) auf unsern Charten — sind schon einige Jahrhunderte alt — und wie viele wissen wohl, wem wir diese magere Kentnis von Afrika zu danken haben?

Bei diesen Umständen fand Hr. Schlözer keine gedrukte arabische Urkunden — und muste blos beklagen, daß ihm die kritische Bearbeitung der Nordafrikanischen Geschichte unmöglich war. Annalen giebt es gewis vor dem 16ten Jahrhundert, die der christlichen Plünderung von Tunis entgangen und nach Europa gekommen sind. „Aber wer warten wil, bis diese Annalen herausgegeben werden, mus allem Ansehen nach noch lange warten. Die meisten derselben liegen in Paris: und in ganz Frankreich ist keine arabische Druckerei mehr.“ — O he!

*) Falsch ist es, wenn man von einem Geographo Nubiensi spricht. Scherif Edris war nicht aus Nubien gebürtig; sondern Nubien ist durch eine Sünde eines Abschreibers erst sein Vaterland worden. Gabriel Sionita fand in der Beschreibung des Nils in seiner Handschrift folgende Worte, die wir der Deutlichkeit halber ins Lateinische übersezt haben: Nilus Aegypti alluit terram *nostram*. Die richtigere Leseart ist terram *ejus*. Ein ansehnliches Versehen ist mit Nesiorn vorgegangen. S. Schlözers Probe Russischer Annalen.

Also muste sich Hr. Schlözer an Geschichtschreiber vom zweiten Range, an Deguignes (hic niger est, obwol in Deutschland angestaunt) Cardonne, Torres u. s. w. die am Ende alle citiret sind, halten, und ihrer historischen und chronologischen Widersprüche ohnerachtet sich an — einen halten. Wie einem kritischen Geschichtforscher, wie Hrn. Schlözer, dabei zu Muthe gewesen, begreife ich sehr lebhaft.

Niemand erwarte einen Auszug. Ein Buch, das Summarien in der gedrungensten Kürze enthält, ist keines Auszugs fähig; und solte ich Stellen von der nachdrukvollen Kürze, die man in Schlözers Büchern gewohnt ist, solte ich Stellen anführen, wo der Verfasser denkt, oft mit einem einzigen Worte so erzählt, daß der Leser selbst denkt, selbst raisonnirt, wie er es haben will, so müste ich das — ganze Buch citiren. Herr Schlözer giebt zwar selbst, alzuuneigennüzig gegen seine eigene Arbeit, eine Methode an, wie man seine Summarien in Rükficht auf Wahrheit, Auswahl und Zusammenhang prüfen könne — wahrscheinlich unhistorischen Herdern zum Besten, die historische Bücher gern tadeln wulten und künten nicht. — Aber ich mögte den kritischen Gott kennen, der den Verfasser bei einer bis jezt noch ganz ohne historische Kritik bearbeiteten Geschichte eines falschen Thatsatzes mit Zuverläßigkeit überweisen — oder der bei dem besten Willen Fehlerchen aufzusuchen, die der Bewohner der sublunarischen Welt nicht vermeiden kan, wenn er auch alle am Ende citirten, zum Theil dikleibigen Bücher, samt und sonders studieren, und excerpiren und vergleichen wolte, mehr sagen könte, als — Torres hat anders. Und

daß

daß die Herren, Cardonne, Deguignes, Torres u. s. w. beständig im Widerspruche sind, sagt ja Hr. Schlözer selbst. — Auch in Ansehung der Auswahl der Thatsätze wird es schwer seyn, dem Hrn. Schlözer zu Leibe zu kommen. Denn so lange man bei der algemeinen Regel stehen bleibt: „Hauptthatsätze müssen in Summarien kommen," so mögte wol der eine das für kein Hauptfactum erkennen wollen, was der andere dafür hält; der eine mögte, wie die Verfasser der algemeinen Welthistorie, und die Auszugsfabrikanten derselben, von nichts als von Krieg und Kriegesgeschrei hören wollen, und S. 51 bei der wunderschönen Beschreibung der arabischen Gelehrsamkeit sauer aussehen. — — Die Verbindung einzelner Thatsätze in ein Ganzes, ist, dünkt mir, eben so natürlich und glüklich als sonst Schlözer im periodiren zu seyn pflegt — und ich, der ich mich niemals in die afrikanische Sandwüsten verirret habe, habe bei dem ersten aufmerksamen Durchlesen die ganze Geschichte von Nordafrika periodenmäßig in den Kopf bekommen.

Nun hätte ich freilich einen ungedrukten arabischen Schriftsteller bei der Hand, mit dem ich einzelne Sätze dieser Summarien untersuchen könte. Aber zu dieser Arbeit, dünkt mich, brauchte ich doch noch ein Dutzend anderer Schriftsteller, um sie wieder mit meinem Auktor zu confrontiren, und zu sehen, ob er auch die Wahrheit erzählt. Also bleibe ich mit meinen Anmerkungen bis auf künftige bessere Zeiten zurük.

Lieber wil ich einmal ein kompletes Verzeichnis aller arabischen Guverneurs in Aegypten, das aus mehreren gedrukten und ungedrukten arabischen Auktoren

zuſammengetragen iſt, und einen Theil in Herrn Schlözers Nordafrikaniſchen Summarien betrift, hier liefern. Ein jeder meiner Amtsbrüder nehme ſich auch ein Kapitel, und liefere dem Herrn Schlözer Beiträge. Für die Richtigkeit dieſes Verzeichniſſes ſtehe ich: vielleicht dient es dazu, einige chronologiſche Schwierigkeiten zu heben. Ich liefere die Namen ganz und unabgekürzt, weil es weiter nichts als ein Namenregiſter ſeyn ſol.

Amru Ibn Alâṣj (Sahamita) eroberte Aegypten: bleibt Guverneur bis ins Jahr 25.

Abdallah Ibn Sajd Ibn Abi Sarah (Amarita) eroberte einen Theil vom übrigen Afrika; war Guverneur vom J. 25-35.

Mohämmed Ibn Halyfah Ibn Athbah, war nur Guverneur im J. 35.

Kajs Ibn Sard Ibn Obabah (Nazarita) vom Aly geſchikt als Guverneur vom J. 35-36. Abgeſezt im J. 36.

Alaſchthar Alnacha, wird auf dem Wege erſchlagen.

Mohämmed Abubecr, wird nach fünf Monaten verjagt und erſchlagen, von A. 37.

Amru Ibn Alaṣj, vom J. 38-43. † 43.

Athabah † 44. vom J. 43-44.

Akbah Ibn Amer Aldſchahni, vom J. 44-45. abgeſezt A. 45.

Moſljma Ibn Mochlad Alanṣarj, vom J. 45-62.

Sajd Ibn Alzajd Alazadj, vom J. 62-64.

Abd Alrahmán Ibn Okbah Ibn Habſcharam, Mervan vertreibt ihn und ſezt über Aegypten ſeinen Sohn.

Abd Alaziz Ibn Mervan Ibn Alhacem, vom J. 65-86.
Abdallah Abdalmalc, vom J. 86-90.
Korrah Ibn Scharjc, vom J. 90-96.
Abdallah Ibn Rasáah, vom J. 96-100.
Ajub Ibn Scherhabjl, vom J. 100-103. abgesezt Anno 103.
Baschr Ibn Tzofwán Alcalbj, vom J. 103-104.
Mohámmed Ibn Abdalmalec Ibn Mervam, vom J. 104-105.
Alhassam Ibn Jusef Ibn Jahj Ibn Alhacem Ibn Alaz Ibn Ommja, vom J. 105-108.
Hosaz Ibn Alwaljd Alhadrama, vom J. 108-109.
Abdalmalec Ibn Rasáah, vom J. 109-118.
Abdalrahmán Ibn Chaled Ibn Mosáfar Ibn Sabath (Fahamita) im J. 118. Abgesezt in eben dem 118 Jahre.
Handalah Ibn Tzofwán Alcalbi, vom J. 118-124.
Hosaz Ibn Alwaljd, im J. 124.
Isa Ibn Abi Ataa, vom J. 125-127.
Hassan Ibn Athahja, vom J. 127-129.
Howajrah Ibn Sahl (Adschlanita) vom J. 129-131.
Abdallah Ibn Almogajrah, im J. 131.
Abdalmalec Ibn Musa Ibn Nazr, im J. 131.
Abu Aun Azdita, zugleich mit Saleh Abbasita vom J. 132-140.
Saleh, allein, und unabhängig, im J. 140.
Musa Ibn Caeb, stat des abgesezten Abu Aun, im J. 141.
Mohámmed Ibn Ased, im J. 142.
Hamjd Ibn Kahtabah, im J. 143.

Jazjd Ibn Hatham Ibn Abi Zofrah Mahalbita, vom J. 144-152.

Abdallah Ibn Alj Ibn Abdalrahmán Ibn Moawjah Ibn Chadidſch, vom J. 152-155.

Muſa Ibn Ali Ibn Rejah Allachmj, vom J. 155-159.

Mohámmed Ibn Solaimán, } vom J. 159-162.
Muſa Ibn Alj, }

Iſa Ibn Lokmán Dſchamdſchamita, }
Wadah Maulj Almanzur, } im J. 162.
Manzur Ibn Jazjd Alragalj, }

Abu Tzaleh Jadſchba Ibn Abdallah Aldſchawjna, im J. 163.

Ibrahjm Ibn Tzaleh Ibn Alj Ibn Abdallah Ibn Alabás, im J. 164.

Muſa Ibn Mazab, im J. 167. Erſchlagen.

Amer Ibn Amr, Interimsgouverneur.

Alſadel Ibn Saleh Ibn Aballah Abbaſida, im J. 168.

Alj Ibn Solaimán Ibn Alj Ibn Abdallah Ibn Abbas, vom 169-171.

Muſa Ibn Iſa Ibn Muſa Ibn Mohámmed Ibn Alj Haſchamita, im J. 171.

Moſalmah Ibn Jahji, } im J. 172.
Mohámmed Ibn Zahr, }

Dawid Ibn Jazjd Ibn Hatham, vom J. 173-175.

Muſa Ibn Iſa Ibn Muſa, im J. 175.

Ibrahim Ibn Tzaleh Ibn Alj, im J. 176.

Amru Ibn Mahrán, im J. 177. Poſt menſem revocatus.

Iſhak Ibn Salajmán Haſchamita, im J. 177.

Harſamah Ibn Aajn, im J. 178.

Abdalmalec Ibn Tzaleh Ibn Alj, im J. 178.

Abdal-

Abdallah Ibn Almahadj, im J. 179-180.
Jſmaſi Ibn Tzaleh Ibn Alj, vom J. 180-181.
Allajs Ibn Alſatzl, im J. 182.
Ahmed Ibn Jſmajl Halchamita, . . . bis A. 189.
Ibn Raſah (de lect. dubito) } vom J. 189-192.
Alhaſſan Ibn Dſchamjl Azdita, }
Malc Ibn Dalhem, im J. 192.
Alhaſſan Ibn Althahthah Ibn Althathacán, im J. 193.
Hatham Ibn Harthamah Ibn Aajn, im J. 194.
Dſchabar Ibn Alaſchab, im J. 195.
Ajád Ibn Mohámmed, im J. 196-197.
Almotalleb Ibn Abdallah Chozaita, im J. 198. verjagt, und ſtat ſeiner
Alabás Ibn Muſa Ibn Jſa Haſchamita Almotalleb wieder zurükgerufen, im J. 199.
Alſarj Ibn Alhacm, vom J. 199-204.
Abu Natzr Mohámmed, im J. 204.
Abdallah Ibn Alſerra Ibn Alhacm, im J. 206.
Abdalazjz praefectus tot. Orientis.
Abdallah Ibn Táher, im J. 210. reſidirte zu Belbeiſa und ſezte
Obad Ibn Jbrahjm, im J. 211 an die Stelle Abdallah Ibn Alſerra.
Jſa Ibn Jazjd Aldſchaluda, im J. 212.
Metaſem an die Stelle Abdallah Ibn Taher, im Jahr 213-219.
Cenda, abgeſezt, und an ſeine Stelle ſein Sohn
Almodafar, im J. 219-220.
Muſa Ibn Abj Abas Schaibanita, im J. 220.
Malc Alhandj, im J. 224.
Aſsás Mulj Almathatzm, vom J. 225-229.

Isa Ibn Mantzur, vom J. 229-232.
Anbah, vom J. 232-238.
Anbasah Ibn Ashak, vom J. 238-241.
Jazjd Ibn Abdallah, vom J. 241-252.
Mozáhem Ibn Chákán, vom J. 252-254.
Mohámmed Ibn Mozáhem, im J. 254.
Ahmed Ibn Thulun, vom J. 254-292.
Isa Ibn Mohámmed Albustj, vom J. 293-297.
Jacjn Aldscharazj, vom J. 297. Abgesezt A. 302. an seine Stelle
Daca Alaaur.
Jacjn, komt wieder, vom J. 303-309. Abgesezt von
Abu Kámas. Wird nach wenigen Tagen von Jacjn gestürzt, und dieser wieder von
Helál Ibn Jazjd, vom J. 309-311.
Ahmed Ibn Cajgalg, vom J. 311. darauf drang sich wieder Jacjn auf und stirbt 321.
Mohámmed Ibn Dagadsch Almarauf, im J. 321.
Ahmed Ibn Cajgalg, wiederum
Alachschid, zugleich Herr von Syrien, im J. 323.

Nun kein Wort weiter! — Darf ich schliesslich bitten? — — bald ein zweites Bändchen, die Kanarische Geschichte enthaltend.

19.

LVIII.

LVIII.

Theophili Christophori Harles Anthologia latina poetica. Altenburgi, ex officina Richteria cIↃ IↃ cc LXXIV. 20 Bogen in 8.

Außer andern Schriften, durch die sich Herr Harles um die Ausbreitung der alten klassischen Literatur verdient gemacht, hat er, wie bekant, in den Jahren 1768 und 1770 zwo Chrestomathien, eine aus griechischen, die andre aus römischen Dichtern, bekant gemacht, welche wegen der wohl getroffenen Auswahl der Stücke, wegen der beigefügten nüzlichen Anmerkungen, und wegen ihres wohlfeilen Preises und saubern Druks viel Beifal gefunden haben und schon hier und da mit gutem Erfolg in Schulen eingeführt worden sind. Die jezt von uns anzuzeigende Anthologie ist eigentlich nichts anders, als der zweite Theil der lateinischen Dichterchrestomathie, und der Titel ist nur deswegen geändert, damit junge Studierende, zu deren Behuf diese Arbeiten vorzüglich ausgeführet, nicht in die Nothwendigkeit gesezt werden, beide zu kaufen; ob ich gleich jeden Lehrer bitten möchte, seine Untergebene zur Anschaffung derselben anzuhalten, da beide zusammen nicht viel kosten, und von unwidersprechlichem Nuzen sind. Doch könte es wol seyn, daß mancher, der vielleicht die bekantern Dichter, aus denen

der erste Theil zusammengesezt ist, selbst besizt, nur diesen zweiten Theil, oder die Anthologie kaufen möchte.

Denn dieses neue Buch — um auf die Beschreibung desselben zu kommen — besteht aus den schönsten und zum Lesen des Ganzen einladenden Stücken größerer Gedichte, der Lehr- und Heldengedichte Lukrezens, Manils, Virgils, Valers, Silius, Statius und Klaudians; und ist also eine Chrestomathie, dergleichen man mehrmals gewünscht, und deren Ausführung, wo wir uns nicht irren, Herr Meusel bei seinem Aufenthalt in Halle in seinen Disputationen de Lucani Pharsalia versprochen hatte. Da dieser Gelehrte vermuthlich durch litterarische Bemühungen andrer Gattung davon abgehalten worden ist, so hat man desto mehr Ursache, sich zu freuen, daß ein andrer die Sache übernommen und glüklich vollendet hat. Ich sage wohlbedächtig glüklich; denn die von Hrn. Harles getroffene Wahl und dessen Anmerkungen sind eben so schön und nüzlich ausgefallen, wie in seinen andern ähnlichen Werken. Allerdings muste es schwer werden, aus einer so großen Menge von Schönheiten, die in so weitläufige Gedichte verwebt sind, kaltblütig und mit Maße zu wählen, und den Preis des Buchs nicht zu vertheuren: doch dünkt mir, es hätte, bei einer eben nicht stärkern Bogenzahl noch verschiedenes gewählt werden können, zumal aus Lukans und Klaudians Gedichten; wenn nämlich Hr. Harles sich mit den Anmerkungen etwas mehr eingeschränkt, und auf der einen Seite nicht zu viel kritische Gelehrsamkeit ausgekramt, auf der andern aber weniger minellisirt hätte. Beides kan wol, nach der Verschiedenheit der Leser, Nuzen ha-

haben: aber es war doch hier wider die Absicht; eigentlich wäre es schon, bei den theuren großen Ausgaben der excerpirten Dichter, verdienstlich und Dankes werth gewesen, wenn man den bloßen Text möglichst Fehlerfrei geliefert, und nur die Verbindung der abgerissenen Stücke angezeigt, etwan auch die schwersten Stellen durch Gesnerische oder Heynische Fingerzeige aufgeklärt hätte. Meistens ist dies würklich geschehen, aber nicht durchgehends; es ist kein Verhältnis unter den Anmerkungen. Bisweilen hätten die Lesearten wegbleiben können, bisweilen die Anführung ähnlicher Stellen, bisweilen auch die Nachweisung zu kritischen Schriften und Kommentarien. Auf der andern Seite wäre Raum gewonnen worden, wenn Erklärungen, wie p. 164 Carbasa, per vela; p. 208. perculsa, per metu turbata; p. 229. soles, per dies &c. wären unterdrükt worden. Doch, wie ich schon gesagt habe, beide Gattungen von Noten können nüzlich seyn, je nachdem die Leser dieser Anthologie beschaffen sind. Auch hat sich Hr. Harles im übrigen als ein kluger Ausleger betragen, und die besten Erläuterungen der großen Kommentatoren ins Kürzere gezogen und so in seine Anthologie verpflanzt. Bei Virgils Landwirthschaftsgedicht sind am wenigsten Anmerkungen mitgetheilt, weil die vortrefliche Heynische Ausgabe überal anzutreffen ist: aber hätten nicht eben deswegen die Excerpte aus den Virgilischen Lehrgedichten ganz wegbleiben können und sollen?

Die gewählten Stücke können hier nicht der Reihe nach angezeigt werden; wozu würde es auch nüzen? Genug, die Auswahl zeugt von dem geprüften Geschmak

schmak des Herausgebers. Nöthig aber ist es, noch zu melden, daß die Texte nach den besten kritischen Ausgaben abgedrukt sind; Lukrez nach Haverkampen, Manil nach Stöbern oder vielmehr Bentley und (wobei jedoch die Kühnheiten des lezten durch Anzeige der Lesearten aus Skaligers Ausgabe hier und da gemäßigt worden sind), Virgil nach Heynen, Valerius Flakkus nach Burman, Silius Italikus nach Drakenborchen, Lukan nach Burman, Statius nach Markland, Klaudian nach Gesnern (es ist das erste Buch des Gedichtes in Rufinum). Als ein Anhang sind auf den beiden lezten Blättern Singedichte vom Auson angehängt, nach der Tollischen Ausgabe. Bei jedem Dichter sind die besten Biographien desselben und Abhandlungen über die Gedichte selbst angeführt und empfohlen, z. B. Crusius Lives of the Romans poets, die vom Mursinna (schlecht genug) übersezte klassische Biographie, Meusel über Lukans Pharsale ꝛc. Die Verse sind numerirt. Den Beschlus macht ein Register, das aber nichts sagen wil; denn es besteht nur aus drei Blättern, ist folglich viel zu kurz und mangelhaft; auch, wie mir deucht, ohne einen gewissen Endzwek. Denn wozu z. B. folgende Anzeigen: Alcyones Virg. G. I, 399. Bosporus Claud. 174. Charybdis Sil. Ital. II, 307. Das meiste bezieht sich auf die Erklärungen in den Noten, und diese allein — aber auch nur die erheblichen — hätten in ein Register gebracht werden können.

Zum Beschlus dieser Anzeige wünsche ich, daß jeder Lehrer, der diese Anthologie seinen Untergebenen erklären wil, stets darauf bedacht seyn möge, daß sie durch

durch das Lesen der darin mitgetheilten schönen Stellen zum Lesen der ganzen Gedichte im Zusammenhang ermuntert werden, und nicht, wie ich bei dem Gebrauch andrer Chrestomathien durch Erfahrung gelernt habe, in den Wahn gerathen, als wäre es schon zur Kentnis jener Meisterstücke genug, wenn sie diese Bruchstücke in Augenschein genommen hätten. Es ist daher nöthig, und die Klugheit des Lehrers kan dies leicht bewirken, daß bei jeder Schönheit, die den Lehrling entzükt, derselbe gereizt werde, weiter zu gehen, und Hippokrenen mit vollen Zügen zu trinken.

36.

LIX.

Konjekturen über das neue Testament, zuerst gesamlet von Wilhelm Bowyer, aus dem Englischen der zwoten Ausgabe übersezt, und durchaus mit Zusätzen und Berichtigungen bereichert, von Johan Christoph Friedrich Schulz, Professor der Gottesgel. ꝛc. in Giessen. Erster Theil 1774. Zweiter Th. 1775. Zusammen 608 S. in gr. 8.

Recensent sezt voraus, daß die Leser den Inhalt dieses Buchs aus andern Nachrichten schon kennen, wie auch von der Nuzbarkeit desselben schon überzeugt sind. Er wil es also weder weitläuftig anzeigen, noch

mit vielem Lobe anpreisen. Welcher theologische Leser hat nicht des Herrn Hofr. Michaelis Einleitung in das neue Testament gelesen? Hier Th. 1. S. 633 folg. hat dieser Gelehrte das Buch zuerst Deutschland bekant gemacht, und noch kürzlich hat er in seiner eben so beliebten orient. Bibliothek Th. 3 S. 123 folg. ausführlich davon geredet. Allein was Herr Prof. Schulz, den der rechtschaffene Theologe für die Ausgabe dieses wichtigen Werks segnen wird, hiebei gethan habe, müssen wir unsern Lesern anzeigen. Ueberhaupt müssen wir sagen, daß diese deutsche Ausgabe weit brauchbarer, korrekter und ausführlicher sey, als das Original selbst. Denn außer einer großen Anzahl neuer und sogar solcher Vermuthungen, deren Vaterland England ist, und die bei Bowyer gänzlich fehlen, hat Hr. S. die von dem Engländer gesamlete Konjekturen durch seine Zusätze und Berichtigungen um ein großes brauchbarer gemacht. Die doppelten additamenta, die B. S. 350. 386 angehänget hat, sind hier im Texte eingeschaltet worden. Bowyer hat die wenigsten kritischen Vermuthungen nebst den darauf gebauten Erklärungen mit den eignen Worten ihrer Urheber angeführt, daraus sind manche Zweideutigkeiten, Verdrehungen der Meinungen und Schwächungen der Argumente entstanden. H. S. hat dies also, so oft es ihm möglich war, durch kleine Zusätze oder Korrekturen zu bessern gesucht, dagegen bei seinen Zusätzen desto öfter die Verfasser mit ihren eignen Worten reden lassen. Auch hat er die Stellen und Schriften, aus welchen die Vermuthungen genommen sind, nicht mit der einem Engländer und mehr noch einem Franzosen gewöhnlichen Kür-

ze, sondern nach deutscher Art und Kunst angeführt und berichtiget. Endlich hat er auch die entbehrliche Einleitung, die Bowyer seiner Samlung vorgesezt hat, weggelassen. Lauter sehr wichtige Veränderungen und Bemühungen, die uns das Recht geben, Herrn Schulzen unter die Zahl der unsterblichen Männer, welche die ächte antike Gelehrsamkeit unter uns Deutschen aufrecht erhalten und vor ihren Umsturz sichern, zu versetzen.

Es würde den Deutschen eine Schande machen, wenn dieses Buch nicht eben so gut unter uns sein Glük machen solte, als unter den Engländern. Nein! Je wichtiger für den Christ das neue Testament ist, als das alte, desto wichtiger und vorzüglicher mus auch die Kritik des N. T. seyn. Und wir wünschen deshalb, daß eine zweite Auflage von diesen Konjekturen bald erfolgen möge. Alsdann denken wir, wird Herr Schulz auch noch mehr auf die Volkommenheit des Werks denken. Er wird manches, was mehr eine bekante Erklärung als Konjektur ist, weglassen, dafür lieber die Vermuthungen vermehren, und immer bei den citatis nicht blos den Verfasser, sondern auch das Buch desselben mit der Seitenzahl, und, wo es nöthig ist, auch die eignen Worte des Verfassers anführen. So kan das Buch immer brauchbarer und doch nicht zu stark werden.

Stat aller weitern Recension wollen wir einige ausgelassene Konjekturen, die uns bei einer flüchtigen Durchblätterung beigefallen sind, hieher setzen: Math. V, 2. τω πνευματι verbindet Wetstein, und Oeder in coniecturaram de diffic. l. S. locis centur. §. 25.

mit μακαριοι. Math. V, 6. την δικαιοσυνην kan ſich auf μακαριοι beziehen. Es iſt alsdenn κατα ausgelaſſen. Oder in coniect. S. 26. Luc. II, 2. anſtat αὕτη leſe man ἄυτη: „die Schatzung ſelbſt aber geſchah erſt unter dem Cyrenius. „Luc. XVI, 18. bei απολυων την γυναικα αυτς mus man aus dem Matthäus ſuppliren μη επι πορνεια. Ernſt Aug. Schulze in diſſ. de mammona iniuſto. Joh. XIV, 2. ειπον αν υμιν iſt fragweiſe zu nehmen: „würde ich euch denn geſagt haben, oder würde ich ſo betrüglich an euch handeln und ſagen "Erneſti Neueſte th. bibl. 3 B. S. 304. 1 Cor. VI, 11. αλλα απελσασθε &c. nimt Oder fragweiſe in obſ. S. S. 599.

Am Schluſſe des Briefes an die Römer hat H. S. eine Beurtheilung der Hypotheſen des Herrn D. Semlers von Röm. XV und XVI beigefüget, daß nemlich das XV. Kap. nur ein Appendix, der nicht zum Inhalte des Briefes gehöre, und daß das XVIte nur ein bloßes Verzeichnis von Namen derjenigen ſey, bei denen die Ueberbringer dieſes Briefes auf ihren Reiſen einkehren könten. Dieſe Hypotheſen werden auf eine ſehr gründliche Weiſe zur Gnüge widerleget, und die Semleriſchen Argumente in ihrer Blöße dargeſtellet.

33.

LX.

Schreiben des Herrn Ignaz von Born, Ritters ꝛc an Herrn Franz Grafen von Kinsky, über

über einen ausgebrannten Vulcan bei der Stadt Eger in Böhmen. Prag bei Wolfgang Gerle 1773. 4. 2¼ Bogen.

Der Graf von Kinsky, Kaiserl. Königl. General, eine wahre Zierde des Böhmischen Adels, hatte nahe bei Eger einen Berg von vulcanischen Auswürfen entdekt, und den Herrn von Born, der wegen seiner ausgebreiteten Kentnis in der Naturgeschichte des Mineralreichs dem Böhmischen Adel nicht mindere Ehre macht, aufgefodert, diesen Berg in Augenschein zu nehmen und eine Beschreibung davon zu entwerfen.

Hier ist die Antwort auf diesen Antrag. Der Herr von Born hat die Besichtigung in Gesellschaft seines Freundes des Hrn. Ferbers, dem wir die interessanten Briefe über die natürlichen Merkwürdigkeiten Welschlandes zu danken haben, vorgenommen. Die Kette der hohen Gebürge, welche die Oberpfalz von Böhmen scheidet, bestehet aus Granit. Da, wo es anfängt zu flächen, findet sich nach Eger hin, Thon und Hornschiefer und endlich erhärteter Mergel. Hiedurch wird die fast algemeine Beobachtung, die auch Hr. Ferber auf seinen Reisen gemacht hat bestätiget, daß die ursprünglichen Gebürge des Erdbodens aus Granit; die auf dem Granit aufgesezten Erdschichten aus einem thonichten Gesteine; und die auf diese zwote Steinart geworfenen, angeschlemten, oder niedergeschlagenen Erdarten, aus gemeinem aufgelöseten Thon, Kalk, Sand und andern dergleichen zufäl-

fälligen Fossilien bestehen. Der Berg, welchen man für einen ausgebranten Vulcan hält, heißet der Kammerberg. Er ist ganz aus rother und schwarzer Lava und aus unreinen Bimssteinen zusammen gesezt. Gerade in der Mitte des Berges ist eine 9 Klafter lange, 3 bis 4 Klafter breite und etwas über einen Klafter tiefe Vertiefung, welche vormals die Mündung gewesen, aus welcher die Lava geflossen und die Bimssteine ausgeworfen worden. Von Pozzolanerde hat man wenig, und zwar röthliche und gelbe unreine, zwischen Schichten von gelber und rother Lava angetroffen.

Eine Stunde von hier liegt der liebensteiner Berg. Dieser bestehet aus grauem Granit; ist aber vom Fuße an, bis auf dem Gipfel, das ist, auf eine Höhe von mehr als hundert Klafter mit losen, theils unförmigen, theils 4 und 5, selten 6seitigen, 2 bis 3 Schuh langen und einem halben Schuh dicken Basaltstücken, überdekt. Man hat hier nichts entdecken können, was einem Crater ähnlich wäre. Dem ohngeachtet ist unser Hr. Verf. geneigt zu glauben, daß dieser Berg ein feuerspeyender Berg gewesen; pflichtet auch der Meinung des Hrn. Ferbers in seinen Briefen über Welschland bei, daß der Ursprung des Basalts eher dem Feuer als dem Wasser zuzuschreiben sey.

Auch uns ist diese Vermuthung wahrscheinlicher und werden sich gewis noch mehrere Gründe für diese Meinung darbieten, wenn die Naturforscher fortfahren, die Gebürge mit eben so scharfem Auge zu untersuchen, als Ferber, Born und Raspe den Anfang gemacht haben.

8.

LXI.

LXI.

Was hat Jesus selbst bei seinem sichtbaren Wandel auf Erden in seinen hinterlassenen Reden eigentlich gelehret? Rostok und Leipzig 1774.

Die Frage, deren Beantwortung der Verf. durch den Titel verspricht, ist allerdings wichtig. Zwar glauben wir nicht, daß mit derselben zugleich schon ausgemacht sey, was eigentlich zur christlichen Religion gehöre, da die Apostel unstreitig theils verschiedene Wahrheiten vortragen, die Christus gar nicht vorgetragen hatte, oder wovon wir wenigstens in den von ihm aufgezeichneten Reden nichts vorfinden, theils die von ihm vorgetragenen Lehren mit verschiedenen Zusätzen bereichern und weiter ausführen. Die Untersuchung über den Religionsunterricht Jesu wird aber doch immer interessant bleiben, nur müste sie mit mehrerem Scharfsin, Sprachkentnis und weit genauer angestelt werden, als hier geschehen ist: und zwar mit einer ermüdenden und entbehrlichen Weitläuftigkeit. Die Reden Jesu sind lange gelesen, commentirt, bald so, bald anders erklärt, und da kan es denn zu nichts dienen, die Erklärung, die in einer Kirche das Gepräge der Orthodoxie hat, zu wiederholen, und nach dem hergebrachten Leisten ohne weitere Beweise die Worte in dem Sin zu nehmen, der einmal darauf gestempelt ist. Mehr scheinet der Verf. aber nicht geleistet zu haben.

Den Anfang machen vorläufige Lehren, von dem Gebrauch des Verstandes, von der Glaubwürdigkeit Jesu, der Apostel, der Evangelisten, und von der heiligen Schrift überhaupt. Diese ganze Ausführung stehet hier nicht an der rechten Stelle, und ist überdem sehr mager und unvolständig gerathen: sie dienet zu nichts, als das Buch zu vergrößern, warum es dem Verf. auch hauptsächlich zu thun gewesen zu seyn scheinet. Es versteht sich von selbst, daß der, welcher wissen wil, was Jesus eigentlich gelehret, die Glaubwürdigkeit der Nachrichten von ihm voraussezt, denn sonst würde die ganze Frage von selbst wegfallen, er wil nicht belehret seyn, ob das, was Jesus vorgetragen, wahr sey, sondern den Inhalt seines Vortrages. Das erstere mus er nicht hier sondern anderswo suchen. Wie schön der Verf. die Kunst zu schließen und die Exegese verstehe, davon fält hier gleich eine Probe auf. Er wil beweisen, daß unsere gegenwärtige Evangelisten Geschichte noch eben dieselbe sey, die sie in den ersten Jahrhunderten gewesen, und den Beweis nimt er aus dem Evangelisten Matth. 16, 18. beweiset folglich seinen Saz mit dem, was zu beweisen war. Du bist Petrus und auf diesen Felsen, u. s. w. Dis, sagt er, kan nicht auf Petrum gehen. Der ein schwacher Kopf war, und noch von Paulo zurecht gewiesen werden muste. (Wie, Petrus ein schwacher Kopf?) Folglich gehet es auf sein Bekentnis, folglich auch auf die Geschichtbücher, worin es enthalten ist, folglich müssen diese rein und ächt bewahret seyn. Kan aber nicht die Wahrheit, daß Jesus Gottes Sohn sey, fortdauren, ohne daß alle Nachrichten von ihm unverfälscht fortdauren?

Die Lehre Jesu enthält, theils was man wissen und glauben, theils was man thun sol, zu dem ersten gehöret die Lehre von Gott und von dem Sohn Gottes und von dem heil. Geiste. Das lange Capitel von der Gottheit selbst scheinet uns hier wieder sehr überflüßig zu seyn, weil Christus in seinem mündlichen Vortrage die Erkentnis Gottes, die seine Zuhörer aus dem vorhin habenden Religionsunterrichte schon erkanten, mehr vorausseżte als lehrte. Es ist leicht aus seinen einzelnen Reden etwas herauszuklauben, das hieher gehöret: aber es trägt zur Beantwortung der aufgeworfenen Frage nichts bei. — Die Hauptsache fängt sich daher erst mit der Lehre vom Sohne Gottes an, wo von seiner menschlichen Natur, von seiner Erkentnis verborgener, wie auch zukünftiger Dinge, von seinen wunderthätigen Kräften, von seinem Vorzuge über die gröſten Propheten umständlich geredet, und aus den Evangelisten ängstlich alles zusammengesucht wird, was dahin gezogen werden kan. Gehet das aber nicht gröſtentheils mehr auf die Person Jesu, als auf seine Lehre, und bleibt nicht dabei die Frage, die beantwortet werden solte bis zur 209 S. immer noch unberührt? Doch wir wolten dis übersehen, wenn wir nur mit so manchen hinkenden Schlüssen und falschen Schriftbeweisen verschonet würden. „Jesus hat eine menschli„che Sele gehabt — „denn er sagt: Meine Sele ist betrübt, als ob dis nach dem Sprachgebrauche nicht eben so viel wäre, als ich bin betrübt. Jesus ist unsündlich gewesen — denn er fodert seine Feinde auf: welcher unter euch kan mich einer Sünde zeihen, als ob der, den die Menschen keiner Sünde zeihen können,

deswegen schon ganz unsündlich wäre. Jesus hat den Zachäus nie gesehen, warum? Denn dieser hat ihn nie gesehen, und kennet ihn nicht von Gesicht. Wo ist hier Logik! „Die dämonische Leute müssen nicht blos „natürliche Kranke seyn, sondern es müssen auch „solche, die vom bösen Geiste besessen sind, darun„ter verstanden werden. Denn gewisse herschende „Meinungen müssen doch ihren Grund haben, woraus „sie entstanden sind, und, wenn nicht wirklich Men„schen jemals in der Welt gewesen, die von einem bö„sen G. ist geplagt worden, so ist nicht wohl zu begrei„sen, warum man auf diesen Namen und die damit „bedeutete Sache verfallen können.“ Mit gleichem Schlusse kan man die Gespenster, Hexen, Empusen, weiße Frauen auf einmal aus dem Reich der Chimären ins Reich der Wirklichkeit bringen. Die Meinung von der Besitzung der bösen Geister läst sich überdem aus der Unwissenheit in der Physik und Pathologie sehr leicht begreifen. Man kante die natürlichen Ursachen sonderbarer Lufterscheinungen, Naturbegebenheiten und Krankheiten nicht. Und da sie doch eine Ursache haben musten, was war natürlicher, als daß man sie überirdischen Wesen zuschrieb, den schädlichen und verderblichen besonders bösen Geistern? „Jesus half „vielen Kranken, die mit mancherlei Seuchen beladen „waren, und er trieb viele Dämonen aus Marc. I. 25. „Hier werden die Kranke von den dämonischen unter„schieden, sie müssen also nicht einerlei seyn.“ Wie! aber, wenn wir den Worten diesen Sin beilegten, welchen sie füglich haben können, daß Jesus außer den gewöhnlichen Kranken auch denen geholfen, die man

wegen

wegen der Sonderbarkeit ihrer Zufälle dämoniſche zu nennen pflegte!

Von der göttlichen Natur Chriſti wird ſtuffenweiſe gezeigt, daß in Jeſu Gott ſelbſt iſt, daß er mit Gott eins iſt, daß er Gottes Sohn iſt. Der Lehrbegrif davon, den der Verf. annimt, iſt ohngefehr dieſer: das Wort Gott, Gott der Vater bedeutet in der Schrift den ganzen Gott mit allen Relationen, Kraft welcher er Vater, Sohn und Geiſt heiſt, ſo wie der Name Jeſus, Chriſtus, den Menſchen anzeigt, der dieſen Namen getragen. Wenn alſo geſagt wird, Jeſus iſt Gott, oder, wer ihn ſiehet, der ſiehet den Vater, ſo kan dadurch nicht angezeigt werden, daß er oder ſein Geiſt der Geiſt ſey oder geworden ſey, der Gott heiſt, ſondern es hat nur dieſen vernünftigen Sin: die Kräfte Jeſu, ſowol ſeiner menſchlichen Sele als Leibes, werden mit den göttlichen Kräften des in ihm wohnenden und bleibenden Vaters bei jedem Gebrauch und Anwendung derſelben auf gewiſſe Gegenſtände ſo genau und innig mit einander vereiniget, daß man niemals ſagen kan, jene allein hätten für ſich gewirkt, ſondern man vielmehr mit gröſter Ueberzeugung wiſſen mus, daß ſie nur in Verbindung mit den göttlichen agiren, und folglich, weil dieſe ein unendlich Uebergewicht vor jenen haben, daß eigentlich die göttlichen Kräfte durch die menſchlichen wirken. Wegen der allergenaueſten Verbindung der göttlichen Kraft mit Jeſu heißet er alſo und iſt Gott. Eben darum nun, weil die menſchlichen Kräfte nie für ſich wirken: dis aber, daß ein Menſch aus ſeinem ihn in der Schöpfung einmal verliehenen Kräften allein, nach ſeinen

nen eigenen Einsichten handelt, seine Persönlichkeit ausmacht, so daß man ihn eine Person nennet: wird Jesus als bloßer Mensch betrachtet, in der Sprache der Gelehrten keine Person genent, ihm fehlt bei solcher Einschränkung die Persönlichkeit. Warum wird aber von dem λόγος besonders gesagt, daß er in Jesu wohnet, da doch die gesamte Gottheit in ihm wohnet? Antwort. Unsere Sele hat mancherlei Kräfte. Die Schrift selbst nennet sie mit dem Hauptwort Sele, sie schreibet ihr aber Verstand, Scharfsin, Geist, Herz oder starke Begierden zu. Diese stehen in steter Verbindung, und es lässet sich schwerlich sagen, daß die eine wirke, die andre aber überal ruhe. Indessen können wir doch bisweilen fühlen, daß der Verstand sehr strenge arbeitet, ohne daß der Wille sonderlich zugleich geschäftig ist, außer daß er eingewilliget, eben izt den Verstand so und so zu gebrauchen. Ein andermal begehren wir sehr heftig eine gewisse Sache, ohne daß der Verstand sonderliche Gründe zu dieser starken Begierde hergiebt, nur daß er sich nicht widersezt. Aus diesen Erfahrungen wollen wir weiter nichts bemerken, als daß zwar immer die ganze Kraft der Sele arbeite, doch aber merklich und vorzüglich sich je zuweilen nur ein Theil derselben wirksam beweise. Wie? Wenn so ohngefähr etwa, zwar allerdings und nothwendig die ganze Gottheit in und durch Jesum wirkte, aber doch besonders merklich der Logos? — So lautet das System unsers Verfassers. Ob es orthodox sey, wollen wir izt nicht untersuchen, ohngeachtet wir fürchten, daß es von dem Socinianischen nur in Worten verschieden sey. Daß es nicht schriftmäßig sey, wenigstens aus

den Reden Jesu nicht nothwendig fließe, kan leicht dargethan werden. Wolte ein anderer folgende Reihe von Gedanken daraus herleiten. Es ist nur ein höchster Gott, der ursprüngliche Schöpfer aller Dinge. Unter ihm ist, wiewol in dem genauesten und engesten Verhältnis, welches sich denken läst, ein erhabener Geist, Logos genant, der auf eine ihm ganz eigenthümliche Art seinen Ursprung von ihm bekommen, und, weil er allen Dingen Ordnung und Verbindung gegeben, und das Werkzeug ihres Daseyns und Fortdauer ist, in so fern auch Gott heist, und, wiewol unter dem Höchsten, und mit Beziehung auf denselben, verehret werden mus. Dieser Logos, der sein eigenes Wesen hat, (denn zwei denkende und handelnde in einem Wesen zu denken ist ein Widerspruch) hat sich mit Bewilligung und Wohlgefallen des Höchsten zur Erreichung wichtiger Absichten mit der menschlichen Natur, aufs genaueste vereiniget und sie zum vehiculum seiner Thätigkeit auf Erden gemacht. — Wolte, sage ich, jemand aus den Reden Christi diesen Lehrbegrif herleiten: so würde er mit denselben nicht allein eben so gut zu vergleichen seyn, sondern noch besser damit übereinstimmen, da aus vielen Stellen erhellet, welches den Lehrbegrif unsers Verf. mit einmal umwirft, daß das göttliche in Christo etwas von dem höchsten Gott, den er Vater nennet, verschiedenes, für sich bestehendes, mit eigenem Verstande und Kraft begabtes Wesen sey. Z. E. verkläre mich mit der Klarheit, die ich bei dir hatte, ehe die Welt war. Er hatte also vor Entstehung der Welt eine Herlichkeit, die er izt nicht mehr hatte, und wieder zu erlangen wünschte. Als bloßem Menschen konte

ihm

ihm vor der Schöpfung keine Herlichkeit zukommen, folglich gehet dieses auf die höhere Natur, die in ihm wohnte und ihn beseelte. Diese kan aber nicht Gott im höchsten Verstande seyn, weil der nichts verlieren kan: — wir übergehen hier manche Schriftstellen, die ganz unstathaft erklärt sind. Z. E. Joh. 5, 23. auf daß alle den Sohn ehren, wie sie den Vater ehren, sol beweisen, daß Christo göttliche Ehre, mithin auch göttliche Volkommenheiten zukommen, da doch weiter nichts damit gesagt wird, als daß seine Worte, als eines göttlichen Gesandten mit eben der Ehrfurcht müssen angenommen werden, als Worten Gottes selbst. Math. 18, 19. Wo zwei oder drei versammelt sind — da bin ich mitten unter ihnen. — Ich bin bei euch alle Tage sol die Allgegenwart Christi darthun, da es doch nur seinen Beistand andeutet. Math. 28. Taufet im Namen — Geistes, sol heißen, taufet die Menschen in Vater, Sohn und Geist hinein, was heist das? Da doch im Namen füglich übersezt werden kan, auf das Bekentnis der Religion die den Vater zum Gegenstand, den Sohn als Stifter, und das Siegel des Geistes hat.

Unter dem folgenden Abschnit von den Werken Gottes, wird mit entbehrlicher Genauigkeit aus einzelnen Worten Christi dies alles hergeleitet, was Vernunft und Schrift davon sagt, daß die Welt von Gott sey, daß sie einen Anfang genommen, daß der Mensch gleichfals von Gott sey, daß es Engel gebe, sowol gute, die Gottes Engel, der Menschen Mitknechte, die Diener Jesu, aber doch in ihrer Erkentnis eingeschränkt sind, als auch böse, die durch ihren Verfal

böse

böse geworden, deren Oberhaupt der Teufel ist, Versucher Christi und der Menschen, von Jesu besiegt, daß der Mensch gleichfals nicht mehr in seinem ursprünglichen Zustande, sondern gefallen sey — und seiner Natur nach ewig unglüklich sey — wobei alle Ausdrücke Jesu, die nur irgend dahin gezerret werden können, angeführt, weitläuftig und gröstentheils sehr unglüklich erkläret werden. Es verlohnt sich nicht der Mühe, daß wir uns länger dabei aufhalten, so wie es überhaupt der Mühe nicht lohnt, das ganze Buch zu lesen, das mit einem Worte nichts ist, als eine förmliche Dogmatik, aus zufälligen Ausdrücken Christi zusammen gestoppelt.

23.

LXII.

Die wahre Religion eines freyen Geistes, von M. Carl Christoph Reiche. Berlin und Leipzig 1774.

Wie man doch durch Titel April geschikt wird! Nach dem gegenwärtigen hoften wir in die Gesellschaft eines Mannes zu kommen, der selbst denkt, mit unbefangenem Nachdenken den Faden seiner Betrachtungen selbst auffast und anknüpft, der, ohne sich an hergebrachte Meinungen und Vorurtheile zu binden, jede Sache in seinem Licht, aus seinem ihm eignen Gesichts-

ſichtspunkte anſiehet, und keine andere Geſetze annimt, als die Geſetze der Vernunft. Denn dis iſt ohngefähr das Ideal, das wir uns von einem freien Geiſte gemacht haben, und bei einem ſolchen iſt, wenn er auch irret, immer viel zu lernen, ſehr viel mehr, als bei denen, die, weil ſie dem geſchlagnen Wege folgen, und auf der gewöhnlichen Bahn bleiben, der Gefahr zu irren weniger unterworfen ſind. Ihre paradoxeſten Sätze leiten auf Gedanken, auf welche man ſonſt nicht gekommen wäre, hindern das einſeitige, einförmige im Denken, das man ſich bei dem ehrlichen ſteifen Conformiſten angewöhnt, und entdecken Ausſichten, die uns ohne ihnen entwiſcht wären. Ketzer von allen Klaſſen ſind daher immer meine Leute geweſen, und es iſt mir ſchon genug, den Namen eines Mannes in dieſer Rolle zu finden, um ſeine Schriften aufzuſuchen, gemeiniglich verdirbt man bei ihnen auch ſeine Zeit nicht, man triſt gröſtentheils auf Männer, die Kopf genug haben, dem Schlendrian zum Troze ſich ihre Bahn zu brechen, und Herz genug, der Verfolgung zum Troze Bekenner der gefundenen Wahrheit zu werden. Und daß unſre Theologen oft ſo eingeſchränkt in ihren Einſichten bleiben, das rühret zum Theil daher, weil ſie nur die Dogmatiken, die Polemiken, die Hermeneuten ihrer Kirche leſen, und ſich um die von andern Secten und Partheyen nicht bekümmern. Sprächen ſie zuweilen bei Freigeiſtern, bei Socinianern, Arminianern u. ſ. w. ein, ſo würden ſie eine algemeinere Denkungsart bekommen, ſo würden ſie gewahr werden, daß hinter dem Berge auch Menſchen wohnen, die auch Augen haben.

Hätte

Hätte doch Hr. Reiche nur den hundertsten Theil von diesem Ideal eines freien Geistes erfült! Allein Gewäsch von Philosophie, stat Philosophie, Gewäsche, stat gesunden scharfsinnigen Nachdenkens, verfehlte Blicke auf den Menschen, hinkende lahme Schlüsse, Nachbeten des Systems, ohne Grund, und Abschweifungen vom System, auch ohne Grund, seichte Schrifterklärungen; in diesem allen können wir keinen freien Geist erkennen. Ueber die meisten Lehrpunkte, von dem Verderben des Menschen, von dem Ursprunge des Verderbens, von der Genugthuung, von der ewigen Gotheit Christi, von der Persönlichkeit des Geistes, von dem geistlichen Unvermögen, von den Gnadenwirkungen — ist er ganz orthodox, und er philosophirt nur eine Ecke weg, in die Creuz und in die Quere, damit seine Vernunft das auch auffage, und recht schön, richtig und nothwendig finde, was die Schrift ihr angeblich vorgesagt hat. Da, wo er aber nicht orthodox ist, hätte er besser gethan, wenn er es auch geblieben wäre. Denn das, was er an die Stelle des gewöhnlichen sezt, ist wirklich seltsam und ungeheuer. Nur ein paar Proben und damit gut.

Alle Menschen bringen eine überwiegende Lust zum Bösen mit auf die Welt. Falsch! Angebohrne Neigungen sind eine Chimäre, und die überwiegende Neigung des Menschen zum Bösen ist es auch. Er hat vielmehr nach seinen Anlagen eine Disposition gut zu werden, und er wird erst durch seine ihm nothwendige Sinlichkeit, durch anscheinenden Vortheil und Schaden, durch Beispiel, Erziehung und Unterricht verdorben. Der Mensch solte kein Engel seyn, weil er ein

Menſch war; ſeine Beſtimmung auf der Welt erfoderte dieſen Grad von Kräften, Fähigkeiten und Neigungen; und da die Tugend nur eine Linie iſt, ſo konte es nicht anders ſeyn, er muſte zu einer oder der andern Seite abſchweifen, und immer erſt nach Verirrungen ſich zu ihr zurükfinden. Selbſt ſeine verwilderten ausgearteten Eigenſchaften verrathen den Keim des Guten, ſein Neid, ſein Ehrgeiz, ſeine Habſucht, ſein Eigenſin u. ſ. w. Daß der Menſch Menſch, und kein Engel iſt, beweiſet mit nichten, daß er verdorben iſt, oder, daß er das nicht iſt, was er nach dem Willen des Schöpfers ſeyn ſolte, ein algemeines, angebohrnes, urſprüngliches, unvermeidliches Verderben einer ganzen Gattung von Geſchöpfen ſcheinet vielmehr der Gottheit verkleinerlich, und allen Begriffen, die wir von ihm haben, widerſprechend. Weiter, „die Kräf„te einzelner Menſchen, und ihre Bildung ſind ſich ein„ander außerordentlich ähnlich, daher ſtammen ſie von „einem Stamvater her. H. Reiche beliebe nur den erſten Verſuch in Homes Geſchichte der Menſchheit zu leſen, ſo wird er finden, wie viel dagegen zu erinnern iſt. Sind die Negern denn auch den Europäern in ihrer Bildung ähnlich? „Daher (und dies iſt der Schlus) „kan jene böſe Luſt und die Fortpflanzung derſelben „von einem, oder von dem erſten Menſchen am beſten „abgeleitet werden.“ Und nun der Fal des Menſchen, deſſen Geſchichte er ganz buchſtäblich nimt, da doch ein freier Geiſt vermuthlich darauf gefallen wäre, ſie als eine mythologiſche Fabel anzuſehen, in welcher durch ſinbildliche Vorſtellung (denn dis war die Methode der erſten Völker) der Urſprung der Sünde gezeiget

wird

wird. — Noch etwas. „Der Grund des menschli-
„chen Verderbens ist der Mangel der kindlichen Furcht,
„und die sclavische Furcht Gottes.“ Wir dächten, die-
sen Grund weit bestimter, richtiger und fruchtbarer in
der nothwendigen Sinlichkeit des Menschen, und in
der Einschränkung seiner Verstandeskräfte zu finden,
die dem Erdbürger nicht weniger nothwendig war, um
für seine Bestimmung gerecht zu seyn. Diese Antwort
schneidet alle fernere Fragen ab, da hingegen bei jener
immer wieder gefragt werden kan, woher der Mangel
der kindlichen Furcht und die sclavische Furcht entsprin-
ge? „Warum hat sich Gott wegen der Zulassung
„des Bösen in seiner Offenbarung nicht gerechtfer-
„tiget?“ Man höre die Antwort. „Zur förmlichen
„Rechtfertigung seines Verhaltens gegen einige, oder
„viele Menschen kan Gott sich herablassen; sein Ver-
„halten aber gegen alle Menschen zu rechtfertigen, das
„ist ihm unanständig. Beweis. Eine große Sele
„kan sich gegen kleine ihr schuldgegebene Vergehungen,
„nie aber gegen arge angedichtete Verbrechen, entschul-
„digen, sie läst wie Scipio, nicht ihren Mund, nicht
„ihre Abgeordnete, sondern ihre Thaten reden.“ Das
heist doch wohl im Grunde nichts gesagt. Warum sol-
te es Gott verkleinerlich seyn, seinen Geschöpfen in ei-
nem Punkte seiner Regierung, an welchem sie Anstos
nehmen, und auf unruhige ängstliche Zweifel wegen
seiner Güte und Weisheit verfallen konten, einen nä-
hern Aufschlus zu geben? Und können die Thaten Got-
tes eher zureichend seyn, sein Verhalten gegen das gan-
ze Geschlecht, als gegen einzelne Menschen zu recht-
fertigen? Wird nicht auch ein ehrlicher Man gegen

angeſchuldigte Verbrechen, wenn der Schein ſie wahrſcheinlich macht, und ſelbſt ſeine Freunde nicht mehr wiſſen, was ſie gegen dieſen Schein ſagen ſollen, ſeine Unſchuld noch weit ernſtlicher ins Licht ſetzen, als gegen kleine angedichtete Vergehungen?

Die Genugthuung. Chriſtus hat ſich alle Sünden aller Menſchen und deren Strafe anrechnen und auflegen laſſen. — Wo ſtehet das in der Schrift? Das wird ſo unbewieſen dahin geſezt, als ob es ausgemacht wäre, vielleicht um ſeine philoſophiſche Kunſt zu zeigen, die das Syſtem ſich anpaſſen kan, das mit der Vernunft am wenigſten zu reimen iſt. Er leſe nur Eberhards Apologie des Socrates, wenn er ſehen will, wie viel dieſe dagegen zu erinnern findet. — „Eine völlige Genugthuung für die Sünde iſt das einzige Beſſerungsmittel, das die Offenbahrung lehren „kan.“ — Nichts weniger! Kan Gott ſtat des Sünders einen andern einmal ſtrafen, warum nicht noch öfterer, warum nicht noch in jener Welt? Und hat Gott ein für allemal hinreichende Befriedigung, ſo wird er die ſchuldigen Strafen ſich nicht zweimal bezahlen laſſen. — Der Mitler mus Gott ſeyn. Warum? Denn ein Geſchöpf kan weder freiwillig, noch gezwungen die Genugthuung übernehmen. Warum nicht freiwillig „weil es ſich damit zu ſeinem eigenen „Elende und Verderben entſchließen würde, und das „kan Gott nicht zulaſſen. Wie aber? Kan Gott nicht einen ſolchen grosmüthigen Entſchlus, ſo wie bei Chriſto, durch nachfolgende Belohnungen zum Glük und zur Verherlichung deſſelben wenden, und würde nicht dadurch ſo ein Entſchlus, billig, pflichtmäßig und tu-

gend-

gendhaft werden? „Der Mitler mus alwissend seyn. „Denn er mus ganz gewis und genau wissen, wie viel, „gros und strafwürdig eine jede Sünde sey. Denn „sonst begeht er Unsin, und Thorheit, wenn er sich zur Genugthuung anbietet. Lauter Schlüsse aus falschen Prämissen.

„Die Schrift lehret, Jesus, der Mitler sey „wahrhafter Gott und Mensch, und er habe beides „seyn müssen, damit die so nöthige Genugthuung für „die Menschen volbracht würde. — Das erste wird, so viel ich weis, mit vielen nicht verächtlichen Gründen, von großen Gelehrten bis auf unsere Zeit bestritten, daß es also nicht so unbewiesen hätte vorausgesezt werden dürfen; (denn ein freyer Geist untersucht erst die Richtigkeit und Gewisheit einer Sache, und denn fragt er, warum und woher sie so sey?) das andre aber stehet mit keinem Worte in der Schrift. Er muste allerdings seinen Brüdern gleich werden, heist es wol, aber nirgend: er muste Gottmensch seyn. „Wenn „er nun aber samt dem Geiste wahrer Gott ist, (auch dieses wird nur gerade zu angenommen, ohne durch irgend einen Beweis unterstüzt zu werden, die Persönlichkeit des Geistes nicht weniger, da doch beides beträchtlichen Wiedersprüchen unterworfen ist) wo bleibt denn die Einheit Gottes? Hier treffen wir auf einen Punkt, wo der Verf. rein seyn wil, und wo er zu seinem Unglük mehr als zu neu ist. Denn um kein Trinitarier zu seyn, wird er ein Tritheit, und behauptet vor der Faust weg drei Götter. „Da das „Athanasische System, sagt er, mit der Vernunft nicht „bestehen kan) welches er hier sehr gelehrt durch eine

„Algebraiſche Formul mit A + B + C. darthut) ſo bleibt „kein andrer Ausweg, als daß man drei göttliche Sub„ſtanzen annimt. Das ſtreitet nun aber nicht gegen „die Einheit Gottes, weil doch auf keine andre Art „Gott möglich iſt, als auf die alleinige, da in einer „Subſtanz ſich alle mögliche Volkommenheiten „denken und finden laſſen. Weil alſo das, was bei „dem Wort Gott mus gedacht werden, nur auf eine Art „möglich iſt, ſo iſt nur ein Gott, wenn gleich hundert „und mehr Subſtanzen ſind, denen alle göttliche Rea„litäten zukommen. Wenn alſo die Schrift bei der „Einheit Gottes lehret, Vater, Sohn und Geiſt ſey „Gott, ſo wil ſie vermuthlich nicht mehr und nicht „weniger ſagen; als dieſes: Es iſt nur ein einiges „göttliches Weſen, und ob dieſes gleich in dreien Sub„ſtanzen angetroffen wird, und in ſo fern freilich drei„mal beſonders zu finden iſt, ſo iſt doch in der einen „Subſtanz eben das, nicht mehr und nicht weniger, „als in der andern, man kan gleichſam eine vor die „andre nehmen, ſie ſind ſich innerlich ganz gleich. Es „iſt eben die Zahl und Größe des Volkommenen in der „einen, ſo wie in der andern, es iſt eine genau ſo wie „die andre, ſie ſind völlig eins. Nun das las mir ei„ne wunderſchöne rare Erfindung ſeyn! Dem Verf. war es vorbehalten, ſie nach ſiebenzehn Jahrhunderten zu machen, da man vor ihm die Lehre vom Vater, Sohn und Geiſt ſo oft und ſo angeſtrengt unterſuchet hat, und die leichte Entwickelung dieſes gordiſchen Knotens immer vorbeigegangen iſt. Manchem Grübler möchte wol die Bedenklichkeit einfallen, daß die Schrift nicht ſagt: Es ſey nur eine Gottheit, ſondern nur ein Gott, und

daß

daß einer sey, und auf einerlei Art da sey, verschiedene Begriffe sind: allein an solche Grübler mus sich ein freier Geist nicht kehren. Was hülfe ihm seine Freiheit, wenn er die Fesseln der Logik tragen solte? Der gute Moses packe nur mit seinem Ausspruche ein: Höre Israel — einiger Gott, oder er mus sich es gefallen lassen, daß ihm seine Worte im Munde verdrehet werden: „Höre Israel, mit unsern Göttern ist es „nicht so, wie mit den Göttern anderer Völker. Un„sere Götter haben einerlei Wesen, einerlei Natur, „einerlei Willen. Handele du so, als ob nur einer „wäre, was der eine wil und ihm gefält, das wil auch „der andre. Und das sol die ganz eigentlichste und buchstäbliche Erklärung seyn. Denn Jehovah heist überhaupt eine Gotheit und das alles, was dazu gehöret, es ist kein nomen proprium, sondern appellativum, welches aus 2 Mos. 3. wo Moses den brennenden Busch siehet, ganz deutlich erhellet. Hier mus man den Verfasser selbst lesen, wenn man sehen wil, wie dreist er die Schriftstellen martert, um sie nach seinem Sinne zu drehen, und das darin zu finden, was er Lust hat, darin zu finden. Er geht gar so weit, schlechtweg hinzuschreiben, daß Moses und alle Israeliten zur damahligen Zeit das Daseyn mehrerer und vielleicht sehr vieler Gottheiten geglaubt haben. Auch Abraham bleibt nicht verschont.

„Die Mehrheit göttlicher Substanzen ist von „Anbegin der Welt geglaubt worden. Abraham und „Loth demüthigen sich gegen die Fremde, die nach 1 Mos. „18, 29. ihnen erscheinen, Loth wil ihnen sogar die Eh„re seiner Töchter aufopfern. Da sieht mans ja, daß

„sie diese Fremdlinge als Götter angesehen. Weil „Abrahams Knecht Gott immerdar den Gott seines „Herrn nennet, so ist es klar, daß in dem Hause des„selben der Glaube an mehrere verschiedene Gottheiten „geherschet habe. Und wie ist die algemeine Vielgöt„terei ohne diesem Glauben zu erklären? Der Ursprung „davon ist entweder gar nicht zu begreifen, oder er ent„stund durch ein Anschauen, oder Offenbarung mehre„rer wirklich göttlichen Substanzen.“ So schwazt und schliest der Verf. in den Tag hinein, daß einem Hören und Sehen vergeht. — Mit solchen Pröbchen seiner Vernunftkunst könten wir unsern Lesern noch in großer Menge aufwarten. Doch für dismal genug!

23.

LXIII.

D. Johan Erhard Trampels, Beschreibung der Meinberger Mineralquellen in der Grafschaft Lippe, nebst einem Sendschreiben des Herrn D. Johan Friedrich Zückert vom Meinberger Mineralwasser zum innerlichem und äußerlichem Gebrauch. Zweite vermehrte Auflage mit Kupfern. Lemgo in der Meyerschen Buchhandlung 1775. in 8. 160 Seiten.

Gleich Anfangs das Sendschreiben des Herrn D. Zückerts, wovon wir schon in dieser auserlesenen

nen Bibliothek u. ſ. w. B. VI. S. 589. 91. Nachricht gegeben haben. Zu den eigenen Beobachtungen des Herrn D. Trampels gehöret, daß der Dunſt von dieſem Waſſer ſowol Menſchen als Thieren erſtickend und tödlich iſt. Nahe beim Brunnen bemerkt man eine beträchtliche Wärme. Nach den Verſicherungen der Brunnengäſte empfindet man die Wärme hauptſächlich an den Geburtsgliedern und am Unterleibe, welches beſonders beim Frauenzimmer ſich äußert. (Gewis eine beträchtliche Bemerkung für kaltblütige Frauenzimmer!) Das Silber wird von Ausdünſtungen des Brunnens erſtlich gelb, hernach ſchwarz wie Eiſen. Die Tobaksraucher bemerken eine ſeltne Erſcheinung, wenn ſie ſich dem Brunnen nähern — eine Erſcheinung, die ſo viel angenehmes als bewundernswerthes hat. Nach den fernern Unterſuchungen des Herrn D. Trampel iſt dieſes Meinberger Waſſer ein ſpirituöſes, ſulphuriſches ſaliniſches Stahlwaſſer, welches wegen ſeiner mittelſalzartigen und toniſchen Beſchaffenheit zertheilende, eröfnende, reizende und gelind laxirende Kräfte hat. Zu gleicher Zeit werden 19 Fälle beigebracht, wobei das Waſſer in hartnäckigen Uebeln ſich äußerſt würkſam bewieſen. Zulezt noch ausführlich von der Diät und dem eigentlichen Verhalten bei dem Gebrauche dieſes Brunnens.

34.

LXIV.

Kurze Anweisung in den Anfangsgründen der Vernunftlehre, von Joh. Jac. Ebert, Professor in Wittenberg. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Frankfurt und Leipzig 1774. 8.

Dieses kleine Lehrbuch, welches für die ersten Classen in Schulen und Gymnasien bestimt ist, ist dem Endzwek angemessen und brauchbar. Bei seiner Kürze ist es mit vieler Deutlichkeit abgefast, und wenn es auch nichts Neues enthält, so gereicht es demselbigen zu keinem Tadel. Nach einem Vorbericht von der Philosophie überhaupt, werden in dreizehn Capiteln folgende Gegenstände abgehandelt: Von der Logik überhaupt, von Begriffen, Wörtern, Urtheilen oder Sätzen, Definitionen, Eintheilungen, Schlüssen und Beweisen, von der Wahrheit, vom Irthume, von der Gewisheit und Wahrscheinlichkeit und den Hülfsmitteln zur Erkentnis der Wahrheit. Ungeachtet des Beifals, dessen wir den Herrn Verfasser mit Recht werth halten, sey es uns erlaubt einige Anmerkungen niederzuschreiben, wo wir nicht einerlei Gedanken mit ihm haben. Dieses kan entweder dazu dienen, daß der Herr V. bei einer künftigen Auflage manches richtiger bestimmen, oder uns besser belehren kan.

Wenn

Wenn der Herr V. S. 6. behauptet, daß die ersten Christen sich des Worts Philosophie bedient hätten, um die theologische Gelehrsamkeit anzuzeigen, weil Philosophie überhaupt so viel als Gelehrsamkeit bedeutete, so scheint uns der Grund nicht richtig zu seyn; sie thaten es vielmehr um zu zeigen, wie verächtlich ihnen die heidnische Philosophie wäre, und daß sie an ihrer Theologie etwas bessers als diese Philosophie hätten; daher nenten sie einige Kirchenväter im Gegensaz: Veram Philosophiam. Nach S. 8. ist die Philosophie diejenige zusammenhängende Samlung von Vernunftwahrheiten, worin die Natur und Eigenschaften derjenigen Dinge untersucht werden, die nicht von der veränderlichen Einrichtung der Menschen ihren Ursprung haben. Ist es nicht seit jeher der Philosophie, wie dem Huth in Gellerts Fabel ergangen?

S. 10. Die algemeine Betrachtung der Größe macht die Mathematik aus. Diese komt schon in der Metaphysik vor; und die Hauptsache in der Mathematik ist Größen erfinden.

S. 16. Die Kraft sich abwesende Dinge sich so vorzustellen, als ob sie gegenwärtig wären, heist Einbildungskraft: das findet nur bei Dichtern und Verrükten stat.

S. 21. Klare Begriffe sind, wenn man ein Ding von allen andern unterscheiden kan. Also haben wol Menschen selten klare Begriffe?

S. 45. Eine Definition besteht aus dem genere und der differentia specifica; ist zu enge, und past auf unzählige Definitionen nicht.

In der Lehre von Schlüssen könte noch manches wegbleiben; denn es wird so nirgends gebraucht, als bei dem Disputiren.

S. 44. sagt der V. daß die mathematische Methode eigentlich nichts anders als die synthetische sey, und daß man sie die philosophische nennen solte, auch daß sie sich gut zum Vortrage philosophischer Warheiten schicke. Dieser Meinung sind wir auch, ob gleich Wolf deswegen von gewissen unreifen Philosophen so unanständig gelästert worden, welche aus dicker Ignoranz einen Schüler von Wolfen und ein Schimpfwort vor gleichgültig halten. Diese Art zu räsonniren ist besonders in einer gewissen Gegend von Deutschland Mode, die uns doch elende Philosophen geliefert hat, außer denjenigen, die sich nach Wolfen gebildet haben.

S. 96. schrieb der V, die Secte der Zweifler zu leugnen, die uns die philosophische Geschichte vorstelt, wenn er sagt: Es ist sehr unwahrscheinlich, daß diese Leute im Ernst gezweifelt haben, denn da sie in allen übrigen Handlungen sich niemals ihren Grundsäzen gemäs bezeigt, so ist es sehr glaublich, daß sie bei ihren Einwürfen wieder die Gewisheit aller menschlichen Erkentnis keine andre Absicht gehabt haben, als entweder ihren Scharfsin sehen zu lassen, oder einige alzuprahlerische Philosophen durch ihre spizfindigen Einwürfe ein wenig zu demüthigen.

S. 100. Vorurtheile sind unmittelbare Irthümer, auf welche man irrige Meinungen gründet. Es solte dem Verfasser schwer werden zu beweisen, daß alle Vorurtheile Irthümer sind.

Von

Von der Gewisheit und Wahrscheinlichkeit kommen gute Regeln vor.

Bei den Hülfsmitteln zur Erkentnis der Wahrheit werden die Gesetze des Disputirens vorgetragen, die bekant genug sind, und wodurch so wenig ausgerichtet wird. Besser, wenn von sokratischen Unterredungen etwas wäre gedacht worden.

LXV.

Niedersächsisches Wochenblat für Kinder. Drei Bändchen. Hannover 1774.

Dieses Wochenblat enthält nicht lauter originelle Aufsätze, sondern manche sind aus andern Büchern genommen; seinem Endzwecke ist es meistentheils angemessen, denn es enthält große Mannigfaltigkeit, Beschreibung vieler sinlichen Gegenstände, die anmuthig ausgeführt sind. Sind auch hier und da einige Dinge vorgetragen, die vor das Alter der Kinder noch zu schwer scheinen möchten, so kan man sie unterdessen übergehen, und Lehrer der Eltern können den Kindern das Nöthige erklären. Es kommen in demselben vor Gebete, kleine Predigten, Erzählungen, Gedichte, Gespräche, Kinderbriefe, Beschreibungen von natürlichen Dingen, als von Insecten, von der Einrichtung des menschlichen Körpers, Naturgeschichte von Lapland, vom Weltgebäude, vom Sin des Gesichts, die Jugend-

geſchichte des Cyrus aus dem Herodotus und Xenophon, Anekdoten vom Cyrus aus dem Xenophon, der Orbis pictus, eine kleine Comödie u. ſ. f. Hier und da möchte man wohl etwas zu erinnern finden; z. E. in der Erzählung, der gutthätige Heinrich iſt das Wort Tate und Memme zu kindiſch und Heinrichs Alter gar nicht angemeſſen; Fenton giebt dem Heinrich 3000 Thaler, um damit Gefangne los zu machen und Trübſelige zu erquicken, und er nent den Fenton noch Tate. Bei den Moralen, die vor den Erzählungen vorausgeſchikt werden, wäre es beſſer, man ließe die Kinder hinterher aus der Begebenheit ſelbſt die Moral finden; denn alle dieſe trokne Moralen beſſern nicht, und dringen nicht tief. Manches iſt offenbar zu ſchwer vor Kinder, und zu ſehr vor dieſes Alter declamirt, z. E. die Briefe von Licht und Farben; viel zu ſyſtematiſch. Man höre den Ton in der Aufmunterung die Natur zu ſtudiren, z. E. Gros in dem Bau unermeslicher Welten, nicht weniger gros am Fuße des Wanderers, herlich in dem Bau des ungeheuren Elephanten, und nicht minder in der Milbe, deren Welt ein Sandkorn iſt, verbreitet er Leben und Glükſeligkeit in der volkommenſten Ordnung durch alle Gefielde der Schöpfung.

LXVI.

Das Buch für Kinder, aus dem Franzöſiſchen der Mademoiſelle Los Rios überſezt, und mit deutſchen Zuſätzen vermehrt. Dresden 1773. 8.

Im

Im Franzöſiſchen iſt dieſes Buch unter dem Titel: L' Encyclopedie enfantine, ou Magazin pour les petits Enfants herauskommen; das Deutſche aber iſt keine bloße Ueberſetzung, ſondern vielmehr eine ganz neue Umarbeitung des Originals, denn es iſt weiter nichts ungeändert geblieben, als die Erzählungen, welche den Anfang, und die kurzen Beſchreibungen, die das Ende des Buches ausmachen; doch haben auch die leztern eine, ob zwar nicht ſo gar erhebliche Aenderung vonnöthen gehabt, in wiefern ſie nach Maßgebung des deutſchen Alphabets in eine andre Ordnung gebracht werden muſten. Hingegen hat man zu den vorigen Erzählungen noch etliche neue hinzugethan, und eine Anzahl angenehmer Fabeln beigefügt, um das Buch noch gemeinnüziger zu machen. Die Erzählungen ſind alle von Kinderbegebenheiten hergenommen, woraus allemal eine nüzliche Lehre gezogen wird. Dieſes billigen wir ſehr, denn andre Begebenheiten verſtehn die Kinder noch nicht, ſie intereſſiren ſie auch nicht, die bloße Moral iſt vor ſie zu trocken, und es iſt beſſer, daß ſie ſelbſt frühzeitig gewöhnt werden (aus Geſchichten, die ihrem Alter angemeſſen ſind) Lehren herzuleiten. Auf die Erzählungen folgen Fabeln, Lebensregeln eines Vaters für ſeine Kinder; algemeine Begriffe und Beſchreibungen der Dinge, worin Kinder unterrichtet werden ſollen, z. B. von der Schöpfung, den Sinnen, dem Bau des menſchlichen Körpers, von Gott, der Religion, der Welt, von lebendigen und lebloſen Geſchöpfen, vom Meere, von Geſetzen, den drei Hauptſtänden, von den freien Künſten und Wiſ-

ſen-

senschaften, von der Geschichte, Geographie, Dichtkunst, Mathematik u. s. f.

Das meiste ist gut, aber manches gehört wol nicht für Kinder, und ist auch falsch ausgedrukt; z. E. S. 374. „Unter den Theilen der Weltweisheit ist die Metaphysik derjenige, der am schwersten zu erlernen und zu ergründen. Ein Metaphysiker hat niemals mit etwas anders, als mit blos geistischen Gegenständen zu thun; seine Bemühung geht allemal dahin, daß er Sachen beweiset, wovon man vermittelst der Sinne nicht urtheilen kan, und die manchmal vielen Zweifeln unterworfen sind. Daher kömt es, daß man dieses im Scherz einen metaphysischen Schlus nent, wenn jemand von Dingen redet, wozu er doch keinen tüchtigen Grund angiebt, woran man sich halten kan.

S. 381. Wer die Schriftsteller kennet, die in ungebundener oder gebundener Schreibart geschrieben haben, es sey in einer Sprache, in welcher es wolle, derselbe ist ein Kenner der schönen Wissenschaften. Den Namen eines Gelehrten legt man demjenigen bei, der mit Nachdenken gelesen, und das, was sich Gutes in allerlei Büchern findet, gemerkt hat.“ Das ist sehr schief geurtheilet. Und der Tadel fält dem Uebersezer zur Last. Besser die Kinder holen gar keine, als solche Begriffe von Wissenschaften. Uebrigens enthält das Buch gute, auch der Jugend nüzliche Dinge.

LXVII.

LXVII.

Subſidia diplomatica, ad ſelecta juris eccleſiaſtici Germaniae & hiſtoriarum capita elucidanda ex originalibus aliisque documentis congeſta, notis illuſtrata & edita a Stephano Alexandro Würdtwein, Eminent. ac Celſiſſ. Archiepiſc. Princ. Elect. Moguntini Conſil. Eccleſiaſtici, Officiale etc. Inſignis Eccleſ. Colleg. B. M. V. ad Gradus Decano. Tomus Quintus. Heidelbergae, ſumtibus Tobiae Göbhardt, Bibliopolae univerſitatis Bambergenſis. 1 Alphab. 5 Bogen in gros Octav.

Da diejenigen allemal eines beſondern Lobes würdig ſind, welche zum Beſten der Wiſſenſchaften neue und vorher noch nicht betretene Wege einſchlagen, ſo wird es das gelehrte Publikum auch dem Herrn Dechant Würdtwein Dank wiſſen, daß er zuerſt das Kirchenrecht diplomatiſch zu behandeln angefangen, und ſo viele herliche Urkunden ans Licht gebracht hat. Wir wollen jetzo anzeigen, was in dem fünften Theile dieſes ſchönen Werks enthalten ſey.

Zuerſt findet man hier von N. 1 bis 12 Urkunden, welche die Exſpectation betreffen. Sodann folgt N. 13 eine Urkunde, welche einen Tauſch betrift, ſo im Jahr 1452 mit verſchiedenen Beneficien vorgenommen worden;

und N. 14 die Statuten des Petersstiftes im Wimpferthale. Von N. 15 an bis zu N. 22 stehen lauter Urkunden, welche die bischöflichen Preces betreffen; welches also die Fortsetzung der im vorigen Theile angefangenen Samlung von dieser Materie ist. N. 23 stehen die Statuten der im Jahr 1400 vom Bischof Humbert zu Basel gehaltenen Synode. Weiter folgen von N. 24 bis 83 Urkunden, welche zu der Historie des Erzbischofs Heinrichs von Maynz vom Jahr 1338 bis zum Jahr 1343 gehören; welche Samlung im vierten Theile dieses Werks S. 219 angefangen worden. Ohne Zweifel beliebt es dem Hrn. Dechant, um der angenehmen Abwechselung der Materien willen, die Ordnung also zu machen, damit man nicht alzulange Urkunden von einerlei Art finde. N. 84 bis 88 sind Schenkungsbriefe der Kaiser Heinrichs III und IV. N. 89 bis 131 sind schäzbare Urkunden, welche theils Schenkungen, theils Vertauschungen, theils Erkaufungen geistlicher Güter betreffen. Sie sind alle aus dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert. Darauf folgen drei andere, welche das Patronatrecht an verschiedenen Orten angehen. Von N. 135 an bis zu Ende dieses Theiles stehen untereinander 44 Urkunden von sehr verschiedenem Inhalte. Theils betreffen sie Schuzgerechtigkeiten, z. E. des Klosters Maulbrun, (zu dessen Historie auch noch andere trefliche Diplomata in diesem Bande dienen) theils Schenkungen, theils Reversalien u. s. f. Sie sind alle beträchtlich; sonderlich wird ein Kenner sich über die erfreuen, welche vom König Wilhelm und vom König Adolph von Nassau hier anzutreffen sind.

Der

Der berühmte Herr Herausgeber wird ſich alle rechtſchaffene Gelehrte durch die ununterbrochene Fortſetzung dieſes Werks unendlich verbinden; da nicht blos die geiſtliche Rechtsgelehrſamkeit, ſondern auch die kirchliche und weltliche Geſchichte Teutſchlands durch den reichen Vorrath von Urkunden, den er mit ſo vieler Mühe und nicht geringen Koſten geſamlet hat, treflich erläutert wird. Er iſt der teutſche Martene!

3.

LXVIII.

Callimachi hymni & epigrammata, ex recenſione Joannis Auguſti Erneſti, curavit Chriſtophorus Friedericus Loeſnerus. Lipſiae ſumptibus Caſpari Fritſch clɔ Iɔ CCLXXIIII. 8 Bogen und 3 halbe in 8.

Der Text iſt ganz unverändert, aus der großen Erneſtiſchen Ausgabe, Leyden 1760. 8. abgedrukt. Die Verſion, ſo nicht auf der entgegengeſezten Seite, ſondern unten, wie im Meinhard und Home, ſteht, iſt in den Hymnen die ganz neue des Hrn. Erneſti; in den Epigrammatibus, ſo S. 81 beginnen, hat man die alte beibehalten; und vom 39 an, S. 100 iſt die Ueberſetzung vom Bentley, und hinfolglich auch nach ſeinen gewagten Emendationen eingerichtet. Mit dem Bogen H, (denn die Seitenzahl endiget ſich S. 112 mit dem

Text) folgen variae lectiones e codice scripto excerptae auf drei Blättern. Sie gehn nur über die Hymnen, und kommen vom Hrn. Ernesti, der sie sich am Rande seines Exemplars beigeschrieben hatte. Herr Loesner giebt uns keine nähere Nachricht von diesem Codice, allein er verspricht, daß solches zu einer andern Zeit und am andern Orte vom Hrn. Ernesti selbst geschehen würde. Den Beschlus macht ein philologisches Register, so wie man es in den Fischerschen und Ernestinischen Ausgaben zu finden gewohnt ist, in welches Hr. L. das wesentlichste der Ernestinischen, in der grösten Ausgabe befindlichen Noten gebracht hat. — Der Hr. Professor hat das Verdienst, den jüngern Freunden der griechischen Litteratur einen ihnen sehr brauchbaren, korrekten und wohlfeilen Abdruk des Kallichamus geliefert zu haben, aber den Gelehrten ist er, die beigefügten Varianten abgerechnet, sonst nichts nütze: es ist blos Schuledition.

13.

LXIX.

Historische Mineralogie, oder Beschreibung der Mineralien und Anzeigung der Oerter wo sie gefunden werden. Für Anfänger. Breslau und Leipzig bei Christian Friedrich Gutsch, 1775. 8. 216 Seiten.

Nicht für Anfänger in der Mineralogie, sondern allenfals für Dilettanten, die sich mit einer seichten Kent-

Kentnis abfertigen lassen wollen, ist dies Buch zusammen getragen. Anfängern, die einen guten Grund legen wollen, möchten wir nicht gerne folgende Dinge in den Kopf setzen. Aus dem grünen Vitriol wird ein weißer bereitet, der Galitzenstein genennet wird, S. 27. Schwefel ist mit Vitriol vermischt, S. 40 und wird gesotten, S. 41. Die Beschreibung des Kiesels, S. 102. Die Geschichte vom Golde, das sich an einem Weinstok geschlungen und im Haber hervor gewachsen, S. 120. Kupfer bricht in der Teufe am mächtigsten, S. 132. Eisenocher ist mit Schwefel und Arsenik mineralisiret, S. 148. Der Magnet ist ein mit Schwefel vererztes Eisen, S. 148. Zink wird zu Goslar nicht eher gesamlet, als bis er bestelt wird, S. 160. Aqua regis löset allein Gold auf, S. 196. Die feuerbeständigen Laugensalze werden im Wasser nicht völlig aufgelöset, S. 197. Silber steht auf der Capelle wider das Blei, aber nicht gegen das Spiesglas, S. 203. ꝛc.

Gute Mineralogen hat der ungenante Verf. zwar fleißig citiret, allein er mag sie wol nicht recht zu gebrauchen gewust haben, sonst würde er sich nicht so oft auf das Universallexicon und auf Hübners Kunst- und Naturlexicon bezogen haben. Uebrigens ist die Classification noch ziemlich gerathen.

8.

LXX.

Nähere Unterweisung in den philosophischen und mathematischen Wissenschaften für die

obern Klaſſen der Gymnaſien und Schulen, von Johann Jacob Ebert, Profeſſor zu Wittenberg. 35 Bogen in 8, nebſt 12 Kupfern in 8.

Es enthält dieſe Schrift die erſten Gründe der Vernunftlehre, der Arithmetik, Geometrie und ebenen Trigonometrie, der Naturlehre, der natürlichen Geſchichte, und der Metaphyſik, wie man dieſes auch aus dem Titel des Buchs erwarten muſte. Wir loben des Herrn Verf. Bemühungen, alle dieſe Wiſſenſchaften ordentlich und gründlich vorzutragen, denn das haben wir bei der Durchleſung des Buchs gefunden, und es verdienet ein Man, welcher ſich mit ſchweren Betrachtungen abgeben konte, allerdings viel Lob, wenn er ſich zu den erſtern Gründen der Wiſſenſchaft zum Beſten junger Leute herabläſſet, und Gelegenheit giebet, dieſe zu den Wiſſenſchaften gründlich zu bilden. Wir wollen die verſchiedenen Abſchnitte des Buchs durchgehen.

Die Logik oder Vernunftlehre. Sie iſt kurz vorgetragen, aber nichts wichtiges überſehen, und überhaupt, da dieſes Buch ein Lehrbuch ſeyn ſolte, wobei noch ein mündlicher Vortrag des Lehrers erfordert wurde, ſo billigen wir ſehr dieſe Kürze, weil ſie in dieſem Abſchnitte nicht übertrieben iſt. Ueberhaupt auch, wozu manches unnütze und äußerſt trockene in dieſer Wiſſenſchaft, welches dem Lehrling dieſe Wiſſenſchaft öfters verhaßt macht, da ſie gehörig vorgetragen ihren wichtigen Nutzen hat. Wir ſind damit zufrieden, daß der Herr

Verf.

Verf. die Logik vor die mathematischen Wissenschaften sezt. Freilich, man lernet wol Mathematik, ohne vorher die künstliche Logik zu wissen. Die Mathematik ist selbst eine sehr praktische Logik, doch besser, wenn Theorie und Praxis verbunden sind, und wenn man nachher in der Geometrie siehet, wie man die theoretischen Betrachtungen anwenden kan. Das Capitel von den Begriffen ist sehr deutlich, obschon nur kurz auseinander gesetzet; ein Lehrer wird die Sätze desselben leicht durch Exempel erläutern können. Eben so in den andern Capiteln, woraus dieser Abschnit bestehet, von den Sätzen, Definitionen, Eintheilungen, Schlüssen, Beweisen, der Wahrheit und der Lehrart. In dem Capitel von den Schlüssen hat sich der Hr. Verf. vorzüglich blos auf die erste Figur eingelassen. Es ist wahr, daß alle Schlüsse in den andern Figuren auf die erste Figur gebracht werden können; wir hätten aber doch gerne gesehen, wenn davon etwas wäre geredet worden, und wenn es durch einige Exempel erkläret wäre. Die Arithmetik: Sie fänget mit Erklärungen und Grundsätzen an. Diese bedürfen nun freilich noch den hinzukommenden mündlichen weitläuftigern Unterricht des Lehrers; allein das Buch ist auch nur in der Absicht geschrieben, und nicht zum eignen Unterricht; wir hätten doch gerne gesehen, daß manche Grundsätze erst bei den Rechnungsarten angeführet wären, wozu sie gehören, und wohin sie der mündliche Unterricht des Lehrers wird ersparen müssen. Ein Lehrling bekömt durch die bloße Erklärung der Rechnungsarten nicht schon deutliche Begriffe genug, daß ihm diese Grundsätze genugsam auffallen, er mus erst die Rechnungsart selbst et-

was kennen. Nun die vier Rechnungsarten in ganzen Zahlen. §. 30 ganz gute Begriffe von positiven und negativen oder entgegengesezten Größen. Es werden bei den vier Rechnungsarten in ganzen Zahlen auch die vier Rechnungsarten in benamten Zahlen kürzlich erläutert. Nun die vier Rechnungsarten in gebrochenen Zahlen, auf eben die Art behandelt, etwas von Decimalbrüchen. Von Quadrat- und Cubikzahlen. Begriffe von Dignitäten, von rationalen und irrationalen Wurzeln vom Binomio. Es ist durch ein Chiffret der Multiplication von a + b mit sich selber vorgestellet, aber man hatte doch von der Buchstabenrechnung noch zu wenig gesaget. Passete ein Chiffret aus der Buchstabenrechnung genommen hier so recht? Von polynomischen Wurzeln etwas. Das hätten wir nun wol etwas zu schwer für Anfänger gehalten. Ueberhaupt in diesem Capitel manches aus der Buchstabenrechnung. Es hätte in den vorhergehenden Capiteln etwas mehr davon geredet werden müssen, wenn man sie hier gebrauchen wolte. Der Recensent ist sehr dafür, jungen Leuten nach ihren Begrifsfähigkeiten durch die Buchstabenrechnung zu algemeinen Beweisen zu gewöhnen, allein man mus sie von den ersten Anfangsgründen an so deutlich wie möglich vortragen, sonst würde sie zu sehr auffallen. Von den Verhältnissen und Proportionen. Sehr gut und deutlich. Etwas mehr Exempel hätten wir noch gewünschet. Von den Progressionen und Logarithmen. Auch recht gut abgehandelt, und hiemit hat der Hr. Verf. die Arithmetik geendiget. Ueberhaupt sind nur die ersten, nöthigsten und unentbehrlichsten Lehren darin abgehandelt. Für Schulen mag das auch genug seyn, wo überdem noch die

Beschrei-

Betreibung der Sprachen viel Zeit erfordert, und der philosophischen Wissenschaft gemeiniglich nur wenig Stunden gegönnet werden. Den Schlus der Arithmetik machet ein sehr nüzlicher Anhang von allerlei Maßen, Münzen und Gewichten.

Die Geometrie. Erklärungen, Postulata und Axiomen. Bei den Axiomen wären doch wol einige, die wir lieber zu Lehrsäzen gemacht hätten. Von Linien, Winkeln und Figuren, in Ansehung ihrer Gleichheit. Dieses Capitel enthält die mehresten der ersten Gründe, welche man in der Elementargeometrie für Linien, Winkel und Flächen vorzutragen pfleget. Eine gute Ordnung und gute leichte Beweise. Von der Ausmessung der Figuren. Nur das erste davon, wie man auch erwartete. Ausmessung des Quadratsrektangels, der Raute, des Triangels und des Cirkels. Von der Aenlichkeit der Figuren. Nun etwas von der Ausübung der Geometrie auf dem Felde. Wir hätten doch gerne etwas mehr von der Verwandlung der Figuren gewünschet, hier ist nur etwas von dem ersten und leichtesten. Von den Körpern. Ihre Erklärung, ihre Gleichheit und Aehnlichkeit, ihre Ausmessung, nur das erste und leichteste, noch eine leichte Anweisung. Zulezt von der Ausmessung der Fässer.

Die Trigonometrie. Erst von den algemeinen Gründen der Trigonometrie. Was die Trigonometrie sey. Begriffe von den trigonometrischen Linien; von den Verhältnissen dieser Linien und den Verhältnissen der Seiten und Winkel der Triangel. Nun von der Berechnung der Triangel, der gradewinklichten und schiefwinklichten. Man weis es schon, was man in solchen

ersten Gründen hier zu suchen hat, und das findet man auch recht gut. Hin und wieder müsten noch einige Exempel mehr gegeben seyn. Es erläutert ungemein. Den Schlus der Trigonometrie machet eine Tabelle zu Messung der Bogen und Winkel durch Hülfe der Chorden. Man hat dabei den Radius zu 30 Schuh angenommen und Decimalmaas gebrauchet.

Die Naturlehre. So klein auch dieser Abschnit ist, indem er nicht völlig 4 Bogen ausmachet, so wohl hat er uns doch gefallen. Nur etwas weitläufiger hätte er seyn müssen. Von den algemeinen Eigenschaften der Körper, nemlich ihrer Ausdehnung, Durchdringlichkeit, Theilbarkeit und Bewegung. Von den Unterschieden der Körper in Ansehung ihrer Dichtigkeit, Härte und Flüssigkeit. Das dritte Capitel handelt vom Lichte; die ersten Gründe seiner Bewegung, Brauchbarkeit, Reflexion, Inflexion, etwas von den Farben. Im vierten Capitel wird vom Feuer gehandelt. Seine vornehmsten Eigenschaften, etwas von dem Thermometer. Das folgende Capitel handelt von der Luft, hiebei etwas vom Barometer und vom Schalle. Das sechste Capitel vom Wasser, das siebente von Magneten, und das achte von der elektrischen Materie, das neunte Capitel von der Erde, das zehnte von den Lufterscheinungen. Ueberhaupt ist das, was in diesem Abschnitte gesagt ist, recht gut gesaget, allein doch auch als Lehrbuch für Schulen etwas zu kurz, und es nähert sich zu sehr einer guten Disposition zu einer Naturlehre, als einer Naturlehre selbst.

Die natürliche Geschichte wird außer der Einleitung in drei Abtheilungen getheilet. Die erste Abtheilung

lung enthält das Thierreich, und fasset sieben Capitel in sich. 1) Von der algemeinen Eintheilung der Thiere. Der Hr. Verf. folget hier der Eintheilung des Linnäus, und wie bekant ist, sind nach dem Linnäus sechs Classen der Thiere. Die Thiere, welche zwei Herzkammern und warmes rothes Blut haben, und ihre Jungen lebendig gebären. Die Vögel, die Amphibien, die Fische, die Insekten und die Gewürme. Das zweite Capitel von den saugenden Thieren. Diese Classe enthält acht Ordnungen. Drittes Capitel von den Vögeln. Hier sind sechs Ordnungen. Viertes Capitel von den Amphibien. Es sind drei Ordnungen. Fünftes Capitel von den Fischen. Vier Ordnungen. Sechstes Capitel, von den Insekten, sieben Ordnungen; und siebentes Capitel von den Gewürmen, fünf Ordnungen.

Die zweite Abtheilung enthält das Pflanzenreich. Das erste Capitel handelt von den Pflanzen überhaupt und ihren vornehmsten Theilen. Das zweite von der Eintheilung der Pflanzen in Classen.

Die dritte Abtheilung das Mineralreich. Sechs Capitel. Das erste von den Mineralien überhaupt, das zweite von den Erdarten, das dritte von den Salzen. Viertes Capitel von den brenlichen Mineralien. Fünftes Capitel von den Steinen. Sechstes Capitel von den Metallen.

Die Metaphysik. Der Hr. Verf. hat hievon die Ontologie, natürliche Theologie und Pneumatologie abgehandelt; die Cosmologie aber ausgelassen, um nicht zu viel metaphysische Subtilitäten herein zu bringen. Das ist nun freilich gut, aber wir hätten doch etwas davon gewünschet; nur die ersten Linien, um auch junge Leute nach-

grade ans tiefere Denken zu gewöhnen. Drei Capitel. Von den algemeinen Eigenschaften der Dinge, oder die Antologie. Von Gott oder die natürliche Theologie. Sie redet sehr gut von dem Daseyn Gottes, der göttlichen Vorsehung. Von der Sele oder die Pneumatologie.

Nun unser Urtheil über das ganze Buch. Allerdings ein sehr gutes ordentliches deutliches Lehrbuch für die Schulen, und der Hr. Verf. hat hierin seine Absicht völlig erreichet. Wir hoffen und wünschen, daß es in vielen Schulen eingeführet werden möge. Allein zu dem Buche gehöret auch ein guter Lehrmeister, und deren sind nicht viele. Weil viele Capitel sehr kurz abgehandelt, und in der That nur eine Disposition der Wahrheiten, welche zu solcher Materie gehören, gegeben ist, so beklagen wir mit Grunde, daß ein schlechter oder auch mittelmäßiger Lehrer das Buch nicht so gut wird nutzen können, so vortreflich es auch für einen guten Schulman ist, der hier einen sehr guten Faden findet, woran er sich und seine Schüler leiten kan. Wir ersuchen den Hrn. Verf. bei einer abermaligen Auflage dieser Schrift, welche wir gewis erwarten, die angeführten Eintheilungen und Sachen nur hin und wieder etwas weitläuftiger auseinander zu setzen, welches, wo es nöthig ist, er leicht selbst finden wird, und welches dieser Schrift noch eine große Volkommenheit gäbe. Ein halb Dutzend Drukbogen würden auch das Buch eben nicht viel dicker noch theurer machen, und darauf läst sich doch noch viel Gutes schreiben.

32.

LXXI.

LXXI.

D. Eduard Harwoods vier Abhandlungen, aus dem Englischen, mit einigen vorausgeschikten Antitheſen und Erläuterungen derſelben, von D. Wilh. Abrah. Teller. Berlin 1774.

Die Antitheſen des Hrn. Tellers ſind durch eine Beſchuldigung veranlaſſet, die der Celliſche Hr. Jacobi in ſeiner nähern Entdeckung eines neuen Lehrgebäudes der Religion, nebſt einer Prüfung deſſelben, gegen ihn ſowol als gegen Hrn. Semler öffentlich bekant machte. Sie gieng auf nichts geringers, als beide für chriſtliche Naturaliſten auszugeben, und das war doch etwas arg, da er für ſeine Beſchuldigung keinen andern Bürgen hatte, als das Hörenſagen, die Erzählung eines ſcharfdenkenden und gelehrten Weltmannes, welchen man zu einem Proſelyten zu machen ſuchte. Mus man denn auf Gerüchte hin ſo gleich in die Welt hineinſchreiben, daß dieſer oder jener ein ſo verfängliches Lehrgebäude habe, welches ihm zuzuſchreiben man doch durch Schriften, die er für die ſeinen erkennet, nicht berechtiget iſt? Oder iſt es genug, nachher mit tiefen Verbeugungen hinzuzuſetzen, man wolte es nicht geſagt haben, wenn es ſich nicht ſo finden ſolte? es hieße zwar durchgängig ſo, und es wäre auch nicht unwahrſcheinlich, allein man wolle doch nicht dafür ſtehen. Hr. Teller rügt dieſes Vergehen gar nicht, und behandelt überhaupt

ſeinen Gegner auf die liebreichſte und ſanfteſte Art. Das einzige will er nur nicht an ſich kommen laſſen: daß er ein Lehrgebäude, mit welchem er ſich öffentlich noch nicht hervortraue, insgeheim unter und durch ſeine Schüler auszubreiten ſuche, — die übrigen Beſchuldigungen ſcheinet er ſo ziemlich einzugeſtehen. Unter dem Namen Antitheſen ſetzet er bald einen Philalethes, den ältern und den jüngern, bald deutliche Ausſprüche der Schrift und Erklärungen und Ausſprüche der Theologen, bald widerſprechende Meinungen über einige Schriftſtellen einander entgegen. Und man ſiehet leicht, wen er für ſich auftreten läſt, und wo er damit hinaus will. Unter andern ſagt Philalethes der jüngere: „Bei den Worten „Eingebung, Zeichen und Wunder veranlaßt die Schrift „zwar allezeit, eine beſondere Wirkung des Geiſtes Gottes und höherer Kräfte in der Körper und Geiſterwelt „zu denken, aber ſie entſcheidet nicht, ob jene Wirkungen nach einmal feſtgeſezten Veranſtaltungen oder vermittelſt eines außerordentlich dazwiſchen kommenden unmittelbaren Einfluſſes Gottes geſchehen. — In Anſehung der kräftigen Belehrung der Menſchen war es „auch einerlei, ob Gott ſo für die höhern geiſtigen Anlagen in einem Paulus, die Gelegenheiten ſie auszubilden und dann anzuwenden, geſorgt, daß nun kein anderer eben ſo gut, wie er, der Lehre Jeſu Eingang „und Beifal verſchaffen konte, oder ob er die ihm mit „andern gemeine Anlagen jedesmal unmittelbar erhoben „und vergrößert. Es iſt keine Jeſu unwürdige Vorſpiegelung geweſen, wenn er nach den nur ihm bekanten „Geſetzen der Natur einen Todten erwecket, und doch „verſichert, es geſchehe auf ſein Wort, weil eben er

wuſte,

„wuste, daß dieses sein Wort mit zu der Zusammentref-
„fung der wirkenden Ursachen dieser Erweckung gehörten.
„Es würde auch Gott unanständig seyn, irgendwo in
„dem Zusammenhange der Dinge eine Lücke zu lassen,
„um zu seiner Zeit unmittelbar zuzutreten, gleich als ob
„er sich nicht vorher auf die gehörige Zusammensügung
„des Ganzen hätte besinnen können. Und so kan man
„freilich sagen, und hat es in der ältesten Kirche gesagt,
„daß Socrates und Plato in dem Verhältnis, in wel-
„chem sie zum Guten und zur Vorbereitung der Men-
„schen auf ein größeres Licht wirksam seyn sollen, den
„Geist Gottes gehabt; aber eben deswegen, weil die
„Bestimmung Pauli weit größer war, hatte er diesen
„Geist Gottes in weit höherem Maße, und konte also in
„dem, was die wahre Weisheit und Frömmigkeit be-
„trift, nicht irren, wie sie.“ — Das heist doch wol nicht hinter dem Berge gehalten, sondern mit der Sprache deutsch herausgegangen: ob sie Wahrheit sey, und in wie weit sie dahin abziele, den Verheißungen und Befehlen des Evangeliums ihre götliche Zuverlässigkeit und Autorität zu nehmen, mögen Verständige entscheiden. Uns dünkt sie noch immer bedenklich und gefährlich, welches auszuführen hier zu weitläuftig wäre. Noch eine Probe aus der zweiten Gattung von Anthitheſen.

Joh. 17. 3. Das ist das ewige Leben, Vater, daß sie dich, der du allein wahrer Gott bist und den du gesandt hast, Jesum Christum, erkennen.

Dis ist der rechte christliche Glaube, daß wir einen einigen Gott in drei Personen, und drei Personen in einer Gottheit ehren, und nicht die Personen unterein-

ander

1 Cor. 8. 6. 7.

Wir haben nur einen Gott den Vater — und einen Herrn Jesum Christ.

Eph. 4. 5. 6.

Ein Gott und Vater unser aller, der da ist über euch alle.

2.

Marc. 14. 49.

Ich bin täglich bei euch im Tempel gewesen und habe gelehret.

Matth. 5. 6. 7.

Er satzte sich und seine Jünger traten zu ihm — er lehrete und sprach.

3.

Ephes. 4. 20. 21.

Ihr habt Christum nicht also gelernt, so ihr anders gehört habt, daß in Christo ein rechtschafnes Wesen ist.

4.

Joh. 17. 4.

Ich habe vollendet das Werk, das du mir befohlen hast. Ich habe deinen Namen offenbaret den Menschen.

ander mengen noch das götliche Wesen trennen. Eine andere Person ist der Vater, eine andere der Sohn, eine andere der heilige Geist. Aber der Vater, der Sohn und der heil. Geist ist ein einiger Gott, gleich in der Herrlichkeit. —

2.

Es ist ein Socinianisches Gift, wenn man von Christo als einem Lehrer und Gesezgeber spricht.

3.

Die Herren, die so viel von Rechtschaffenheit und Tugend reden, predigen eine heidnische Moral.

4.

Jesus will sagen: Ich habe es zum Theil vollendet und werde es nun noch vollenden, wenn ich am Kreuz für die Sünden der ganzen Welt sterben werde.

Durch

Durch solche Antitheſen wird nun wol nichts ausgemacht. Man hat die angeführten Schriftſtellen lange gekant. Ob ſie aber gegen die kirchlichen Lehrſätze einen wahren oder nur anſcheinenden Widerſpruch enthalten, davon iſt eigentlich die Frage, welche dadurch nicht entſchieden wird, daß man ſie blos hinſetzt.

Die erſte Abhandlung des Herrn Harwood enthält einen ziemlich heftigen Ausfal gegen die Athanaſianiſche Lehre, worin er nach einer lebhaften Schilderung des almähligen Verfals des Chriſtenthums und der Quellen deſſelben, wie auch der elenden Beſchaffenheit der Kirchenväter und Concilien, auf die Arianiſchen Streitigkeiten komt, und den Athanaſius von einer ſehr unrühmlichen Seite vorſtelt. — Indeſſen iſt doch das Symbolum Athanaſianum ein untergeſchobener Aufſatz, von welchem vor dem achten Jahrhunderte nirgends Erwähnung geſchiehet, und worauf ſich zuerſt im neunten ein päbſtiſcher Geſandter zu Conſtantinopel berief. — „Der „darin vorgetragene Lehrbegrif, (ſagt H.) dieſer Greuel „von drei gleichgroßen Göttern gleiches Weſens unter„gräbt den erſten Grund aller Religion, verkleinert die „dem Höchſten gebührende Ehre, verirret alle unſere „Begriffe, ſelbſt die Transſubſtantiation iſt dagegen un„ſchuldig, und die Heiden ſelbſt hatten in dem ganzen „Umfange ihrer Theologie nichts ſo widerſprechendes. „Luther ſagt ſelbſt: Das Wort Dreieinigkeit klingt albern, „und es iſt eine menſchliche Erfindung, es wäre beſſer, „den höchſten Gott, Gott zu nennen, als Dreieinigkeit. — „Die Schrift meldet nichts von einer Dreieinigkeit, nir„gends, daß der heil. Geiſt eine Seite eines geheimnis„vollen Dreieks formire; nirgends, daß ihm göttlicher

„Dienst gebühre.“ — Dieser Lehrsatz hat dem Muhammedismus den Weg in die Welt gebahnt, und bestätigt noch immer die Verwerfung des Christenthums. Man wählt die Parthei des Averroes: Wenn das eure Grundsätze sind, ihr Christen, so sey meine Sele mit den Philosophen.

Die zweite Abhandlung ist eine wohlgeschriebene Betrachtung über Col. 1. 15-19. wobei die Lehre von der Person Christi erörtert wird, so wie die dritte den Ursprung, den Anwachs, die Volkommenheit und das Ende des Reichs Christi, nach Anleitung 1 Cor. 15. 24-28. beschreibt. Er schliest aus dieser Stelle, daß ein wahrscheinlicher Weise noch weit entfernter Zeitpunkt kommen werde, da die ganze Welt sich zur christlichen Religion bekennen und eine algemeine Kirche ausmachen wird, wobei er ganz in Entzückung geräth. — Die vierte untersuchet die Ursachen, die wahrscheinlich zusammen gekommen, die Selenangst unsers Heilandes im Garten zu bewirken. Er findet sie theils in dem Nachdenken des Heilandes über seine vergebliche Bemühung, die Juden zu bekehren, und über die Flucht seiner Jünger, theils in der starken Empfindsamkeit der Schmach und Beschimpfung, die er in kurzem ausstehen solte, theils in dem Vorhersehen der Trübsalen und Verfolgungen, die seinen Jüngern und Nachfolgern wegen ihres Glaubens an ihn und seine Religion ausstehen würden, theils in der peinlichen Besorgnis des bevorstehenden Unterganges seines Vaterlandes. — Von der Erduldung des göttlichen Zorngerichts wegen der ihm zugerechneten Sünden der Menschen weis er nichts. Man kan sie auch füglich Cramern und Klopstok überlassen.

Wir

Wir fügen hier eine Nachricht von der besonders herausgekommenen Abhandlung eben dieses Verfassers über den Socinianismus bei. — Zuerst eine merkwürdige Stelle des Justinus M. des Inhalts, daß es zu seiner Zeit schon viele Christen gegeben, die Christum für einen bloßen Menschen hielten, er für sich pflichte zwar dieser Meinung nicht bei, sie stoße indessen die Wahrheit des Christenthums nicht um, welches vielmehr auch bei derselben in dem völligen Besitz seines göttlichen Ansehens bleibe. — In der ganzen Geschichte findet man vielleicht kein glänzenderes Beispiel einer großen und erhabnen Denkungsart als den Socin. — Größe der Sele, Stärke des Genies und edle Freimüthigkeit. Unermüdeter Fleis im Untersuchen ohne Vorurtheile, Redlichkeit im Bekäntnis der Wahrheit, die wenig ihres gleichen hat, Grosmuth und Standhaftigkeit in Erduldung der Verfolgungen, die eines Philosophen und Christen würdig war. — Die vernünftigsten und lehrreichsten critischen Bemerkungen und Beurtheilungen über die heil. Schrift, sind durch ihn und durch seine Nachfolger Crell, Wolzogen, Schlichting, Pzercov, Brennius, ausgefertiget. — Keine einzige gute Critik in den neuern Schriftauslegern, die man nicht in der Bibliotheca fratrum schon findet. — Neuere Socinianer unter den Engländern, Biddle und Lardner, dessen College Benson ein Arianer war, welches sie nicht abhielt, brüderlich mit einander zu leben. — Eine Widerlegung des Socinianismus und Behauptung der Präexistenz des Logos, aus der ihm zugeschriebenen Schöpfung, aus dem Namen Erstgebohrner, Anfang der Creatur, Col. 1. 15. Apoc. 3. 14. Ebr. 1. 6. aus der Versicherung, daß er vorhin im

Himmel gewesen, ehe er auf die Welt kam. Joh. 3. 11-24. 32. daß er vor Abraham sey, aus der Beschreibung seiner vorgängigen Herlichkeit und großen Entäußerung durch die Menschwerdung, 2 Cor. 8. 9. Phil. 2. 6. 8. Joh. 17. 5, welches beides durch den Socinianischen Lehrbegrif sehr entkräftet und beinahe sinlos gemacht wird. — Wozu endlich ein so prachtvoller Aufwand vom Himmel, einen in die Welt einzuführen, der nichts weiter als ein Mensch war? — Ist es nicht ausschweifend und befremdend, anzunehmen, daß ein bloßer Mensch, der doch auch nur ein Prophet war, wie die andern, alle Macht im Himmel und auf Erden erhalten haben sol? — einen Namen, der über alle Namen ist, bei welchem sich die ganze Creatur ehrerbietig beugen sol — über alle Engel und Erzengel. — Wir empfehlen diese Gründe den Deutschen, die sich itzt zum Socinianismus neigen, zur prüfenden Ueberlegung; uns scheinen sie sehr bündig und treffend.

23.

LXXII.

Leopold Friedrich Fredersdorf, Herzogl. Braunschw. Lüneb. Justizamtmans des Stiftsamts Walkenried, Anweisung für anzehende Justizbeamte und Unterrichter. Dritter und lezter Band. Lemgo 1774. 534 Seiten in 4.

Wir

Wir zeigen hiemit den dritten und lezten Band dieses brauchbaren und nüzlichen Werks an. Er ist den vorigen an Güte volkommen gleich, und in Absicht der abgehandelten Materien sehr interessant. Unser von den beiden ersten Bänden gefältes Urteil (S. 3ter Band p. 550. 5ter Band p. 237.) gilt also auch von diesem. Allenthalben trift man Bestimtheit, Licht und Klarheit an. Das Ganze ist gut, und macht dem Fleiße und der sorgfältigen Bemühung des Hrn. Verf., nichts unterrichtendes vorbeizugehen, Ehre. Außerdem daß auch hier, wo es nöthig, aus den Gesetzen selbst geschöpfet ist, und sonst die besten Rechtslehrer zu Rathe gezogen worden sind, ist aus den Braunschweigischen Landesgesetzen, wo dieselben nur bei der abgehandelten Materie etwas disponiren, das Nöthige bemerket worden, und von dieser Seite betrachtet, ist dies Buch für Braunschweigische Rechtsgelehrte unentbehrlich. Nicht selten sind die glüklichsten Cautelen für Richter und Partheien eingeschaltet. Von dem Patriotismo, den wir bei der Anzeige des ersten Theils rühmten, kömt in diesem Bande p. 466. §. 27 bei Gelegenheit, daß von den Hut und Triften in den Forsten geredet wird, ein dem Hrn. Verf. Ehre bringendes Beispiel vor. Die Vorschläge, die dabei in Rükſicht der Einrichtung der Hut und Triften, damit sie den Forsten unschädlich bleiben mögen, gethan werden, sind lesenswürdig.

So viel den Inhalt dieses dritten Bandes betrift, so fängt derselbe mit dem 4ten Abschnitte des 2ten Theils an. Es wird darin dasjenige, was nach rechtskräftig gewordenem Endurtheile vorzunehmen ist, und zur Vol-

ziehung desselben abzwecket, abgehandelt. Man trift also hier umständlich dasjenige in 23 Capiteln an, was von der Productione Inventarii; von einer eidlichen Specification; von dem Manifestationseide; von einer zu übergebenden Rechnung, nach welcher das Objectum litis abgeliefert werden mus; von denen darüber zu machenden Monitis; von der Ersetzung der Nutzungen; von den zu ersetzenden Schaden; von der Liquidation der Zinsen; von dem Juramento in litem; von der Liquidation der Unkosten (ist besonders gut ausgeführet) beizubringen nothwendig war.

Im 5ten Abschnitte ist das Executionsverfahren enthalten, und im 6ten sind die summarischen Processe abgehandelt. Man trift hier nicht allein die bekanten Processe dieser Art, sondern auch das Nöthige aus dem Wechselprocesse, das Verfahren bei Pfändungen, die Landgerichtssachen und wie die Abhaltung derselben behandelt werde, an.

Der 7te Abschnit beschäftiget sich mit den actibus voluntariae jurisdictionis, worin mit vieler praktischer Einsicht bemerket ist, worauf ein Richter bei Errichtung der Contrakten, bei Schuld- und Pfandverschreibungen, Ehestiftungen, gerichtlichen Testamenten und gerichtlichen Attestaten zu sehen habe.

Der 8te Abschnit hat die Erbschaftssachen und was denselben anhängig, die Vormundschaftsbestellungen, Auseinandersetzung der Eltern mit den Kindern erster Ehe, wenn jene zur zweiten Ehe schreiten, und Erbvertheilungen zum Gegenstande.

Der 9te Abschnit behandelt das commissarische Ver-

Verfahren; so wie der 10te das Nöthige von den Gerichtssporteln auseinander setzet.

Die beiden Anhänge zum zweiten Theile haben uns wegen ihres umständlichen und praktischen Vortrages sehr gefallen. Der eine handelt von der Abnahme und Uebergabe der Pachtgüter, und der andere von den Besichtigungen und Taxationen des Miswachses.

Der 3te Theil hat vier Abschnitte. Im ersten werden die geistlichen Sachen vorgetragen, worin in sechs Capiteln von der Verwaltung der geistlichen Güter; von Einführung der Prediger; von den Schulsachen; von den geistlichen Gefällen und deren Beitreibung; von den Kirchen und Schulvisitationen und von den Armensachen gehandelt wird.

Der 2te Abschnit beschäftiget sich mit den Gemeinen Sachen. Man trift hier viel nüzliches in Absicht der Schulzen auf den Dörfern oder Bauermeister; der Gemeine Güter und deren Administration, der Gemeine Hut und Trift; der onerum und praestandorum der Unterthanen an.

In dem 3ten Abschnitte wird von den Policeisachen auf dem Lande in Absicht der Sitten, der Gesundheit, des Vermögens, des Handels und Wandels der Unterthanen, des Gesindes und der Gildesachen Unterricht gegeben.

Endlich komt in dem 4ten und lezten Abschnitte noch das Nothwendige von Forst- und Jagdsachen, in sofern solche einen Justizbeamten beschäftigen, vor.

Nach dem vor dem ersten Bande vorgedrukten Plane wird ein Register das ganze Werk beschließen. Wir würden dieses auch nicht gut entbehren können; denn

der einem jeden Bande vorgesezte ausführliche Inhalt der abgehandelten Sachen ersezte zwar einigermaßen diesen Abgang; allein der Mühe des Lesers, die speciellesten Sachen zu suchen, wird dadurch nicht abgeholfen. Der Verleger hat sich daher entschlossen, diese Ostermesse das Register hiezu fertig zu liefern.

Wir haben unsere Leser nun mit dem Inhalte dieses Werks bekant gemacht. Nun noch ein Wort mit dem Hrn. Verf. wegen einiger Bemerkungen, die uns bei diesem Bande vorgekommen sind, und welche wir dessen näherer Prüfung überlassen.

S. 4. §. 8 handelt der Hr. Verf. die Frage ab: Ob es in allen Fällen einerlei sey, ob ein Inventarium oder eine eidliche Specification übergeben werde, und ob diese dieselbigen rechtlichen Wirkungen als jene habe? Hr. F. meinet §. 9 daß außerhalb Sachsen diese Sache auf die Observanz ankomme, und glaubt, daß eine eidliche Specification wol die Stelle eines Inventarii vertreten könne, zumal bei geringen Verlassenschaften, und wichtigern, wenn die Versiegelung nicht zu rechter Zeit geschehe, weil doch der Manifestationseid des Erben alles entscheiden müsse. Mit dieser Meinung können wir nicht eins seyn. L. F. C. de jure delib. ist eine verpönte Vorschrift. Der Erbe, der sie nicht erfüllet, und die darin festgesezte Zeit zur Errichtung eines Inventarii nicht in Acht nimt, kan keinen Genus der darin enthaltenen Rechtswohlthaten haben. Es sind Formalien, die so genau wie die Solennitäten eines Testaments beobachtet werden müssen, und die so lange gelten müssen, als sie nicht durch ein anderes Gesez aufgehoben worden. Wir mögten es daher nicht wagen, ohne dieses einer

beeide-

beeideten Specification gleiche Rechtswürkungen als einem sothanen Inventario beizulegen.

S. 7. §. 12. äußert der Hr. Verf. daß der Eheman den Erben seiner Frauen ein Inventarium der Verlassenschaft herauszugeben nicht verbunden sey, weil alles unter des Mannes Vermögen befindliche desselben Eigenthum zu seyn präsumiret würde. Dieser Satz ist zu algemein und leidet Einschränkungen. Wie, wenn ein unbegüterter Man eine reiche Frau heirathet; oder sich mit einer, die Handlung oder Wirthschaft treibet; oder mit einer Witwe, die in einem vollen Hause wohnet, verbindet, solte in diesen und mehreren Fällen diese Vermuthung wol eintreten können?

Gleichergestalt hätte unsers Dafürhaltens noch der Satz p. 11. §. 5: daß demjenigen, dem ein Manifestationseid auferleget worden, frei stehe, sein Gewissen mit Beweis zu vertreten, näher bestimt werden müssen, weil diese Gewissensvertretung nur unter gewissen Voraussetzungen thunlich und erlaubt ist.

Nach dem L. 13. §. 1. D. de div. temp. praescr. ist den Städten das Vorzugsrecht gegeben worden, daß die Erben der Administratoren der Stadtgüter noch binnen 10 Jahren von ihres Erblassers Verwaltung Rede und Antwort geben müssen, wenn auch schon ihrem Erblasser die Rechnung abgenommen worden. Der Hr. Verf. meinet p. 30. §. 13, daß dieses Privilegium auch bei den Administratoren der piorum corporum stat finden müsse. Nach unserer Meinung nicht. Dies Privilegium ist nicht nur als Privilegium nicht zu extendiren, sondern es ist auch exorbitant, und den Erben,

die selten von ihres Erblassers Handlungen hinreichende Rede und Antwort geben können, sehr lästig.

Unter die Mittel, die Execution zu hemmen, rechnet der Hr. Verf. p. 119. §. 11 auch das Gesuch des Schuldners um particulaire Zahlung. Allein da der Richter wol nicht schuldig ist, auf Ansuchen des unterliegenden Theils einen Vergleich bei der Execution zu suchen, als welches nur das erstrittene Recht des obsiegenden Theils kränken würde, so thut er nach unserer Meinung besser, wenn er diesen Punkt den Partheien selbst überlässet, und sich durch eine angetragene particulaire Zahlung in der Execution nicht irren läst.

S. 124. §. 4 sagt Hr. F. ganz recht, daß der judex requisitus über Exceptiones, die bei der Execution vorkommen, nicht urtheilen müsse. Er schlägt also vor, daß derselbe an den judicem committentem berichte und die Entscheidung erwarte. Warum sol aber der Execution durch solche Vorträge Anstand gegeben werden? Nach unserer Einsicht thut der judex requisitus besser, er fährt mit der Execution fort, und verweiset den Unterliegenden mit seinem Suchen an den gehörigen Ort. Auf diese Art wird dem Fortgange der Sache und dem erstrittenen Rechte des obsiegenden Theils kein Eintrag gethan. Kömt auf die Exceptiones etwas an, so wird auf diese Art der Unterliegende eine Aufhebung der Execution schon zu beschleunigen suchen, weil es nun sein Geschäfte ist, da es im andern Falle des andern Theils Sache wird.

Bei der Abhandlung der summarischen Processe vermissen wir den Concursproces. Warum solcher nicht beigefüget worden, darüber hat sich der Hr. Verf. nicht erkläret.

Es

Es ist zwar viel darüber geschrieben, demohnerachtet aber lag derselbe nicht außer dem Plane des Hrn. F. und mancher angehender Justizbeamter würde ihm dafür haben verbunden seyn müssen, wenn er nach seiner Art ihm darin Unterricht ertheilet hätte.

S. 301 ist dasjenige, was von dem Altvater-Theile oder Leibzucht angeführet ist, nicht hinreichend. Es hätte müssen besonders noch bestimt werden, wie hoch solche nach Beschaffenheit des Hofes wol zu rechnen? wie die Computation zu machen? Ob sie wol bei veränderten Umständen des Hofes in der Folge verringert werden könne? Ob der Altvater von dem Altheile etwas verlieren müsse, wann er wegziehet? Welche Rechte derselbe im Concurse habe? u. s. f. Dergleichen Fragen kommen öfters vor, und deren richtige und gute Auflösungen sind immer sehr wilkommen. In diesem Buche würden sie auch eben an der rechten Stelle gewesen seyn.

Eben so ungern vermissen wir auch p. 319. §. 7. bei den Ehestiftungen eine etwas volständigere Ausführung, und hätten gewünscht, daß sich der Hr. Verf. über die Art, wie ausfündig zu machen, daß das Witthum der Braut dem Ertrage des Hofes gemäs sey? erkläret hätte. Da auch die Abfindung der Kinder und die Zuschreibung des Guts auf gewisse Jahre an den zweiten Eheman ein Stük der Ehestiftungen zu seyn pfleget; hätte eine Entwickelung der Rechte und Obliegenheiten eines solchen zweiten Ehemannes in Rükficht des Hofes und der etwa zu bezahlenden Schulden; auch wie das Verhältnis der Aussteuer der Kinder gegen das Gut ausfündig zu machen? und was solche Aussteuer für

Recht

Recht habe? hier nicht am unrechten Orte gestanden. S. 466. §. 24 finden wir eine Bestimmung, was das heiße: Es müsse die Brache mäßig mit Sommerfrüchten bestellet werden; es müsten nemlich nur ein oder zwei Morgen von einer Hufe, wenn sonst die Observanz nicht dagegen, dazu genommen werden. Solche Entwickelungen sind nothwendig und unterrichtend, und auf solche Art hätten wir gerne diese und ähnliche Sachen, die so häufig in Landsachen vorkommen und unbestimt sind, aufgeklärt gelesen. Freilich sind hierin nicht alle Provinzen gleich, auch in einigen Ländern ist die Observanz so gar verschieden. Eine algemeine Regul läst sich also wol nicht geben. Inzwischen ist es bei solchen Sachen immer besser einen Wink zu haben, wornach man zu verfahren habe, als ganz ohne Anleitung zu seyn.

Aus diesen Ursachen hätten wir auch gewünschet, daß sich Hr. F. p. 321 in dem Capitel von Testamenten geäußert hätte, worüber ein Landman zu testiren befugt sey. Es ist oft zweifelhaft, und die Landesgesetze variiren nicht selten in dem Punkte, was zum allodio gerechnet werde? Selbst die Braunschweigischen Gesetze müssen hierin nicht bestimt genug seyn, weil sie sonst Hr. F. angeführet haben würde. Es wäre daher unsers Dafürhaltens noch sehr gut gewesen, auch hierin einen Leitfaden zu finden.

Diese und ähnliche Bemerkungen benehmen indessen der Güte des Buchs nichts. Sie stehen hier auch nicht aus Tadelsucht, welche überhaupt bei uns sehr entfernt ist, und bei einem solchen Werke ganz zur Unzeit angebracht seyn würde. Sie sollen nur ein Beweis seyn, wie heilig uns unsere erste Pflicht der Unpartheilichkeit sey, und wie vielen Antheil wir an der Volkommenheit dieses Buchs nehmen.

LXXIII.

Joseph Jakob Plencks, der Chirurgie Doktor, der Anatomie, Chirurgie und Geburtshülfe Kaiserl. Königl. ordentlichen und öffentlichen Lehrers auf der Universität zu Tyrnau, Lehrsätze der praktischen Wundarzneiwissenschaft zum Gebrauch seiner Zuhörer. Erster Theil. Wien bei Rudolph Gräffer, 1774. 248 Seiten in 8.

Es hat der Herr Verfasser unter den Büchern der praktischen Wundarzneikunst keines zu seinen Vorlesungen über die praktische Wundarztkunst geschikt gefunden, denn sie sind entweder zu weitläuftig oder zu kurz und unvolständig. Dieses hat ihn bewogen, zu seinen Vorlesungen eins zu entwerfen, und der Recensent mus gestehen, daß es sehr gut gerathen ist. Er hat darinnen die Materien in der allerbesten und schönsten Ordnung vorgetragen, unter vielen Meinungen allezeit die wahrscheinlichste erwählet und sehr gute Eintheilungen gemacht. Er hat eine Einleitung zur Wundarzneikunst vorausgeschikt, und die eigentlichen Wissenschaften der Wundarzneikunst in algemeine und besondere chirurgische Lehren abgetheilet. Zu den algemeinen chirurgischen Lehren hat er die Lehren, 1) von den Wunden, 2) von den Geschwulsten, 3) von den Geschwüren, 4) von den Vorfällen, 5) von den Ungestaltheiten, 6) von den Knochenkrankhei-

krankheiten, 7) von den Operationen und zu den besondern chirurgischen Lehren die Lehren, 1) von den Augenkrankheiten, 2) von den Zahnkrankheiten, 3) von den Hautkrankheiten, 4) von den venerischen Krankheiten, 5) von der gerichtlichen Wundarznei, 6) von der Geburtshülfe, 7) von der Casuistik oder Beobachtungskunst, 8) von der Geschichte der Wundarzneikunst gerechnet. Dieses Werk, oder vielmehr der erste Theil dieses Werks, der jetzo nur erst herausgekommen ist, enthält eine Einleitung zur Wundarzneiwissenschaft, die Lehre von den Wunden überhaupt, und von den Wunden insbesondere, als von den gehauenen, gestochenen, gequetschten, geschossenen und vergifteten Wunden, von den Wunden der Nerven, Sehnen, Schlagadern, Wassergefäße, Gelenke und Knochen, von den Kopf- Gesichts- Hals- Brust- Bauchwunden und Quetschungen; die Lehre von Geschwüren, von Geschwülsten und Vorfällen. Anfängern in der Wundarzneikunst, und denen, so die Wundarzneikunst erlernen wollen, ist dieses Buch höchst nützlich, denn es ist faslich und ordentlich geschrieben, und enthält richtige Begriffe und Eintheilungen. 5.

LXXIV.

Der teutsche Merkur. Siebenter Band.

Dieser Band enthält mehr angenehme Sachen, als irgend ein anderer von denen bisher herausgekomme-

kommenen, und wären jene so beschaffen, oder könte man hoffen, daß die folgenden sich mit diesem in gleicher Güte erhalten würden, so würde die Fortsetzung dieses Journals eine sehr angenehme Sache fürs Publikum seyn. Das erste Stük enthält N. 1. eine Romanze: der Sprödenspiegel, oder Theobald und Laurette, die sehr artig ist. Sie wird im 3ten St. N. 2. beschlossen. N. 2. ein ganz kurzer Anfang der Fortsetzung der Abderiten, die dem vorhergehenden ähnlich ist. N. 3. der verklagte Amor, welches Gedicht auch besonders herausgekommen ist, und wir unter der Gestalt beurtheilen werden. 2tes Stük N. 1. Poesien, wovon die mehresten recht artig sind. Nur Hrn. X. Gedichte und besonders seine Fabeln, sind von schlechtem Werthe. N. 2. Fragmente einer Reise nach Spanien. Diese schön erzählte Geschichte wäre schon an und vor sich angenehm zu lesen und interessant; sie wird es aber noch mehr durch die Nachricht, die sie uns von dem Süjet des neuerlich herausgekommenen Trauerspiels Clavigo giebt, als welches keine Erdichtung, sondern eine in unsern Tagen würklich geschehene Begebenheit ist, davon ein in Frankreich nicht unbekanter Schriftsteller, Hr. La Barre de Beaumarchais, einer von den Hauptakteurs gewesen ist. Denen, die weiter denken, wird sie ein schäzbarer Beitrag seyn, um sich einen Begrif davon zu machen, wie es in Spanien hergeht, wovon wir noch gar nichts wissen. N. 3. Auszug aus dem Buche: Entwurf der ältesten Erd- und Menschengeschichte. Dies ist nichts als ein sehr schaler Auszug von dem physischen Theile dieses Buchs. N. 4. Vierter Brief über die Recherches Philosophiques sur les Egyptiens & les Chinois, par Mr. de P.

so

ſo unbedeutend als die vorhergehenden. 3tes Stük. N. 1. Poeſien: der Urſprung der Liebe, iſt herzlich ſchlecht. N. 3. Palmira, eine Erzählung, iſt ganz elend. N. 4. Stilpo oder über die Wahl eines Oberzunftmeiſters von Megara. Eine Unterredung. Dies Geſpräch, worin unterſucht wird, ob ein kluges oder boshaftes, oder ein gutherziges oder dummes Oberhaupt eines Staats, unter zweien Uebeln das geringſte wäre, iſt recht ſehr gut, und wir haben es mit großem Vergnügen geleſen. Allein wir müſſen folgendes dabei anmerken. Wir laſſen uns gern bedeuten, daß ein Staatsminiſter in Liliput in eben dem Verhältnis ſtehet, als einer in unſerer Welt, und daß das, was von jenem geſagt wird, ſich auch auf dieſen anwenden läſt. Allein mit den Oberzunftmeiſtern wäre es vielleicht etwas anders, und läſt ſich das, was vom Oberzunftmeiſter von Megara geſagt wird, nicht ohne große Abänderungen auf andre Oberzunftmeiſters anwenden. N. 5. Raiſonnirendes Verzeichnis neuer Bücher: wie gewöhnlich. Auf die Recenſion von Klopſtoks Gelehrten Republik werden diejenigen, die die beſondern Angelegenheiten auf unſerm Parnas wiſſen, neugierig ſeyn. Sie iſt untadelhaft, und mit aller einem ſo vorzüglichen Genie ſchuldigen Schonung abgefaßt.

4.

LXXV.

LXXV.

Erinnerungen über einen wichtigen Gegenstand von einem Böhmen. Prag bei Wolfgang Gerle. 1773. 17½ Bog. 8.

Dieses Werk ist in allem Betrachte ein Phänomen. Es ist in einem Lande herausgekommen, das in der philosophischen Welt noch keinen Ruhm erworben hat; es ist das Werk eines sehr vornehmen Herrn, und es ist an sich, mit Beiseitsetzung aller dieser Betrachtungen, ganz vortreflich. Wie könte sich derjenige, der alle diese Dinge bedenkt, nicht über das freuen, was sie andeuten und hoffen lassen? Ein hoher Adel, der tief denkt, der erleuchtet ist, der sein Vaterland liebt, welche herliche Aussicht!

Dies Werk ist eigentlich für Böhmen, und enthält Erziehungsvorschriften für Personen von hohem Adel. „Diejenigen Bücher, die bisher von der Erzie„hung junger Leute von Stande gehandelt haben, sagt „unser Verf. enthielten hierüber solche Vorschriften, als „wenn sie Spartaner und keine Leute von dieser Welt „erziehen wolten: auch waren sie dem Vorwurf ausge„sezt, daß die Schriftsteller wegen ihrer unadlichen Ge„burt nicht gewust hätten, was für einen Cavalier „erfoderlich sey, und also wären die Bücher auch für „solche von keinem Nutzen: desfals macht sich der Verf. „des gegenwärtigen anheischig, seine stiftsmäßigen Ah-

„nen in langer Reihe vorzuzählen; und er wil auch „nichts vortragen, als was vermöge der itzigen Sit„ten, Umstände und Landesverfassung thunlich und „nüzlich seyn möchte.“ Vor funfzig Jahren, sagt er ferner, würden viele meiner Begriffe nicht anpassend gewesen seyn, und ich wil aus dem Wachsthume der menschlichen Erkentnisse für das Glük meines Vaterlands hoffen, daß sie nach funfzig folgenden Jahren noch weniger anpassen sollen. Eine edle Aeußerung! sie kan aber deswegen nicht wahr werden, weil das Werk so viel beständig wahres und auf der menschlichen Natur sich gründendes enthält, daß es zu allen Zeiten nüzlich und brauchbar seyn wird. Eben deswegen finden auch Personen aus andern Ständen viel zu lernen darin, ob es gleich eigentlich für hohe und reiche Adliche geschrieben ist, und verschiednes auf diese allein passendes enthält, welches jeder für sich nach Beschaffenheit seiner Umstände ändern kan. Aber weder das auf einen Böhmen allein passende ist so beträchtlich, noch ist unser hoher Adel so vorzüglich gut erzogen, daß man es nicht demselben gänzlich ungeändert empfehlen könte und müste.

Das Werk selbst zerfält in drei Theile, davon einer die Erziehung des Körpers, von § 5-31. der andre, die moralische Bildung, § 32-70. der dritte den Unterricht, von § 71 bis ans Ende abhandelt. Wir können unmöglich alles Gute, was darin befindlich ist, anzeigen; denn, da das Werk in aphoristischen Sätzen und mit einer nervösen Kürze abgefast ist, so würde man, so zu sagen, das ganze Buch hersetzen müssen. Wir wollen nur das anmerken, wobei wir entweder

glaub-

glaubten etwas erinnern zu können, oder was uns besonders merkwürdig und fähig geschienen hat, einen Begrif von dem ganzen Geiste des Buchs geben zu können. Nichts kan richtiger seyn als die S. 33 angegebne Nahrungsvorschrift, vortreflich aber ist die S. 35 angehängte Regel. Der Verf. sagt da, er würde zwar seinen Zögling auch belehren, daß es gut sey mit einem Ueberbleibsel von Appetit, — der Idee so zu sagen, daß man noch mehr essen könte, vom Tische aufzustehen; er würde sich aber doch nicht zu viel in die Geschäfte seines Magens mischen wollen, dessen Bedürfnisse der Zögling zweifelsohne besser als er fühlen müste. Wie viel Erzieher üben aus Misverstand und guter Absicht in diesem Punkte eine ermüdende und unwillig machende Tyranney, über ihre Untergebne aus! Bei der S. 38 angestelten Bemerkung, daß die Kinder angewöhnt werden müssen, den rechten und linken Arm gleich gut zu gebrauchen, damit sie in beiden gleiche Stärke und Geschiklichkeit bekommen, scheint es uns immer bedenklich, daß die Natur eine Gewohnheit haben will, welches wir daraus sehen, daß sie bei den Thieren stat findet. Ein Affe bedient sich auch weit mehr des rechten Arms als des linken. Wenn blos von Stärke die Rede ist, so glauben wir, man braucht dazu nur einen jungen Menschen mit beiden Händen fechten oder sonst so eine Uebung lernen zu lassen. Aber wegen der Geschiklichkeit, meinen wir, daß der, der sich befleißigte zu einer gleichen in beiden Händen zu gelangen, nur einen viel mittelmäßigern Grad derselben erhielte, als wenn er sich nach dem gewöhnlichen Gebrauch richtet. Die Natur scheint uns

hier entschieden zu haben. Herlich ist der Rath S. 39 sich zu üben, daß man nicht dem Schwindel ausgesezt sey, wenn man über enge und hohe Stege gehet, ohne gerade ein Dachdecker werden zu wollen. In dem Theile, der von der moralischen Bildung handelt, sagt der Verf. S. 50, „er würde vom zartesten Alter seinem „Zöglinge die Maxime einprägen, sich so wenig als „möglich an die Gesellschaft seines Gleichen zu halten, „und nur solche Personen aufzusuchen, die höher im „Alter und Rang, und auch stärker in der Vernunft „sind.“ Wir wissen das nicht recht mit dem sehr wahren Saz zu reimen, den der Verf. an ein Paar Orten äussert, sein Zögling solle Polisson, ein wenig ein Straßenjunge seyn. Im Fal beides, wie wir meinen, sich nicht vereinigen läst, so würden wir uns an leztern halten; denn es steht gar zu sehr zu besorgen, daß solche Jünglinge, die immer unter Vornehmern und Klügern leben, unreife Klüglinge bleiben und im Grunde steife methodische Gecke werden. Zwar von dem 14ten oder 16ten Jahre an, sähen wirs gern, wenn ein Jüngling rechte Lust hätte in Gesellschaft vernünftiger und kluger Leute zu kommen: und diese Lust wird eine gute Erziehung immer hervorbringen, durch die der Zögling immer begierig seyn wird, seine Kentnisse zu erweitern und neue Sachen zu hören: aber vorher würden wir ihn gar nicht ermuntern solche Gesellschaften zu suchen, nur alsdenn, wenn ers eifrig verlangte, würden wir es ihm als eine besondre Gunst gestatten hinein zu kommen. Das thäten wir aber, wenn wir einen Menschen von der ersten Kindheit an zu bilden hätten, daß wir alle seine Spiele mitmachten, und uns dermaßen zu ihm her-

herabließen, daß er ohne uns kein Vergnügen angenehm finden solte, und dabei suchten wir ihn unmerklich zu bilden. Es versteht sich, daß so wenig unser Zögling bei erwachsenen Personen von höherm Stande kommen solte, so wenig und noch weniger würden wir dulden, daß er mit dergleichen von niederm Stande einen Umgang haben solte, als etwa Domestiken. Mit lauter Kindern wie er solte er spielen, wenn er Lust hätte. — S. 53 handelt der Verf. von den Pflichten gegen sich selbst. Alles, was in diesem Abschnit gesagt wird, ist vortreflich. Nur ein Saz zur Probe. S. 54. Sein Leben in tugendhafter Freude genießen, ist eine zwote Pflicht, die unmittelbar mit der ersten von der Selbsterhaltung zusammenhängt. Wer sich dem Gram und Misvergnügen überläst, gebraucht nicht, wie er sol, sein Daseyn, und kürzet dadurch, daß er seiner Gesundheit schadet, selbst seine Bestimmung ab. Und also mus man sich nicht grämen. Vortreflich! Darauf wird gesagt, wie man den Gram, der aus Verdrieslichkeiten im Leben entspringt, vermindern solle. Die Hauptmaxime ist hier, „nicht „über sich, sondern unter sich zu sehen. Diese Maxi„me ist nun zwar, nach S. 60, bei körperlichem „Schmerz sehr unvolkommen würksam, aber wenn „man einem Jünglinge durch eine gute physische Erzie„hung eine stärkre Leibesbeschaffenheit gegeben, so wer„de er Schmerz mit mehrerem Anstande ertragen, und „vielleicht weniger leiden als ein andrer. Man solle „auch nicht gestatten, daß die Kinder bei Erduldung ei„nes Schmerzens jammerten, alsdenn würde ihre Se„le von dem Gedanken desselben abgezogen werden,

„und schon dadurch sey viel gewonnen.“ Das ist sehr schön, nur versteht sichs, daß alle diese Gründe dem Zögling nicht trocken vorgesagt, sondern almählich tief in die Sele geprägt, und überhaupt mehr durch Uebung als durch Lehren beigebracht werden müssen: das ist auch gewis des Verf. Meinung, ob er sie gleich nicht ganz deutlich ausgedrukt hat. Uebrigens kennen wir noch einen Grund, der herliche Würkung thun kan, wenn er dem Zögling recht eigen gemacht wird: nemlich die wahre Beschaffenheit der Dinge dieser Welt, ihr Zusammenhang, die Unabänderlichkeit derselben, welche macht, daß es immer das vortheilhafteste ist, sich in alles zu finden; kurz die Lehre von einem vernünftigen Geschik; auch Beispiele von Leuten, die unerschüttert Tod und Schmerz ertragen haben, wenn sie gut vorgetragen werden, können viel Würkung thun. — Wer kan aber dem Abschnitte von den gesellschaftlichen Pflichten S. 70 ff. und zumal dem, was § 49. 50 vom Einflößen des Mitleidens gesagt wird, das gebührende Lob nicht ertheilen? Welche Ehre macht es nicht der edlen menschlichen Denkungsart des Verf.! Wir haben den Ausdruck derselben nicht ohne Freudenthränen lesen können. Nur so schön als der Gedanke § 53 ist, so leidet es damit, wie wir glauben, einige Schwierigkeit. Wir meinen, man müsse den Zögling anfangs immer zu überzeugen suchen, wie die Erfüllung seiner Pflichten ihm allezeit vortheilhaft ist. (Man verstehe das ja nicht von den ersten Kinderjahren, sondern von der Zeit der Ausbildung, wo er weis, was Pflicht heist.) Doch würden wir ihm dabei darthun, daß der Vortheil nicht so zu verstehen sey, daß er jede gute Handlung bezahlt

bekäme, sondern die Fertigkeit solche Handlungen zu begehen, und die daraus entspringende beständige Ausübung bekomt immer sicher Belohnung. Dadurch würde sich nach und nach das innerliche Vergnügen an dem Gefühl und Bewustseyn erfülter Pflichten gewis bilden, und vielleicht sichrer, als wenn man gleich anfangs damit käme, zu einer Zeit da der Mensch durch sichtbarre Bewegungsgründe wil regiert seyn. Denn dies ist nur eine Empfindung der reifgewordnen Vernunft. Sehr gut wird von der Nacheifrung gelehrt, und herlich ist das, was S. 106 ff. von den Mitteln gesagt wird, zu verhüten, daß ein junger Mensch weder ein Verschwender noch ein Geizhals werde, und wobei die Nothwendigkeit eingeschärft wird, zu machen, daß er die Menschen kennen lerne, wie sie sind, um sich vor Schmeichlern und Verleitern hüten zu können, wie auch überhaupt ihn eine vernünftige und wahre Moral zu lehren. Was S. 110 vom Spiel gesagt wird, ist vortreflich wenn man bedenkt, daß das Spielen in Gesellschaften eine Nothwendigkeit sey. Allein das ist traurig, denn keine Leidenschaft ist verderblicher und zu keiner kan der beste Mensch eher hingerissen werden. Das ist einer von den Punkten, der für die Personen bürgerlichen Standes, unsrer Meinung nach, eine Abänderung erfodert, die für sie glüklich ist. Man braucht jungen Leuten gar kein Spiel lernen zu lassen, und das ist das beste Verwahrungsmittel gegen diese Leidenschaft. Mus es aber für einen Menschen einmahl gespielt seyn, dann kann nichts besser angerathen werden, als was der Verf. sagt, um ihn zu lehren sich vor den bösen Folgen zu bewahren. — Die Abtheilung vom Un-

terricht iſt ſehr ſchön. Wir wundern uns, wie viel der Verf. von ſeinem adlichen Zögling verlangt, und gewis, wenn man ſeiner Methode folgt, ſo wird man den gröſten Theil der verlangten Wiſſenſchaften den mehrſten jungen Leuten beibringen. Denn es verſteht ſich, daß man immer nach der Volkommenheit zielt, ſie aber nicht immer erreichen kan; alſo werden immer Wiſſenſchaften ſeyn, wozu der Zögling weniger Luſt und Fähigkeit hat und zu andern mehr; darnach ſich jeder Erzieher richten wird. Unſer edler Verf. zeigt gar ſchön die alberne Methode, die bei der Wahl der zu lernenden Dinge, und bei der Art ſie zu lehren beobachtet werden, und obgleich hierin manches den Ländern von des Verf. Religion eignes befindlich iſt, ſo iſt unſre Erziehung in proteſtantiſchen Ländern nicht minder lächerlich, denn wenn auch dem Zögling der Kopf nicht ſo vol unnützer Sachen gepfropft wird, ſo läſt man ihn dagegen deſto öftrer von allem leer. Das alles überlaſſen wir dem Leſer, ſelbſt nachzuſehen, wir zeichnen nur einige Merkwürdigkeiten aus. Darunter gehört, daß der Verf. ſeinen adlichen Zögling nicht nur lateiniſch ſondern auch griechiſch lernen laſſen wil: das iſt des gröſten Lobes werth, denn freilich, nichts kan den Verſtand mehr ſtärken, das Herz mehr erweitern, ſichrer edle patriotiſche Geſinnungen einflößen, als das Leſen der Alten, und zwar in der Grundſprache, weil ſie, der Himmel mag wiſſen woran es liegt, überſezt, weder Kraft noch Saft haben; wenigſtens iſt mir niemals vorgekommen, daß einer, der ſie blos in Ueberſezungen, las ſie auch noch ſo gut ſeyn, geleſen, die herlichen Früchte dieſer Lektüre eingeerndtet hätte. Mit

vielem Rechte wird dem Lesen der Alten der Vorzug vom Verf. zugeschrieben, den die englische Nation vor andern im Reiche der Wissenschaften hat. Wir meinen dies recht zu erklären, wenn wir es nicht von den eigentlichen Gelehrten, sondern von dem großen Haufen der Leute vom Stande verstehen. Das, was S. 147 vom Gedächtnis und von der ungegründeten Furcht es zu überladen gesagt wird, ist vortreflich. Wenn man sich das Gedächtnis, heists da, als einen Raum vorstelt, so wird man leicht einsehen, daß die Summe des enthaltnen die Größe des Raums nie übersteigen kan. Man setze also diesen Raum gleich einigen tausend Quantitäten: der eine setzt eine Menge Namen von Pferden und Hunden hinein, die täglichen Stadtbegebenheiten, die Kentnis aller Livereyen, nebst den Privatgenealogien; ein andrer aber trägt in seinem Gedächtnisse eine gleiche Menge Namen der Schriftsteller und andrer berühmter Männer, samt ihren Begebenheiten, die Kunstwörter mit der Theorie der Künste. Ein Gedächtnis wird hier nicht mehr Quantitäten enthalten als das andre. Nur die Gegenstände, mit denen es angefült wird, machen den Unterschied; eben so wie man aus einem Trödlergewölbe einen Buchladen machen kan. Eine Maxime noch, dann hören wir auf, weil wir nur an einzelnen Gedanken dem Leser eine Probe des Werks, das er ganz lesen mus, zu geben, und ihn lüstern darnach zu machen, gesonnen sind. S. 149 Knaben pflegen natürlicher Weise viel zu fragen. Anstat ihre Fragen zu beantworten, nehme man zu Zeiten ein Buch, worin man

ihnen zeigt, was ſie zu wiſſen begierig ſind; dieſes würde ſie nach und nach mit den Büchern vertrauter machen. Die ſchöne und die reine Schreibart dieſes Buchs, in welchem man ſchwerlich ein tadelhaftes Wort finden wird, verdient groſſes Lob, und wir ſchlieſſen mit der nochmaligen Verſicherung, daß der Verf. das Lob aller Kenner, und den wärmſten Dank aller Rechtſchafnen, für die Lehren, die er giebt, und das Beiſpiel, das er durch dieſes Buch ſezt, verdient und erhalten mus.

4.

LXXVI.

Geſchichte des Berliniſchen Gymnaſii im grauen Kloſter, von D. Anton Friedr. Büſching, Oberconſiſtorialrath. Berlin bei Boſſen 1774. 7 Bogen.

Dieſe kleine Schrift verdient nicht blos wegen ihres berühmten Verfaſſers eine Erwähnung in unſrer Bibliothek, ſondern vorzüglich wegen des muſterhaften Tons, in dem ſie abgefaſt iſt. Man erwarte hier ja nicht mikrologiſche, pedantiſche Perſonalien aller Lehrer des Gymnaſii, wie man ſie ſonſt in dergleichen Schriften zu finden gewohnt iſt. Nein, wären die Geſchichten aller berühmten Schulen ſo abgefaſt, wie die Büſchingiſche, ſo würde man ſie gewis nicht

unge-

ungeleſen aus der Hand legen, ſondern ſich mit Vergnügen aus ihnen unterrichten. Hr. Büſching macht uns nur mit denjenigen Lehrern und Wohlthätern ſeines Gymnaſiums genauer bekant, die ſich vorzügliche Verdienſte um daſſelbe erworben haben; von allen aber giebt er ein Verzeichnis. Er beſchreibt die verſchiednen Schikſale der Schule, die Einflüſſe der äuſſern Umſtände auf dieſelbe, und die Lehrmethoden in verſchiednen Zeiten. Das Gymnaſium im grauen Kloſter iſt das älteſte in Berlin und in der ganzen Mark Brandenburg; Churfürſt Johan Georg errichtete es 1574 aus einem Franciſcanerkloſter, welches er mit der Kirche und andern Einkünften dem Berliniſchen Magiſtrat ſchenkte. Er ſelbſt konte wegen Schulden nicht viel für das Gymnaſium thun; die Geiſtlichkeit und der Magiſtrat waren demſelben nicht gewogen, und es währte lange, ehe der leztre etwas zur Beſoldung der Lehrer ausſezte. Der Bürgermeiſter Steinbrecher machte ſich um das Gymnaſium ſehr verdient, und verfertigte mit dem Kanzler Diſtelmeyer 1577 die Schulordnung, welche Hr. B. nach den damaligen Zeiten ſehr gut abgefaſt findet. Schon in den erſten Jahren hatte das Gymnaſium über 600 Schüler, deren Zahl hernach immer zunahm. Es hatte ſehr viele geſchikte Lehrer, die aber, wegen der ſchlechten Einkünfte, meiſtens nicht lange bei demſelben blieben. Leonhard Friſch iſt wol der berühmteſte Rector des Gymnaſiums, und er verdient nicht nur als Schulman und Schriftſteller, ſondern auch als Erfinder des Berliner Blaues, und erſter Pflanzer der Maulbeerbäume für den Seidenbau (wie viel Rector's hätten dieſe Prädicate hier

er-

erwähnt?) berühmt zu seyn. Der venetianische Kaufman Streit, der als Knabe das Gymnasium besucht hatte, wurde 1752 und 1760 der gröste Wohlthäter des Gymnasiums, da er ihm 63000 Rthlr. schenkte und eine sehr weise Anwendung davon verordnete, wenn Capital und Zinsen 125000 Rthlr. betragen würden. Man liest dergleichen edle Wolthäter noch mehr in dem angehängten Verzeichnisse. 1766 gieng die neue und glükliche Epoche des Gymnasiums an; es wurden nemlich das Berlinsche und Cölnische Gymnasium, so wie die unter beiden stehenden Schulen mit einander vereinigt, und dadurch die Lage der Lehrer verbessert. Zugleich berief man Hrn. Oberconsistorialrath Büsching als Director dieses vereinigten Gymnasiums, der die Fehler der Lehrmethode auf das glüklichste abänderte, und einen ganz neuen Plan entwarf, den jeder Freund der Erziehung nicht ohne Vergnügen und Belehrung lesen wird. Die vortheilhafteste Einrichtung ist, daß jeder Lehrer nur eine oder zwei verwandte Wissenschaften in allen Classen lehrt; sich diesem Fach also ganz widmet; aller Schüler Lehrer ist und sie sich selbst aus den niedern Classen in die höhre zubereitet.

Am 22ten Novemb. 1774 (welchen Tag man bisher aus Versehn für den Stiftungstag hielt, da es der 24ste Jul. ist) feierte man das 200jährige Jubelfest des Gymnasiums mit vieler Feierlichkeit, welche noch dadurch vermehrt wurde, daß der König den Lehrern des Gymnasiums den Professorcharacter beilegte. Dieses Fest hat die Veranlassung zu dieser kleinen Schrift gegeben, die allen Schulfreunden wichtig seyn mus.

Das

Das Gymnasium hat bisher viele nüzliche Männer gebildet. Aber wie viele wird es noch künftig nach dem Büschingischen Plane bilden; und wie glüklich ist es, einen so weisen Pädagogen und so enthusiastisch und gewissenhaft für alles Gute thätigen Man zu seinem Director zu haben!

21.

LXXVII.

Geographische Tabellen über die politische Eintheilung des ganzen Erdbodens. Leipzig bei Crusius.

Der ungenante Verf. liefert diese Tabellen, ohne etwas von der Veranlassung oder dem Gebrauch derselben zu erinnern. Sie geben blos die Lage, die Gränzen, die Haupteintheilungen, die Namen einiger Flüsse an. Dies geschieht nicht immer ganz richtig. Und wer diese Tabellen gebrauchen sol? wissen wir nicht. Der Lehrer kan bei seinem ersten Unterricht in der Erdbeschreibung sich so eine algemeine Uebersicht aus dem Büschingischen Werk leicht selbst machen; und der Schüler wird nicht wissen, was er mit einer so kahlen Tabelle anfangen sol.

21.

LXXVIII.

LXXVIII.

Museum criticum continens præsertim varias lectiones, observationes & dissertationes ad auctores veteres græcos & latinos. Voluminis primi fasciculus primus. Collegit & edidit D. Ferdinandus Stolch. Lemgoviæ in officina Meyeriana. MDCCLXXIV. 8 Bogen in 8.

Jede Wissenschaft solte gewisse Repertoria halten, darin kleinere, aber nicht unwichtige Piecen, die sonst gar leicht den Weg alles Fleisches gehn, eingetragen würden. Ich zweifle, ob ein Man in der gelehrten Welt den Mangel solcher Repertorien mehr fühlt als der Statistiker. Er, der von dem Zustand eines Reichs, von der Abnahme oder dem Wachsthum, Verbesserung oder Verschlimmerung der Grundmacht, Statsverfassung und Verwaltung sich jährlich unterrichten wil, sol und mus; der bei Beurtheilung dieser Stücke keinem Ausspruch eines Ministers, der ordentlich partheiisch ist, keinem nach der Mode Reisenden, die keine statistische Blicke haben, keinem Korrespondenten, der oft hört und nicht recht hört, und wenn er recht hört, nicht recht referiren wil — und noch vielen andern Klassen von Leuten weder glauben kan noch darf. Die besten statistischen Sätze mus er aus fliegenden kleinen Piecen nehmen, die nicht zur Anpreisung und

dem

dem Ruhme einer Nation abſichtlich, ſondern mit ganz andern Endzwecken geſchrieben ſind. Hat er 100 von der Art aus einem Jahr, ſo wird er vielleicht aus jedem 10 verſchiedene Sätze lernen, deren jeder für ſich genommen, unbedeutend iſt, aber in Verbindung mit einem andern aus den übrigen 99 Piecen einen Theil des Staats deutlich, unpartheiiſch, mit den lebhafteſten Farben ſchildert.

Alſo nüzlich wären ſolche Repertorien! Nun aber räume ich gern ein, daß nicht in jeder andern Wiſſenſchaft die Samlungen ſolcher pieces volantes eben den großen beſchriebenen Nutzen ſtiften wird: aber daß ſie Nutzen ſtiften, iſt unläugbar. Denn um die Wiſſenſchaft müſte es ſchlecht ſtehen, in der nicht alle 365 Tage einigemal kleinere Schriften niedergeſchrieben würden, die algemein bekant zu werden verdienten, und entweder gar nicht gedrukt, oder wenn es geſchieht, doch nicht algemein bekant werden, weil ſie nur aus wenigen Bogen beſtehen, und gemeiniglich auf Koſten der Auktoren gedrukt ſind.

Mit dieſen Reflexionen nahm ich dies muſeum criticum zur Hand, um es hier anzuzeigen. Nun iſt es ganz geleſen, und ich ſolte den Leſern meine aufrichtige Meinung zuerſt über das ganze Inſtitut und dann über dieſen erſten Faſcikel ſagen. Das erſte iſt mir bis izt unmöglich, da ich das Program des Hrn. Herausgebers de edendo muſeo critico, wo er folglich ſeine Abſicht und ſeinen Plan vorgetragen, nicht bei der Hand habe.

Alſo nur ein paar Worte über die einzelne Stücke! Zuerſt nicht zu vergeſſen, daß einiges, was ich hier

finde, nicht in meinen Kram taugt. — Nun wenn's weiter nichts iſt — — ſo taugts vielleicht einem andern in ſeinen Kram! Von der Art iſt die erſte Variantenſamlung von einem Buch, das ich ſchwerlich in meinem Leben leſen werde: I. Variæ lectiones ad incerti cuiusdam diſſertationes morales dorico ſermone conſcriptas, quas in opuſculis mythologicis cum verſione & notis Jo. North edidit Th. Gale ex codice Regiomontano deſcriptæ. — Dies iſt, wie Hr. Stoſch in einer Note anmerkt, noch ein Nachlas des ſel. Jablonski, eine Frucht ſeines jugendlichen Fleißes. Vielleicht ſind unter allen dieſen Varianten kaum 5-8, aus denen der Schriftſteller verbeſſert werden könte, und das übrige komt auf die Rechnung der Sünden des Abſchreibers. Aber, daß alle Varianten da ſtehen, iſt nicht blos nicht zu tadeln, ſondern alle, auch Schreibfehler müſſen getreu ausgezeichnet werden. Denn ich möchte den kritiſchen Gott kennen, der beim Excerpiren einer Handſchrift eine Variante von einem offenbaren Schreibfehler unterſcheiden könte. Und glaubt der Variantenexcerptor das im Stande zu ſeyn, ſo iſt er zum Variantenexcerpiren auf ſein Lebtag verdorben. Er darf bei der bloßen Augen- und Handarbeit nicht räſonniren; das mag er thun, wenn er das Mechaniſche geendigt hat.

Das II. Stük Variæ lectiones in Theophylacti epiſtolas ex Cod. Mſ. ab Jſ. Voſſio editioni Meurſii 1617. adſcriptæ a V. C. Petro Bondam iſt für mich ſchon intereſſanter, und die Varianten ſind, ſo viel ich ſehen kan, wichtiger. Doch dies Urtheil in allem Frieden, lieber Hyperkritiker! Richtiger würde

der

der urtheilen können, der Muße genug hätte, dieſe Varianten in der Hand den Theophylactus zu interpretiren und — zu verbeſſern.

Das III. Stük Jo. Floderi, linguæ Græcæ Profeſſoris regii & ordinarii in Academia Upſalienſi, diſſertatio indicans veſtigia poëſeos Homericæ & Heſiodiæ in Oraculis Sibyllinis — ein ſchönes Stük, wenn gleich einiges von dem Inhalt auch ſonſt ſchon, wenigſtens in Deutſchland, ziemlich bekant iſt, und man nicht mehr zu befürchten hat, daß Erasmi Schmidii, (ein ſonſt wirklich großer Man, man ſehe ſeinen Pindar an!) Träume von den Oraculis Sibyllinis, die er in ſeinen Oratt. de Or. Sibyllinis vorgetragen, vielen Beifal erhalten werden. Die Hauptabſicht dieſer Diſſertation iſt, deucht mich, gut erreicht. Denn die Aehnlichkeit zwiſchen einigen Stellen und ganzen Verſen im Heſiod und Herodot iſt ganz frappant; aber vollkommen das, was man von einem — ſchlechten Imitator zu erwarten hat. Nur deucht mich auch, einige Stellen, worin die Sibille Väter Homer und Heſiod copiirt haben ſol, wären hergezogen. Aber wolte man dieſe auch als zu ängſtlich geſucht verwerfen, ſo blieben doch noch ganz entſcheidende übrig. Wie unverſchämt die Sibylle ausgeſchrieben hat, nehme man zum Beiſpiel folgende Stellen.

Heſiod. *εργ.* 126.

Δευτερον γενος πολυ χειροτερον μετοπισθε

Sibylla lib. I. 210.

Και παλιν αλλο γενος πολυ χειροτερον μετοπισθεν

Und, um ein Beiſpiel aus dem Homer zu geben:

Homer Il. I. 70.

Ὅς ἠδη και τ'εοντα και τ'εσσομενα προτ'εοντα

Sibyll. lib. III. 758.

Ὡς τε προφητευσεν μετα τ'εσσομενα προτ'εοντα

Aber vielleicht fält jemanden der Einwurf bei, daß dieſe Stellen bloße Interpolationen ſind; wenigſtens bei der Stelle des Heſiodus könte es einem Unterſucher beifallen, da ſtat δευτερον blos και πολυ geſezt iſt. Aber man erinnere ſich 1) daß die Oracula Sibyllina unter die pias fraudes gehören, wie jedem im Jahr 1775 aus der Kirchengeſchichte bekant ſeyn mus: daß folglich, da der, welcher dieſe Orakelſprüche aus guter ehrlicher Abſicht unterſchob, zugleich ſchön ſchreiben wolte, ſein Gedicht mit Verſen aus den älteſten Denkmählern der Griechen aufzuſtuzen ſuchte. Und bei dieſem plagio gewan er noch dieſes, daß ſein Gedicht (freilich nur hie und da) ein altes ehrwürdiges Anſehen bekam. 2) Wenn hier eine Interpolation ſtat fände, ſo müſte es ſich ſogleich aus dem Text ergeben. Zur Erläuterung ein Beiſpiel aus — — — Heſiodus, weil oben von dem die Rede iſt. Heſiod. Ασπις Ηρακλ. v. 392. folg. beſchreibt, wie Herkules und Cygnus am heißeſten Theile des Tags den Zweikampf beginnen. Den heißeſten Theil des Tags beſchreibt er wie Dichter, wenn die cicada (mit Willen überſezte ich nicht Heuſchrecke) unter den Aeſten des Baums hervorſingt:

Ἰδεῖ εν αἰνοτατῳ, οποτε χρυσα Σειριος αξει
τεττιξ δε νεογχροισι περιγλωχες τελεθουσι
τους δε θερει σπειρουσιν, ὁτ'ὀμφακες αἰολλονται
Οια Διονυσος δωκ' ανδρασι χαρμα και αχθος.

Die lezte kleinere gedrukte Zeile, die nicht einmal bequem interpretirt werden kan (denn ich mögte wiſſen, wie

wie dem Wein ἄχθος in dieſer Verbindung beigelegt werden könte; auf die mühſamen Arbeiten des Winzers darf man nicht denken, wenn nicht die ganze Stelle verdorben werden ſol,) iſt gewis von einer ſpätern Hand eingeſchoben, die ſich ein Beſitzer eines Exemplars aus einer mir unbekanten Abſicht an den Rand angemerkt und ein Abſchreiber hernach eingerükt hat. Denn 1) verdirbt ſie das ganze Bild, und macht es eckelhaft gedehnt, 2) ſtreicht man die Zeile aus, ſo läuft der Zuſammenhang noch beſſer fort. (Dieſe Stelle hat meines Wiſſens bis izt kein Interpres des Heſiod als interpolirt bemerkt. Eine andre, meines Wiſſens vom Gujet ſchon als interpolirt verworfene Stelle ſind die gleich darauf folgende Verſe v. 405-411, die aus dem Homer genommen ſind.) Nun aber vergleiche man die oracula Sibyllina am angeführten Orte, unterſuche den Text ſo, und — urtheile! Endlich 3) ſind der von dem Verfaſſer dieſer Diſſertation angeführten Stellen zu viele, als daß man nicht mit Fug und Recht ſolte ſchließen dürfen, der Verfaſſer der erdichteten ſibylliniſchen Orakelſprüche habe nicht den Homer und Heſiod geplündert.

IV. Ad M. Val. Martialis epigrammata lectiones variantes & notæ ineditæ Hadr. Beverlandi. Dieſe Excerpten ſind Hrn. Dr. Stoſch von Hrn. Wernsdorf mitgetheilt, der die hier abgedrukten Leſearten aus einem in einer Auktion gekauften Exemplar, das Beverland beſas, excerpirt hat. Beverland hatte vor, den Martial ſelbſt herauszugeben, und hatte ſich in dieſer Abſicht zu ſeinem künftigen Gebrauch überal Varianten und Anmerkungen beigeſchrieben. Ob

dieses die notæ ineditæ beim Fabricio Bibl. Lat. T. I. p. 465 sind, bleibt unentschieden. Man bemerkt auch in diesem Nachlas von Beverland den Geist, der aus seinen übrigen gelehrten Arbeiten hervorleuchtet. Wo er als Genie zu kühn ist, hat es Herr Wernsdorf bemerkt und gerüge. — Ein künftiger Editor des Martial mus diese Samlung ja gebrauchen.

V. Ad Papinii Statii Thebaida & Achilleida animadversiones selectæ J. C. Wernsdorfii. Dieser Aufsaz enthält einige feine Bemerkungen. Es sind dabei Varianten aus neuen unverglichenen Handschriften angemerkt, und verstehe ich die Worte uberiores in Papinium observationes fortasse alio tempore dabo, recht, so haben wir eine Ausgabe dieser Heldengedichte von Hrn. Wernsdorf zu erwarten. — Und auf diesen Fal bitte ich mir die Erlaubnis aus, mit Hrn. Wernsdorf noch einige Worte allein zu sprechen. 1) Hr. Wernsdorf lese doch vor Ausfertigung seiner Ausgabe alle diejenige durch, die das Sujet beider Heldengedichte vor Statius bearbeitet haben. — Die Thebais beschreibt den Zug vor Theben, einen Theil der griechischen Geschichte, den die Griechen selbst so oft und so schön behandelt haben — ihnen, dünkt mich, hat Statius beinahe alles abgeborgt. 2) Statius hat seine Sprache dem Virgil abgelernt — und daher wünschte ich, daß ein Kommentator des Statius sich die Mühe nehme, Statium mit Virgilen zu vergleichen, und so viel es ihm seine Umstände erlauben, und er es für nöthig hält, anzumerken, wie viel, und wie er ihn abcopirt hat. Sehe ich recht, so hat man die Dichter nach Virgil's Zeitalter, die ihn immer nachgeahmt

ahmt haben, noch nicht genug, noch mit keinem rechten Geschmak, noch nicht in dieser Rükſicht bearbeitet. Hier wäre also, meinen Einsichten nach, ein Feld, auf dem ſich Lorbeeren einerndten und viel Nuzen ſtiften lieſſe. Denn da die Zeit, in der wir die Alten unter Anweiſung eines Lehrers leſen, zu kurz iſt, als daß man in dem engen Curſus auch die Dichter nach Virgil einſchieben könte, ſo ſolte man dem Privatfleiße munterer, wisbegieriger Jünglinge ſolche Ausgaben liefern, in denen die Anmerkungen in Rükſicht auf Geſchmak und Nachahmung gedrukt ſind, die ihnen gewöhnlich der Lehrer beim Interpretiren macht, oder doch machen ſolte. — — Endlich müſſe Markland's Geiſt, dem wir die herliche Ausgabe von Statii ſilvis zu verdanken haben, dreifach auf Herrn Wernsdorf ruhen!

19.

LXXIX.

Brittiſche theologiſche Bibliothek, erſter Band. Halle 1774.

Unter dieſem Titel fährt der Hr. Kirchenrath Bamberger fort, ſein brittiſches Magazin fortzuſezen, und wir loben ihn darum recht ſehr, weil die Bücher der Engelländer unter uns ſo ſelten und koſtbar ſind, und man von vieler ihrer Schriften in dieſem Fache ſonſt wenig erfahren würde, welches uns doch nicht

gleichgültig seyn kan, ohngeachtet die Quelle großer Genies und Gelehrten unter ihnen seit einiger Zeit nicht mehr so ergiebig scheinet, als vordem.

Hier ist der Inhalt: I. Versuche über den öffentlichen Gottesdienst, Patriotismus und Entwürfe der Kirchenverbesserung. Der Verf. wil versuchen, ob er ehrliche und gute Menschen von allen Meinungen und Religionsbekentnissen, selbst Deisten, bewegen kan, in einem gemeinschaftlichen Gottesdienst mit einander zu treten. Die folgenden Versuche (denn hier sind erst drei) mögen seinen Plan deutlicher bestimmen, bis izt scheint er uns noch eine Chimäre. II. Hare von den Schwierigkeiten und Hindernissen, die heil. Schrift nach einem eigenen freien Urtheil zu studiren, oder eine satirische Abmahnung an einen Geistlichen, sich nicht damit abzugeben. Es ist sehr schwer, sagt er, erfodert einen großen Aufwand von Fleis, Zeit und Kosten. Und wozu hilft es? Haben doch die Kirchenväter und die Concilien den orthodoxen Glauben festgesezt, ohne die Schrift zu verstehen. Dieser hängt auch nicht von der Schrift, sondern von der catholischen Ueberlieferung und Glaubensformeln ab. Diese studire man nur, so wird man leichter fertig. Das mühsame, und unpartheiische Forschen der Schrift zieht dagegen viel Schaden nach sich. Es brütet Ketzereien aus, erregt Streitigkeiten, stört den Frieden der Kirche, und die neuen Entdeckungen werden doch nicht angenommen, man ist auf dem Wege des eigenen Forschens in großer Gefahr, ein Ketzer zu werden, ein Wort, das eine sonderbare magische Kraft hat, dem, welchem es angeheftet wird, alles Vertrauen bei dem Volke zu be-

nehmen, seine glänzendesten Tugenden zu verdunkeln, die Beschuldigungen des Scepticismus, Atheismus, auf ihn zu bringen, dagegen der orthodoxe Man in solcher Ruhe und Gemächlichkeit lebt. Das Beispiel Whistons und Clark, stehet hier zum warnenden Denkmahle. Wer ist sicher, daß die Beschuldigung der Ketzerei sich nicht mit seinem und seiner Familie Untergange endigen werde! Einmal ein Ketzer, allezeit unglüklich, der gute Name ist nie wieder zu erhalten, keine Beförderung, kein Amt zu hoffen. Widerruft er nicht, so wird er gestraft, weil er nach seinem Gewissen handelt. Widerruft er aber, so hat man ihn in Verdacht, daß er gegen sein Gewissen handele, und hält ihn für einen ärgern Menschen als vorher. — Der Schlus ist eine rührende Ermahnung, durch billige Toleranz die Schwierigkeiten des Studiums der Schrift aus dem Wege zu räumen. — Diese Schrift ward von der Convocation der englischen Geistlichkeit als eine leichtsinnige arge Schrift verdamt, und Hare wolte sich aus Furcht, daß sie seine Beförderung hinderlich seyn würde, nicht dazu bekennen. III. Harwoods Gedanken über Jesu Liebe zum Vaterland. IV. Zweifel gegen die beständige Fortdauer des heil. Nachtmals, und V. Die Wiederlegung dieser Zweifel. Der erste bezweifelt die Fortdauer, weil der Stifter es nur für die Jünger verordnet, und es nie als einen beständigen Gebrauch allen Christen vorgeschrieben. Der andre behauptet die Fortdauer, weil alles, was bei diesem Gebrauche gethan und geredet ist, sich nicht blos auf die Jünger, sondern auf alle Christen bezieht, und weil die Apostel ihren Meister auch so verstanden. VI.

Versuch über das Opfer Christi. VII. Anmerkungen über diesen Versuch. Der ganze Zwek des Mitleramts Christi, sagt der erste, ist nicht in Gott eine Veränderung hervorzubringen, sondern in den Menschen, in ihren religiösen Gesinnungen und Neigungen, in ihrem Gottesdienst und Sitten. Dahin zielt auch der Tod Christi, weil er ein eifriger und fürchterlicher Wecker zur Buße, und zugleich ein Siegel des Bundes und der Verheissung ist, daß Gott, die sich bekehrenden Sünder begnadigen wolle, in so fern er dadurch seine Lehre, mithin die volkommene Vergebung, die Auferstehung und selige Unsterblichkeit bestätiget hat. Diesemnach kan man mit Recht sagen, daß durch den Tod Christi eine Versöhnung mit Gott gestiftet sei, und da das der Zwek der Opfer war, so wird er ein Opfer genant. Diese Art der Vorstellung ward von den Aposteln vorzüglich gewählt, nicht allein, weil sie als Juden daran gewöhnt waren, und diejenigen, an welche sie schrieben, auch gröstentheils Juden waren, sondern auch um die beiden ausgebreiteten Meinungen von der Nothwendigkeit Gott durch blutige Opfer zu befriedigen, und von der Nothwendigkeit durch Mittelspersonen und Fürsprecher sich zu Gott zu nahen, auszurotten. Dieser Versuch ist sehr gut geschrieben, der Anmerker gefält uns dagegen bei weiten nicht so gut. VIII. Harwoods Gedanken über den Zwek des Evangelii Christi. IX. Eben desselben Abhandlung über die Lehrart Christi durch Erzählungen und Parabeln. Beide Stücke sind rührend und erbaulich. X. Einwürfe gegen das Verhalten der Apostel. XI. Vertheidigung des Verhaltens der Apostel. Der

erste

erste findet die Strafwunder des Petrus am Ananias, wie auch des Paulus, an Elima, und an dem Corinthischen Blutschänder, dem Geiste der Evangelischen Haushaltung und der Verfassung des Reichs Christi nicht gemäs; der andre antwortet, daß die Apostel diese Wunder nicht gethan, sondern Gott, jene hätten nur angekündiget, was geschehen würde; wenn Strafwunder der Evangelischen Haushaltung nicht gemäs wären, so wären es die Heilungen der Kranken auch nicht, denn diese wären leibliche Wohlthaten, so wie jene leibliche Uebel; wenn Christus bezeuge, sein Reich sey nicht von dieser Welt, so wolle er gewis nicht dadurch anzeigen, daß seine Religion die zeitlichen Angelegenheiten der Menschen ganz und gar nicht angehen solle, sondern nur, daß es in Ansehung seines Ursprunges, Grundes und Endzweks den weltlichen Reichen nicht ähnlich sey: überdem wären die Wunder nur Zeugnisse, die der evangelischen Veranstaltung bei ihrer ersten Einführung gegeben worden, aber kein Theil dieser Veranstaltung selbst (ein wichtiger Unterschied, den wir Hrn. Lavatern zur Beherzigung empfehlen.) XII. Betrachtungen über das Stillstehen der Sonne Jos. 10, 12. Diese scheinen uns sehr entbehrlich. XIII. XIV. Briefe an englische Bischöfe und Erzbischöfe, betreffen die Abschaffung der 39 Artikel und den Gottesdienst. XV. Leben Thomas Firmius, eines Bürgers in London, der ein erklärter Socinianer, und dabei der wohlthätigste, rechtschaffenste Mensch und Christ war. XVI. Die Rede bei dem Tode desselben über Luc. 10, 36. 37. XVII. Des Bischofs von Winchester, Benj. Hoadleys Leben. XVIII. Leben des Franz Hare,

Biſchofs von Chicheſter. XIX. Neue Bücher. Das merkwürdigſte darunter iſt eine Einleitung in das Studium der Weißagungen in 12 Predigten von Rich. Hurd *), dem Verfaſſer der ſcharfſinnigen Anmerkungen über Horazens Dichtkunſt, und der Abhandlungen über die Dichtkunſt, die ihn als ſchönen Geiſt und Kunſtrichter zeigen, und durch die Ueberſetzung des Hrn. Prof. Eſchenburg unter uns bekant geworden ſind. XX. Vermiſchte Nachrichten von Littleton, Chubb, Whiſton, von Kennicott.

23.

LXXX.

Neue Samlung verſchiedener Schriften der gröſten Gelehrten in Schweden, für die Liebhaber der Arzneiwiſſenſchaft, der Naturgeſchichte, Chymie und Oeconomie. Aus dem Schwediſchen. Erſter Band. Copenhagen, verlegts Chriſtian Gottlob Proft, 1774. 380 Seiten in 8. und eine Kupfertafel.

In den Jahren 1768 und 1770 kam ein ſchwediſches Magazin, oder geſamlete Schriften der gröſten Gelehr-

*) Introduction to the Study of propheſies, concerning the Chriſtian Church and in particular, concerning the Church of papal Rome in twelve Sermons by Richard Hurd, D. D.

Gelehrten in Schweden, für die Liebhaber der Arzneiwissenschaft, der Naturgeschichte, Chemie und Oekonomie, aus dem Schwedischen übersezt, von Johann Carl Weber in zwei Bänden bei Heineck und Faber heraus. Die gute Aufnahme dieser zum Theil angenehmen und nüzlichen kleinen Abhandlungen ist ganz gewis der Grund von der Erscheinung obiger Neuen Samlung.

Daß in Schweden manche kleine Schrift zum Vorschein komt, die uns Deutschen durch eine gute Uebersezung mitgetheilt zu werden verdient, ist außer Streit. Allein wir wollen von den Schweden nichts, was wir schon vorlängst und vielleicht noch besser wissen, nichts Alltägliches, sondern was Neues, was Ausgesuchtes, was Merkwürdiges, und dieses überdem in einer richtigen und deutlichen Uebersezung lernen.

Hat der neue Hr. Samler diese ganz billige Forderung vor Augen gehabt? Nicht allerdings. Nur eine einzige Abhandlung von sieben, macht einige Ausnahme.

Die erste ist: Polhems patriotisches Testament. Der Verleger thut in der Vorrede, als ob er der erste sey, der Teutschland mit diesem Testament ein Geschenk mache. Solte wol ihm wirklich nicht bekant seyn, daß schon lange vor ihm der Hr. Doctor Schreber dasselbe in seinen Samlung verschiedener Cameralschriften durch eine sehr gute Uebersezung uns Teutschen mitgetheilet hat; und daß solches aus diesen zu Gräz ohne Benennung des Jahres in gros Quart auf Schreibpapier und mit schönen Lettern nachgedrukt und besonders herausgegeben worden? Wenn denn doch nur die jezige neue Uebersezung einige Vorzüge vor jener ersteren hätte! Allein weit gefehlt; sie ist vielmehr so schlecht, daß sie mit

der Schreberschen gar nicht verglichen werden kan, durchaus unverständlich, und weil der Uebersetzer die Sachen nicht verstanden, für völlig unbrauchbar zu halten. Dabei ist die Schreberschе und Grätzsche Kupfertafel ungleich besser gestochen.

Die zwote Abhandlung ist eine unter dem Vorsitz des Wallerius gehaltene Dissertation von dem grossen Kupferberge zu Fahlun, gröstentheils historisch und in so weit für uns Teutsche gar nicht interessant. Die mineralogischen und metallurgischen Nachrichten von diesem merkwürdigen Bergwerk aber sind wiederum so schlecht übersezt, daß man wol wahrnimt, der Uebersetzer verstehe von Bergsachen weniger als nichts. Alle Seiten sind voller Fehler. So ist z. E. übersezt: Niedergehen stat Einfahren; Behältnisse der Metallen stat Bergwerke; Metalhaushaltung stat Bergwerksverfassung; Collegium vom Metalwesen stat Bergamt; ausgebrochene Mine stat Erze; unfruchtbare Steine stat taubes Gebürge; Brunnen der Grube stat Schacht; Werkstellen der Krone stat Krongruben; Kupferrepublik, Metalrepublik, stat Gewerkschaft; Kupferwerkstellen, stat Roststellen; Wassersprütze stat Wasserkunst ꝛc.

Die dritte ist eine Rede von dem Nutzen, welcher der Arzneikunst durch ein wohleingerichtetes Lazareth in Stockholm zufließet. Den teutschen Aerzten ist dieser Nutzen der Lazarethe schon lange bekant.

Die vierte ist eine Rede von Erzeugung der Insekten. Sie ist von dem in der Kentnis der Insekten so unermüdeten Kammerherrn Carl de Geer gehalten, und dieses ist zu ihrer Schätzbarkeit genug gesagt. Diese

Rede

Rede verdient geleſen zu werden; und ob zwar der Ausdruk des Ueberſetzers hin und wieder beſſer ſeyn könte, ſo haben wir doch keine Stelle angetroffen, wo wir wegen des wahren Sinnes in Verlegenheit gerathen wären.

Die fünfte iſt eine Antwort auf die von der ſchwediſchen Akademie der Wiſſenſchaften aufgegebene Frage: Welches ſind die Vortheile und Schwierigkeiten des Schwediſchen Clima gegen andere Länder? Von dem algemeinen Einflus des Clima, ſagt dieſe Rede, wie es denn auch ihr Zwek nicht war, zu wenig; und der beſondere Einflus in Vergleich mit andern Ländern, kan uns Teutſchen wenig nutzen. So viel leuchtet hervor, welches man jedoch vorhin ſchon wuſte, daß Schweden in Vergleich mit andern Ländern noch immer das Untergewicht hält. Der Verf. behauptet, nicht das Clima, ſondern allerhand Gebrechen in der Verfaſſung, Lebensart, Gewohnheit, Einrichtung, ſey hieran Schuld. Was iſt am Ende mit allem dieſen geſagt? Pia deſideria ſind es. Und warum ſollen wir die Pia deſideria der Schweden kennen lernen, da wir deren ſelbſt zur Gnüge haben?

Die ſechſte iſt eine Rede von der Aufnahme der verarbeiteten Metalle. Der Verfaſſer behauptet, daß zur Aufnahme der Metalfabricaturen und Handwerker nöthig ſey, daß ein Künſtler und Handwerker meſtr nicht als nur eine Gattung von Waaren verfertige, und die Verſilberung derſelben beſondern Verlegern und Kaufleuten überlaſſe, ſelbſt aber ſich damit nicht abgebe. Dieſe Wahrheit haben wir Teutſchen ſchon lange gewuſt; ſie wird auch an Orten, wo es ſich thun läſt, ſchon wirklich ausgeübt.

Die

Die siebende ist eine Rede von dem großen Nutzen, welchen die Kundschaft in der Physik bei Kentnis und Heilung der Krankheiten hat. Welcher Arzt in Teutschland hat diesen Nutzen wol verkant: warum solte uns also ein Schwede davon überführen? Möchten doch alle Samler und Uebersetzer 1) eine gute Wahl treffen, 2) die Bedürfnisse der Nation in Erwegung ziehen, 3) die Sachen genau kennen lernen, 4) der Sprachen sich recht kundig machen, und 5) eines guten Ausdruks sich befleißigen!

8.

LXXXI.

Prüfung der neuern Versuche zur Verbesserung der Religion, erstes und zweites Stük. Hamburg 1773.

Wenn man findet, daß Theologen von bekanter Einsicht, Wahrheitsliebe und Rechtschaffenheit, Spalding und Töllner an der einen, und Schubert an der andern Seite (denn dieser ist der ungenante Verfasser dieser Prüfung) das Christenthum aus so verschiedenen Gesichtspunkten ansehen, daß der eine geradezu das bejahet, was der andere verneinet — und dies nicht blos bei Nebendingen und gleichgültigen Bestimmungen, sondern bei solchen Lehrsätzen, die dem Ganzen eine sehr gegeneinander abstehende Wendung geben, — so wird

man

man beinahe irre, und weis kaum, was man aus dem Christenthum oder aus den menschlichen Köpfen machen sol. Man wird aber dadurch immer toleranter und gemäßigter in seinen Urteilen von dissentirenden, und schreibt nicht auf die Rechnung des Willens, was nur auf die Rechnung des Verstandes kommen mus, immer mistrauischer gegen seine eigene Einsichten, immer abgeneigter, sie, wie die Schmiede der Glaubensformeln, deren unglükliche Fabrik so viel Unheil gestiftet, andern als die einzigen aufzudringen und zur Norm der Kirche zu machen, immer behutsamer, dem Höchsten Fundamentalartikel vorzuschreiben, nach welchen er begnadigen mus, und das Anathema über diejenigen auszurufen, die das Glük oder Unglük haben, sie nicht zu wissen oder zu leugnen. Endlich komt man dahin, es wahrscheinlich zu finden, daß es der Endzwek Gottes gar nicht gewesen, eine pünktliche Uebereinstimmung in den genauen Vorstellungsarten von diesen oder jenen Sätzen zu erhalten, und daß es sein Wille nicht sey, sie als eine Bedingung seiner Gnade zu verlangen, vorausgesezt, daß die Grundwahrheiten aller Religion, auf welche sich Moralität und Beruhigung gründet, ungekränkt bleiben. Denn wenn das sein Endzwek und Wille wäre, so würde er sich in der Offenbahrung nicht unbestimt, nur beiläufig, bei dieser oder jener Gelegenheit, und so ungenau darüber erkläret haben, daß verständige und redliche Forscher leicht einen doppelten, ja drei oder viersachen Sin daraus herleiten können; sondern es wäre ihm eben so leicht gewesen, ein System zu schreiben, oder ein Symbolum aufsezen zu lassen, aus welchem man seine eigentliche Meinung eben so unzweideutig hätte erkennen können, als es

jeder

jeder Doktor Theologiä und jede Kirchenparthei gethan hat. Welcher oder welche von diesen nun auch Recht hat, so weis man doch auf ein Haar, was der eine oder die andre lehret. Gesezt nun, daß der Lutherſche oder der Armenianiſche, der Spaldingſche oder der Schubertſche Begrif, der einzige wahre wäre, ſo iſt iſt nicht abzuſehen, wenn es nemlich Gott eben ſo wichtig wäre, als es uns ſchwachen Erdenſöhnen oft ſcheint, daß alle über die unter ihnen ſtreitige Lehrpunkte einerlei Begrif haben ſolten, warum er nicht Paulus oder Jacobus bevollmächtiget hätte, der Kirche eine Lehrverfaſſung zu ſchreiben, vermittelſt welcher es eben ſo leicht auszumachen geweſen wäre, was eigentlich chriſtlicher Glaube iſt, was der Glaube für Einflus in die Rechtfertigung habe, ob dabei blos eine Zurechnung des Verdienſtes Chriſti oder auch eine Rükſicht auf die eigene Beſchaffenheit des Menſchen ſtat findet u. ſ. w. — eben ſo leicht, ſage ich, als es jezt auszumachen iſt, was Catholiken und Proteſtanten, was Spalding und Schubert darüber denken. Können Menſchen ſich ſo faslich und unfehlbar ausdrücken, wie viel leichter müſte es der ewigen Weisheit nicht geweſen ſeyn?

In dem erſten Stücke hat es Hr. Sch. mit des Hrn. Spaldings Buche über die Nuzbarkeit des Predigtamtes zu thun, das ihm beinahe in Nichts zu Danke iſt, ſo ſehr auch das Publikum dieſem würdigen Verfaſſer dafür gedanket hat. Beide gehen von einer Stelle, nemlich von der Schrift aus; aber ſo bald ſie eine kleine Ecke miteinander fortgegangen, ſo fliegen ſie gleich himmelweit auseinander. Dem einen iſt es evident, daß der Endzwek des Predigtamts, ſo wie der Endzwek des

ganzen

ganzen Christenthums dahin gehe, die Menschen gut und tugendhaft zu machen, und ihnen durch die Gewisheit der Begnadigung und der seligen Unsterblichkeit Beruhigung zu schenken, daß der Glaube nichts anders als eine Annehmung der ganzen Lehre Jesu, als einer Anweisung zur Gnade Gottes und zur wahren Glükseligkeit sey, daß, wenn Paulus dem Glauben und nicht den Werken die Rechtfertigung zuschreibt, Glauben und Werke ganz etwas anders bedeuten, als wofür sie in unsern Lehrbüchern gelten, und daß die gewöhnliche Lehre von der Seligkeit durch den Glauben, und nicht durch die Werke vielen Schaden stifte, dem durch alle Correctife und Einlenkungen nicht abgeholfen werden könne; daß Werke des Gesetzes in der Sprache des Apostels nicht Gesinnungen und Handlungen der moralischen Rechtschaffenheit wären, nicht Liebe Gottes und des Guten, nicht der redliche Trieb in allen Stücken nach dem Gewissen recht zu thun, sondern die Beibehaltung der Mosaischen Anordnungen, die von den jüdischen Christen behauptete Nothwendigkeit, daß auch die aus dem Heidenthum Bekehrten sich diesen Anordnungen unterwerfen müsten, daß die Lehren von der Dreieinigkeit und von der Menschwerdung Christi aus dem Kanzelvortrage freilich wegbleiben können, weil die Gewisheit der Begnadigung durch Christum nicht von seiner ewigen Gottheit, sondern von den göttlichen Gnadenverheißungen abhängig sey: daß die Lehren von der Erbsünde und von dem geistlichen Vermögen lieber gar nicht müsse ausgeführt werden, da auch der beste und vorsichtigste Vortrag leicht Schaden thun könne, die erste, weil es die Empfindung von Recht und Billigkeit und die Liebe und Achtung gegen Gott schwä-

chet, wenn man sich ihn als ein Wesen vorstelt, das den Menschen wegen eines angebohrnen Uebels verdammen kan, ehe er selbst eine Schuld auf sich geladen hat; die andere, weil sie die Triebe zur Gottseligkeit erstücket: daß ein bestimter Begrif von der Art und Weise unserer Erlösung durch den Tod Christi, und was dieser Tod dazu beigetragen, zur Seligkeit unnöthig sey.

Mit dem allen ist nun Hr. Sch. im mindesten nicht zufrieden. Ihm ist es eben so evident, daß der Endzwek des Predigtamts Buße, Glauben und Gottseligkeit sey, daß der Glaube eine zuversichtliche Annehmung, Zueignung und Bewilligung des Verdienstes Christi sey, daß dieser Glaube uns rechtfertige, in so fern dem Sünder dieses Verdienst von Gott als Richter zugerechnet, und die geleistete fremde Bezahlung der Strafen um des Glaubens willen als die seinige angenommen wird, daß Paulus unter den Werken, die er dem Glauben entgegen sezt, alle tugendhafte Gesinnungen und Handlungen verstehe, daß die Lehren von der Dreieinigkeit, von der Menschwerdung Christi, von der Erbsünde und von dem geistlichen Unvermögen in den gemeinen Lehrbegrif des Christen allerdings gehören und sehr fleißig müssen getrieben werden, daß man auch durchaus über die Erlösung durch Christi Tod das predigen und einschärfen müsse, was das Wort Genugthuung besagt.

So uneinig sind diese beiden Männer. Wir gestehen nun aufrichtig, daß wir in allen Stücken mit dem Hrn. Sp. einverstanden sind, und daß wir schon lange mit ihm gleich gedacht haben, ehe wir noch wusten, was er dachte, ja wir können nicht bergen, daß es uns seltsam scheinet, eins oder das andere davon anfechten zu

wollen.

wollen. Uns dünkt, Hr. Sch. habe sich in sein System so eingegraben, daß er mit dem Kopfe nicht herauskommen kan, um einmal ins Freie zu sehen; ein Fehler, der akademischen Lehrern besonders anhänget. Da sie ihr Compendium Jahr aus, Jahr ein dociren, mit den Schriften, die gleiche Bestimmungen, Beweise und Schrifterklärungen enthalten, beständig umgehen, alles im Verhältnis dazu betrachten, so werden ihnen diese Begriffe so mechanisch, so geläufig, daß sie sich ganz in ihre Sele verweben, und sich aller Fibern ihres Gehirns einprägen. Welcher Zauberer müste der seyn, der diese Eindrücke ihnen nachher wieder ausreden könte? Die Gewohnheit erzeuget natürlich eine Unfähigkeit anders zu denken, als sie so lange gedacht haben, und dahin geselle sich noch ein gewisses Vertrauen zu ihrem System, das sie in ihren Collegiis vom Catheder herunter gegen Gegner, die sich nicht verantworten konten, weil sie nicht da waren, Jahre lang so siegreich verfochten; ferner eine Unwilligkeit, sich in Lehrsäzen, wovon sie oft und gegen ein zahlreiches Auditorium gesprochen, widersprechen zu lassen, weil sie gewohnt sind, immer Recht zu behalten, und das von Männern, auf welche sie als Doctores und Professores stolz herabblicken. Die Tellers, Töllners, Semlers werden daher immer selten seyn, hingegen der Sch— B—ns, Hofmanns, Weickhmanns desto mehr. Auszukommen ist mit den Herren nicht wohl, denn sie haben stets eine Verschanzung von Distinktionen, Schrifterklärungen und Terminologien vor sich, hinter welchen sie sich gegen alle Angriffe decken, und das System der Schultheologie ist so künstlich gewebt und verschlungen, daß ein Faden den andern hält und befestiget. So

lange der eine diese, der andre jene hermeneutische Regeln zum Grunde legt, so lange man sich nicht darüber vergleicht, was Evangelium, Gesetz, Glaube, Werke, Gerechtigkeit, Erlösung, Opfer, Versöhnung eigentlich bedeuten, so lange kan man sich weidlich herum streiten, und am Ende wird doch nichts ausgemacht, jeder bleibt bei seinem Sin und thut sich auf seine Weisheit viel zu Gute.

In dem 2ten Stük erscheint Hr. Sch. völlig als Catheder-Theologe. Nach einem Vorbericht von der besten Einrichtung eines Catechismus, worin manches Gute stehet, das aber nicht wenig befremdend ist, daß er den Unterricht in der Sittenlehre nach den 10 Geboten, und die Beibehaltung des kleinen Catechismus Luthers billigt und empfiehlt, macht er sich mit Töllners catechetischem Text zu thun. Beide sind darin eins, daß alles im Christenthum auf Buße, Glauben und Gottseligkeit ankomme, daß uns Gott um Christi willen begnadige, und zwar auf einem Glauben, der sich zur Besserung des Menschen wirksam und thätig beweiset. Davon ist nur die Frage unter ihnen, ob Gott allein in Rükſicht auf das Verdienst Christi, oder auch zugleich in Rükſicht auf die moralische Beschaffenheit den Menschen rechtfertige: ob er Glauben an Christum fordere, weil er das kräftigste Besserungsmittel ist, oder blos weil er eine Bewilligung und Annnehmung der Genugthuung Christi ist, ohne welche er nicht vergeben kan. Für welche Meinung sich nun der gesunde Menschenverstand, die Empfindung unsers Herzens und Gewissens, und die Offenbahrung in ihrem ganzen Plan, Endzwek und Zusammenhang erklären dürfte, wollen wir jezt nicht anführen.

Uns

Uns dünkt, daß Gottes Wohlgefallen oder Misfallen, Gnade oder Ungnade, von nichts, als von der eigenen Beschaffenheit des Menschen abhangen könne. Sie von irgend etwas außer dem Menschen abhängig zu machen, scheint uns die Natur der Dinge zu verwirren und die Religion zu verunstalten. Bei dem allen glauben wir, daß die Verschiedenheit der Meinungen hierüber wenig zu bedeuten habe, da sie, auf welcher Seite auch die Wahrheit sey, auf die Moralität und Beruhigung des Menschen keinen Einflus hat. Das können wir ja immer dem Höchsten überlassen, aus welchem Grunde er Glauben gefodert habe, und was ihn eigentlich zur Rechtfertigung bewege. Im Grunde ist das nur ein Gegenstand der Speculation, und, wenn ich dabei auch nicht die Nadelspitze treffe, sondern etwa zu der einen oder andern Seite abweiche, was wird mir das schaden? O! daß doch Theologen nicht so oft den Gellertschen Nachtwächtern, und jener Streitigkeiten nicht dieser ihrem Streit über bewahrt und verwahrt, ähnlich sehen mögten!

23.

LXXXII.

Jortins Reden über den Nutzen und die Wichtigkeit der Kirchengeschichte. Aus dem Englischen. Leipzig 1774.

Wenn nicht alles, was je mit englischen Lettern gedruckt ist, mit deutschen Buchstaben wieder bei

uns mus abgedrukt werden, (und davon ſehen wir die Nothwendigkeit nicht ein) ſo wiſſen wir gar nicht, wodurch dieſe Reden eine Ueberſetzung verdient haben, da nichts, gar nichts darin ſtehet, was nicht von unſern Gelehrten weit beſſer und gründlicher geſagt worden, wovon Schröckh in ſeiner Kirchengeſchichte zum Beweiſe allein ſchon hinreichend iſt. Das brauchen wir doch wol nicht erſt von Engelland aus zu erfahren, daß die Geſchichte der Kirche uns den erſtaunenden Fortgang des Chriſtenthums aller Widerſetzung der geiſt- und weltlichen Macht zum Troz zeiget, daß wir daraus den völligen Umſturz von Jeruſalem lernen, imgleichen den Umſturz und die Ausrottung des Heidenthums durch das Chriſtenthum, daß wir in derſelben ſehen, wie es von den Zeiten der Apoſtel fortgedauert und bis auf uns gekommen iſt, daß ſie uns in den Stand ſetzet, ein richtiges Urtheil von dem Verdienſt der Kirchenväter und von ihrem Gebrauche zu fällen, daß ſie uns ein Uebel kennen lehret, das früh eingeriſſen, und die chriſtliche Welt weit mehr beunruhiget hat, als irgend ein anderes, nemlich die Aufbürdung unvernünftiger Bedingniſſe, unter welchen die Mitglieder aufgenommen werden, und die Foderung, daß die Chriſten Lehren bekennen ſolten, die man, weil ſie nicht ausdrüklich in der Bibel ſtehen, mit Recht Syſteme der Conſequenztheologie nennen könnte, endlich, daß ſie den Urſprung und Fortgang des Pabſtthums, nicht weniger den Urſprung und Fortgang der Reformation ins Licht ſetzet. — Alles gemeine, altägliche Betrachtungen, und eben ſo altäglich auch die Ausführung — oben abgeſchöpft, hingeworfen, nirgend durch ſeine Bemerkungen aufgeſtuzt, oder durch die Einkleidung intereſſant gemacht.

Iſt

Ist denn der Auswurf eines Engländers für deutsche Magen Leckerbissen? Jortin hat überhaupt bei uns recht vorzüglich sein Glük gemacht, ohne daß man sehen kan, durch welche Verdienste er dazu gekommen ist. Mit seiner Kirchengeschichte, die so flüchtig und oben hin geschrieben ist, wurde uns sogleich, als sie herauskam, ein Präsent gemacht: und sogar ein Ebert hat sich herabgelassen, seine herzlich dürftigen Abhandlungen über die Wahrheit der christlichen Religion zu übersezen. Es wäre doch wol einmal Zeit, daß wir Deutschen den edlen Stolz annähmen, wozu uns der jezige Zustand der Litteratur nachgerade berechtiget. Wir haben jezt in allen Fächern Männer, mit denen wir gegen alle Ausländer bestehen können: die Britten hingegen haben die Männer nicht mehr, die sie vorhin hatten. Die Addisons, Popen, Scherlocks, sind nicht mehr; wir aber haben Ernestis, Semlers, Sulzers und Lessinge. Das müssen wir immer mit Dank gestehen, daß wir von jenen viel gelernt, und daß die Uebersezungen ihrer Bücher zu unserer gegenwärtigen Cultur nicht wenig beigetragen haben. Jezt aber sind die Schüler so weit, daß sie sich mit ihren Lehrern messen können, und sie brauchen nicht länger ihre Aussprüche aufzuhaschen und als Oracul zu verehren. Auch das räumen wir ein, daß noch manches englische Buch unübersezt ist, sonderlich unter den ältern, das vorzüglich bekanter zu werden verdiente. Warum bleiben wir immer bei den leztern Jahren stehen, und gehen nicht in die vorigen zurück, die an merkwürdigen Producten weit reicher waren? Wir kennen sie größtentheils nicht einmal, und stehen nun auch in Gefahr, sie nicht kennen zu lernen. Doch das ist einmal

ein Nationalfehler der Deutschen. Nur das neue, von der lezten Messe, nas von der Presse. Wir behandeln beinahe unsere eigene Schriftsteller, wie die Zeitungsschreiber. Man lieset ihre Bücher als Novellen vom lezten Datum. Sind sie vom vorigen Jahre, so siehet man sie nicht mehr mit Augen an.

23.

LXXXIII. LXXXIV.

Praktische Anleitung den kammergerichtlichen Proces zu erlernen, nebst beigefügter Anzeige eines neuen Grundrisses der kammergerichtlichen Jurisprudenz, zur Ankündigung seiner Sommervorlesungen, herausgegeben von D. Friedrich Jacob Diederich von Bostell, des Kaiserl. und Reichs-Kammergerichts Advocat. Lemgo in der Meyerschen Buchhandlung 1774. 4 Bogen in 8.

Man mus sich durch den Titel nicht irren lassen, und etwa glauben, daß diese wenigen Bogen eine Anweisung zum kammergerichtlichen Proces enthalten. Es ist nichts weiter als das Gerippe desselben, eine Beschreibung der theoretisch praktischen Vorlesungen über die kammergerichtliche Jurisprudenz und den Cammergerichtsproces, welche der Hr. v. B. seinen dortigen Zuhörern hält, nach den speciellesten Theilen zergliedert.

Die-

Dieses Collegium wird in einem halben Jahre geendiget. Wie glüklich kan sich nicht ein angehender Practicus schätzen, in so kurzer Zeit diesen schweren und verworrenen Proces in einem Collegio, welches nach diesem Plane so sehr instructiv ist, zu erlernen! In der Vorrede verspricht der Hr. Verf. behuf dieser Vorlesungen Grundsätze von der juristischen Praxis abdrucken zu lassen, welches Versprechen er bereits durch eine Schrift erfüllet hat, unter dem Titel:

Grundsätze der gemeinen juristischen Praxis, zum Gebrauch seiner Vorlesungen herausgegeben von D. Friederich Jacob Diederich von Bostell. Ebendas. 1775. 84 S. 8.

Er gibt hierin theils algemeine Regeln, welche bei jedem Geschäfte eines Rechtsgelehrten ihre Anwendung finden, theils besondere, welche schon näher diese oder jene juristische Schreibart berühren, theils ganz specielle für einzelne Gattungen juristischer Aufsätze. Diese Aufsätze werden wiederum nach ihrer äußerlichen Form, nach ihrer Behandlung und nach dem juristischen Ausdruk der Gedanken betrachtet, und von allen diesen kommen wieder besondere Regeln vor. Wir haben diese Schrift wegen ihres lehrreichen, gründlichen und durch und durch brauchbaren Inhalts, besonders dasjenige, was der Hr. Verf. von der Art, wie man juristische Aufsätze zu entwerfen habe, vorträgt, mit Vergnügen gelesen. Nur, da der Hr. Verf. wie der Titel des Buchs sagt, und wie auch aus dem §. 92 erhellet, Vorschriften der gemeinen juristischen Praxis hat geben wollen; so hätten wir gewün-

schet, daß er bei den gegebenen Regeln nicht dieses oder jenes Rechtscollegium oder einzelne Provinzen allein mögte vor Augen gehabt haben. Denn so mögte es wohl nicht aller Orten dem Stylo curiae gemäs seyn, auch etwas weitläuftige und erhebliche Schriften in Paragraphen einzutheilen und mit Marginalien zu versehen, wie §. 17 gelehret wird. Daß etwa Deduktionen gemeinet seyn sollen, ist nicht gesagt. Es ist auch nicht ungewöhnlich, sich in den Gesichtserzählungen des imperfecti zu bedienen, welches nach §. 29 nur auf das perfectum und praesens eingeschränket wird. Auch ist es nur an einigen Orten, wo etwa die Akten nicht geheftet werden, thunlich und gewöhnlich, daß die Rubriken nicht zu Anfange der Schrift, sondern auf die Rükseite gesetzet werden, wie §. 92 algemein verlanget wird; desgleichen ist es auch nicht ohne Ausnahme nothwendig, daß nach §. 95, 107, 115 die Eingänge der Exceptions-, Replik- und Duplikschriften von den communicatorischen Decreten hergenommen werden müssen. Nach §. 147 sollen in dem Voto die rationes decidendi den rationibus dubitandi vorgehen. Es dürfte dieses aber, und daß nach §. 152 beim Schlusse der Urtel alle hauptsächliche Erkennungsworte mit der Clausul: als wir hiemit erkennen, zu sprechen u. s. f. wiederhohlet werden müssen, so wenig eine algemeine Observanz seyn, daß vielmehr in den mehresten Gerichten die umgekehrte Art gewöhnlicher seyn dürfte. Wir erinnern dieses deswegen, damit einem angehenden Rechtsgelehrten nicht der Wahn beigebracht werden möge, als ob dieses so algemeine nothwendige Regeln wären, davon er, ohne eine praktische Sünde zu begehen, nicht abgehen müsse. Uebrigens mögten

mögten wir den Ausdruk §. 94, daß dilatoriſche Exceptionen Ausreden wären, welche die äußerlichen Umſtände des Proceſſes betreffen, nicht gerne vertheidigen, da wir die exceptionem ſpolii, cedendarum actionum, plus petitionis tempore, moratorii u. ſ. f. alsdenn nicht zu rangiren wüſten; wie wir dann auch, nach der Vorſchrift des Hrn. Verf. daß alle Aktenſtücke, behuf einer Relation extrahiret werden ſollen, nicht gerne einen gerichtlichen Vortrag übernehmen mögten.

In Abſicht der Schreibart ſondert ſich der Herr von B. von vielen ſeines gleichen auf eine gute Art aus. Einige Wörter ſind uns doch aber ungewöhnlich, als: so mit, ſtat alſo, welches häufig vorkomt, erzwecken, erwürken, zuſammenhaken der einzelnen Sätze, unhinlänglich, Rechtlichkeit ſtat Rechtmäßigkeit, wenigſtens iſt uns ihr Bürgerrecht noch zweifelhaft. Das denen ſtat den, wann auch ſchon nicht welche darauf folget, können wir Juriſten uns nicht abgewöhnen. Wir ſind in unſerer Urtelsformul: wird denen ergangenen Akten nach zu Recht erkant, zu ſehr verliebt.

LXXXV.

Chirurgiſche Wahrnehmungen von Johan Lebrecht Schmucker, Königl. Preußiſchem erſten Generalchirurgus von der Armee, und Direktor der chirurgiſchen militäriſchen Feldhoſpitäler. Erſter Theil, von Verletzungen

und

und Krankheiten des Haupts, Berlin und Stettin, bei Friedrich Nicolai 1774. auf 574 Seiten in gros 8.

Zu den großen Verdiensten, die sich der Herr Verfasser, dem algemeine Hochachtung und Liebe gebüret, um die Preußische Armee erworben, und wodurch er sich das belohnende Zutrauen seines großen Königs zugezogen hat, komt nunmehro noch dieses hinzu, daß er in gegenwärtiger Schrift einige Bemerkungen aus seinem Tagebuche öffentlich mittheilet, und dadurch den Wundärzten ein unschätzbares Geschenk macht. Alle diese Beobachtungen, deren 50 an der Zahl sind, und die blos Wunden und äußere Krankheiten des Haupts betreffen, und wovon die mehresten in den Feldlazarethen im vorigen Kriege gemacht werden, haben alle die Eigenschaften und Volkommenheiten, die sie haben müssen, wann sie wirklichen Nutzen verbreiten, und mit Begierde und Anwendung gelesen werden sollen. Ohne zu gedenken, daß sie von einem Manne aufgezeichnet worden, der ein gründlicher Gelehrter und einer der volkommensten Wundärzte ist, so sind alle Beobachtungen entweder von ihm selbst, oder doch vor seinen Augen gemacht worden, daß also alles, was man lieset, wahr und richtig ist. Es wird ferner in denselben erzählt, was von den vorhergegangenen Umständen in Erfahrung gebracht werden könne; die Heilmethode und die Abänderung der Zufälle ist sehr genau beschrieben, und wenn der Herr Verf. beide niemals selbst beurtheilt, so ist es aus der Ursache geschehen, um den Leser in den Stand

zu

zu seßen, sowol über die Krankheit, als auch über die Curmethode selbst zu urtheilen. Auch unglükliche Ausgänge hat der Herr Verf. treulich angezeiget. In den Erzählungen in Absicht der Krankheitsumstände hat der Herr Verf. das rechte Maas getroffen, und er darf nicht befürchten, wie er S. 39 zu thun scheint, daß man ihm einer unnöthigen Weitschweifigkeit beschuldigen werde, vielmehr sagen wir, daß, wenn er hierin kürzer gewesen wäre, dieses Werk sowol für den theoretischen, als praktischen Arzt nicht so brauchbar seyn würde, als wie es jezt in der That ist. Man findet hier die allerseltensten Beobachtungen und die schwersten Verwundungen, wodurch die wichtige und schlüpfrige Lehre von den Wunden des Haupts, die man zwar in vielen chirurgischen Büchern findet, die aber ein Autor dem andern blos nachgeschrieben hat, in ein ungemein helles Licht gesezt wird. Diese Verleßungen nemlich waren es, auf die der Herr Verf. im leztern Kriege sein vorzüglichstes Augenmerk richtete, und nun kan man leicht denken, wie weit der forschende und durchdringende Geist eines Schmuckers es hierin gebracht habe. Das Resultat von diesen Erfahrungen theilt er nun in diesem Werke mit. In den ersten zwölf Beobachtungen findet man Fälle, die, ob sie gleich beim ersten Anblik nicht sonderlich gefährlich schienen, (denn sie bestanden nur in leichten Verleßungen der äussern Haut,) ohne heftige Erschütterung, ohne Eindrückung der Knochen und ohne Fracturen dennoch tödtlich abliefen. Dieser betrübte Ausgang, und die Oefnung dieser verstorbenen Kranken brachte den Hrn. Verf. auf eine ganz andere Curmethode, da er die von den Schriftstel-

stellern in solchen Fällen empfohlene Heilart mit so schlechtem Erfolg angewendet hatte. Er fand nemlich allemal, nur zwei Fälle ausgenommen, in dem Gehirn selbst nichts widernatürliches, sondern nur eine ausgetretene Lymphe zwischen der tunica arachnoidea und der pia mater. Daher dachte er auf ein Mittel, wodurch er die erschlafften Gefäße überhaupt und besonders die zarten lymphatischen und serösen Gefäße zusammenziehen, stärken, die fernere Ergießung der Lymphe hindern, und die Wiederaufnahme der schon ergossenen Lymphe befördern konte. Hiezu schien ihm das kalte Wasser das vorzüglichste und wirksamste Mittel zu seyn. Um aber das Wasser noch viel wirksamer zu machen, so lies er unter vierzig Pfund Wasser, vier Pfund Weinessig gießen, und noch überdies in demselben 32 Loht Salpeter und 16 Loht rohen Salmiak auflösen. Diese Vermischung lies er an einem kalten Orte aufbewahren, und nennet sie seine fomentatio frigida. Diese Fomentation läst er jedem Kranken, der eine Hauptwunde hat, nach dem vorher die Haare abgeschoren, die Wunde gehörig erweitert, und verbunden, auch eine, oder nach Befinden, mehrere, Aderläße angestelt worden, vermittelst dicker und ein wenig ausgepreßter Frieslappen alle Stunden frisch überlegen. In allen Fällen, wo der Kopf beschädigt war, lies er dieses Mittel anwenden, ja auch nach der Trepanation; und nach Anwendung dieses Mittels, welches ebenfals von andern Wundärzten gebraucht wird, sterben weit wenigere Kranken, als vorher. Die darauf folgende Krankengeschichte beweisen die Wirksamkeit dieses Mittels zur Gnüge. Auch bei starken Erschütterungen des

Ge-

Gehirns, ohne Verletzung der äußern Haut oder der Hirnschale, wenn die Verwundeten ganz sinlos lagen, sahe der Herr Verf. von den kalten Umschlägen, mit öftern Aderläßen und reizenden Clystieren verbunden, sehr gute Wirkung; und wenn die Kranken bei sehr starken Erschütterungen des Gehirns auf den Gebrauch dieser Mittel nicht sogleich den Gebrauch der Sinne wieder bekamen, so lies er am Halse, hinter den Ohren, auch wol an den Schläfen zwölf, sechszehn und mehrere Blutigel ansaugen, worauf die herlichsten Würkungen erfolgten. Alle Beobachtungen haben für sich etwas lehrreiches und besonderes, sowol in Ansehung der Beschaffenheit der Beschädigungen, als auch der Zufälle und der dabei angewendeten Heilarten, und die Beschädigungen sind theils geschossene, theils gehauene, theils gefallene. Die Anmerkungen, die der Hr. Verf. selbst zuweilen über die Beobachtungen macht, sind überaus unterrichtend. Aus der 35sten Beobachtung ersiehet man, daß nicht bei einer jeden Fissur der Hirnschale ausgetretenes Blut seyn müsse, und die darauf folgende Beobachtung lehret, daß nicht jederzeit mit einer Abweichung der harten Hirnhaut eine Austretung des Bluts verbunden sey. Bei einem Kranken, der von einer Canonenkugel eine sehr heftige Erschütterung des Gehirns erlitten hatte, wirkten zehn Gran vom Brechweinstein nur einige gelinde Stuhlgänge, da doch eben dieser Brechweinstein sonsten zu zweyen Granen hinlängliche Wirkung thaten. Zur Probe gab der Herr Verf. eben diesem Kranken, als er sich wieder gebessert hatte, drei Gran, und hierauf erfolgten vier vomitus. Dieses Phänomenon erklärt er von dem reizlosen Zustande

stande des Magens, und dieser ist vermuthlich von einer unterbrochenen Würkung des ächten Nervenpares entstanden. Die acht und dreißigste Beobachtung handelt von einem starken Beinstos am Stirnbein, die von zweien Geschwüren entstanden waren. Unter denselben war das Stirnbein angefressen. Alle Mittel, die Abblätterung zu bewirken, waren unzulänglich, daher schlug der Herr Verf. den Trepan vor, welchen der Patient aber durchaus abschlug. Nun lies er die Spiesglasbutter vermittelst eines stumpfen hölzernen Griffels tropfenweise in einem Zirkel auf den verdorbenen Knochen nahe an dem gesunden Theil herablaufen. Den folgenden Tag fand er diesen Zirkel schwärzer und mürber. Dieses sezte er vier Tage lang fort, und nun brachte er das ganze Stük in der Größe eines Pfennings durch einen kleinen Hebel glüklich heraus. Nach diesem nahm er das übrige von der angegangenen Hirnschale mit Instrumenten weg, und darauf ward der Kranke bald wieder hergestellet. Die 40ste Beobachtung: Von einem heftigen und fixen Kopfschmerz, welcher durch den Trepan geheilet worden. Nirgends an der trepanirten Stelle fand man etwas widernatürliches, und doch verlohr sich der Schmerz. Sechs Jahre lang war die Patientin von dem Schmerze befreyet; als sie aber wieder schwanger wurde, so kam der Schmerz an der vorigen Stelle wieder. Die ein und vierzigste Beobachtung ist eben so merkwürdig. Eine Geschwulst, die einem Spekgewächse ähnlich war, sas oben auf der harten Hirnhaut, welche ganz und unverlezt war, ein Theil der Hirnschale war gänzlich aufgelöset, und durch diese Oefnung war jenes Gewächs gedrungen. Dabei

blieb

blieb die Gesundheit des Patienten im übrigen ganz gut. Einen schwarzen Staar, welcher metastatisch nach einem Flekfieber entstanden, hob der Herr Verf. sonderlich durch oft hinter einander gegebene Brechmittel. Venerische Augenentzündungen sind bekant, aber Beobachtungen von gänzlichen metastatischen Versetzungen der venerischen Materie nach gestopftem Tripper findet man bei keinem Schriftsteller. Der Hr. V. sahe die Materie von eben der Farbe und Schärfe nach einem gestopften Tripper aus dem Auge kommen, als sie den Tag zuvor aus der Harnröhre geflossen war. Die ganze Abhandlung von der Entzündung des Auges verdient von allen praktischen Aerzten und Wundärzten mehr als einmal mit der grösten Aufmerksamkeit gelesen zu werden. Die Scarificationes der Augen mit einer Bürste von Kornähren verwirft der Herr Verfasser, und nimt stat derselben eine feine Lancette. Dieses ganze Werk ist so vol von den vortreflichsten Lehren und Handgriffen, daß wir eifrigst bitten, jeder Arzt und Wundarzt wolle es selbst durchstudieren. Dem Herrn Verf. selbst müssen wir wegen S. 513 u. f. alwo er von dem Nutzen seines Augenwassers, das er verschweiget, redet, sagen, daß Herrenschwand so grosmüthig gewesen, und die Composition seines Wurmpulvers dem sel. Prof. Vogel entdecket habe, der sie denn auch in seiner Therapie weiter bekant gemacht hat. Solte der Hr. Generalchirurgus nicht eben so grosmüthig seyn können? Wir trauen es ihm zu, daß er selbst einsieht, daß seine Gründe, mit welchen er sich wegen der Verschweigung zu decken sucht, sehr unzulänglich sind.

17.

LXXXVI.

La Generation ou Expoſitions des Phenomenes relatifs a cette fonction naturelle; de leur mechanisme, de leurs cauſes reſpectives & des effets immediats, qui en reſultent. Traduite de la Phyſiologie de M. de Haller. Augmentée de quelques Notes & d'une Diſſertation ſur l'origine des Eaus de l' Amnivs. Tome premier & ſecond. A Paris, chez des Ventes de la Doué, Libraire, rue Saint Jaques vis à vis le College de Louis le Grand. MDCCLXXIV. gros Octav. Tome I. 640 Seiten. Tome II. 508 Seiten.

Es verdienet dieſes Buch mit Aufmerkſamkeit geleſen zu werden, und beſonders von denen welche gerne allerhand Meinungen von denen zur Lehre von der Erzeugung der Menſchen und Thiere gehörigen Materien zu wiſſen verlangen, denn dieſe findet man darinnen in Menge angeführet. Es iſt darinnen von dem männlichen Samen, deſſen Farbe, Geruch, Schwere gegen das Waſſer, imgleichen von den Samenthiergen, von welchen insbeſondere die Meinungen und Beobachtungen verſchiedener Gelehrten angeführet, aber auch nichts gewiſſes entſchieden worden, von der Abſonderung des Samens in den Teſtikeln, von der Beſchaffenheit des Samens

in den Teſtikeln und in den Samenbläsgen, von dem Liqvor Protaſtarum, welcher dem Samen beigemiſcht wird, von dem Nervenſafte, welcher dem Samen beigemiſcht werden ſol, von der Auslerung und Zurükführung des Samens ins Blut und von denen aus der Auslerung und Zurükführung des Samens ins Blut entſtehenden Würkungen in den thieriſchen Körpern, von der Aufrichtung des männlichen Gliedes, von dem Ueberflus des Samens, von der Begierde zum Beiſchlafe und den Urſachen derſelben, in welchem Alter das männliche Geſchlecht vermögend iſt, den Beiſchlaf auszuüben, gehandelt. Es ſind Beiſpiele angeführet, daß Männer von zwei und ſiebenzig, ja von hundert und vierzig Jahren noch Kinder gezeugt haben. Manche Thiere haben gar keine Samenbläsgen und gar keine Proſtatas. Ferner iſt in dieſem Buche eine Abhandlung von den organiſchen Theilen des weiblichen Geſchlechts, von dem Unterſchiede derſelben in Anſehung des männlichen Geſchlechts, auch bei verſchiedenen Thieren, von den Brüſten, von der Abſonderung der Milch, deren Beſtandtheile durch verſchiedene Verſuche unterſucht worden, von der Gebährmutter und denen dazu gehörigen Theilen, und von der monatlichen Reinigung. Von dieſer ſind drei Urſachen unterſuchet worden, nemlich ob der Einflus des Mondes ſie bewirken könne, wie einige der Alten geglaubt haben, oder ob ſie von einer Gährung in der Gebährmutter, oder von der Volblütigkeit entſtehe, und es wird erwieſen, daß eine Volblütigkeit beſonders in den Gefäßen der Gebährmutter die Urſache der monatlichen Reinigung ſey. Es iſt dabei eine Berechnung angebracht von der Kraft

der Arterie und Venen gegen einander, die ſich auf Verſuche gründet, welche ſelbſt ſind angegeben worden. Der Recenſent geſtehet, daß er ſich hier keinen möglichen Fal gedenken könne, durch welche Verſuche die Richtigkeit derjenigen Sätze könne bewieſen werden, worauf ſich die Rechnung gründet. Es ſind auch gegenſeitige Meinungen wider dieſe Theorie angeführet. Hierauf iſt von dem Nutzen der monatlichen Reinigung und von der Conception gehandelt worden. Von der Conception ſind ſehr viele hierüber bei allerlei Thieren angeſtelte Verſuche angeführet worden. Es iſt gewis, daß allemal die Eiergen des Weibgens von dem männlichen Samen müſſen befruchtet werden, wenn die Conception geſchehen ſol, allein es bleiben uns hierbei einige Puncte dunkel, welche wol, ſo lange wir von den Wirkungen des Körpers in die Sele und der Sele in den Körper keine völlige Einſicht erlangt haben, uns nicht deutlich werden möchten. Von den Urſachen der Begierde zum Beiſchlaf wird bei dem männlichen Geſchlecht ein Ueberflus des Samens und beim weiblichen Geſchlecht ein Aufſchwellen der Eierchen, ja bei manchen Thieren der ſämtlichen zur Gebährmutter gehörigen Theile angegeben, nächſtdem werden verſchiedene Arten der Begattung verſchiedener Thiere beſchrieben und von den Hermaphroditen, von dem, was bei Weibesperſonen währenden Beiſchlaf vor ſich gehet, ob die Weibesperſonen einen Samen haben? was für Veränderungen in der Gebährmutter, den Muttertrompeten und in den Eierſtöcken durch den Beiſchlaf hervorgebracht werden, ob das Eichen vom Eierſtocke los und weg und durch die Muttertrompete in die Gebährmut-

ter

ter gehe, ob das Thierchen, was man nach der Empfängnis in der Gebährmutter findet, vom mänlichen oder weiblichen Samen allein oder von beiden zugleich sey? gehandelt. Der Herr Verfasser gestehet wegen des leztern Punctes selbst, daß es schwer sey, hier was entscheidendes zu bestimmen, denn gäbe man auf die vorgetragenen Erscheinungen Achtung, so widerspräche immer eine der Meinung, welche anzunehmen uns die andere bewogen hätte, und eben so gienge es mit verschiedenen Proben und Versuchen, die man deshalb anstelte, man müste also zufrieden seyn, wenn man nur auf einen großen Grad der Wahrscheinlichkeit käme. Die Entscheidung des Herrn Verfassers ist endlich diese: des Thierchens Wohnung ist eigentlich in der Gebährmutter, wie es aber durch den mänlichen Samen zu leben und zu wachsen anfange, ist nicht zu erklären.

Der andere Theil dieses Werks handelt von der Frucht in Mutterleibe und denen dazu gehörigen Dingen, vom Ursprung des Liqvoris Amnii, von dem Leben der Frucht und von der Geburt. Ueberhaupt ist alles in dem ganzen Werke auf eine leichte und angenehme Art vorgetragen, und, ob man gleich in dergleichen Abhandlungen nicht allemal volkommene Gewisheit findet und verlangen kan, so wird es doch niemanden reuen, dieses Buch gelesen zu haben.

5.

LXXXVII.

Der neue Menoza, oder Geschichte des cumbanischen Prinzen Tandi. Eine Komödie. Leipzig in der Weygandschen Buchhandlung. 1774. 8¼ Bogen 8.

Ob dies Stük von dem Verfasser des Hofmeisters ist, wissen wir nicht. Es ist aber völlig in eben dem Geschmak, und hat eben die Schönheiten, und eben die Manier, nur mit dem Unterschiede, daß in gegenwärtigem Schauspiel eine viel stärkere Mischung vom Komischen ist. Die ganze Fiktion ist seltsam und wild angelegt, mit ausdrüklicher Vernachläßigung aller Wahrscheinlichkeit. Ein junger Mensch, der erste Page eines Fürsten in der Tatarey gewesen, nachher aber dessen Liebling so sehr geworden, daß er ihn an Kindesstat angenommen und zum Erbfolger erklärt hatte, durchreiste Europa, um Menschen kennen zu lernen. Er komt nach Sachsen, wo er mit einem Herrn von Biederling, einem seltsamen ökonomischen Projektmacher, sonst ganz ehrlichem Man, bekant wird, und mit ihm auf dessen Gut bei Naumburg reiset. Hier findet man den Prinzen zuerst in dem Stüke, und er sagt zwar, er wolle wieder nach Cumba reisen, weil er hier keine Menschen fände, sondern lauter gedrechselte Puppen, allein er verliebet sich in die Tochter des Hrn. v. Biederling und heirathet sie. Nachher

ber ergiebt sichs, daß dieser Hr. von Biederling des Prin-
zen Vater ist, da dieser durch seltsame Zufälle ganz
lung nach der Tatarey, in des Fürsten von Cumbas
Händen gekommen ist. Man kan sich die Verzweiflung
der beiden jungen zärtlichen Eheleute leicht gedenken.
Der Prinz reist sich aus den Armen seiner Gattin, und
geht nach Leipzig, woselbst er in der tiefsten Traurig-
keit und als ein Erzsonderling lebt, denn er läst immer
Blinde und Lahme in seinem Hause traktiren. Endlich
entdekt sichs durch ganz wunderbare Zufälle, daß beide
Eheleute nicht Bruder und Schwester sind, denn die
liebenswürdige Wilhelmine ist nicht die Tochter des Hrn.
von Biederling, sondern eines Spanischen Grafen.
Dies alles ist untermischt mit einem Grafen Chame-
leon, der Wilhelminen verführen wil, mit einer Spa-
nierin Chameleons Frau, die aber nur an die Stelle
der Wilhelminen von der Amme gesezt worden ist. De-
ren beiden ihre Episode ist wohl mit der Fabel verwebt,
nur daß man sich mit Mühe aus dem ganzen Zusam-
menhange derselben finden kan, weil einem immer nur
die Außenlinien davon gezeigt werden. Noch findet
man darin einen Baccalaureus Zierau, ein recht süßes
galantes Leipziger Magisterchen, und den Magister
Beda, einen Präceptor aus Schulpforta, ein schul-
fuchsichter Gelehrter, von dem man nicht recht bestim-
men kan, ob er ein Narr oder ein Schurke ist, wenn er
dem Prinzen einreden wil, die Fortsezung des ehelichen
Umgangs mit seiner Schwester sey kein Verbrechen.
Das Stük endigt sich auf eine sehr possierliche mit dem
übrigen gar nicht zusammenhängende Art. So ko-
misch auch diese lezten Scenen zwischen den Hrn. Bac-

calaureus, und dem Hrn. Burgemeister Zierau, dessen Vater, wo jener lezterm den wahren theatralischen Geschmak, und die Lehre von den Einheiten beibringen wil, in der That sind, so thun sie doch, nach so vielen vortreflichen Situationen, die so schön bearbeitet sind, daß das Stük, troz der Unwahrscheinlichkeit der ganzen Anlage, doch rührt, eine widrige Würkung. Wenn man diese Unwahrscheinlichkeit abrechnet, so ist die Einrichtung im Plane besser als im Hofmeister, denn der Leser kan sich in die Begebenheiten und ihre Ordnung viel besser finden, und wenn man etwa die Donna Diana ausnimt, so bleibt selbst bei der ersten Vorstellung nichts räthselhaft, auch ist die Aufmerksamkeit lange nicht so getheilt, als im Hofmeister zwischen Friz von Berg und Gustchen, die die ganze Zeit von des erstern Abreise bis zu seiner Rükkehr nichts mit einander gemein haben. Das ist so was großes, das jeder fühlen wird, der Eindruk gegenwärtigen Stüks sey stärker als der, den der Hofmeister macht, und er würde noch viel stärker seyn, wenn das Innerste der Begebenheiten mehr gezeiget, und nicht blos die Hauptaußenlinien derselben angegeben wären, so daß dem Leser zu viel zu rathen übrig bleibt. Sonst aber sind die Charaktere ganz nach dem Leben gemahlt und der Dialog ganz vortreflich. Alle Personen vom Kaffeeschenken, von den Lahmen und Blinden an bis zum Prinzen, sprechen, so wie sie nur nach ihren Umständen und nach ihrer Situation, wenn sie würklich da wären, sprechen würden. Die passionirtesten Situationen, als Wilhelminens und des Prinzen Betrübnis bei der Nachricht, daß sie Bruder und Schwester sind, ihre Freude, als sie erfahren, daß das

nicht

nicht ist, und die possierlichsten, als die wechselseitige Belehrung des Hrn. Baccalaureus und Hrn. Burgemeister Zierau, sind gleich gut bearbeitet. Und welch ein Wiz herscht in dem Stücke! Welche herliche Schilderung einiger dem Lande, wo die Scene ist, eigenthümlichen Thorheiten. Wer Leipzig kent, den werden viele Züge, und besonders der ganze Charakter des Hrn. Baccalaureus außerordentlich ergözen, und in der That wundern wir uns, wie das Stük dort hat können gedrukt werden, da unter allen Eigenschaften der Einwohner dieser berühmten Stadt die Liebe und Bewunderung derselben eine der algemeinsten ist. Gewis, Sezer, Korrektor und alles was an diesem Stücke etwas gearbeitet hat, waren keine Leipziger, sie hätten zur Bekantmachung solcher Blasphemien nichts beitragen mögen. Indes wäre zu wünschen, daß die komische Belehrung dort Eindruk machte, um die Meinung der eignen Volkommenheit, welche so ein schädlich Vorurtheil ist, nebst manchem andern zu vertilgen. Wissenschaften blühen gar sehr in Sachsen, und besonders in Leipzig, es ist mit einer großen Menge geschikter und wiziger Leute angefült, aber dabei ist es unter allen protestantischen deutschen Ländern dasjenige, wo man, im Reiche der gesunden Philosophie, am allerweitesten und noch um ein halb Jahrhundert zurük ist. Da Sachsen und alle Länder Deutschlands eine Menge seltsamer Charaktere darstellen, so bitten wir den Verfasser sehr, sie uns auf der Bühne zu zeigen. Er ist gewis am besten im Stande, sie ins gehörige komische Licht zu sezen, und unser Aristophanes zu werden. Die Gabe des Spottes hat er ganz in seiner Gewalt, und er ist

manchmal beißender, als er vielleicht im Grunde seyn wil. Wir muthmaßen es aus folgender Stelle. Im 4ten Akt in der 9ten Scene, als Hr. v. Biederling auf der Nachreise nach seinem entdekten Sohn sich auf einem Caffeehause in Leipzig befindet, wo dieser eine so seltsame Lebensart führt, und sich nach ihm bei den Caffeeschenken erkundigt, so antwortet ihm dieser: — Ja es ist ein eigner Hecht, wir haben hier viele gehabt, aber von der Espece nicht. Da war einer, der hunderttausend Gulden hier jährlich verzehrt hat, und lag den ganzen Tag bei Keinerts: (ich brauche wol nicht zu sagen, daß das ein berüchtigtes Bordel bei Leipzig ist) aber er machte nichts, behüte Gott! Er hatte sein Buch in der Hand und studierte dort. Der selige Professor Gellert selber hat ihm das Zeugnis gegeben, er sey der geschikteste unter allen seinen Scholären gewesen. Gellert war ein frommer Man und unfähig aus Eigennuz so zu urtheilen, wie man hieraus verstehen möchte. Aber er hatte die Schwachheit, daß er sich von den jungen Leuten, die ihm ergeben waren, gewaltig konte veneriren lassen, und diejenigen, die ihn so venerirten, besonders die Reichen und Vornehmen, waren in seinen Augen immer Muster, da hingegen er andern gar keine Gerechtigkeit wiederfahren lies, zumal wenn sie etwa Zuhörer von einigen ihm misfälligen Lehrern waren, die unglüklicher Weise die gelehrtesten und tiefdenkendsten in ihrem Fache waren. Daß er die Reichen und Vornehmen immer lobte und pries, daran war hauptsächlich eine, oder ein paar Personen Schuld, die von diesen Vornehmern Vortheile zogen, und weil sich Gellert, welcher freilich ein sehr schwacher Kopf

war,

war, ganz von ihnen lenken lies, so brachten sie es dahin, daß er von diesen Reichen ihren Unvolkommenheiten nie was erfuhr, und sie immer für vortrefliche junge Leute hielt und ausposaunte. Hiedurch haben wir diesen Spot, vor den sich halb Deutschland gekreuzigt haben mag, nach der Wahrheit erklärt, wie ihn auch der Verf. gewis verstanden haben wil, und Gellerts Ehrlichkeit gerettet. Von den Deutungen, die man einigen andern Stellen, besonders den Reden des Magister Beda geben könte, wenden wir die Augen mit Fleis weg. Sie wären alsdenn gar zu aristophanisch. Der Leser aber, wir sagens nochmals, mus das Stük ganz lesen; verderben ihm Vorurtheile nicht den Geschmak, so wird es ihn gar sehr ergötzen.

4.

LXXXVIII.

Clavigo. Ein Trauerspiel von Göthe. Leipzig in der Weigandschen Buchhandlung. 1774. 6¼ Bog. 8.

Die in dem 7ten Theile des Merkurs befindliche Nachricht von dem Gegenstande dieses Stüks überhebt uns dem Leser hier eine zu geben. Es ist dadurch zum Trauerspiele gemacht, daß Marie über die Nachricht von Clavigos zwoter Untreue und von dessen gegen ihren Bruder erhobnen Anklage stirbt. Gerade

rade da ſie begraben werden ſol, kömt Clavigo übers Theater, Beaumarchais, der auch drauf zukomt, ohne daß man recht weis, woher und wie, oder wo er die Zeit über, zwiſchen der Nachricht von Clavigos Klage gegen ihn, und Mariens Begräbnis, welches doch unmöglich ſo unmittelbar nach ihrem Tode nicht ſeyn kan, Beaumarchais, ſage ich, zieht auf den Clavigo und erſticht ihn. Obgleich der Plan augenſcheinlich mit groſſer Nachläſſigkeit angelegt iſt; obgleich die erſte Scene im vierten Akt viel zu lang, und überhaupt der Dialog an vielen Stellen zu deklamatoriſch und leer iſt; obgleich die Wuth, in die Beaumarchais bei der Nachricht von Clavigos neuer ſchändlichen Betrügerei geräth, bis zum ekelhaften übertrieben und jedem edlen Charakter unanſtändig iſt, beſonders aber mit des Beaumarchais ſeinem nicht harmonirt, ſo läſt dieſes Stük doch nicht ungerührt, und der lezte Akt mus unfehlbar einen groſſen Effekt thun. Außerdem erhelt es offenbar, daß es eine nachläßig hingeworfene Skize iſt, und ſie iſt, wir können es nicht läugnen, des Verf. von dem Götz von Berlichingen ganz unwerth, ohnerachtet man etliche Züge von ſeiner Meiſterhand darin erkent.

4.

LXXXIX. XC.

Klementine oder das Teſtament. Ein Drama in fünf Aufzügen. Neue von dem Verfaſſer durchaus veränderte Auflage. Dresden bei Waltern 1774. 5½ Bog. 8.

Ohn-

Ohnerachtet aller Veränderungen, die der Verfasser gemacht haben mag, (denn wir haben es nach der ersten Ausgabe nicht gelesen,) ist das Stük doch von gar keinem Werthe. Die ganze Anlage ist unnatürlich, und da fast alle Catastrophen durch Zuhorchen der Personen geschehn, sehr nachläßig. Es ist keine taugliche Situation darin, der Dialog ist höchst alltäglich. Besonders ist die Vergiftung Klementinens am Ende, und die Art, wie sie davon befreit wird, von der widrigsten Würkung. Dies Stük giebt uns Anlas zu zwo Bemerkungen. Man mus heut zu Tage Vergiftungen nur mit der gröſten Behutsamkeit aufs Theater bringen. Denn bei dem gegenwärtigen Zustand der Welt ist es fast nicht möglich, daß jemand ein solch Verbrechen unentdekt begehe, daher sich auch niemand, außer um einen großen Endzwek zu erreichen, zu so einer That entschließen wird, und nur dann allenfals, wenn alles bereit ist, um sich kurz darauf aus dem Staube zu machen. Unter solchen Umständen allein kan uns die Sache wahrscheinlich vorkommen und interessiren. Aber Leute, die alles um sich her vergiften, die dabei, und bei den Umständen, worin sie sich befinden, nemlich als blutfremde Leute, Testamente unterschieben, und groſe Güter erben wollen, das ist so unwahrscheinlich, es ist so augenscheinlich, daß sie gar keine Hofnung haben können damit durchzukommen, daß so etwas so wenig Glauben findet als ein Hexenmährchen. Ferner wenn man ja solche Verbrecher unter glüklichen Umständen aufs Theater bringt, mus man wohl Acht geben, wie man sie handeln läst, daß es nicht

ins

ins Unwahrscheinliche falle. So ist der Betrug, den Bland an der Laura spielen wil, unmöglich in seiner Lage, und seine Unterschiebung des Testaments lächerlich, zumal wenn er denkt sie mit einem Legat von tausend Thaler abzuspeisen. So handgreiflich unsinnig handeln Leute, deren geringster Fehltrit ihnen das Leben kosten kan, nicht. Meine zwote Bemerkung ist, daß auch alle Verwickelungen, die auf Prozessen beruhen, nur mit großer Behutsamkeit aufs Theater gebracht werden müssen; denn der Gedanke, daß die Sache in der zu einem Stücke gehörigen Zeit unmöglich ausgemacht werden kan, macht, daß Leser oder Zuschauer daran wenig Antheil nimt. Daher thut die ganze Beschuldigung der Klementine wenig Würkung, denn man denkt sogleich: ehe der peinliche Prozes entschieden ist, da finden sich tausend Mittel, daß ihre Unschuld an den Tag komme, es hat also mit ihrer Gefahr wenig zu sagen; und so hört man alles, was gesagt wird, ganz kalt an. Von eben dem Verfasser ist

Der Minister. Ein Drama in fünf Aufzügen. Neue von dem Verfasser durchaus veränderte Auflage. Dresden bei Walther. 1774. 5¼ Bogen in 8.

Dieses vortrefliche Stük können wir nicht genugsam loben. Es ist nach seinem dramatischen Werthe vorzüglich, und niemand wird es ohne Rührung lesen oder vorstellen sehen können. Die Intrigue ist sehr gut angelegt, die Charaktere gut gezeichnet, und der Hauptperson, des Ministers seiner hebt sich vortreflich, ohne die geringste Affektation und Unwahrscheinlichkeit. Wenn man aber den moralischen Nutzen dieses Stückes bedenkt;

bedenkt; wenn man bedenkt, daß es in einer großen Hauptstadt verfertigt worden ist, wo der vortreflich geschilderte Charakter des Ministers Eindruk machen mus; wenn man, sage ich, bedenkt, daß der Verfasser zu so edlen Zwecken seine Zeit und sein Talent auf so vorzügliche Art verwendet hat, dann mus man bekennen, daß er die Verehrung eines jeden Rechtschafnen verdient, und ich Unbekanter freue mich, daß sich mir hier die Gelegenheit darbietet sie ihm öffentlich zu bezeugen.

4.

XCI.

Merope, ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Gotha bei C. W. Ettinger. 1774. 8. 6½ Bog.

Vielleicht mag es da, wo der Verf. zu Hause ist, keine Mode mehr seyn, übersezt, auf den Titel zu setzen, wenns übersezt ist. Da es aber doch im übrigen Deutschland unsres Wissens der Gebrauch noch ist, daß man das seinem Leser zu wissen thue, so nehmen wir uns die Freiheit dem unsrigen zu sagen, daß dies nichts mehr und nichts weniger als eine Uebersetzung von Voltärens Merope ist. Sie enthält zwar einige, aber wenige Veränderungen. Die beträchtlichste unter allen ist die, daß im lezten Aufzuge der Tod des Polyphont nicht erzählt, sondern auf dem Theater verübet wird; aber der Verf. hat sich dabei nicht in große Unkosten gestekt, denn er hat weiter nichts gethan

als Ismeniens Erzählung, deren Züge er alle beibehalten hat, in Handlung zu bringen. Diese Veränderung hat freilich ihr Gutes und ihr Schlimmes. Voltäre kan für seine Art die Katastrophe zu behandeln mehr anführen, als die Kaprize der Franzosen, nach welcher niemand auf dem Theater darf ermordet werden. Alle die Scenen, wo ein Gewühl von Menschen aufs Theater komt, thun weiter nichts, wenn sie auch noch so gut ausgeführt werden, und das ist fast unmöglich, als daß sie die Aufmerksamkeit von der Sache abwenden und den Eindruk verderben. Also kan der vorgehabte Zwek des stärkern Eindruks, hier leicht verfehlt werden, eben dadurch, wodurch man ihn zu erreichen hofte. Doch für diese Veränderung läst sich was vorbringen, andre aber sind ganz falsch angebracht. Z. B. Wenn in der 2ten Scene des ersten Aktes Euricles die Nachricht bringt, Aegisth sey dem Narbos entronnen, und dieser irre jenem nach, so hängt das offenbar mit dem Plane des Stüks nicht zusammen. Denn wo hat das der ausgeschikte Arbantes erfahren? hat er den Narbos gesprochen? Anders kan es nicht seyn, denn wenn die Sache außerdem so weltkundig gewesen wäre, so würde ein feiner und wachsamer Tyran, wie Polyphont, leicht den Aegisth entdeckt und auf die Seite geschaft haben, hat er ihn aber selbst gesprochen, warum läst die Königin den Arbant nicht vor sich kommen, um ihn recht genau auszufragen, damit sie etwa eine Spur entdecken möchte. Wie komts, daß sie ihn nicht kommen läst, als Aegisth vor ihr erscheint, um zu sehen, ob seine Aussagen mit dieses seinen ihr nichts von ihrem Sohn entdecken könten? Wie komts, daß Narbos

wenn er den Arbantes gesprochen hat, nicht etwas von den Schiksalen der Königin erfahren hat, sondern so wildfremd nach Messen komt, wo ihm alles neu, alles wunderbar ist. Zudem kan ihm Arbantes nicht zufälliger Weise begegnet seyn, sonst würde das als ein sehr besondrer Zufal der Königin mit Umständen erzählt worden seyn, sondern Arbantes mus gerade nach dem Ort des Aufenthalts des Narbos hingegangen seyn, die Königin mus ihn gerade hingeschikt und vermuthet haben, daß er ihn finden würde, das sezt eine Kommunikation zwischen der Königin und Narbos voraus, sie mus gewust haben, daß er sich den Namen Polyklet gab, und tausend andre Umstände, durch welche sie den Aegisth gleich für ihren Sohn erkennen konte. Im Original hängt das doch viel natürlicher zusammen. Eben so sonderbar ist die Veränderung in der ersten Scene des zweiten Akts. In der Uebersetzung hört Merope ein Lärmen des Volks, und fragt, was es giebt; darauf antwortet Eurikles.

Die traurige Begierde sich am Anblik von Opfern der Gerechtigkeit zu weiden. Ein fremder Jüngling, der sich auf der Gränze mit einem Mord beflekt, wird eingeführt. Im Voltäre ist es ganz anders, allein der Ueb. hat den Zusammenhang da nicht eingesehen. Messen raucht noch von bürgerlichen Kriegen, und ist noch durch Partheyen getheilt, die alle die Waffen noch nicht niedergelegt haben. Eine derselben ist der Königin zugethan, und Eurikles einer der vornehmsten dieser Parthey hat treue Soldaten von derselben, an die Gränze von Elis geschikt, um den Aegisth sicher nach Messen zu bringen. Diese Leute haben vom Aegisth

nichts gehört und gesehen, aber sie haben einen Jüngling angetroffen, der einen Mord begangen hat, und bringen ihn mit, weil ihnen aufgetragen war auf alles Acht zu haben. Nichts ist also natürlicher als daß Polyphont davon nichts weis, daß der Königin ein Mörder gebracht worden war. Als ein wachsamer Tyran, der überal seine Spions hat, erfährt er das zwar bald, aber weil er zugleich hört, der Mörder habe den Aegisth, seinen einzigen furchtbarn Widersacher, umgebracht, und die Königin wolle ihn selbst umbringen, so hält ers nicht für nöthig, List, Ansehn oder Gewalt dazu anzuwenden, ihn in seine Hände zu bekommen. Wird er aber öffentlich wie hier eingebracht, so sieht man nicht ein, warum Polyphont ihn nicht gleich hat zu sich bringen lassen, um ihn auszufragen. Dem Polyphont konte nichts gleichgültig seyn, und es ist ihm auch nichts gleichgültig, denn so bald er erfährt, daß Merope nur ein wenig zaudert, diesen Menschen, wer er sey, zu erwürgen, so macht er, daß er ihn in seine Hände bekomt. Wir brauchen nicht zu sagen, daß so unreife Veränderungen nichts anders anzeigen, als den Mangel an theatralischen Kentnissen des Uebersetzers. Man kan gar nicht begreifen, was ihn bewogen haben mag, seine ungeschlachteten Künsteleien an so nichtsbedeutenden Kleinigkeiten anzubringen. Wolte er etwas schaffen, so fand er in Lessings Dramaturgie Fingerzeige genug, wie und was er ändern solte. Die Aenderungen in einzelnen Reden sind selten glüklicher, fast immer sinds Auswüchse. So ist Ismenens Rede S. 8. Die Beschreibung von Meropens Schmerz A. 3 Sc. 2 ist ein schlechter Auswuchs. Wer kan wol vertragen: Dan

knirscht

knirscht sie — heult — u. s. w. S. 48. Der französische Wortekel ist zwar übertrieben, aber es giebt gewis ein theatralisches Dekorum, und gesezt auch, in der Leidenschaft könne es übertreten werden, so kans doch der nicht thun, der blos erzählt, wie hier Eurikles. Aber so viel Nachdenken wenden unsre Dichterlinge nicht bey ihren Arbeiten an. Meropens Schmerz in der 3ten Sc. des 3ten A. ist viel zu gesprächig, viel schöner ist ihre kurze Rede im Voltäre, und das Stillschweigen, das hernach während der Zubereitung zum Opfern des Jünglings herschen mus. Eben so Geschmaklos sind die übrigen Zusäze in dieser Scene als Aegisthens Schwur und Meropens Antwort: Haben Bösewichter auch ihren Jupiter? Doch es lohnt sich nicht der Mühe, daß wir uns weiter darauf einlassen; fast keine einzige Aenderung nüzt was, und hat der Ueb. sich was darauf eingebildet, und deswegen nicht auf dem Titel angezeigt, daß es übersezt sey, so ist das eine sehr seltsame Eitelkeit. Außerdem kan man nicht anders sagen, als daß das Uebersezte recht gut ist, und wir wünschten nur, daß alle ausländische Stücke, die auf unsre Bühne gebracht werden, so gut übersezt wären.

4.

XCII.

Vermischte Schriften von Johan Caspar Lavater. Erstes Bändchen. Welcher weis gutes zu thun, und thut es nicht, dem ist es Sünde. Winterthür 8. 1774.

Der Herr Verfasser wil in dieser Schrift den Menschen seinen Brüdern nach und nach etwas sagen, das zu ihrer Glükseligkeit gereichen sol. Er wil alles, was ihm nüzlich zur Beförderung der Weisheit und Tugend dünken wird, hier einrücken; oft beträchtliche Hauptstücke, weitläufige Aufsätze und Abhandlungen; oft nur einzle Gedanken, die nur eine oder zwei Zeilen einnehmen, oft Auszüge aus Predigten, Erklärungen wichtiger und misverstandner Schriftstellen, Briefe, Gebete, Beobachtungen, Gedichte, Urtheile über alte und neue Bücher, die gedrukt und noch nicht gedrukt sind, Erzählungen, Gespräche, Rathschläge, Wünsche, Erfahrungen, Hofnungen u. s. f. Er schreibt weder für eigentliche Gelehrte, noch für ganz unwissende Menschen, sondern für alle und jede Freunde der Weisheit und Tugend, die auch nur einige Uebung im Lesen haben.

Erstlich komt ein Denkmal auf Herrn Felix Heß, weiland Diener götlichen Worts in Zürich, vor, welches 196 Seiten enthält. Herr Lavater theilt hier eine Samlung der Briefe des Herrn Heß an seine Braut mit, die freilich nicht den Ton der süßen Herren haben, und manchem ganz sonderbar vorkommen werden, indem er mit seiner Braut nicht nach der gewöhnlichen Weise tändelt, sondern ihr die schönsten Lehren der Weisheit, Oeconomie und Religion vorträgt. Damit man vom Ganzen urtheilen könne, wollen wir einen Auszug aus einem Briefe mittheilen, in welchem er seiner Braut seinen Charakter beschreibt.

„Ich

„Ich bin sehr heftig, empfindlich, zu furchtsam um lasterhaft, oder auch im gehörigen Grade tugendhaft zu seyn, meistens bis zur Ausschweifung aufgewekt, und zuweilen mürrisch. Ich bin zu schnellen und zu starken Leidenschaften aufgelegt, und um deswillen sehr veränderlich. Die Natur hat mir keinen Hang zum Geitze, sondern eine ziemliche Gleichgültigkeit für ein großes Vermögen gegeben, und meine Umstände haben meine Neigung zur Eitelkeit und Verschwendung mehr, als meine Vernunft zurükgehalten; ich bin bis zur Schwachheit mitleidig, allein ohne diejenige Zärtlichkeit, die diese menschliche Neigung so liebenswürdig macht. Wollust, Ehrgeiz sind meine herschenden Leidenschaften; doch werde ich allemal mit der erstern weit eher fertig als mit der leztern, und mein wild aufschäumendes Blut fängt an sich regieren zu lassen u. s. f. Dieser vortrefliche Man starb 1768, den 8ten Merz unter dem Zuspruch des Herrn Lavaters als ein Christ. Hierauf folgen zwei theologische Aufsätze: von der Schriftlehre in Ansehung der Kraft des Glaubens, des Gebets und der Gaben des heiligen Geistes; nebst einem Entwurf zu einer einfältigen Form, das heilige Abendmahl auf eine christliche und gesegnete Weise zu halten. Dieser Entwurf war wol des Abdruks nicht werth, da er gar nichts enthält, was nicht der einfältigste Dorfpfarrer eben so gut machen könte. Uns dünkt es für einen Schriftsteller gar nicht vortheilhaft, alle seine Einfälle drucken zu lassen; er thut sich Schaden, und bessert Niemand.

Das übrige sind poetische Stücke, nemlich, einige poetische Gemählde aus der evangelischen Geschichte,

Oden und poetische Briefe. Das erste sol eine Probe einer Messiade seyn, die ganz und allein auf Thatsachen und historischen Reden beruht, und diese Thatsachen und Reden durch poetische Ausbildung anschaulich, lichtvol, empfindbar macht, nichts hinzudichtet, aber alles dichterisch malt. (Ist ein dichterisch Gemählde keine Fiction?) Der Herr V. wil belehrt seyn, ob er diese bereits angefangne Arbeit fortsetzen oder aufgeben sol. Die Stücke, welche hier eingetheilt werden, sind der Aussätzige, die Stillung des Sturms, zween Blinde, und die Geisselung Jesu. Der Anfang der lezten lautet also: Folge dem Dulder nach, mein banger Geist, und verlas nicht einen Augenblik ihn, und siehe, was unter der Geißel, und mit welcher Geduld, mit welcher Liebe der Sohn lit? Schau! sie führen ihn hier in die Folterkammer der Heiden; schweigend schaut er sie an, und schaut zum Vater im Himmel schweigend. Aber in tiefer Stille betet die Sele, strebt der hellern Zukunft, strebt dem großen Gedanken von dem ewigen Heil der tausend mal tausend entgegen, die ihm der Vater geschenkt, der ihn durch Leiden zum Mitler des gefalnen Menschengeschlechts von Ewigkeit weihte. Die Oden und poetischen Briefe sind an Breitingern, Bodmer, Ramler, Basedow, Rüscheler, Brummer u. s. f. und enthalten viel Feuer; ob aber durch diesen Zuruf Herr Basedow zu Christo wird bekehrt werden, schieben wir dem Herrn V. ins Gewissen. Endlich steht eine Anrede an alle Buchhändler in der Schweiz und in Deutschland, diese Schrift nicht nachzudrucken. Wir glauben, sie werden ihm seine Bitte leicht gewähren.

2.

XCIII.

XCIII.

Briefe die deutsche Sprache betreffend, von Johan Friedrich Heynaz. Fünfter Theil. Berlin 1774. 8.

Der 32te Brief über Herrn Schirachs Schrift von der Harmonie des Stils nach dem Marmontel enthält gute Anmerkungen, und besonders eine Vergleichung mit den Ramlerischen Beobachtungen in seinem Batteux.

Der 33te Brief über Herrn Fabers Sprachkunst, die 1768 heraus kam; er hätte mehr die eignen Fehler seines Vaterlandes rügen mögen.

Der 34te Brief von Hemmers Abhandlung über die deutsche Sprache zum Nutzen der Pfalz.

Der 35te Brief über die Streitigkeiten, welche Hemmers Buch erregt hat.

Der 36te Brief Beurtheilung des angeblichen Schreibens eines Landpriesters an die Zeitungsschreiber, dessen Verfasser Herr Schwan, Buchhändler zu Manheim, seyn sol. Unter dem Schein, als wenn der Landpriester im Namen einer Gesellschaft seiner Mitbrüder Belehrung suche, führt er aus Tagebüchern und gelehrten Zeitungen die Wörter an, die er nicht verstanden zu haben vorgiebt. Herr Heynaz wird diese Materie in seinem Antibarbarus weitläufiger ausführen.

Der 37te Brief. Anzeige der Fortsetzungen über die Merkwürdigkeiten der Literatur; insbesondre von

Herrn Klopstoks Dialogen über die Aufnehmung der griechischen Sylbenmaße und von eines ungenanten Beurtheilung des Deutschen in Herrn Michaelis Bibelübersetzung.

Der 38te Brief über Funks Meinung von dem unveränderlichen Stande oder der Adverbialform der Beiwörter. Dieser Brief ist vom Herrn Director Heinze an den Verfasser geschrieben worden.

Der 39te Brief. Verzeichnis aller deutsch grammatischen und orthographischen Schriften bis 1747, nach Anleitung Herrn Reichards in seiner Historie der deutschen Sprachkunst. Herr Heynaz meint, man könte die Geschichte der deutschen Sprachlehre oder Sprachverbesserung in drei große Zeiträume theilen. Der erste würde von Erfindung der Buchdruckerkunst bis auf das Jahr 1748; in welchem Gottsched seine Sprachlehre drucken lies; der zweite bis an Gottscheds Tod im Jahr 1766; und der dritte bis auf gegenwärtige Zeiten gehn. Die Geschichte des leztern Zeitraums hat der V. in seinen Briefen zu schreiben angefangen, und wird künftig darin fortfahren. Die Geschichte des zweiten bleibt er noch schuldig, was aber den ersten betrift, so hat Herr Prof. Elias Caspar Reichard in seinem Versuche einer Historie der deutschen Sprachkunst, der 1747 und also nur ein Jahr vor Gottscheds Grundlegung erschien, fast alles geleistet, was man erwarten kan. Manchem, die das Buch nicht kennen, mus es ganz unerwartet seyn, daß es außer Gottscheden, Schotteln und Bödikern noch ungemein viel deutsche Sprachlehren giebt. Der Verfasser hat einen kurzen Auszug aus den Reichardschen Werken von 1500.

1747

1747 gegeben, und nebenher das Nöthige bemerkt. Er rechnet aber auch jede Orthographie zur Sprachlehre. Im 16ten Jahrhunderte hat Herr Reichard fünf Sprachlehrer; der V. rechnet noch dazu des Hieron. Wolfs Abhandlung de orthographia germanica ac potius Suevica, von 1556. Bechereri synophis Grammaticæ Germanicæ, Latinæ & Græcæ. Jenæ 1569. 8. Henr. Schori Buch de Analysi & Genesi Grammatica, ubi obiter Grammaticæ Germanicæ fundamenta adumbrantur 1574. Meichsners orthographisches Buch von 1538 und das Buch, welches Gottsched als das älteste orthographische anführt, welches ihm vorkommen, nemlich: Ein nüzlich Büchlein etlicher gleichstymender Worther, aber ungleichs Verstandes den angenden deutschen Schreybschülern zu gut mitgetheylt, durch Meister Hanßen Fabritium. Frst. 1531. 8. Im 17ten Jahrhundert führt Reichard 38 deutsche Sprachlehrer an, dazu hat der V. aus dem Lipenius noch Neuere nachgetragen. Er rechnet auch dahin den J. Mich. Ratich, den Basedow des vorigen Jahrhunderts, der 1619 eine algemeine Sprachlehre herausgegeben hat, die wegen der darin durchgängig deutsch gegebnen Kunstwörter merkwürdig ist. Aus dem achtzehnten Jahrhundert bis 1747 hat Reichard 40 Sprachlehrer; dahin gehören noch die Leipziger kritischen Beiträge von 1730-1744, in acht Bänden. Die Nachrichten und Anmerkungen der Leipziger deutschen Geselschaft 1739 f. f. Poesien der Niedersachsen 1721 f. f. Etlicher Niedersachsen grammatikalische Anmerkungen 1742. 8 erstes Stük. Dazu rechnet der Verfasser noch Omeis Dichtkunst 1704. dabei eine Or-

thographie ist. Kleberts deutsche Grammatica. Schleusingen 1711. 8. Versuch zu einer ordentlichen und beständigen Richtigkeit der hochdeutschen Sprache, Berlin 1719. 8. vermuthlich von Joh. Theodor Jablonski.

Nun folgt das Verzeichnis der deutschen Sprachlehren für Ausländer, und da werden für die Franzosen 9 bemerkt; für die Engelländer 3, für die Italiäner auch 3, für die Spanier 1, für die Niederländer auch 1, für die Dänen 4, für die Schweden 3, für die Russen 2, für die Polen 3, für die Hungarn 1, und für die Böhmen 1. 2.

XCIV.

Untersuchung über die Natur und den Ursprung der Reichthümer und ihrer Vertheilung unter den verschiednen Gliedern der bürgerlichen Geselschaft. Aus dem Französischen übersezt. Lemgo in der Meyerschen Buchhandlung 1775. 136 Seiten in 8.

Diese kleine Schrift wichtigen Inhalts hat, wie wir von guter Hand wissen, den Hrn. Türgot zum Verfasser, der seit den neuern Revolutionen im französischen Ministerio Chef der Marine ist. Er schrieb sie zuerst blos zum Gebrauch zweier Chineser, die sich einige Zeit in Paris aufhielten, und von denen Hr. Türgot einige genauere Kentnis der Verfas-

sung

sung ihres Vaterlandes erhalten und ihnen deswegen einige vorläufige Kentnis der Staatswirthschaft überhaupt geben wolte. Er that dies in einem Briefe, der hernach in die Ephemerides du Citoyen année 1769, 1770 eingerükt wurde. Zugleich aber brachte ein Freund des Verfassers seine Originalhandschrift nach Deutschland und theilte sie dem Hrn. Professor Mauvillon in Cassel mit; und dem verdanken wir nun die Uebersetzung dieses interessanten Werkchens.

Der Verfasser sezt in demselben den Ursprung der verschiedenen Stände der bürgerlichen Gesellschaft, der verschiednen Arten des Eigenthums, des Erwerbs, des Geldes und seines mannichfachen Gebrauchs auseinander. Er geht dabei von den simpelsten Anfängen der Vertheilung der Erde, der Vertauschung der Producte und der einfachsten Verhältnisse der Menschen gegen einander, bis zu den complicirtesten Verbindungen, den mannichfachsten Nuzungen des Eigenthums und des Geldes fort, und bringt alle diese großen Gegenstände auf so leichte und anschauliche Grundsäze mit einer so lichtvollen Ordnung zurück, — daß diese Schrift den Namen eines Elementarbuchs der Staatswirthschaft, (den ihm der Uebersezer beilegt) volkommen verdient. Einen Auszug aus derselben zu geben ist nicht möglich. Denn die Ideen des Verfassers sind so genau aneinander geknüpft, daß sie nothwendig an ihrer Deutlichkeit und reichen Beziehung einer auf die andre verlieren würden, wenn man es versuchen wolte, sie noch näher zusammen zu drängen. Aber wir rathen allen, denen daran liegt, zu wissen, wie die gegenwärtige Verfassung des menschlichen Geschlechts entstanden

den ist, oder worauf es dabei eigentlich ankömt; (u
wem solte nichts daran liegen, hievon wenigstens etw
zu wissen?) — noch mehr aber allen denen, die sich m
politischen Geschäften befassen wollen, — diesen rath
wir die Schrift des Hrn. Türgot zu lesen, oder vi
mehr zu durchdenken, und durch Anwendung auf i
dividuelle Fälle seine Grundsätze sich recht eigen zu m
chen. Man findet nur zu oft in den politischen u
Finanzschriften unserer Landsleute, daß es ihnen
philosophischen Studium ihrer Wissenschaft, und
der Genauigkeit und Bestimtheit der Begriffe fe
der doch die Staatswirthschaft in so hohem Gra
fähig ist. Kein besser Mittel, dünkt uns, könte m
anwenden, dieser Wissenschaft eine glüklichere Beha
lung zu verschaffen, als wenn man, wie Hr. Mauv
lon in der Vorrede wünscht, anfienge die Schrift
der vortreflichen Franzosen, welche in neuern Zeit
diese Gegenstände in ihre Untersuchung genommen h
ben, ins Deutsche zu übersetzen, — und möchten m
hinzusetzen, sie auf deutsche Verfassung und Einri
tungen anzuwenden, und dadurch ganz einheimis
zu machen.

Hr. Mauvillon wirft in der Vorrede noch d
Frage auf: woher es komme, daß in Deutschland d
Staatswirthschaft weit weniger entwickelt sey, als
dem doch ungleich despotischern Frankreich? Waru
unsere classischen Schriftsteller die wichtigsten An
legenheiten des Staats seltener zu den Objecten ih
Untersuchung machen, als bei unsern Nachbarn? O
es daher komme, weil sie hierüber nicht schreiben dü
fen, oder in den Einrichtungen ihres Vaterlandes
nich

nichts Verbeſſerliches bemerken? Hr. M. wirft dieſe Frage auf, ohne ſie zu beantworten, und freilich hat dieſe Beantwortung für eine Vorrede zu weiten Umfang. Die Haupturſache der großen Gleichgültigkeit unſrer Schriftſteller und Gelehrten überhaupt, gegen die großen Angelegenheiten des Staats, liegt, wie uns dünkt, darin, daß bei uns der Stand der eigentlichen Gelehrten zu ſehr von den Angelegenheiten des Staats entfernt iſt, daß diejenigen Wiſſenſchaften, die bei uns noch immer überwiegend getrieben werden, zu wenig Einflus auf das Glük oder Unglük der Bürger haben, und den Gelehrten dadurch gewiſſermaßen für jede politiſche Verfaſſung gleichgültig machen; und doch dagegen die gewöhnlichen Staatsbedienten und Cameraliſten ſelten vorzügliche und ausgebildete Talente beſitzen, ſondern meiſtens dem Herkommen mechaniſch folgen; in den meiſten deutſchen Staaten ſchon an eine ſclaviſche Denkart gewöhnt ſind, und dem immer zunehmenden Despotismus der herſchenden Familie ſchmeicheln, der nicht gern philoſophiſche Unterſuchungen der Politik verträgt, zu denen ohnehin die gewöhnlichen Cameraliſten ſo ſelten fähig ſind. In Frankreich iſt es anders. Das Licht der Philoſophie, und eine gewiſſe Maſſe aufklärender Kentniſſe hat ſich durch alle geſittete Stände der Nation verbreitet. Gewiſſe Vorurtheile, vorzüglich der Religion, die bei uns noch in dieſen Ständen fortdauern, ſind in Frankreich völlig bis zum Pöbel herabgeſunken, und faſt alle aufgeklärte Leute haben eine gewiſſe gemeinſchaftliche Denkungsart. Die franzöſiſchen Gelehrten, könte man ſagen, ſind meiſtens nicht ſo gelehrt,

lehrt, wie unsre Gelehrten; aber die französischen Ungelehrten (ich nehme dies Wort im weiten Verstande, da es synonimisch mit homme du Monde ist) sind auch nicht so ungelehrt als unsre deutschen Ungelehrten. Diese algemeine Aufklärung äußert sich denn auch in der Behandlung der Staats- und Finanzwissenschaft; daher hat keine Nation hierüber früher und feiner raffinirt als die französische. Der Despotismus stelt sich hier freilich in den Weg, aber die Philosophie des Jahrhunderts überwiegt, und die Nation läst sich nicht zwingen, in ihren Untersuchungen wenigstens, wenn nicht in ihren Thaten, einen freiern Gang zu nehmen. Selbst die neuern Aeußerungen des Despotismus tragen vielleicht dazu bey, den Geist der Untersuchung und politischen Freiheit mehr rege zu machen. Denn wie viele vortrefliche Schriften, in denen wahres Gefühl menschlicher Freiheit redet, haben wir nicht seit der Aufhebung des Parlements 1771, (der despotischen Handlung, die seit langer Zeit in Europa geschehen ist) aus Frankreich erhalten?

Seit einiger Zeit scheinen auch in Deutschland sich glüklichere Umstände für das politische Studium zu verbinden. Die Gelehrten fangen immer mehr an eine für das algemeine Beste unfruchtbare meistens nur prahlerische Gelehrsamkeit zu verlassen, und sich auch um das zu bekümmern, was um und neben ihnen ist. Man fängt in allen Wissenschaften — wo ehemals nur gesamlet wurde — jezt an zu denken. Unsre Philosophie, vorzüglich auch die moralische, wird immer mehr ausgebildet; die Geschichte und Statistik

stik fangen an mit wahrem philosophischem Geist bearbeitet zu werden; die glükliche Bearbeitung der Naturgeschichte ist diesen Bemühungen günstig u. s. w. Die Aufklärung des gelehrten Standes verbreitet sich nach und nach durch alle Stände; nicht wenige unsrer politischen und cameralistischen Schriftsteller haben sich schon als wahre Denker gezeigt, und so können wir hoffen, der glüklichen Periode immer näher zu kommen, wo die Staatswissenschaft mit deutschem Geist und deutscher Gründlichkeit auch für Deutschland bearbeitet, und dieses dann die glüklichsten Folgen hervorbringen wird. An der lezten Aehnlichkeit mit Frankreich, den Reizungen des Despotismus, fehlt es in Deutschland ohnedem nicht.

Wir nehmen uns die Freiheit, von Hr. Mauvillon selbst die Uebersezung der vortreflichen Ephemerides du Citoyen, die er mit Recht für sehr nüzlich hält, zu wünschen. Doch vielleicht giebt er uns selbst noch eigne Schriften in dem Fache, zu dessen Anbau er unsre classische Schriftsteller ermuntert; er, der sich schon durch poetische Ketzereien bekant gemacht hat, besizt vielleicht den noch dreistern Muth, auch sich der politischen Orthodoxie in Deutschland entgegen zu sezen. Denn wie viele Vorurtheile müssen hier noch aus ihrem verjährten symbolischen Ansehn verdrungen werden!

Hr. M. Uebersezung ist eben so deutlich und lichtvol, als der Ideengang seines Autors. Wir sind ihm mit vieler Aufmerksamkeit nachgefolgt, und haben nirgend einen Fehler in seinen Schlüssen bemerkt. Nur bei einer Stelle sind wir angestoßen, und vermuthen

muthen eine Dunkelheit des Orginals oder ein Versehn der Uebersetzung. S. 115 sagt der Verfasser, daß der Geldzins allemal der Thermometer der Menge der Kapitalien einer Nation, und zugleich der Größe der Unternehmungen sey, deren sie fähig ist. Dies lezte re, dünkt uns, mus nach den eignen Grundsätzen des Verfassers und der Natur der Sache nur auf die Anlegung der Fabriken und Handelsunternehmungen eingeschränkt werden, denn es ist natürlich, daß Niemand seine Kapitalien in diese Unternehmungen stecken wird, die viel Mühe kosten und mit Gefahr verbunden sind, wenn er durch sie nicht mehr gewinnen kan, als er durch das bloße Verleihen seines Geldes bekömt. Aber der Verfasser dehnt jenen Satz ausdrüklich auch auf die Unternehmungen des Landbaues aus und sagt: „wenn der Geldzins fünf Procent ist, so wird jede Länderei brach liegen, deren Ertrag (nach Abzug des wiedererstatteten Vorschusses und des Lohns der Arbeiter) nicht fünf Procent ist.“ Dies, dünkt uns, ist offenbar unrichtig. Der Verfasser selbst sagt auf der vorhergehenden 114 Seite, daß das in Ländereien verwandelte Geld weniger einbringe als auf Zinsen verliehenes. Dies ist auch durch die Erfahrung bekant genug, und daß Ländereien auch bei geringerm Ertrag doch oft baren Kapitalien vorgezogen werden, kömt von der größern Sicherheit der erstern her, da Ländereien ein weit unveränderlicheres Eigenthum, und weit wenigern Zufällen unterworfen sind, als auf Zinsen verliehene Kapitale. Eben so wie diese dagegen weit sichrer sind, als Fabriken und Handelsunternehmungen, bey welchen ungleich mannichfachere Gefahr des

Ver-

Verlusts ist. Diese wird daher der Besitzer der Kapitalien nicht unternehmen, wenn er nicht dadurch einen weit größern Gewin zu erhalten hoft, als er von dem Verleihen seiner Kapitalien erhalten würde. Der angeführte Saz des Verfassers muste also unsrer Meinung nach so bestimt werden, „daß der Geldzins einigermaßen ein Thermometer der Größe der Unternehmungen in Fabriken und Handel sey, deren eine Nation fähig ist, und daß keine Fabrike oder Handelsunternehmung entstehen werde, die nicht mehr reinen Gewin bringt, als der gewöhnliche Geldzins ist.

21.

XCV.

Briefwechsel. Göttingen bei Dietrich. Erstes bis neuntes Stük, 1774. gros 8. das Stük von einem Bogen.

Unter diesem Titel hat der Hr. Professor Schlözer seit dem Julius dieses Jahrs angefangen, ein periodisches Blat für die historische Litteratur herauszugeben. Ueber die eigentliche Bestimmung und Einrichtung dieses Blats hat er selbst sich noch nicht erklärt; aber soviel wir aus den vor uns liegenden neun ersten Stücken urtheilen können, wird er statistische und historische Nachrichten von aller Art, theils aus seiner Correspondenz, theils aus gedrukten Büchern mittheilen. Das erstere ist vortreflich, man-

che Nachricht, die sonst verborgen oder wenigstens in einem engen Zirkel verschlossen bleibt, kömt auf diese Weise ins Publikum, und giebt zu neuen Untersuchungen Anlas. Daß dergleichen Privatnachrichten nur einen gewissen Grad von Zuverlässigkeit haben können, versteht sich. Bei denen Notizen aber, die Hr. Schl. aus schon gedrukten Büchern nimt, wünschten wir ihn künftig etwas kritischer zu finden. Er solte billig jedesmal genau anzeigen, woher er etwas nimt, und weniger aus Quellen schöpfen, die den meisten seiner Leser eben so zugänglich, wie ihm, sind.

Daß nicht alle Nachrichten, die uns Hr. Schl. hier liefert, gleich interessant seyn können, ist natürlich; und der kundige Leser ist bei allen solchen Magazinen, Blumenlesen, Samlungen oder wie mans nennen will, auf das mehr und minder schon vorbereitet; er begreift, daß auch bloße Fülstücke seyn müssen. Aber ganz uninteressante Sachen mus sich der wisbegierige Leser verbitten, und solche laufen doch in dem publicirten Schlözerischen Briefwechsel zuweilen mit unter. Diese algemeine Bemerkung vorausgeschikt, wollen wir nun diese Blätter etwas genauer durchgehn, und mit allem schuldigen Dank für manche interessante Nachrichten, die uns Hr. Schl. darin mittheilt, über manches mit unserm gewöhnlichen Freimuth urtheilen.

Das erste Stük enthält einen Brief des Abbé Villoison, über seine Ausgabe des schäzbarsten Manuscripts der königlichen Bibliothek zu Paris, der Ἰλιὰς der Kaiserin Eudoxia, wovon man auch schon in andern Zeitungen Nachricht gelesen hat. — Das Edict

Edict für les Mariages mictes im Elſaß vom May 1774. Im Jahr 1683 wurden alle Heirathen der Catholiken mit Lutheranern verboten, und alſo die daraus erzeugten Kinder für unrechtmäßig, und die Trauungen lutheriſcher Geiſtlichen ungültig erklärt. Aber man fand, wie das Edict ſelbſt ſagt, zu viel Schwierigkeiten, dies Edict durchgängig beobachten zu machen. Vielleicht aber auch war die damalige Strenge dem Proteſtantismus nicht ſo nachtheilig, wie dieſe neueſte Verordnung. Jezt werden die gemiſchten Ehen erlaubt, aber die Kinder müſſen alle catholiſch werden, die Trauungen durch catholiſche Geiſtliche geſchehn. Es iſt verboten die Kinder auswärts erziehen zu laſſen, und die Geiſtlichen ſollen beſonders für die Erziehung dieſer aus vermiſchten Ehen erzeugten Kinder ſorgen. Dieſe Verordnung iſt ohne Zweifel der Politik und weiſen Toleranz völlig zuwider; aber die catholiſche Kirche wird, zum Unglük der Staaten, nie der Toleranz fähig ſeyn. — Vielleicht erhält Frankreich noch einmal eine völlige Einheit der Landesreligion; und vielleicht wird es dabei glüklicher ſeyn, als izt, wenn nur die Aufklärung dabei unter allen Leuten von Kopf und Erziehung immer mehr Fortſchritte macht.

Die Summe der Recruten (S. 8.) die in verſchiednen Jahren zwiſchen 1726 und 1758 in Rusland ausgehoben worden, iſt merkwürdig. Sie beweiſt, wie erſtaunend Rusland durch die Kriege von 1736 — 1739 und von 1758 an ſeiner Menſchenzahl gelitten habe. Im Jahr 1729 wurde der 324ſte; 1737 der 98ſte und 1758 der 116ſte Man ausgehoben.

Eine Liste der durch den Sund im Jahr 1769 passirten Schiffe von Helsingoer (S. 9.) ist auch merkwürdig. Die Holländer haben fast gerade ein Drittheil des ganzen Handels in der Ostsee. Nach ihnen kommen die Engländer, denn die Schweden u. s. w. Daß 405 preußische Schiffe den Sund passirten, ist merkwürdig. Indes mus man Listen mehrerer Jahre haben, um hierüber richtig zu urtheilen. Die Zahl der französischen Schiffe, welche den Sund in einem Jahre passirten, ist nur 9. Hr. Schl. meint, „es sey unbegreiflich, daß die Franzosen, die im mittelländischen Meere lauter Activhandel, und in der Levante so gar den stärksten Frachthandel haben, so wenig in die Ostsee schiffen, da gleichwol ihre Produkte einen so großen Absaz im ganzen Norden haben.“ Er hätte noch hinzu setzen sollen, und da die Franzosen einen großen Theil ihrer Schifsmaterialien aus dem Norden sich durch die Holländer müssen bringen lassen. Diese Einrichtung scheint freilich unbegreiflich, *allein* sie hört auf es zu scheinen, wenn man die *ganz natürliche* Ursache derselben weiß, von der wir uns wundern, daß sie Hr. Schl. nicht kante. Die Franzosen werden nicht nur durch verschiedne politische Umstände z. B. die Handlungsvergleiche mit Holland im Uetrechter Frieden u. s. w. ferner durch die Gewohnheit der meisten nordischen, vorzüglich russischen Kaufleute, keinen Credit zu geben, sondern eine Vorausbezahlung zu fodern, — durch diese und andre Umstände werden nicht nur die Franzosen abgehalten, mit eignen Schiffen den Handel nach Norden zu betreiben, sondern vorzüglich durch die Beschaffenheit des Canals des

ein-

einzigen Weges, durch den die Franzosen nach dem Norden schiffen können. Dieser wirft beständig seinen Bodensaz an die südliche Küste, und macht dadurch die See an derselben so untief, daß die französischen Schiffe nur in einer großen Entfernung von ihrem Lande, fast mitten im Canal schiffen können, dagegen die Engländer immer dicht an ihrer Küste, wo das Meer ganz von dem Bodensaz befreiet ist, segeln. Dies macht also die Durchfarth des Canals ganz von England abhängig. Da nun das gute Vernehmen zwischen Frankreich und Grosbrittanien so unsicher ist, so begreift man wol, mit wie geringer Wahrscheinlichkeit ein französischer Kaufman den Handel nach dem Norden mit eignen Schiffen unternehmen würde, da er im Kriege sogleich gezwungen wäre, ihn wieder abzubrechen. Diese Ursache wird Frankreich immer abhalten, einen starken eignen Handel nach dem Norden zu treiben, und den Oeconomiehandel der Holländer und deutschen Handelsstädte begünstigen, so sehr auch manche französische Politiker sich bemühen, ihre Landsleute zu diesem Handel zu ermuntern, wie unter andern noch neuerlich d'Espremenil im Traité du Commerce du Nord gethan hat.

Die Almosenverordnung für die Anhaltdessauischen Lande (S. 11) ist im Ganzen vortreflich, obgleich gegen manches Einzelne vielleicht Erinnerungen zu machen wären, die uns hier zu weit führen würden. Wir wissen von guter Hand, daß diese Verordnung Herrn Basedow zum Verfasser hat, und danken Hrn. Schlözer für ihre Bekantmachung. Gewis würde er manchen Lesern einen Dienst thun, wenn er

öfter dergleichen Verordnungen einheimischer und auswärtiger Staaten mittheilte.

S. 18 finden wir sehr artige Nachrichten von Nancy, besonders den Gebäuden dieser schönen Stadt. Die itzige Volksmenge schäzt Hr. Schlözer über 30000. Daß aber Nancy keinen Buchladen habe, darin irt er sich zuverlässig. Der volständige Lectionscatalogus aller vier Fakultäten in Nancy scheint uns sehr entbehrlich; man kent schon sonst die Einrichtung der französischen Universitäten, und eine kleine Probe wäre allenfals genug gewesen.

S. 25 finden wir sehr gute Nachrichten vom Bevölkerungszustande von Strasburg und dem Elsaß überhaupt; das beste, was unsrer Meinung nach bisher im Briefwechsel vorgekommen ist. Wir müssen es unsern Lesern überlassen, diese Nachrichten, die nicht gut eines Auszugs fähig sind, selbst zu nuzen.

Die französische Landmacht im Anfang des Jahes 1774 bestund aus 223, 127 Man, und kostete (wie Hr. Schl. in Paris gehört hatte) 100 Millionen Livres zu unterhalten. Hierauf folgt ein umständliches Verzeichnis aller Regimenter nebst ihrer Stärke, Commandeurs und Standorten.

Ueber die Seemacht von Frankreich (S. 46) giebt es keine zuverlässige Nachricht. Ein angesehener französischer Herr behauptete, Frankreich habe sich im leztern Pariser Frieden durch einen geheimen Artikel gegen England verbindlich gemacht, seine Flotte nie über 80 Schiffe zu vermehren. — Gewis macht die französische Flotte izt höchstens 100 Schiffe aus.

Die

Die Anzahl der Einwohner von Ehstland wird (S. 47.) wahrscheinlicherweise auf 150000 Menschen, eher drüber als drunter, gerechnet. Doch ist dies nur eine Vermuthung, weder Hr. Büsching *) (in seiner Erdbeschreibung Th. I. S. 683) noch Hr. Hüpel in seinen topographischen Nachrichten von Liefs- und Ehstland (S. 143.) haben die Volksmenge von Ehstland genau angegeben. Der leztre schäzt die Einwohner von Liefs- und Ehstland zusammen auf 680000. Hier würde für Ehstland wol mehr herauskommen, als Hr. Schl. rechnet. Warum aber Hr. Schl. (S. 47.) die Stelle eines Briefes des Hrn. Villoison mittheilt, welche weiter nichts sagt, als daß Mr. de Theil eine neue Edition vom Athenäus geben wolle, und sich dazu Noten von dem Hrn. Hoyer, Michaelis, Kulenkamp ou quelqu' autre Sçavant de votre connoissance, ausbitte, und rue des petits champs wohne, — warum Hr. Schl. dies dem Publikum meldet, begreifen wir nicht. Mit so ganz unerheblichen Theilen seines Briefwechsels solte er die Leser billig verschonen. S. 71. finden wir etwas bessers, nemlich eine schöne Berechnung der schwedischen Korneinfuhr. Seit 1738-69 hat Schweden 12,483735 Tonnen ausländisches Getraide von allerlei Art bekommen, und die Tonne zu 2 Rthlr. gerechnet, dafür 24,967470 Rthlr. d. i. das Jahr nach einer Mittelzahl 780234 Rthlr. ausgegeben.

*) Unten (S. 143.) giebt Hr. Schl. noch eine andre Berechnung der Einwohner in Ehstland von 1755, da derselben 144208 waren. Ein Recensent der Alg. d. Bibl. aber (B. XXI, S. 615.) hat sie auf 180000 gerechnet, doch ohne seine Gründe anzugeben.

ben *). — Eine artige Bemerkung ist es, daß man nach dem Verbote des Branteweinbrennens vom Jahr 1761 sogleich eine so große Erspahrung der Korneinfuhr bemerkte. Im Jahr 1756 wurden 479940 Tonnen Getraide eingeführt, und im Jahr 1757 nur 306296, 1760 sogar nur 115070 Tonnen. Im folgenden Jahre 1761 erlaubte der Reichsrath das Branteweinbrennen wieder, und nun wurden 1762 wieder 330633, und 1764 sogar 644993 Tonnen eingeführt. S. 77 finden wir eine Englischdeutsche Handelsbilanz nach den Zolregistern seit 1701 - 1766. Wir müssen gestehn, daß uns die Mühe, die sich Hr. Schlözer hier genommen hat, Englands Exporten und Importen nach fünfjährigen Zeiträumen zu berechnen, und die Schlüsse, die er daraus zieht, äußerst befremdet habe. Es ist bekant, daß vor einem Jahre die Anfrage an das Publikum ꝛc. über die Handelsbilanz zwischen Deutschland und England eine genaue Untersuchung veranlast hat. Der ungenante Anfrager hatte die ungereimte Angabe, daß Deutschland jährlich 7 Mill. Rthlr. an England verliere, behauptet. Die Hrn. Taube, Büsching, und Büsch gaben aber hernach hierüber die besten Erläuterungen, und zeigten so zuverlässig, als es in dergleichen Sachen geschehn kan, daß Deutschland wirklich bei dem englischen Handel gewinne. Hrn. Schlözer aber scheint von allen diesen Erläu-

*) Eine sonderbare Kühnheit des itzigen Königs von Schweden ist es, daß er bei der guten Erndte in diesem Jahre 1774 sogleich die freie Kornausfuhr erlaubt, da Schweden bisher noch immer so viel fremdes Getraide hat einführen müssen.

läuterungen nicht die mindste Nachricht geworden zu seyn. Hr. Büsching hat im 8ten Th. seines Magazins die Englischen Zolregister von 1698-1754. bekant gemacht; hieraus läst Hr. Schl. die Exporten und Importen zwischen England und Deutschland abdrucken; sezt, (wir wissen nicht aus welcher Quelle, die er doch billig hätte angeben sollen) die Jahre 1762-66 hinzu; und zieht nun aus diesen Zolregistern Schlüsse, ohne sich im geringsten um die obengenanten Gelehrten zu bekümmern. Hr. Taube hatte es sehr wahrscheinlich gemacht, daß Deutschland im englischen Handel jährlich 400000 Pf. St. gewinne; Hr. Schl. aber läst es 1,464625 Pf. St. verlieren! Da Hr. Schl. also, als er über diese Sache schrieb, gar nicht die Kentnisse hatte, die er nothwendig hätte haben sollen, und aus den neuesten gangbarsten und wichtigsten Schriften haben konte, so wollen wir ihm sagen, 1) daß sich aus den bloßen Zolregistern gar nicht die Handelsbilanz bestimmen lasse, vorzüglich bei Deutschland, weil wegen des hohen Zols eben so viel Waren aus Deutschland durch den Schleichhandel als auf ordentlichem Wege nach England gebracht werden, welches hingegen bei der Ausfuhr nicht der Fal ist, da auf die Manufakturwaren, welche nach Deutschland gehn, Prämien gesezt sind, und daher auch hier der Betrug Deutschland vortheilhaft ist, weil viele Waren wegen der Prämien ausgeführt, und durch andre Wege wieder zurükgebracht werden. 2) Sehr viele deutsche Waren gehn auf dem Rhein durch Holland nach England, und werden in den Zolregistern als Holländische angegeben. Wegen der hohen Rheinzölle aber gehn wenige engli-

sche Waren durch Holland nach Deutschland, sondern fast alle über Hamburg und Bremen. Daher findet hier kein Aequivalent stat. Hernach werden von Venedig, Genua, Triest, Cadix eine Menge deutsche Waren nach England ausgeschift, und dort, (wegen der Navigationsacte) als Italiänische oder Spanische Waren aufgezeichnet. Dagegen werden eine Menge englische Waren als Exporten nach Deutschland angesehn, die nicht darin bleiben, sondern nur durch Deutschland nach Polen, Ungarn, Italien u. s. w. gehn. Alle diese Sätze beweisen, daß in den englischen Zolregistern der deutschen eingeführten Waren zu wenig und der englischen ausgeführten zu viel berechnet werden; und daß man sich also bei der Bilanz zwischen beiden Reichen unmöglich auf die Zolregister allein verlassen könne, hält Hr. Schl. aber jene Sätze für falsch, so halte er seine Beweise nicht zurük; und kläre eine wichtige Sache noch mehr auf, anstat sie, seine Leser zu verwirren, wie er hier (der Himmel weis, ob aus Unwissenheit oder welchem Grunde)? gethan hat.

S. 84. war es uns sehr unangenehm, einen witzelnden und hier gar nicht hingehörenden Ausfal gegen die Hrn. Büsching und Thunman zu finden. Liegt Hrn. Schlözern irgend etwas am Beifal des bessern Theils des Publikums; so lasse er endlich einmal das ewige Zanken bleiben, oder kan er dies nicht, so zanke er in eignen Streitschriften (die jener beste Theil meistens ungelesen lassen wird) und mische seine Streitigkeiten nicht am fremden Ort ein.

Ein Brief des Hrn. D. Rothman an Hrn. Wargentin aus Tunis vom ersten Dec. 1773 läst hoffen,

daß

daß uns dieser schwedische Gelehrte noch manche schöne Nachricht über einen Theil des nördlichen Afrika's liefern werde, welches wir sehr wünschen. Der schwedische Consul in Tunis hat ein vortrefliches Cabinet römischer Münzen, die meistens in Afrika gefunden sind.

In 19 Jahren seit 1751-1769 hat Schweden über 300000 Menschen mehr bekommen, ungeachtet in der Zeit Krieg und Seuchen waren. Eine herliche Folge der weisen Regierung Schwedens. „Wie weit (sagt Hr. Schl. vortreflich) bleiben die Künste anderer Staaten, sich durch Eroberungen, fremde Colonisten ꝛc. zu bevölkern, hinter den Schwedischen Bevölkerungskünsten zurük! Das heist, Conqueten machen ohne Menschenblut.“ Hr. Schl. theilt noch die Berechnung der Volksmenge in allen einzelnen Lehen und S. 9. Schwedens Grösse mit. Die leztre ist (aber nur, wie Hr. Schl. sagt, ungefehr) auf 6900 Quadratmeilen berechnet. Dies ist Runebergs Angabe; Faggot aber sezt sie auf 7290, alles schwedische Quadratmeilen. S. Büschings Erdbeschr. Th. 1. S. 411.

S. 92. steht ein Calcul der Bevölkerung von Rusland, und des Verhältnisses der verschiednen Stände gleich nach Peters I Tode. Es waren damals in Rusland 50 Provincialstädte; 263 Villes & Forts dependants des Villes provinciales; über 788 Klöster; 4,92952 Bauern, welche Kopfsteuer gaben; 288694 Kaufleute; 233 Manufakturen und Fabriken u. s. w.

Ein Etat vom Spanischen Amerika zu Ende 1773, ist nicht sehr wichtig. Es sind darin 7 Erzbisthümer (Santo Domingo, Mexico, Manila, Guatemala,

temala, Lima, Charcas, Santa Fe) und 31 Bisthümer. In Neuspanien, der Insel Hispaniola und den philippinischen Inseln sind fünf oberste Gerichtstribunale oder Audiencias; und im Königreich Peru eben so viel.

Geschichte des Alibei von Hrn. Pieszejev (S. 97.) wird hier unnöthig widerholt, da wir das kleine Tagebuch des Hrn. Pl. schon deursch übersezt haben. Die Nachricht von der Korallenfischerei bei Marseille (S. 105.) ist wichtiger.

S. 113 findet man ein Stük der Antritsrede des Hrn. Prof. Lorenz zu Strasburg, welches einige seltene Mnscpte der dortigen Biblioth. beschreibt; und S. 122 einen spanischen Seeetat zu Anfang 1774, welcher aber nichts von der Stärke, Vertheilung u. s. w. der spanischen Flotte sagt.

S. 129 liefert Hr. Schl. zwei Edicts wegen Aufhebung des ausschließenden Privilegiums der französischen ostindischen Compagnie, und ein Verzeichnis der durch diese Revolution veranlasten Schriften. Beides ist wichtig.

S. 143 wird die Menschenzahl im russischen Finland oder dem Wiburgschen Gouvernement auf 117,998 berechnet.

Man wird aus diesem Auszuge sehn, daß Hrn. Schlözers Briefwechsel manches wichtige enthält, aber des Unwichtigen ist auch nicht wenig. Wir wünschen, daß die Fortsezung das Eine vermehren, und das Andre vermindern möge.

XCVI.

XCVI.

Apparatus criticus ad formandum interpretem veteris teſtamenti congeſtus a D. Carolo Friederico Bahrdt, Profeſſore Gieſſenſi. Volum. I. Lipſiæ, ſumtibus Schwickerti 1774. gr. 8. 16 Bogen.

Der Anfang eines für die bibliſche Kritik und Auslegungskunſt ſehr wichtigen Buches, das Lehrern ſowol als Lernenden, und allen denjenigen nüzlich ſeyn kan, welche mit eignen Augen das A. T. leſen und mit eignen Einſichten es verſtehen wollen. Ich wüſte wenigſtens nicht leicht ein Buch, das bei der gehörigen Kürze einen ſo reichen und mit ſo geſunden Urtheilen durchwebten Schaz zur Bildung des bibliſchen Auslegers enthielte, und das Anfänger vor allen andern zur richtigen Auslegung dienenden Schriften, Commentaren, Paraphraſen, Ueberſezungen u. ſ. w. in die Hände nehmen ſolten, als das gegenwärtige. Nur geſunde Logik im Kopfe, geſchärft durch das Leſen der Profanſcribenten, alsdenn richtige grammatikaliſche Kentnis der orientaliſchen Sprachen, und denn D. Bahrdts apparatus criticus in die Hand genommen, und durchſtudiert, und der Ausleger iſt gemacht. Dieſen zu bilden, ſchreibt auch Hr. D. Bahrdt ſeinen apparatum, wovon jährlich zween ſolcher Theile, als der gegenwärtige iſt, herauskommen ſollen. Das Werk,

ſol

ſol nicht blos eine trockene Samlung von Varianten, ſondern zugleich und vornemlich eine Handleitung ſeyn, den Genius der hebräiſchen Sprache recht zu faſſen, und die richtige Auslegung der heiligen Bücher zu erlernen; ſo daß ein Anfänger mit Hülfe dieſes apparatus ſich in wenigen Jahren die hebräiſche Sprache ſo familiär machen könne, daß ihm wenig an der wahren Auslegung des A. T. fehlen müſſe. Deswegen will er auch bei jedem Vers der Bibel kurze philologiſche Anmerkungen hinzufügen, damit diejenigen, welchen es an dem gehörigen Vorrathe der Hülfsbücher, oder wegen ihrer Amtsgeſchäfte an Zeit fehlet, jene zu gebrauchen, hier kürzlich alles dasjenige beiſammen finden, was zu der rechten Auslegung der Bibel führen kan.

Vielleicht denken einige, es ſey noch zu früh, einen ſolchen apparatum zu ſchreiben, und Hr. D. Bahrdt hätte damit noch warten ſollen, bis die Kennikotiſche Bibel im Druk erſchienen ſey. Allein was Hrn. Kennikots Arbeit in Anſehung der wirklich vorhandenen Handſchriften des alten Teſtaments ſeyn wird, das iſt Hrn. Bahrdts Bemühung in Anſehung der alten Ueberſetzungen und derjenigen Leſearten, welche die Verfaſſer dieſer Ueberſetzungen in ihren Handſchriften hatten, und neben Kennikots Bibel wird alſo Bahrdts apparatus immer ein Hauptbuch in der Kritik bleiben.

Da nemlich die griechiſchen ſowol als morgenländiſchen Ueberſetzungen an Alterthum die allerälteſten unter den hebräiſchen Handſchriften, die wir beſitzen, weit übertreffen, und uns mithin die Leſearten der weit ältern Handſchriften, welche der Ueberſetzer vor ſich hatte, anzeigen; ſo müſſen allerdings auch jene Ueberſetzun-

ezungen von weit größerm Ansehn und Gewichte seyn, ls alle diese codices. Herr D. Bahrdt hielt es da- er der Mühe werth, eine Vergleichung aller alten Ue- ersezungen des A. T. anzustellen, alle ihre verschiede- e Lesearten sorgfältig zu samlen, und hiemit unsern je- igen hebräischen Text zu vergleichen, um uns so in nigen Jahren eine volständige Collation des alten estaments mit jenen alten Uebersezungen zu liefern. Die Regeln, die er sich bei dieser eben so wichtigen als ühsamen Arbeit vorgeschrieben, sind diese: Erstlich at man Acht zu geben, ob der Text der alten Ueber- ezungen, wenn er von dem hebräischen abweicht, nicht us einer andern Uebersezung oder sonst aus einer Quelle geändert und interpolirt sey. Zweitens, wenn an in einer biblischen Stelle eine Verschiedenheit zwi- hen dem hebräischen Texte und einer Uebersezung ahrzunehmen glaubt, so mus man dies nicht so gleich ür eine verschiedene Lesart halten, sondern zuvor un- ersuchen, ob man nicht eine seltenere oder unbekante Bedeutung des hebräischen Worts auffinden könne; in iesem Falle würde der Uebersezer nicht anders gelesen, ondern nur anders, als man erwartete, übersezt ha- en. Drittens kan der Uebersezer die eigentliche Be- eutung der Worte fahren gelassen, und nur den Sin erselben ausgedrukt, oder ein Sprüchwort mit dem ndern vertauscht haben. Viertens mus man die Be- eutungen der griechischen, oder syrischen, oder arabi- chen Wörter u. s. w. worin der Uebersezer von dem ebräischen Text abzuweichen scheinet, nicht aus den ateinischen Uebersezungen, die in den Polyglotten ehen, oder aus den Lexicis schöpfen, sondern durch-

aus

aus unterſuchen, ob jene Wörter wirklich den Begri in ſich faſſen, woraus man eine neue Leſeart muthma-ſte. Und endlich hat man zu prüfen, ob der Ueberſe-tzer ſeinen eignen Einſichten, oder einem andern Ueber-ſetzer folge. Im leztern Falle würde er keine eige Stimme haben. So folgt z. B. der Araber in den meiſten bibliſchen Büchern nicht dem hebräiſchen Text, ſondern der Ueberſetzung der 70 Dolmetſcher.

Nach dieſen richtigen und von dem Herrn D. Er-neſti in ſeinem interprete S. 122 ſchon authoriſirten Regeln unternimt nun H. B. die Vergleichung des he-bräiſchen Textes mit den Ueberſetzungen. Bei jedem Verſe führt er die vorfallenden Verſchiedenheiten der Ueberſetzungen an, und beſtimt darnach ihre Leſearten. Scheinen ihm dieſe einen beſſern Sin zu geben, als der Grundtext, ſo trägt er kein Bedenken, die Leſar-ten der Ueberſetzungen den Leſearten des maſoretiſchen Textes vorzuziehen, und zeigt zugleich, woher die Va-riante in unſerer Bibel entſtanden ſey. Weiter fügt er zugleich eine kurze Ueberſetzung ſchwerer Stellen hin-zu, bald in lateiniſcher, bald deutſcher Sprache. Hin und wieder ſtreuet er auch dogmatiſche Anmerkungen ein, die der Recenſent bei aller Brauchbarkeit derſel-ben doch lieber wegwünſchte. Schwache Leſer möchten doch vielleicht einen Anſtos daran nehmen, und um derſelben willen den Werth des Buchs herabſetzen. Sie ſind auch in einem ſolchen Buche nicht nöthig, und wird nur die Bedeutung der bibliſchen in der Dogma-tik gemisbrauchten Wörter recht beſtimt, wie es hier von Hrn. B. geſchieht, ſo fallen doch ſolche inepti-, als vom capite fœderali, ſchon von ſelbſt weg. Sonſt

hät-

hätten wir, damit das Buch noch brauchbarer wäre, gewünscht, daß es dem Hrn. D. gefallen hätte, eine ganz kurze ungekünstelte Analyse jedem biblischen Buche vorzusetzen.

Der H. D. macht den Anfang mit den kleinen Propheten, wobei er den gelehrten Hrn. D. Dathe, dessen prophetæ minores in dem sechsten Theile dieser Bibliothek recensirt worden, hin und wieder auf eine bescheidene Weise tadelt und berichtiget. Die Alexandrinische Uebersetzung hat er aus der Breitingerischen Ausgabe, die übrigen Uebersetzungen aber aus den Londenschen Polyglotten, und den hebräischen Text aus der Hooghtischen Ausgabe Leipzig 1740 genommen. In diesem Bande betrift die Vergleichung nur vier Propheten, den Hoseas, Joel, Habakuk und Haggai.

Nun noch einige Proben von der Collation selbst und den Anmerkungen des Herrn Verfassers. Hos. 1, 2. wird אשת זנונים übersezt: eine zu Falle gekommene. Der Ausdruk, dünkt mir, schmekt nach dem Pöbel. Recensent kent einen rechtschaffenen Schullehrer, welcher böse ward, daß sein Schüler vitiatam virginem so übersezte. Darin giebt er dem Herrn D. Recht, daß nicht prostibulum dadurch gemeint sey, wie Grotius das Wort verstand, dies heist חללה.

Hos. 1, 6. übersezt Hr. B. רחמה zärtlich geliebte, und ארחם omnem affectum paternum suppriman, daraus denn κρισις αγιλεος Jac. 2, 13. zu erklären ist. Eben daselbst billiget er die Uebersetzung der Siebenziger, welche נשא durch αντιτασσεσθαι perdere geben, und erläutert daraus Jacob. 4, 6. wo αντιτασσεται so viel ist, als deiicit, perdit.

Eine Anmerkung für unsere Homileten, die oft viel von dem Widerstehen schwatzen, ohne zu wissen, was damit gemeint sey.

Hos. 1, 7. schiebt er mit dem Araber und dem unbekanten Uebersetzer bei dem Montfaucon hinter ובחרב nach ובמרכב ein, weil der Prophet bei dieser Hererzählung der Waffenrüstung schwerlich die Streitwagen könne ausgelassen haben; und weil also der Araber in diesen prophetischen Büchern den LXX folge, so meint Hr. B. gehöre die Lesart τῶν ἁρμάτων in den hexaplis wirklich zu der Alexandrinischen Uebersetzung. Uns dünken doch diese Gründe nicht stark genug zu seyn. Cap. 2, 20. erwähnt der Prophet dieselbe Waffenrüstung ohne der Streitwagen zu gedenken, und die סוסים und פרשים Cap. 1, 7. scheinen eine nähere Erläuterung von מלחמה zu seyn, daher auch vor dem erstern Worte kein ו stehet.

Cap. 2, 4. giebt H. B. richtig das ו in ודמר durch donec. Die Stelle selbst umschreibt er also: non agnoscam eam, donec ad meliorem frugem redeat. Wir zeigen solche Bedeutungen der hebräischen Partikeln um so viel lieber an, da noch immer so selten dieselben getroffen werden.

Der Partikel לכן v. 16. läst Hr. B. die Bedeutung propterea, und verbessert deswegen Herrn Dathe, der verum enim vero übersezte. Der Sin, den er diesem Vers beileget, ist vortreflich. Er hält ihn nemlich für eine Ironie: propterea id agam, vt, quod alias blandimentis efficere student amasii, malis immissis ego perficiam. Eben so schön übersezt er דברתי

דברתי על לבה: das ſollen die Careſſen ſeyn, das durch ich ſie an mich zu ziehen ſuchen werde.

V. 21 wird צדק durch liberalitas, משפט durch æquitas, חסד durch pietas, amor, רחמים durch affectus animi coniunctiſſimi, Zärtlichkeit, אמונה durch fides coniugalis, πιστις gegeben.

V. 22 überſezt Hr. B. ידע anerkennen. Der Sin alſo: deum pro deo ſuo habere, eumque ita colere & venerari.

V. 24 ענות entſprechen. Der Sin: omnia ſibi reſpondebant, numen dei & vires naturæ, adeo, vt quidquid pertineat ad procreandam Iudaeis felicitatem & vbertatem, veluti vnitis viribus agat. Man vergleiche über dieſe Stelle Hrn. Hofr. Michaelis orient. Bibl. Th. 5. S. 145.

Cap. 4. 1. iſt אמת Rechtſchaffenheit, αληθεια und דעת επιγνωσις Θεϑ cultus dei & pietas in deum.

V. 2. billiget Hr. B. die Ueberſetzung der LXX, die die hier vorkommende hebräiſche Infinitiven durch Subſtantiven überſetzen, und פרצו durch κεχυται, weil jenes auch von Ueberſchwemmungen gebraucht werde. Aber επι της γης bei den LXX hält er für eingeſchoben.

V. 10. הזנו &c. überſezt er: coeundique pruritus ſobole carebit. Die LXX laſſen צחלו, die Vulgate פרש.

V. 18. ſind die Ueberſetzer ſehr uneinig. Die wahre Leſeart im Grundtexte meint Hr. B. ſey, mit Hinzufügung der beiden lezten Worte des vorhergehenden Verſes, dieſe geweſen: הנח־לו סבאם פרחו הזנה הזנו

Er nimt weiter an, daß dieſe Worte nebſt dem vorhergehenden אפרים in einem Codex alſo geſtanden:

אפרים הנח לו סב
סבאם סרחו הזנה

Hieraus meint er nun, könne man erklären, warum der Alexandriner V. 17. הנח לו überſezte: εθηκεν εαυτω σκανδαλα, er las nemlich דף, und der Chaldäer: dereliquerunt ſuam religionem, er las: הנחו טוב. Weiter laſſe ſich daraus erklären, wie es gekommen, daß חו in סרחו weggelaſſen worden. Die Aehnlichkeit der folgenden Buchſtaben הז konte das Auge des Abſchreibers leicht betrügen, und endlich glaubt Hr. B. werde man ſich auch das leicht bereden laſſen, daß in einigen Handſchriften ſtat סרחו ſtehen konte ערבו, in andern הרבו. Jenes hatte der Alexandriner, πεσεισθαν, wie Hr. B. lieſt, dieſes Jonathan: multiplicauerunt.

Cap. 5, 2 iſt eine eben ſo ſchwere Stelle. Hr. B. hält die Leſeart des Syrers für die wahre, die er ſich ſo vorſtelt: וצידים צדים העמיקו. Die Siebenziger verwechſelten das ם mit ה und verſezten das ', laſen alſo וצידים צידה. Das iſt nun freilich eine große Veränderung des gedrukten Textes, indeſſen ſcheint mir doch die Leſeart der LXX hier beſſer vorgeſtelt ſeyn, als von Herrn Dathe und Michaelis. Sonſt iſt die Ueberſezung dieſes Verſes vortreflich: etſi vero venationem ſuam vel maxime colere ſtudeant, tamen omnia ad examen reuocabo.

Cap. 5, 7 behält Hr. B. die Leſeart des gedrukten Textes bei, und vertheidiget ſie wider Herrn Dathe, der חסיר חדש lieſt. Er überſezt חדש durch tributa menſtrua, wie wir Deutſchen ſagen: Römermonate.

Der

Der Sin alſo: tributa menſtrua vos abſument cum bonis veſtris.

Hoſ. 5, 11 folgt er der gewöhnlichen Leſeart צו, und überſezt: idola, Dreckgötter, wie die Propheten mit ähnlichen Namen die Götzen zu benennen pflegen. Daher er V. 12 das ו in ואני durch contra, vero, nicht mit Hrn. Dathe, igitur, überſezt.

Hoſ. 5, 15 macht er die richtige grammatikaliſche Anmerkung, daß die Hebräer die Partikel auslaſſen, und das ſuffixum dem verbo oder nomini anſetzen. ישחרני ſtehe alſo poetiſch für ישחרו אלי. Hinter das Wort ſezt er mit den LXX, dem Syrer und dem Chaldäer לאמר.

Hoſ. 6, 3 ſupplirt er אשר vor כשחר und zieht es auf מצאו cuius auxilium. Er meint auch, daß hieraus Mich. 5, 1. vielleicht könne erläutert werden. Er überſezt die Stelle: ſeine Hülfe wird erwünſcht kommen wie die aufgehende Sonne.

Hoſ. 7, 5 leitet er החלו von חלה her ſuccumbere, mentis non compotem eſſe. חמת מיין überſezt er: Erhizung vom Wein. משך ידו zieht er auf מלכנו, und heiſt ſo viel als: ſtöſt an und trinkts ihnen zu. Die לצצים ſind leue conſortium, liederliche Kerle.

V. 6 metamorphoſirt er zwar den Becker nicht, läſt aber nicht ihn, ſondern den Ofen brennen. Er hält die ganze Redensart für ſprüchwörtlich. Der Sin iſt: intentionem ſubito & inopinato, quaſi dormire videretur, ſequitur executio vehementiſſima.

V. 13. ואנכי אפדם equidem liberaui eos. Die LXX geben das ו hier durch δε. Herr B. macht da-

her die Anmerkung, daß das de auch im neuen Testament oft quidem anzeige.

Hoſ. 8, 2 verſezt er ישראל und ſezt es zu אלהי.

V. 5. lieſt er זנחו בעגלה defecerunt ob vitulum, wie auch der Syrer und Chaldäer die mehrere Zahl haben, beide leſen שנחו errauerunt, und der erſte בעגלך, dieſer בעגלה.

V. 9 empfiehlt er zur Vergleichung mit den Handſchriften die Leſeart der LXX: פרח בודד לו אפרים per ſe ſolum florere cupit Ephraim.

V. 11 lieſt er für das erſtere לחטא mit dem Chaldäer לחתו von חתת perire. Das ηγαπημενον der LXX meint er ſey aus der Vulgate entſtanden, wo einer dilecta für delicta geleſen habe.

Für לצור שתולה בנוה Cap. 9, 13 lieſt er mit den LXX לציד שת לו בניו. Auch Theodotion hat: בניו. Er überſezt den ganzen Vers alſo: Ephraim, vt video, venationi deſtinauit liberos ſuos, Ephraim in eo eſt vt educat ad laniatorem liberos ſuos.

Hoſ. 10, 7 lieſt er את מלכה und giebt דמה die Bedeutung proiicere, oder exſpuere. Er überſezt: Samaria cum rege ſuo exſpuetur.

V. 10 lieſt er ובאתי & veniam. Der Syrer fand eben dies Wort in ſeiner Handſchrift, verwechſelte aber das ב mit כ und das ו mit ב, und las: כבאתי in increpatione mea. Hr. B. überſezt: itaque veniam & eos coercebo.

Vor על-טוב צוארה V. 11 ſchiebt er wahrſcheinlich mit dem Chaldäer על ein, lieſt העברתי und überſezt: tranſire faciam iugum ſuper collum eius formo-

molum. Hiemit verbindet er die folgenden Worte, nach diesem Sinne: ich wil Ephraim das Joch überwerfen und ihn einspannen.

In der schweren Stelle Hos. 10, 14 liest er für אַרְבְאֵל mit den LXX יִרְבַּעַל. Die Vulgate meint, er habe diese Lesart auch gefunden, nur daß das ב dageschatum mit einem doppelten ב geschrieben war, woraus denn zwey Wörter gemacht wurden: יָרִב בַּעַל (iudicauit Baal) Die ganze Stelle liest H. B. so:

כשר מרין ביד ירבעל ביום מלחמה qualis erat clades Midianitarum per manum Ierubbaal tempore belli (Midianitici). Man sieht, daß die Worte מרין ביד eine bloße Conjectur sind, indessen passet sie sich doch vortreflich zu der Geschichte Buch der Richt. Cap. 6 und 7.

Hos. 11, 3 behält H. B. die Lesart רְרוֹעֹתָיו hält קָחָם richtig für den infinitiuum, sumendo eos, und übersezt: indem ich ihn bey den Armen nahm und leitete.

V. 4 liest er בְּמֹרִים mit dem Chaldäer, Syrer und Vulgate, וְהָרִים עֹל aber übersezt er nicht imponere iugum, sondern relaxare iugum, das Geschir lüften. Die Siebenziger hätten es in dem ersten Sinne genommen, und ein Sprüchwort, mit dem andern verwechselt.

Hos. 12, 6 übersezt er אֱלֹהֵי צְבָאוֹת Gott der Menge. Warum nicht Gott der Welt, oder des Alls, wie es die LXX durch παντοκρατωρ ausdrücken?

Hos. 13, 2 komt eine vortrefliche Muthmaßung vor. Hr. B. liest nicht בָּלָה sondern בָּלָה verbindet damit

das folgende להם wie es auch die LXX thun, ü
überſezt: zu ihrem Unglück.

Hoſ. 13, 4. glaubt er ſey ein ganzer Vers aus
laſſen, und reſtituirt ihn aus den LXX, wozu wir d
keine Nothwendigkeit ſehen, da Cap. 12, 10 eben d
ſelbe Ausdruk vorkomt.

Dieſe Proben können genug ſeyn, den Leſer
der großen Nuzbarkeit des Werks zu überzeugen, w
zugleich die ſcharfſinnigen Kentniſſe des Verfaſſers
bewundern. Wir brechen hier alſo ab, um noch etw
von dem Anhange zu ſagen, darin der H. D. einig
von einem Gelehrten ihm überſchikte aus etlichen Pe
gamentblättern excerpirte hebräiſche Varianten mi
theilt. Es ſind zwei Fragmente. Das erſtere enthä
einige Verſe aus dem 17 und 18ten Capitel Ezechiel
Das zweite, aus dem 6 und 7 Kapitel des nämlichen
Propheten. Die Punkte in beiden Fragmenten ſind
von einer andern und neuern Hand, über den Buchſta
ben בגדכפת iſt von dem Punctator ein *Raphe* geſez
wenn der Buchſtabe mit der Aſpiration *ausgeſprochen*
werden ſol, iſt am Ende einer Zeile noch Plaz übrig
ſo beſchreibt ihn der Scriba theils durch bloße zwei Per
pendicularpuncte – theils durch einen oder etliche Buch
ſtaben des folgenden Worts, die aber nicht punctirt
ſind, und im folgenden wiederholet werden. (Hr. B
hat in der jezt von uns gerühmten Schrift auf dieſe
Gewohnheit Rükſicht genommen, wir wünſchen, daß
er darin Nachfolger finde.) In dem zweiten Fragmen
iſt das ה oben nicht offen, ſondern zu. Ezech. 6, 5
konte der Schreiber גלוליהם nicht auf eine Zeile brin
gen, er ſupplirte alſo das ſpatium durch die erſten

Buch-

Buchstaben dieses Worts, das er in der folgenden Zeile ganz wiederholte, begieng aber den Fehler, anstat גלול zu schreiben גללו. Erhebliche Varianten haben wir in diesen Fragmenten nicht gefunden. Merkwürdig ist, daß in dem ersten Fragment Ezech. 17, 21 und 18, 14 das Keri im Texte stehet, und von keiner Variante etwas am Rande zu finden ist. Die Leseart וירא am lezten Orte findet sich auch in der Gersonschen Ausgabe, und in einer Berlinischen Handschrift, die Hr. Prof. Schulze in Berlin excerpirt hat. Man sehe dessen vollständigere Kritik S. 129.

33.

XCVII.

Specimen Proverbiorum Meidanii ex Versione Pocockiana edidit Henricus Albertus Schultens. Londini apud Joann. Richardson, MDCCLXXIII. gros Quart. 55 Seiten ohne die 10 Seiten lange Vorrede.

Sprichwörter, in so fern sie wichtige Erfahrungssätze empfehlen, eine wichtige Urkunde von der Denkungsart und Sitten der Nation, unter der sie gewöhnlich sind, und für die späte Nachwelt ein Denkmal der Gewohnheiten und Gebräuche ihrer Vorfahren sind, müssen dem Volk, dem sie eigen sind, immer wichtig, und können für den, der einem andern

Volk angehört, in gewiſſen Fällen brauchbar und inte-
eſſant ſeyn. Der Menſch überhaupt, unter welche
Zone er auch leben mag, iſt gewiſſen Vorfällen des
Lebens ausgeſetzt, wo keine kalte Ueberlegung das er-
hizte Geblüt niederſchlagen, und den Sturm der Lei-
denſchaften dämpfen kan. Ein ſo reicher Vorrath von
ſolchen Erfahrungsſätzen, daß ſich bei jeder Gelegen-
heit einer der Sele präſentirt, kann hier die Stelle
kalter Reflexionen vertreten. — — Wirklich ſolte der
Pädagoge auf dieſe ſtürmende Augenblicke des Lebens
bei der Entwerfung ſeines Erziehungsplans Rükſicht
nehmen; er ſolte ſeinem Zögling zu der Zeit, da das
Gedächtnis noch lebhaft genug iſt, ſo ſtarke Eindrücke
zu empfangen, daß ſie das ganze Leben hindurch un-
auslöſchlich ſind, — zu der Zeit ſolte er ſolche in
Sentenzen eingekleidete Erfahrungsſätze bei aller Ge-
legenheit ſeinem Gedächtnis einzuprägen ſuchen. Ihm
wird's ſein Zögling nach einer Reihe von Jahren als
Man danken — und dieſe Art, ſich auf die ſtürmi-
ſche Augenblicke des Lebens vorzubereiten, im ernſt-
haftern Alter noch fortſetzen. Er wird öfters Augen-
blicke, oder Stunden haben, die er keiner ernſthaftern
Arbeit widmen kan — und für dieſe muß jeder, fals
er die Kürze des menſchlichen Lebens gehörig nuzen
wil, eine Lektüre in Bereitſchaft halten, die er fort-
ſetzen kann, ſo lang er wil, und endigen kan, wenn es
ſeine übrigen Umſtände erfordern. Zur Ausfüllung
dieſer Momente kan eine Samlung von Sentenzen
(Sprichwörter mag ſie nennen, wem der deutſche
Name, dem die Zeit einen niedrigen Begrif aufgehef-
tet hat, nicht anſtößig iſt) vortreflich gebraucht wer-

den

den — beſonders da uns Rom und Griechenland, hauptſächlich aber Griechenland einen ſo herlichen Schaz davon hinterlaſſen hat.

Dieſer algemeine Nuzen der ſo genanten Sprichwörter ſcheint mir wenigſtens beträchtlich genug, um den verächtlichen Begrif, den man gewöhnlich von ihnen hat, abzulegen. Aber — faſt ſolte ich hieraus den Sprichwörtern einen algemeinern Beifal, als ſie bisher hatten, weißagen — der philoſophiſche Forſcher kan in ihnen Sitten und Denkungsart eines Volks, wenn es längſt nicht mehr iſt, leſen, und aus der Vergeſſenheit zurükrufen. Hier eröfnet ſich ein weites Feld für den, der nicht, wie ich, blos anzeigen, ſondern räſonniren darf. Nur zur Erläuterung ein Beiſpiel! Geſezt ich wüſte nicht, daß bei den Arabern der Anverwandte eine Beſchimpfung, die ſeinem Freunde angethan wird, rächt; daß er Blutrache gegen den Mörder ſeines Anverwandten übt; ſo würde ich aus den öftern Anſpielungen in ſolchen Sentenzen darauf ſicher ſchließen können, daß dies eine Sitte der Arabiſchen Nation war.

Fals nun ein Volk durch Konjunkturen genöthigt, die Sitten und Gewohnheiten ſeiner Vorfahren verläſt, fals es ſich aus der Barbarei zu einer hohen Stufe der Kultur ſchwingt; was mus dem ſpätern Enkel reizender ſeyn, als wenn er die Denkungsart und Sitten ſeiner längſt vermoderten Vorfahren in ſolchen ihm überlieferten Sentenzen leſen, und die Kluft bemerken kan, die ſich ſeit Jahrhunderten zwiſchen ihm und ſeinen Urvätern befeſtigt hat.

Und

Und endlich dem Sprachforscher — — was bietet sich ihm für ein Schatz von Sprache dar! Hier findet er oft die prima stamina von Redensarten des gemeinen Lebens, die ohne diesen alten Sprachschatz unerklärlich sind — hier findet er Wörter, die vorhin waren und jezt nicht mehr sind — diese alte ehrwürdige, längst vergessene Wörter gräbt er aus dem Schutt dieser Sentenzen, wie aus dem sterquilinio Ennii Virgilius Geld heraus, gebraucht sie, und giebt sich und seinem Ausdruk ein feierliches, ehrwürdiges Ansehen.

Nun nach diesem Eingang, den wir um gewisser Herren willen, die alzu verächtlich von Sprichwörtern denken, gemacht haben, zu den arabischen Sprichwörtern, die wir vor uns haben.

Vielleicht ist kein Volk auf Gottes Erdboden, das die Aussprüche der Vorfahren sorgfältiger gesammelt hat, als die Araber, vielleicht ist keines, dem sie so sehr zu statten kommen, als ihnen. der einzige Meidan hat über 6000 gesammelt und mit Scholien erläutert — und wie viele, die schon lange vor seiner Zeit vergessen und unwiederbringlich verlohren, wie viele, die einige Generationen vor ihm noch bekant, aber zu seiner Zeit nicht mehr waren — wie viele, die ihm aus menschlicher Schwachheit entgangen sind — wie viele er nicht gesammelt haben mus, kan keine unbegreifliche Sache seyn. Denn man denke sich den ungeheuren Zeitraum von Joktan bis Mohämmed, wo alle Geschichte in Ueberlieferungen bestund, und kein Kadmus noch über arabische Wüsteneien geirt war — man denke sich die Reihe von Jahrhunderten,

und

ıd man wird sich nicht mehr wundern, daß uns die ichtigsten Fakta und neben her so viele andere Pro-ıkte des Genies und Zufals verlohren gegangen ad. — — Die öffentliche Bekantmachung der Sprich-örter, die aus jenen, vormohömmedischen Zeiten uns ch übrig geblieben sind, mus uns immer schäzbar seyn. reilich wird sie den Nuzen nicht stiften, den ich en von Sprichwörtern überhaupt berührt habe, so nge nicht die Sprache Arabiens algemeiner wird. ber sie wird uns ganz neue Aussichten eröfnen, die sher ganz unbekant gewesen sind, und so bald nicht gemein werden, vielleicht gar nicht begriffen erden wird, (denn keiner meiner kritischen Amtsbrü-er von Michaelis und Hirt bis auf den, der vor en Schranken der heiligen kritischen Synode steht, at ihn bisher bemerkt). — Diese Sprüchwörter kön-en in der Geschichte Quellen werden, wie ich Schrei-er dieses aus eigener Erfahrung versichern kan, der h in ihnen manches sonst unbekante Faktum entweder elernt, oder bekante Fakta durch sie bestätigt gefun-en habe. Besonders sind sie für die genealogische Geschichte der Araber wichtig und erläuternd. Wun-ert sich jemand darüber — so warte er, bis ihm Be-weise vorgelegt werden, und will er sich so lange nicht vertrösten lassen, so erinnere er sich, daß ja so gar lieder historische Quellen werden können. Denn Ort und Endzwek verbieten es mir, mich an diesem Orte weitläuftiger darüber auszubreiten. —

Meidan, von dem hier ein junger Man, Herr Schultens, eine Probe hat drucken lassen, war einer der berühmtesten arabischen Philologen, der im Jahr

Christi

Christi 1144 starb. Deutschland kante ihn schon ehedem auf einer rühmlichen Seite aus den Proben, die Erpen, Pocock, Golius, und unser deutscher sel. Reiske öffentlich bekant gemacht haben. Pocock hatte die ganze Samlung von Sprichwörtern, die Meidan gemacht, zur öffentlichen Bekantmachung bestimt und sie schon in dem Endzwek ins Lateinische übersetzt, und aus den Scholien so viel excerpirt, als zur Aufklärung der Proverbien nöthig schien. Pococks Manuscript liegt noch in der bodlejanischen Bibliothek; dieses hat sich Herr Schultens zu seinem künftigen Gebrauch' abgeschrieben, und zur Probe einen Theil des Pocockschen Fleißes edirt. Daß Pococks Uebersetzung und Anmerkungen manche Verbesserungen leiden, erinnert Herr Schultens, und jeder Leser wird es ohnehin vemuthen, da es ein bloßes Brouillon ist.

Es ist nicht der Absicht dieser Bibliothek gemäs, daß der Recensente abschreibt, um ohne Kopfbrechen Bogen zu füllen. (Das überlassen wir gewissen Universitäts Professoren, die nicht viel durch Honorarien verdienen.) Ich schreibe also auch keine Sprichwörter zur Probe ab. Nur noch eins. Herr Schultens scheint willens zu seyn, den ganzen Meidan abdrucken zu lassen. Darf ich bitten -- zuvor noch einige arabische Historiker und Geographen. Denn, wenn diese edirt sind, so mögen erst die Sprichwörter folgen.

Solten inzwischen doch diese Sprichwörter den Vorrang bekommen, so bitten wir uns, aus vielen Ursachen, zu denen hier kein Raum ist, die Scholien ganz aus.

XCVIII.

Die neueſten Offenbarungen Gottes in Briefen und Erzählungen, verdeutſcht durch D. Carl Friedrich Bahrdt, der Theologie ordentlichen Lehrer, des Conſiſtorii Aſſeſſor, Definitor und Prediger an der S. Pancratius-kirche in Gießen. Erſter und zweiter Theil. Riga bei Johann Friedrich Hartknoch, 1773.

Die Urtheile über ein Buch, wie gegenwärtige Ueberſetzung des Neuen Teſtaments, müſſen thwendig verſchieden ausfallen. Der Standpunkt, n jeder Recenſent nimt; die Meinung oder Vorurteile, mit denen er an die Arbeit geht; die Zeiten, denen er ſich gebildet hat, und noch mehrere andre inge, werden ihn mit ſichtbaren, zum Theil vortheilhaften, zum Theil ſchädlichen Einflus bei ſeinem rtheile leiten. Der Dogmatiker, der ſich nicht überugen wil, daß ſeine wohlſeligen Vorfahren können eirret haben; der alte ehrliche Theologe, der es aus urer puter Ehrlichkeit mit den ſo genanten alten Wahrheiten hält, und nicht fragt, ob das auch den hrwürdigen Namen Wahrheit verdient, was er dafür ält; der hitzigere Man, der an einer unerſätlichen Neuerungsſucht krank liegt; und der Theologe, der wiſchen beiden in der Mitte ſteht, können unmöglich bei dieſem Buche ein einförmiges Urtheil fällen. Ich,

der

der ich es mir zur Regel gemacht habe, an kein Syſtem andächtig zu glauben, der ich täglich die Bibel und ihren Sprachgebrauch ſtudire, und die Lehren, die ſie, nicht das Syſtem ſagt, glaube, und dem homiletiſchen Vortrag der Religionslehren von Herzen gram bin, und auf dieſe Art meine Ruhe durch die Religion, und die Religion ſelbſt täglich weit ehrwürdiger finde — ich würde dennoch in einigen Stücken anders, als Herr Bahrdt urtheilen. Allein die Verſchiedenheit des Urtheils hängt nicht von unſerm Willen ab; ſie komt von Konjunkturen, in die uns die Vorſehung, nicht wir uns ſelbſt ſetzen; unſer Urtheil wird in Sachen der Bibel, wie in andern Dingen, von Jahren und Erfahrung geleitet.

Dies ſey den Antikritikern zum Beſten erinnert!

Die theologiſche Seite dieſer Ueberſetzung übergehe ich ſchlechterdings. Die rüſtigen Polemiker, die leider hie und da noch Scheiterhaufen bauen, und der Schandflek unſrer Kirche ſind, mögen meinetwegen ihr Zion nach wohllöblicher hergebrachter Weiſe vertheidigen. Der ſanftmüthige, duldende Geiſt, der beſonders bei den Predigern der Sanftmuth und Duldung nie ſolte vermißt werden — wenn wird er wieder aus ſeiner Verbannung zurükgerufen werden? Brüder, wenn wir irren, warum wolt ihr nicht wie Brüder Mitleiden mit uns haben? Warum wolt ihr uns wie Feinde verfolgen?

Die Abſicht, die Hr. D. Bahrdt bei ſeiner Ueberſetzung hatte, verdient Beifal und Dank. Er wolte eine Ueberſetzung liefern, die ſogleich jedem Leſer

den

den Verstand des Originals ohne Kommentar aufschließt. Solche Bücher müssen wir einmal unsern Predigern in die Hände liefern, wenn sie bessere Kentnis der Religion verbreiten sollen.

Es sey Gott geklagt! Nicht blos auf dem Lande bei unsern mitleidswürdigen Mitbrüdern — nein, in der cultivirten Welt, wo man die gesundesten Begriffe in der Religion erwarten solte, herscht entweder tiefe Unwissenheit, oder pure pute mystische Kentnis. Lehrer der Schulen, Jünglingsbilder, könt ihr es verantworten, daß ihr so viele Jünglinge euren Armen entlaßt, die, so bald sie von euch entfernt sind, wenige Gelegenheit haben, tiefer in der Religion zu schöpfen, und ihr macht sie so wenig mit dem wahren Geiste derselben bekant — und dann lachen sie, wenn sie über das, was ihr ihnen vordistinguirt habt, nachzudenken anfangen — werden Spötter der Religion — werden Verführer ihrer armen Mitbrüder, und sündigen noch lange Jahre nach ihrem Tode fort. Gott Genade!

In die meisten Grundsätze, die Hr. B. befolgt hat, stimme ich brüderlich ein. — Aber einige — Nein da ist, dünkt mich, zu weit gegriffen. Und darunter steht oben an: die Veränderung des morgenländischen Dialogs. Er ist ekelhaft, sagt Herr Bahrdt, — muste also moderniſirt werden, wenn die Uebersetzung Lesern von Geschmak gefallen solte. — Das weis ich nicht; der Dialog, denke ich, gehört zum Charakter des Zeitalters, in dem das Buch geschrieben wurde, zum Charakter des Volks, dem es in die Hände gegeben würde — folglich verlohnte es

sich diesen Stempel des Originals durchscheinen z
sen. Ein Volk in seiner Kindheit, oder ein
das keine Gelegenheit gehabt hat, eine mäßige
se der Kultur zu erreichen, wird überhaupt in
Sprache mehr Leben und Aktion haben, als die
tivirte Nation. Die Erzählungen sind bei einer
rohen, oder doch nicht viel cultivirten Nation nic
abstrakt, wie bei uns; sie führt die Personen,
denen etwas erzählt werden sol, selbst vor, läst sie
handeln, selbst sprechen. Man begebe sich nur ein
in die Versamlungen der weniger aufgeklärten W
und -- höre. -- Um nur aus dem Alterthum ein
spiel zu geben --was ist der gröste Unterschied zwis
Homer's Iliade und Odyssee, wenn wir sie mit
gil's Aeneide vergleichen -- das abgerechnet, was
den Fesseln zuschreiben müssen, die Aristoteles
anderer Theorien und Poetiken Virgils Genie
schmiedet haben. — Homer schrieb unter einem n
ziemlich ungebildeten Volk, unter den Griechen
Jonien, die eben erst durch ihr neues *Klima in Asi*
wohin sie vor kurzem erst aus Europa gekommen w
ren, begünstigt, aus dem rohesten, wildesten Zusta
getreten waren. Rings herum war alles Nacht,
entweder lebten Wilde oder Nomaden da. D
Sprache also, in der er seine Epopeen schrieb, w
noch nicht durch lange anhaltende Kultur gegründ
keine argutiae der Rhetorn und Grammatiker hat
in sie Einflus gehabt. Sie war so, wie wir sie n
jetzt im gemeinen Leben finden, das, was die latei
sche noch einige Generationen vor Cicero war. Vet
res illi, sagt er Orat. I. 3. 51. sicut hodie nonnu

los videmus, cum circuitum & quasi orbem verborum conficere non possent, (nam id quidem nuper, vel posse, vel audere coepimus) terra, aut bina, aut singula etiam verba dicebant; qui in illa infantia naturali illud, quod aures hominum flagitabant, tenebant tamen, ut & illa essent paria & aequalibus interspirationibus uterentur. — Daher sind Homers Iliade und Odyssee fortlaufende Dramata und nichts als Dialoge. Er, der Dichter selbst, erzählt wenig; die handelnden Personen erzählen alles. Virgil hingegen erzählt als Dichter weit mehr — da er in einer Sprache schrieb, die schon gerundeter und philosophischer war — —

Nun kamen die Hebräer nie in Konjunkturen, die sie aus der Kindheit der Kultur, und zu einem gelehrten Volk hätten erheben können. Nach der glänzendesten Periode, die ihre Sprache hatte, muste sie nothwendig im babylonischen Exilio wieder tief herabsinken, da sie unter ein Volk kamen, das nie Muster des Stils und der Sprache aufzuweisen hatte. — Da sie wieder zurük kamen, wurden sie der Bal fremder Nationen, welches der Kultur des Geistes nicht günstig war. Hierzu erwogen, daß die heil. Schriftsteller Leute waren, die sich nie mit Kultur abgegeben hatten — musten sie also nicht in der Sprache des gemeinen Lebens die Geschichte verzeichnen, — das ist, musten sie nicht alles im Dialog vortragen? Ich, der ich die Geschichten lese, werde von der edlen Simplicität, die in den Erzählungen herscht, gerührt; ich sehe alles vor mir, und werde selbst in die Handlung versezt. (Wer den Nachdruk solcher Erzählung recht empfinden wil, der lese in dieser Rüksicht die

Leidensgeſchichte im Dialog — ſtreiche den Dialog dann weg und — urtheile.) Von der edlen Simplicität, die in dialogiſirenden Erzählungen herſcht, kan vielleicht der durch das Leſen anderer Schriften ſchon verwöhnte Man nicht mehr ganz richtig urtheilen. Euch Pädagogen frage ich, ob ſich nicht eure Zöglinge herzinniglich freuen, wenn ſie was zu leſen bekommen, wo der liebe Jeſus mit den Leuten ſo freundlich ſpricht. Mich deucht es, ich hätte dieſes bei mehreren Kindern bemerkt; und daß ſich eben dieſe Bemerkung bei dem unaufgeklärteren Theile des Volks machen laſſe, vermuthe ich, weil er hierin den Kindern gleich komt. Ueberdies ſind die Lehren der Bibel für den gröſten Haufen weit faßlicher in kurzen zerſtükten Perioden, weil der Stil ihrem Geiſte ſo angemeſſen iſt. Ich alſo ſolte denken, der Dialog wäre ſo ekelhaft nicht; ich alſo hätte den Dialog nicht moderniſirt, wo er, unbeſchadet der Deutlichkeit, ſtehen bleiben konte. — Inzwiſchen beſcheide ich mich gern, daß meine Stimme nur eine einzige iſt. Neben dem dünkt mich, würde Herr Bahrdt ſich noch ein Verdienſt um die deutſche Sprache erworben haben, wenn er als Gebieter derſelben den Dialog des N. T. wieder in Dialog gebracht hätte. Unſre Sprache iſt bis izt zum Dialog nicht mehr biegſam genug, und hat es der Bemühungen unſrer ſchönen Geiſter ohnerachtet bis izt noch nicht werden wollen. —

Ueber eine andre Regel; daß Herr Bahrdt die deutſche Wortfügung eingeführt, und nicht immer Frage in Frage, Periode in Periode, Exclamation in Exclamation u. ſ. w. übertragen hat; läſt ſich nicht im Allgemeinen urtheilen. Hier komt es auf einzelne Fälle an,

und

und so viel ich sehen kan, ist es meist in solchen Fällen geschehen, wo es jeder billige Leser billigen wird.

Daß er aber, um dem Leser verständlich zu werden, zuweilen einen Gedanken eingeschoben hat, der zwar nicht geradezu in den Worten des Schriftstellers liegt, der aber von dem Schriftsteller mitgedacht ist, oder den die Parallele autorisirt (Schade, daß man sich bisher noch nicht ganz über die Parallelen hat vereinigen können! oder wollen!) daß er Bilder, Anspielungen und Sprichwörter nur da beibehalten, wo sie im Deutschen verständlich und anständig ausgedrukt werden konten, im gegenseitigen Falle aber verlassen hat; daß er stat eines einfachen Wortes, das nicht wieder mit einem einfachen übertragen werden konte, ohne daß der wahre Gedanke verloren gieng, sich einer Umschreibung bedient hat -- wer wird diesen billigen und zu einer Uebersetzung, wie Hr. B. liefern wolte, nothwendigen Freiheiten nicht bereitwillig beitreten?

Die hie und da in Anmerkungen geäußerten Urtheile über die Verfasser der heil. Schriften sind zwar wahr; aber solten sie nicht etwas zu derbe, zu anstößig für den ungelehrten Leser seyn? -- Selbst um gewisser gelehrten Leser willen, hätte ich gewünscht, daß sie entweder ganz weggelassen, oder doch in einer gemäßigtern Sprache ausgedrukt worden wären. Der wahre, unpartheiische, Sachen kundige Gelehrte wird sich gewislich nicht daran stoßen -- aber der größte Theil -- Herr Bahrdt glaube mir, ich konte es selbst bei Superintendenten nicht dahin bringen, daß sie nicht nachtheilig geurtheilt hätten.

Und nun unser Urtheil von dieser Uebersetzung überhaupt, bevor wir uns über einzelne Stellen derselben mit Herrn Bahrdt besprechen. Sie ist frei, bindet sich nicht sclavisch an die Worte des Originals, und ist lichtvol ohne Kommentar. Sie entscheidet bei Stellen, über deren Sin die Gelehrten getheilt sind -- kurz, sie ist eigentlich für Leser aus allen Ständen -- mehr als diejenigen die unter solchen Titeln verkauft werden; obgleich jene auch ihre Vorzüge haben -- sie ist für den Liebhaber. -- Daß sie Fehler haben werde, wird jeder vermuthen müssen, weil Hr. B. ein Mensch ist, und ich bin überzeugt, daß Herrn Bahrdt die Vaterliebe gegen sein Kind nicht zu sehr blenden wird, um sie öfters die Revision passiren zu lassen.

Da nicht jedes Buch des N. T. gleich große Schwierigkeiten hat, und sie sich, wenn man von Evangelisten zu den Briefen der Apostel fortgeht, ansehnlich vermehren, so sol diesmal blos von den historischen Schriften des N. T. geredet, und eine weitläufigere Anzeige der Briefe im folgenden Bande dieser Bibliothek verspart werden. -- Die Evangelisten sind gelesen, und bei schweren Stellen immer mit dem griechischen Original Wort vor Wort verglichen. Beim Durchlesen habe ich mir meistens nur ausgezeichnet, was ich nicht unterschreiben möchte -- selten nur, wenn eine Stelle mir besonders gefiel. Aber meine Anmerkungen kan ich nicht alle publiciren; ohne alzuvielen Raum wegzunehmen; Ich schränke mich daher nur auf einige Stellen ein, die ihrer verschiedenen Erklärungen und Schwierigkeiten wegen berühmt genug sind. -- Die Bergpredigt, Matth. V. In der Ueberschrift setzt Herr Bahrdt: Christi Berg-

predigt,

predigt, worinnen er die Hauptsumme seines Evangeliums zusammenfast. Solte wohl Herr B. den rechten Gesichtspunkt gefaßt haben, aus dem die Bergpredigt erklärt und übersetzt werden muß? Er folgt dem sel. Heuman, der ebenfals in der Bergpredigt einen kurzen Begrif der christlichen Religion und der zur Seligkeit erforderlichen Hauptlehren gesucht hat. -- Gesetzt einmal, aber nicht zugegeben, das Christus hier die Summarien seiner Lehre hätte vortragen wollen, so wäre doch unbegreiflich, warum er in diese Summarien nicht einmal die Lehre, daß er der wahre Messias sey, gebracht hätte -- denn, welche Lehre wäre wol unter allen seinen Lehren wichtiger gewesen, um in Summarien oben an zu stehen? Ich frage Herrn B. selbst, welche? -- -- Aber vielleicht wolte er blos einen kurzen Inbegrif seiner Moral geben? Vielleicht versteht Herr B. unter Hauptsumme seines Evangeliums nichts als Hauptsumme seiner Moral? -- Ich bin bereit, diese Erklärung anzunehmen. Allein nun frage ich dagegen: Stehen denn wirklich die Hauptlehren der Moral Christi darin? Scheint Christus nicht vielmehr eine polemische Moral vorzutragen? -- Dies wäre ein Zweifel gegen H. B. Angabe des Inhalts -- Andere und zwar entscheidende, lassen sich von dem Auditorio hernehmen, zu dem Christus spricht. Davon weiter unten.

V. 1. „Als er einst eine vorzüglich große Menge um sich herum sahe, stieg er auf eine Anhöhe (um von allen gehört zu werden.)“ Ich weis zwar nicht, was für eine Anhöhe Herr D. Bahrdt hier verstehen mag (die wird er uns wahrscheinlich erst in seinem Kommentar nennen.) Allein soviel vermuthe

ich doch, daß er eine in Petto haben mus, denn ſonſt würde er nicht grammatikaliſch richtig überſetzt haben. Denn ſolte „auf eine Anhöhe“ ſo viel ſeyn, als auf eine gewiſſe Anhöhe, ſo könte im griechiſchen nicht ſtehen ανεβη εις το ορος, ſondern es müſte heißen: ανεβη εις ορος τι. — Beinahe ſolte ich aber vermuthen, daß Herr Bahrdt deswegen hier ορος durch Anhöhe überſezt habe, weil er glaubte: Chriſtus ſey εις το ορος geſtiegen, um von allen gehört zu werden — und doch wolte er den Geſchichtsſchreiber nichts unglaubliches und abentheuerliches erzählen laſſen. Denn ſo bald er ορος Berg überſezt hätte — Er ſtieg auf einen Berg, um von allen gehört zu werden — ſo hätte Matthäus eine ganz unglaubliche Sache erzählt, daß Chriſtus mit einer ſo ſtarken Stimme auf dem Berg geſprochen habe, daß man ihn im Thal hätte hören können.

Inzwiſchen glaube ich immer noch, daß ορος hier Berg heißen müſſe; daß hier von einem Berg bei Kapernaum die Rede ſey, den man κ. εξοχην Berg nennen konte; daß an dieſen Berg ſogleich jeder dachte, wenn er, wo von Kapernaum geredet wurde, το ορος las — — nur möchte ich nicht beſtimmen, wie der Berg geheißen, obs der Tabor, oder der Berg der Seligkeiten geweſen *). Allein ich glaube auch nicht, daß Chriſtus in der Abſicht auf jenen Berg nahe bei Kapernaum geſtiegen, um von der Volksmenge im Thal gehört zu werden. Denn Matthäus mus mit Lukas verglichen werden, Lukas VII. 12. Der Zuſammenhang iſt dieſer: Chriſtus hatte am Freitag gegen Abend in der Synagoge gelehrt

*) S. Büſchings Aſien Seite 382.

ehrt und Wunder gethan; das Volk drängete sich hinter
ihm nach; nun stieg er auf den Berg, um sich dem Ge-
ränge zu entreißen. Oben wählte er seine zwölf Apostel
aus den übrigen Jüngern; kam den folgenden Morgen
wieder herunter, und hielt diese Rede an das Volk, das
seiner im Thal wartete. Und in dieser Rede preiset er
seine Jünger glüklich, die er zu Aposteln ausgesucht
hatte -- aber nur unter der Bedingung, wenn sie eine
andere Moral lehren würden, als die damalige unter
Pharisäern gewöhnliche. Folglich war die Bergpredigt
an seine zwölf Apostel gerichtet; sie war eine Einwei-
hungsrede -- Lukas VI. 19. sezt ausdrüklich επαρας
τους οφθαλμους αυτου εις τους μαθητας ελεγε —
Mit unter kommen auch Pflichten vor, die nicht blos auf
die Apostel, sonden auch auf andere gehen, wie z. E.
v. 20. -- und die Peroration ist ganz an das umstehende
Volk gerichtet.

Bei dieser Erklärung mus ich aber das καταβας
aus der Parallele des Evangelisten Luk. VI. 17 der Deut-
lichkeit wegen in den Matthäus übertragen, -- eine Frei-
heit, die mir niemand übel deuten wird, und niemand
weniger, als Hr. Bahrdt, der nicht blos aus den Pa-
rallelen der Deutlichkeit wegen Gedanken überträgt, son-
dern auch in der Vorrede zum ersten Theil gleichgültig
zu bleiben verspricht, wenn ihn jemand tadeln solte:
„daß er, um den Lesern verständlich zu werden, zuwei-
„len einen Gedanken eingeschoben habe, der zwar nicht
„geradezu in den griechischen Worten liege, den aber
„der Schriftsteller mit gedacht habe.“

Bei diesen Voraussezungen scheint mir auch die
Uebersezung zu algemein ausgedrukt: „Sobald er sich

„geſezt hatte, verſammelten ſich ſeine Freund „um ihn herum.“ Μαθηται wären alſo wol eigentlich die 12 gewählten Apoſtel.

V. 3. giebt Hr. Bahrdt μακαριοι οι πτωχοι τω πνευματι. „Wohl denen, die wenige Wünſche für „dieſe Erde haben.“ Wie kan aber πτωχοι τω πνευματι dieſes dem Sprachgebrauch nach bedeuten? Unter den vielen bisher verunglükten Erklärungen dieſer Stelle ſcheint mir die noch die beſte, welche μακαριοι τω πνευματι zuſammenconſtruirt. Nemlich: οι πτωχοι μακαριοι εισι τω πνευματι. Und dieſe Erklärung wäl auch Lucä Parallelſtelle, μακαριοι οι πτωχοι.

(Dies war ſchon einige Wochen niedergeſchrieben, als mir eine mögliche Urſache beifiel, warum Hr. Bahrdt πτωχοι τω πνευματι durch wenige Wünſche haben, überſetzen wolte. נפש wird im Hebräiſchen für Appetit, Begierde, Wunſch nach einer Sache geſezt. Nun wäre die Frage, ob die LXX es zuweilen durch πνευμα überſezten. Mir fält keine Stelle bei, und ich finde auch keine im Trommius. Alſo harre ich in der Stille, bis der Wind ſich dreht, und Herrn Bahrdts Kommentar erſcheint.)

Βασιλεια του Θεου iſt gut durch ewige Seligkeit gegeben.

V. 5. „Wohl denen, welche Unrecht ertragen „und Beleidigungen erdulden können: das Vater„land der Tugendhaften iſt ihr gewiſſes Erbtheil.“ Solte dies wol der Sin der griechiſchen Worte ſeyn? μακαριοι οι πραεις, οτι αυτοι κληρονομησουσι την γην. Das πραεις iſt gut überſezt: aber die andere Hälfte — Wie kan γη das Vaterland der Tugendhaften heißen?

Ver-

Verſtehe ich die Ueberſetzung recht, ſo iſt Vaterland der Tugendhaften die ewige Seligkeit. Hat γη jemals die- e Bedeutung? -- Die Stelle hat ihre Schwierigkeit für ins, da Matthäus die Bergpredigt zuſammengezogen hat; den damaligen Zuhörern war ſie leichter zu verſte- hen, da Chriſtus alles weitläuftiger ausführte. Mir ſcheint ſie am deutlichſten zu werden, wenn ich unter πραεις die Apoſtel verſtehe, die unter der Verfolgung das Evangelium predigen muſten. Dieſer Verfolgung ohnerachtet, ſolte ſich doch die Lehre JEſu über den ganzen Erdboden ausbreiten. „Wohl ihnen, meinen Apoſteln, „die izt zwar Unrecht und Verfolgung um der Predigt „des Evangelii willen leiden; einſt ſol ſie ſich doch in „der ganzen Welt verbreiten.“ --

V. 6. δικαιοσυνη vortreflich: Volkommenheit.

V. 7. Wieder vortreflich: „Wohl denen, wel- „che wohlthätige und edelmüthige Menſchenfreunde „ſind; ſie ſollen an ihrem Herrn, den gegen ſich „finden, die ſie ſelbſt gegen ihre Nebenmenſchen „waren.“ Nur Schade, daß das Wort Menſchen- freunde, durch den Misbrauch deſſelben, viel von ſeiner Würde verloren.

V. 19. „Der wird bei den Vortheilen der „neuen Societät zu kurz kommen, welche in der „Ewigkeit verheißen ſind“ ελαχιστος κληθησεται εν τη βασιλεια των ουρανων. Herr B. will wegen der Dauer der Höllenſtrafen niemand was vorſchreiben; daher hat er hier mit einem algemeinen Ausdruk zu kurz kommen überſezt, und glaubt, der Ausdruk gründe ſich auf die eigentlichſte Bedeutung des Worts, wie er ſich in einer Anmerkung ausdrükt. Das lezere wil ich bis auf den

Kom-

Kommentar des Herrn D. ausgesezt seyn lassen. Denn es komt hier nicht darauf an, was ελαχιστος im Griechischen heist, sondern was צעיר und רב, die sich hier opponirt werden, bedeute. -- Aber -- die Vorthale der neuen Societät -- das Wort Societät ist ausländisch, und solte am wenigsten in einer Bibelüberseßung stehen. Warum nicht Geselschaft? Hr. Bahrdt ist im Gebrauch ausländischer Worte noch mäßig: in den Uebersetzungen seines Kollegen Herrn Schulz's wimmelt es von ausländischen Ausdrücken.

V. 22. scheint Hr. Bahrdt das Wörtlein εικη auszustreichen.

V. 29. 30. Solte es wol nicht besser gewesen seyn, wenn H. B. es nicht bei den algemeinen Ausdrücken: „Und wäre es selbst eines der edelsten Glieder eures „Leibes, welches euch unwiderstehlich zum Laster „reizte, so würde ich (ohnerachtet der Fal nicht kommen wird) dennoch sagen: lieber mit verstümmeltem „Körper selig, als mit dem ganzen Körper verdamt" hätte bewenden lassen, sondern ins Detail gegangen wäre, und die Exempel Christi vom Auge und der Hand hinzugesezt hätte, zumal, da es bekant ist, daß Christus hier auf eine jüdische Redensart anspielt, die uns verständlich ist, wenn wir gleich nicht alles das mitdenken, was ein Jude mitgedacht haben mag.

V. 32. Die schwere Stelle, nach welcher derjenige, der sich aus einer andern Ursache, als um des Ehebruchs willen, von seiner Frau scheidet, ποιει την γυναικα αυτου μοιχαθαι, übersezt Herr Bahrdt so: „Wer sich „von seinem Gatten scheidet, es sey dann um Ehe„bruchs willen, der verleitet ihn zum Ehebruch.

dem er ihn zu einer anderweitigen Verheirathung
ranlast; und der selbst, der eine so wilkührlich
schiedene Person heirathet, begeht einen Ehe-
uch." Es ist hier der Ort nicht, wo ich die Schwie-
keiten, die mir bei dieser Stelle noch nicht gehoben
, vortragen kan. Ich würde es nicht ungern sehen,
n man mit tüchtigen kritischen Gründen erweisen kön-
daß diese Stelle interpolirt wäre. Spuren dazu fin-
wir im Hieronymus, dem Codex Cantabrigien-
und einigen lateinischen Handschriften.

V. 46. Solte nicht: *ουχι και οι τελωναι το αυτο
υσι.* etwas zu algemein übersezt seyn? „Treibt dazu
r Instinkt nicht auch die häßlichsten Selen?"
folgenden 47sten V. wird es mehr nach dem griechi-
n Text übersezt. Warum nicht auch hier?

V. 47. wäre vielleicht *ασπασησθε* besser durch
flichkeit gegeben.

Kap. VI. 9. *πατηρ ημων*: „GOtt Vater der
eraelischen!" Gut übersezt. Denn obgleich im A. T.
Anrede nicht gewöhnlich gewesen, so war sie es doch
Christi Zeit unter den Juden. Philo, ein Zeitgenosse
isti, nent GOtt immer *πατηρ παντων*. Die Heu-
ine und Consorten mögen einwenden, was sie wollen,
at Hr. Bahrdt doch recht.

V. 10. Die Bitte, *ελθετω η βασιλεια σου*, ist
sezt: „Gründe und erweitere dein Reich, wel-
es da ist, wo durch deinen Geist Weisheit und
igend blühen." Vorausgesezt, daß Hr. Bahrdt
Grundsäze annimt, von denen ich überzeugt bin, so
er unrecht übersezt. Christus wolte seine Zuhörer
gedankenlosen, unnüzlangen Gebeten abgewöhnen,

und

und giebt ihnen in dieſer Abſicht eine kürzere Formel zum Muſter. Nun findet man in dieſer Gebetsformel blos ſolche Ausdrücke, die die Juden zu Chriſti Zeiten an ihren Gebetsformeln zu haben pflegten. — Chriſtus mus ſie alſo aus beſondern Urſachen beibehalten haben. Die Urſache ſahe ich leicht ein. Jede Art des Vortrags mus nun einmal ihre eigene Schreibart haben; und wenn man die hergebrachte verläſt, ſo fält man leicht entweder ins Schwülſtige, Gekünſtelte oder Niedere. Nun hatte Chriſtus zwei Formen, nach denen er ſein Muſter zuſchneiden konte: entweder die Pſalmen des A. T., oder die damals gewöhnliche Formeln. Um ein allen verſtändliches Muſter zu geben, wählte er letztere, die damals übliche, behielt aus ihr ganze Redensarten bei, (wie die Vergleichung lehrt,) die Matthäus überſezt hat. Folglich fragt ſich: 1) nicht, was kan überhaupt βασιλεια του Θεου heißen? ſondern 2) was hies es nach dem Sprachgebrauch der damals lebenden Juden? Und dies hat uns Lightfoot gelehrt, nicht, wo überhaupt Weisheit und Tugend blühet, ſondern wo der einzige wahre GOtt verehrt wird.

V. 10. γενηθητω το θελημα σου, ὡς εν ουρανω και επι της γης. Hier hat Herr Bahrdt das nachdrükliche ὡς εν ουρανω και επι της γης nicht in ſeiner Ueberſezung ausgedrükt. „Lehre uns, überſezt er, alle im „Gehorſam gegen deine Gebote und in der Erge„bung in deinen Willen unſre Ruhe und Glükſe„ligkeit finden.“ Vielleicht iſt ihm blos durch einen Zufal die wahre Bedeutung von ουρανος an unſrer Stelle entgangen — denn das Buch, in dem ſie ſteht, hat er gewis ſtudirt, ehe er Hand ans Ueberſezen leg-

e. -- Wetstein hat bewiesen, daß ουρανος die Ge-
tirne, die ganze Natur bedeute. So wie also die
anze Natur die ewigen Gesetze, die ihr GOtt gegeben
at, beobachtet; wie die Gestirne ihren Lauf nie ändern,
nd eine Bahn seit Jahrtausenden laufen -- so heilig
nd unverändert müsse auch unter uns die Beobachtung
er göttlichen Gesetze seyn.

Die folgende Bitte: „Befreie uns durch deine
„liebreiche Vorsorge von ängstlichen Sorgen für die
„Zukunft" ist desto richtiger und besser übersezt.

V. 15. Ist ein Einschiebsel zur Verstehung des
Ganzen vortreflich angebracht: „Wundert euch nicht
„über den Zusatz bei diesem Gebäte; wie auch wir un-
„sern Nebenmenschen alle Beleidungen vergeben
„wollen." Nun ist Licht da.

V. 16. Wo Christus von den Pflichten bei will-
kührlichen Dingen, z. E. beim Fasten redet, übersezt
Herr Bahrdt: „Macht es z. E. bei eurem Fasten
„nicht wie die, welchen es nur darum zu thun ist,
„daß man es ihnen ansieht, und die deshalb ihr
„Gesicht recht scheuslich zu machen suchen." Hier
scheint mir der Ausdruk zu nachlässig. Wenn Herr
Bahrdt die eigentliche Idee von αφανιζουσι, die es im-
mer in den 70 Dolmätschern hat, beibehalten hätte, so wür-
de er glüklicher gewesen seyn. Αφανιζειν heißt blos
bleich machen. Die 70 Dolmetscher setzen es immer
für das Wort, das im hebräischen Evangelio Matthäi
gestanden haben mag -- für תמה. Man darf nur
Trommius Concordanz nachschlagen. -- Daß hier bleich
beibehalten seyn solte, ließe sich auch aus dem Ge-
gensatz v. 17 erweisen. Denn Christus befiehlt beim

Fasten

Faſten das Waſchen nicht zu unterlaſſen (wie wir geth
haben müſſen) welches eine Bläſſe nach ſich zu zieh
pflegt. — Aber auch V. 17 hat ſich Herr Bahrdt vom
Original zu weit entfernt.

V. 20. Läſt Hr. B. βρωσις unausgedruckt „Laſ
„das Verlangen nach irdiſchen Gütern in euch nic
„zur Leidenſchaft werden. Es ſind Dinge, welch
„Diebe ſtehlen und Motten verzehren. Es ſind
„ungewiſſe und vergängliche Güter.“ βρωσις hat
ſeine Schwierigkeit, wenn man Roſt, der Silber an
greift, darunter verſtehen wil. Denn dazu giebt es ein
vocabulum proprium. Herr Bahrdt denkt ſich die
Stelle hebräiſch, ſo kan ſie ihm nicht ſchwer werden.

V. 22. Hätten die Worte „εαν ουν ο οφθαλμος
„σου απλους ῃ, ὁλον το σωμα σου φωτεινον εσται“ nicht
überhüpft werden ſollen.

V. 23. Iſt das το φως εν σοι ganz falſch verſtan
den. Herr B. überſezt: „die Begierden ſind in der
„Sele das, was das Auge für den Körper iſt. Iſt
„das Auge verderbt, ſo geht der Körper im Dun
„keln. Iſt es gar blind, ſo iſt die Finſterniß
„erſchreklich, in welcher er tappet, und die Ge
„fahren, die ſie mit ſich führet, ſchaudernd.“ Alſo
verſteht er unter το φως εν σοι wieder das phyſiſche Au
ge. Allein der Zuſammenhang lehrt ja, daß το φως ε
σοι oculus internus, animi oculus iſt. „Iſt die
„ſes blind, wie fürchterlich und gefährlich iſt dieſe Fin
ſterniß!“

Kap. VII. 3. Iſt wol die in den Text geſezte
Ueberſezung die richtigere. Denn die in der Note hängt
nicht ſo genau mit dem Ganzen zuſammen.

V. 4, 6.

V. 4-6. scheint sich Hr. B. etwas zu weit vom Original zu entfernen: „Ueberhaupt aber ist es strafbar, nur immer an seinem Nebenmenschen tadeln und deren kleinste Fehler rügen, hingegen oft die gröbsten Fehler, die man selbst an sich hat, nicht sehen, und noch weniger ablegen wollen. Möchten doch solche Heuchler erst ihre eigene Laster von sich schaffen, ehe sie ihren Nebenmenschen ihre Schwachheiten vorrücken, und sich der Sorge sie davon zu befreyen unterziehen"; das ganze Bild ist durch diese Uebersetzung verloren. Herrn Bahrdt schien es wahrscheinlich zu monströs, und das ist es auch. Aber um die Abscheulichkeit des allzustrengen Richters, die Abscheulichkeit des Menschen, der, wie die Pharisäer, bei der Beurtheilung ihrer Handlungen einen ganz andern Massstab braucht, als bei andrer ihren -- um diese Abscheulichkeit recht deutlich und einleuchtend vorzustellen, konte Christus ein monströses Bild brauchen.

Die schwere Stelle V. 6, oder die am wenigsten verstanden worden ist, hat hier ihr völliges Licht. „Wollet ihr aber zur Besserung eurer Nebenmenschen etwas beitragen, so thut es mit Vorsichtigkeit, und macht euch nicht an Leute, von denen ihr vorher wißt, daß es nicht angewendet ist. Sonst ist entweder eure Mühe verloren, oder ihr müst gar gewärtig seyn, daß ihr und die Religion darüber beschimpft werdet." So hat die hier vorgetragene Moral eine vernünftige, für das Beste der Welt abzweckende Gestalt. Mit Recht ist hier das ganze Bild ausgelassen worden, da der große Haufe der Leser es doch nicht ohne Seiten lange Kommentare verstanden haben würde.

V. 7. Wird der Zusammenhang vortreflich ersetzt.

So viel zur Probe meiner Unpartheilichkeit. Die kritische Seite dieser Uebersetzung übergehe ich. Herr Bahrdt hält manche Stellen für interpolirt, die ich nicht dafür halten kan. Aber er hat seine Gründe noch nicht angegeben. Bis dorthin — bis auf die Erscheinung seines Kommentars verspare ich mein Urtheil — eine Gerechtigkeit, die man jedem Schriftsteller wiederfahren lassen mus, wenn man nicht mit Leichtsin und Unverschämtheit richten und verdammen will.

Kleine Unrichtigkeiten in einzelnen Dingen, die daraus entstanden sind, daß er ausländische uns fremde Dinge mit einheimischen Worten hat ausdrücken wollen (wie z. E. Tagereise, statt Sabbatsweg) übergehe ich hier. Herr Bahrdt revidire selbst, bessere, feile aus; hätte er bei seiner Uebersetzung ängstlich auf alle Kleinigkeiten sehen wollen, würde er nicht im Fluge gehindert worden seyn, würde seine Uebersetzung das geworden seyn, was sie itzt ist?

19.

XCIX.

L. L. Schmalings, Predigers zu Trebra und Grazungen, Naturlehre für Schulen, Göttingen, 1774. 8½ Bogen in Octav.

Der V. hat sein Buch eigentlich den Schulen auf dem Lande gewidmet, worin der künftige Landwirth,

wirth, nicht eigentlich der künftige Gelehrte gebildet werden sol. Zu dem Ende hat er dasjenige, welches ihm das nüzlichste geschienen, ganz kurz zusammen fassen wollen. Dieses mus ihm bei denen zu einer Entschuldigung dienen, die sonst vielleicht an der gewählten Ordnung und an den gegebenen Erklärungen manches tadeln möchten. Die Ordnung ist diese: von den Himmelskörpern, und unter diesen zulezt von unserer Erde. Von der Luft, vom Wasser, von den Mineralien, Pflanzen, Thieren, besonders vom Menschen, auch von der Sele, von der Einbildung, dem Gedächtnis, Verstand, Willen, Freiheit, Wahrheit, Verbesserung der Gemüthskräfte, und noch viele andere ganz nüzlichen Sachen, die nicht in die Naturlehre gehören; auch so gar von der väterlichen Gesellschaft, vom obrigkeitlichen Stande, vom Lehrstande. Das Thermometer heist hier eine hole gläserne Kugel, mit einer dünnen gläsernen Röhre, die mit gefärbtem Spiritus vini angefüllet ist. (Aber noch besser mit Quekssilber. Der lateinische Name hätte hier wenigstens vermieden werden können. Der beste Brantewein wäre hier gut genug gewesen.) Das Wasser löset doch nicht alle irdische Körper auf, und durchdringt sie nicht alle, wenigstens wäre dieses wol kein Satz für die Schule des Verfassers. Die Gesundbrunnen haben mit nichten den sauren Geschmack von Eisentheilen. Die warmen Länder S. 25 sollen Bäder heißen; ein Drukfehler. Die Eintheilung und Beschreibung der Erden und Steine S. 27 und 28. ist würklich elend; und den Fehler schlagen wir etwas hoch an. Eine wahre Kentnis der Erdarten ist dem künftigen Landwirthe höchst nuzbar, und gewis kan sie so vorgetragen werden, daß sie ihm begreiflich wird.

20.

C.

Der Schwedischen Akademie der Wissenschaften Abhandlungen. Drei und dreißigster Band, Leipzig. 1775.

Statt einer umstandlichen Anzeige eines ausländischen, und seinem Werthe nach längst bekanten Werkes, wollen wir hier nur einige Aufsätze nennen. Kalm thermometrische Versuche mit Wasser im Meere und in Seen. Beschreibung eines Werkzeugs, Wasser aus der Tiefe des Meeres herauf zu holen von Wilke. Kölpins Zusätze zur Naturgeschichte des Schwertfisches. Schaale von dem Flusspat und dessen Säure; ein sehr wichtiger Aufsatz für die Mineralogie. Mallet von der Spaltung der Lichtstrahlen; wider P. Alembert. Wahlin von der Kribbelkrankheit. Martin von einem tumore ovarii finistri bei einem jungen Mädgen, wodurch der ganze Unterleib zu unglaublicher Dicke angewachsen ist. Bergman ertheilt einige gute Regeln, dauerhafte Ziegel zu brennen. Ein neuer Versuch, Häuser aus Schlacken zu bauen; welches auch schon in Deutschland möglich befunden worden. Martin von Fadenwürmern bei Fischen und Menschen. Wir haben sie auch sehr oft in den besten eingesalzenen holländischen Heringen gefunden. Hermelin, wie der Dachschiefer gebrochen wird. (Ein Aufsatz, der mit der Beschreibung in der Pariser Kunsthistorie verglichen zu werden verdient). Ein paar Abhandlungen über die Bereitung des Seleps.

CI.

Kurze Geschichte der Bemühungen, die Meereslänge zu erfinden, von J. M. Hassencamp, Professor zu Rinteln. Zweite sehr vermehrte und verbesserte Ausgabe. Lemgo, in der Meierschen Buchhandlung 1774. 6½ Bogen in 8.

Eine sehr gute nüzliche Schrift, wodurch der Herr Verfasser vorzüglich solchen Leuten, welche entweder keine Gelehrte von Metier sind, doch aber ihre Einsichten durch Fleis und Lectüre sehr verbessert haben, oder verbessern wollen, einen guten Dienst gethan hat. Auch vielen Gelehrten wird sie sehr nüzlich seyn, welche oft von mathematischen und physicalischen Wissenschaften sich fast gar keinen Begrif gemacht haben. Das solte doch jeder Gelehrter thun! aber die Wissenschaften rächen sich, und es kömt gemeiniglich die Zeit, da solche Leute wünschen, doch wenigstens einige historische Kentnis in diesen Wissenschaften zu besitzen. So gehet es auch mit der Geschichte von der Erfindung der Meereslänge. Jeder Mathematiker wird es aus der Erfahrung wissen, wie oft er von Ungelehrten und Gelehrten darum gefraget worden ist, was denn eigentlich das Ding bedeute, und darum die Engelländer so viel Geld zur Belohnung für den Erfinder darauf gesetzet, und zum Theil ausgezahlet haben. Man hat manchmal sehr viele Mühe, solchen fragenden nur einigen Begrif von dieser Sache zu geben,

wenn man auch noch so deutlich zu seyn sich bemühet. Ein Beweis, daß weder blos der Codex noch die Orientalische Litteratur allein den Kopf aufräumet, und daß es für alle Studirende von jedem Metier ungemein heilsam wäre, auf Universitäten einige mathematische Collegia mit Aufmerksamkeit zu hören, und zu Hause zu wiederholen. Es ist darum eben nicht bei jedem nöthig, eine Hauptbeschäftigung daraus zu machen, denn dadurch würde die übrige Gelehrsamkeit auch verlieren; und es ist durchaus nöthig, sich auf die Wissenschaften des Standes, den man eigentlich ergriffen hat, vorzüglich zu legen. Doch nun zum Inhalte dieser Schrift.

Allen Mathematikern ist es wie das A B C bekant, daß man in Gedanken Cirkel um die Erde machet. Einen solchen großen Cirkel machet man um die Erdkugel, der sie in zwei gleiche Theile theilet, und dessen Pol oder die Punkte, woraus man ihn ziehen konte, die Pole der Erden sind, der eine der Nordpol, der andere der Südpol, dieser Cirkel heist der Aequator oder die Linie. Man kan ihn auf jedem Globus sehen. Von einem Pole nun bis an diesen Cirkel wieder einen Cirkelbogen gezogen, an welchem Punkte dieses Aequators man wil; das giebt einen Viertelcirkel oder Quadranten, und den theilet man in 90 gleiche Theile, oder er hat 90 Grad. Diese Grade, man mag den Quadranten vom Aequator nach dem Nordpole oder nach dem Südpole nehmen, heißen Grade der Breite. Legte man nun einen Cirkel durch einen solchen Grad der Breite, wo man wolte, der mit dem großen Cirkel, dem Aequator, parallel läge, oder in allen Punkten gleich weit von ihm entfernet wäre, so lägen alle Punkte, welche dieser Cirkel auf der Kugel berührte,

rührte, gleich weit vom Aequator ab, oder hätten einerlei Grad der Breite. Die Graden der Breite, vom Aequator gegen den Nordpol, heist die nordliche Breite, und die gegen den Südpol die südliche Breite. Man begreifet leicht, daß sich solcher mit dem Aequator parallellen Cirkel unendlich viele auf der Halbkugel gedenken lassen, man theilet daher auch die Grade in Minuten, die Minuten in Secunden, und die Secunden, wenn man es noch nöthig findet, in Tertien ein, von denen immer 60 auf eine Benennung des vorhergehenden gerechnet werden. Weis man nun, wie weit der Punkt, wo man sich befindet, vom Aequator entfernet ist, so weis man die Breite oder Polshöhe des Orts, wo man ist; es sey die südliche oder die nordliche Breite. Allein nun weis man noch nicht, auf welchem Punkte der Erde man eigentlich ist, denn alle Punkte in einem solchen Cirkel, der um so weit vom Aequator abstünde, haben alle einerlei Grad der Breite. Man gedenket sich abermal, daß der Cirkel, worauf man die Grade der Breite nimt, unendlich viele auf der Kugel neben einander herum drehen, die alle senkrecht auf dem Aequator stehen. Der ganze Aequator machet 360 Grad aus, wie auch alle Cirkel, die mit dem Aequator parallel durch einen Grad der Breite geleget sind. Diese Grade nun herum gezählet, da man willkührlich von einem den Anfang machen kan, heißen Grade der Länge. Je mehr ein Punkt vom Aequator entfernet ist, desto kleiner wird freilich der Cirkel, welchen man mit dem Aequator parallel durch ihn leget, also desto kleiner auch in einem angenommenen Maße seine Grade der Länge, aber eben so viel Grade behält er doch immer von einem angenommen Orte, weil jeder

Cirkel, er sey gros oder klein, 360 Grade hat. We
man nun weis, wie weit man von einem Orte ge
Norden oder Süden gekommen ist, und zugleich we
man auch, wie weit man gegen Osten oder Westen fo
gerücket ist, oder wie viel Grade es in Ansehung d
Länge wären, wenn man von dem Punkte, w
man nun ist, den Cirkelbogen sich gedächte, welcher se
recht auf dem Cirkel stehet, welchen man durch den Pun
wo man ausgieng, parallel mit dem Aequator leg
und alsdenn von dem Punkt, wo man ausgieng, bis nun
wo dieser Bogen darauf stehet, zählet, so hat man di
Grade der Länge; oder weil alle Cirkel einerlei Grad
haben, so kan man eben dieses auf dem Cirkel thun, de
nun durch den Punkt geleget ist, wo man sich befindet.
Man hat nun zwei Cirkelbogen, die sich einander in dem
Punkte schneiden, wo man ist, nemlich von Norden
nach Süden, und den von Osten nach Westen, und
nun weis man, auf welchem Punkte der Kugel man sich
befindet. Man kan nun durch solchen Punkt seinen
Mittagskreis ziehen, und man zählet die grade Länge
gewöhnlich von dem Orte an, oder mit dem ersten Mit-
tagskreis, wo man abgegangen ist, oder von einem an-
dern Orte, der bekant ist. In der Geographie nehmen die
Engländer den ersten Mittagskreis durch den Pik von
Teneriffa, und die Franzosen durch die Insel Ferro an.
Es ist nun ganz leicht, so genau als man es auf Seereis-
sen nöthig hat, die Breite des Orts, wo man sich mit
dem Schiffe befindet, oder seine Entfernung vom Ae-
quator, welches man die Breite des Schifs nennet, zu
finden. Aber so ist es nicht mit der Länge. Der See-
fahrende weis zwar also leicht, wie weit er gegen Nor-

den

oder Süden gekommen ist, aber nicht so leicht, wie
er gegen Osten oder Westen ist. Er kan daher
ben, noch viele Meilen von einem Felsen oder Sand-
, die er auf seiner Seekarte unter gewissen Graden
Breite und Länge verzeichnet findet, entfernet zu
, und doch daran scheitern. Zu Lande ist nun die
e leichter zu finden, wenn man einen gewissen Mit-
kreis angenommen hat, von welchem man zu zählen
nget. Fände man durch leichte und richtige Metho-
ie Grade der Länge auf der See, so hätte die Schif-
t die höchste Volkommenheit erreichet, weil der See-
ende immer wissen könte, auf welchem Punkt der
kugel er sich befände. Bei den Alten hat man hier
g an gedacht, die nicht einmal die Länge und Breite
dem festen Lande genau bestimmen konten. Sie hat-
s auch nicht so nöthig, weil sie sich eben nicht auf
ohe See wagten. Das geschahe nur, nachdem
die Magnetnadel erfunden hatte. Der Herr V.
t nun die verschiedenen Methoden an, die zur Auf-
g des Problems von der Meerslänge nachgrade
Vorschein kommen. Die Methode, die Geschwin-
it des Schifs, oder den Raum, welchen es in ei-
gewissen Zeit durchläuft, durch das Mittel einer Li-
an deren Ende ein Stück Holz befestiget ist, und
e man von einer Rolle ablaufen läst, und in die
wirft, zu bestimmen, ist sehr unsicher, die Abwei-
gen von einer graden Linie, die das Schif macht,
mmungen, Zikzaks und Winkel zu bezeichnen, et-
leichter vermittelst der Bussole, welches man doch
nöthig hatte, wenn man genau wissen wolte, wie
man gegen Osten oder Westen gefahren sey. Man

gebrauchet aber doch noch oft dieses Mittel aus Mange eines bessern. Man hat nachher verschiedne andere Maschinen angegeben, welche aber gleichfals viele Unbequemlichkeiten und Unrichtigkeiten haben. Der Herr V. führet sie nachgerade an, und beurtheilet sie zum Theil, und zeiget ihre wenige Zuverlässigkeit.

Man hat nun auf andere Methoden gedacht, dieses Problem aufzulösen, und dazu vorzüglich die astronomischen Observationen und accurat gehende Uhren gebrauchet. Harrison ist einer der Helden unter den Uhrmachern, und von seinen Versuchen und deren Erfolge und erhaltnen Belohnungen ist vieles bekant geworden. Die Methode, wie man eine Uhr zur Findung der Meereslänge gebrauchen könne, wird nun satsam deutlich erkläret. Harrison war nicht der erste, welcher darauf gedachte, sondern Metius, Leibniz, Sully und Huigens haben schon vorher davon geredet. Huigens lies auch Versuche mit seinen Uhren anstellen, die noch ganz glüklich waren, wie er selbst schreibet, nachher aber fand man doch bei andern Versuchen, daß sich die Sache nicht gnug bestätigte, weil die Uhren noch nicht accurat gnug in ihrem Gange waren. Harrison, der Engelländer, und ein Französischer Uhrmacher le Roi waren in ihren Erfindungen glüklicher. Mit Harrisons Uhr wurden verschiedene Versuche angestellet, die gut ausfielen, und Harrison erhielt 10000 Pfund Sterling zur Belohnung, als die Hälfte von der Belohnung, welche man auf die Auflösung des Problems von der Meereslänge gesetzet hatte. Aber nachher stellete Herr Maskelyn, Königlicher Astronome, auf der Sternwarte zu Greenwich Observationen damit an, welche nicht so glüklich

aus-

ausfielen. Herr Maskelyne lies sie drucken; wogegen sich aber Harrison verantwortete. Doch scheint es, als ob Maskelyne Recht habe. Die Versuche mit Mr. le Roi Uhr waren doch glüklicher, und überhaupt ist die Uhr lange nicht so zusammengesezt, als Herr Harrisons seine. Indessen hat Mr. le Roi noch gar keine Belohnung erhalten, vermuthlich, weil Frankreich das Geld nicht überflüssig hat.

Die Findung der Länge durch astronomische Observationen hat zuerst durch die genau Beobachtung der Mondsfinsternissen, auch wol der Sonnenfinsternissen, welche aber mehrern Unbequemlichkeiten unterworfen sind, zu bestimmen gesuchet. Allein beide Arten der Finsternissen kommen zu selten vor; und ein Schif könte durch Hülfe derselben nur selten seine Länge finden. Auf dem vesten Lande sind sie dazu ungemein nüzlich. Man hat also anstat dessen die Verfinsterungen der Jupiterstrabanten gebrauchet, deren man wol hundert gegen eine Mondsfinsternis nehmen kan.

Cassini war einer von den erstern, welcher auf diesen Einfal kam. Er gab davon schon Nachricht in den Ephemeriden vom Jahre 1668. Johan Werner von Nürnberg gab schon früher im Anfange des 16ten Jahrhunderts eine Methode an, die Länge durch die Distanz eines Sternes vom Monde zu finden. Nachher empfolen andere, und unter ihnen der große Keppler diese Methode, und noch jezt hat sie in England den meisten Beifal. Man hatte aber noch nicht richtige Mondstafeln, und daher war diese Methode nach eben nicht sehr brauchbar. An diesen Mondstafeln haben nun nachher die Astronomen und unter diesen der selige Hr. Professer Meyer

in

in Göttingen mit unermüdetem Fleiße gearbeitet. Durch Hülfe der Verfinsterungen der Jupiterstrabanten, oder der Entfernung eines Sternes vom Monde, und einer Bestimmung dieser Dinge auf einen bekanten Ort, von welchen die Länge und Breite von andern Oertern, wohin man gedenket und worauf man zukömt, bestimmet ist, kan man die Länge eines Orts finden. Dieses wird nun durch ein Exempel deutlich gnug erläutert. Um durch die Bewegung des Schiffs nicht gehindert zu werden, hat man eine Maschine erfunden, die aufgehänget wird, und worin sich der Observator befindet, und immer in einer horizontalen Lage bleibet, welche man einen Seetisch nennet. So richtig die Theorie dieser Methode ist, so ist sie doch in der Ausübung noch manchen Schwierigkeiten unterworfen. Und man müste wol den Gebrauch einer Uhr damit verbinden. In der That ist also das Problem von der Meerslänge noch nicht genau aufgelöst, ob man sich schon seiner volkomnern Auflösung immer mehr und mehr nähert.

32.

CII.

Socratischer Unterricht in der christlichen Lehre der Evangelischen Kirche von M. Carl Christoph Reiche, Berlin. 1774.

Wieder ein vielversprechender Titel, dergleichen zu erfinden Hr. Reiche eine sonderbare Gabe hat, aber auch nur Titel, und weiter nichts. Socratischer Unter-

nterricht! Man darf nur halbweg mit dem Xenophon
nd den Dialogen des Plato bekannt ſeyn, um den him-
elweiten Abſtand zwiſchen der Reichiſchen und Socrati-
hen Methode zu finden. Socrates ſtelte ſich, wenn er
hren wolte, als ein Schüler an, und befliß ſich durch
lerhand abgemeſsne Fragen die ſchlafenden Ideen in
r Sele zu erwecken, dieſen Fragen nach Beſchaffenheit
r Antworten eine neue Wendung zu geben, damit der
chüler endlich von ſelbſt dahin käme, wohin er ihn ha-
n wolte, oder der Gegner, mit dem er ſich unterrede-
, durch ſeine eigene Geſtändniſſe ad abſurdum ge-
acht würde. Deswegen verglich er ſich mit einer Heb-
mme, die nichts macht, nichts hervorbringt, ſondern
r das, was ſchon da iſt, ans Licht zieht. Man weis
der That die Feinheit, den Scharfſin, die Biegſam-
it des Geiſtes, womit er dabei zu Werke gieng, ſon-
rlich wenn ihm Antworten in die Queere kamen, die
n in ſeinem Gange unterbrachen, und den Lauf ſeiner
emonſtration hemmeten, bewundern. Allein er ſprach
ich von Wahrheiten, wozu die Data in den Vorem-
indungen und algemeinen Erfahrungen der Sele liegen,
cht von ganzen Wiſſenſchaften, ſondern von einzelnen Lehrſä-
n aus denſelben, und das nicht mit rohen, uncultivirten
uten, ſondern mit Männern von gebildetem Verſtande,
it einem Protagoras, Hippias, Alcibiades, Phädrus.
ei ſolchen Gegenſtänden, und bei ſolchen Subjecten
ſeine Methode auch nur zu appliciren. Schwerlich
ird ſich ein ganzes Lehrgebäude darnach abhandeln laſ-
n, und ſchwerlich wird ſie bei Kindern, bei ganz rohen
uten, die nicht nachdenken, und die gleich weg ſind,
enn man mit ihnen auf abſtrakte Dinge komt, ſo im

Ganzen

Ganzen anzubringen seyn. In Kentnissen, die entweder historisch oder positiv sind, findet sie gar nicht statt. Das ist indessen immer gut, daß Lehrer der Jugend sich eine Fertigkeit zu erwerben suchen, durch wohlangebrachte Fragen da, wo es sich thun läst, die Ideen der Kinder hervorzulocken, ihre fehlerhaften Antworten anstat sie schlechthin zu verwerfen, durch neue Fragen zu verbessern, und sie dadurch zum eigenen Nachdenken und zur Aufmerksamkeit auf die in ihnen liegende Begriffe und Empfindungen zu gewöhnen.

Hr. Reich mus sich einen Socratischen Unterricht sehr leicht vorgestelt haben, da er sich getrauet, die ganze Christliche Religion nach demselben vorzutragen. Unsers Erachtens gehet dieses gar nicht an, theils weil diese Religion viele Wahrheiten enthält, wozu die Vernunftkenntnisse nicht in der vernünftigen Sele liegen, und die auf Facta beruhen, theils weil ein solcher Unterricht so algemein für eine große Anzahl von Schülern gerecht seyn kan, sondern für einen jeden besonders eingerichtet werden mus. Denn wenn er nur einmal da Nein! antwortet, wo im Buche Ja! stehet (und ich, würde sehr oft in Versuchung seyn, dieses zu thun) so mus die Folge der Frage gleich eine ganz andere Wendung nehmen. Gleichwol kan es nicht schaden, sondern wird immer viel Nutzen stiften, wenn ein geschikter Man, der sich die Socratische Methode eigen und geläufig gemacht hat, durch dargelegte Proben über diesen oder jenen Lehrsaz Muster giebt, wie man es anzugreifen habe, nach Socratis Art die Jugend zu bilden, und wir wünschen recht sehr, daß wir zur Anweisung der Schullehrer gute Dialogen in diesem Geschmak haben. Allein Hr. Reich sol sie nicht

schrei-

reiben, denn sein Socratischer Unterricht ist wieder der
Se alte Catechismus, in Frag und Antwort verfaſt, nur
ät dem Unterſchied, daß in den alten die Fragen kurz,
d die Antworten lang, in den seinigen hingegen die
agen lang und die Antworten kurz ſind. Gemeinig-
h beſtehen dieſe nur in Ja oder Nein, und dieſes Ja
er Nein! mus kommen, wie Hr. Reich es haben wil,
enn gleich der Lehrling die Frage oft nicht einmal faſt. Das
eißt ſich die Sache wol ſehr leicht machen. Wie viel
Umſtände findet Rouſſeau nöthig, ehe er mit ſeinem Emil
uf das Daſeyn Gottes komt? Hr. Reich aber iſt den
Augenblik damit fertig. „Sagt Kinder! wenn ihr alles
„in der Welt anſehet, fält es euch nicht dabei ein, daß
„doch wol irgend einer da, oder vorhanden und würklich
„ſeyn müſſe, durch deſſen Macht und weiſe Veranſtal-
„tung das alles geſchiehet, geſchehen iſt, und noch ferner
„geſchehen wird. Sagt, fühlet ihr es nicht, daß ſo ei-
„ner da ſeyn müſſe? A. Ja, es fält uns dieſes ein, wir
„fühlen es in den Werken.“ Und man kan doch alles in
der Welt darauf wetten, daß es keinem eingefallen iſt,
keiner es fühlet. Zuweilen ſind die Fragen den Kindern
ganz unverſtändlich und unfaslich, wie bei der Ewigkeit
GOttes: „Solte GOtt ſich ſelbſt erſchaffen haben, mu-
„ſte er nicht, ehe er ſich ſchuf, bereits geweſen ſeyn?
„Wenn er ſchon zu der Zeit war, blieb es da unmöglich,
„daß er zu der Zeit noch nicht ſolte geweſen ſeyn? und
„war er alſo vor der Zeit ſeiner eigenen Schöpfung? --
„Ein Ohngefähr iſt das, ein Nichts, und geſchiehet
„nie etwas durch nichts? -- Wenn eine Weibesperſon
„mit mehrern oder wol gar mit allen und jeden Mans-
„perſonen, (o was müſte das für ein Weib ſeyn?) ſich

„abgä-

„abgäbe, und durch ſie Kinder erzeugte, würde alſo „keiner dieſer Männer wiſſen, ob das Kind das ſeine „oder eines andern ſey?“ Der Knabe verſtehet von dieſen und hundert andern Fragen in dieſem Buche zuverſichtlich nichts: aber antworten kan er doch prompt. — Sehr oft läſt Hr. R. ſeinen Lehrling ganz falſche Antworten geben. Z. E. wenn wir etwas recht ſehr und innigſt lieben, werden wir denn auch ſehr innigſt vergnügt ſeyn? Der Knabe mus ja! antworten, und ich ſage nein: nicht allemal. Wenn der geliebte Gegenſtand im Unglük iſt, oder wenn ich die Hofnung aufgeben mus, ſeiner habhaft zu werden, ſo macht mich die Liebe misvergnügt. S. 70 wird die Nothwendigkeit der Offenbarung daraus hergeleitet, weil der Menſch nicht ohne Unterricht GOtt erkennet. Aber welche Kunſt lernet izt der Menſch ohne Unterricht? welche Wiſſenſchaft? Und doch iſt jede von Menſchen ſtuffenweiſe langſam erfunden, erweitert und zu der jetzigen Volkommenheit gebracht. Das aber hat der V. nicht dargethan, daß dies bei der Erkentnis GOttes unmöglich ſey. Wie viel haben die weiſern Heiden nicht davon entdekt, und wer kan der Fortſchreitung der Vernunft Gränzen beſtimmen? Läſt doch unſer neuer Socrates ſeinen Knaben aus natürlicher Vernunft das Daſeyn GOttes und ſeine Eigenſchaften vor der Fauſt weg demonſtriren. Der Beweis des menſchlichen Verderbens wird aus Eph. 4, 18. Röm. 1, 21-23. 1 Cor. 2, 14. hergenommen. Redet aber Paulus nicht in dieſen Stellen von einer Periode, da das menſchliche Geſchlecht ſehr ausgeartet war, und kan das nun auf das ganze Geſchlecht gezogen werden? Wenn ein Geſchichtſchreiber die wollüſtigen Sitten der Athenienſer

ſchildert,

schildert, gilt denn das auch von den Spartanern, oder gar von allen Menschen? Daß das Verderben angebohren sey, sol aus 1 Mos. 8, 21. und Ps. 51, 7. bewiesen werden. Allein von Jugend auf ist doch wol etwas anders, als schon in der Geburt, in der Natur, und, was die andere Stelle betrift, so solte man doch auf den Ausdruk eines Dichters, dessen Sprache hyperbolisch ist, kein ganzes dogma gründen, das Gott und seine Werke verkleinert, und den Menschen in ein Ungeheur verwandelt. — Die Unschuld Gottes bei dem Fal wird daraus vertheidiget, weil die guten Engel sich wahrscheinlich eben so viel Mühe werden gegeben haben, dem Adam beizustehen, als der Teufel ihn zu verführen. Dieser Einfal dünkt dem Verfasser so wichtig, daß er ihn der Prüfung der Gelehrten empfiehlet. Man denke! Doch der Raum würde fehlen, wenn wir uns auf alle falsche Schlüsse, hinkende Hypothesen, lahme Gründe, unstathafte Exegesen in diesem Buche, das ein Socratischer Unterricht seyn sol, einlassen wolten. So viel erinnern wir noch beiläufig, daß es nichts mehr und nichts weniger ist, als die Religion des freien Geistes, von eben diesem Verfasser, die wir neulich angezeiget, nur daß es ihm beliebt hat, durch die Einkleidung in Frag und Antwort ihr eine neue Gestalt zu geben.

23.

CIII.

Kurzer Inbegrif der Kirchengeschichte des Neuen Testaments in Tabellen, von D. Georg Friedrich Seiler. Zwote stark vermehrte und verbesserte Auflage. Erlangen bei Wolfgang Walther, 1774. 11 Bogen in 4.

Eine sehr gute, nüzliche Schrift, vorzüglich zum Gebrauch der Schulen bestimt, aber doch überhaupt sehr gemeinnüzig auch für viele andere, welche einen Entwurf der Kirchengeschichte zu sehen wünschen. Die Tabellen sind, wie man leicht vermuthen konte, in gewisse Columnen vertheilet, deren immer mehr werden, so wie die Kirche älter wird. Einen Auszug aus einigen nur zu machen, würde nicht gut thunlich seyn, und wir verweisen die Leser auf die Schrift selbst. Körnichten Vortrag, Genauigkeit, Berichtigungen, Erwähnung der vornehmsten Sachen, auch hin und wieder derer, welche die Kirchengeschichte nur mittelbar angehen, wird man allerwärts antreffen. Sie schließen sich mit dem Ende des 17ten Jahrhunderts. Der Herr Verfasser mag wol viele Ursachen gehabt haben, sie nicht bis wenigstens in die Hälfte dieses Jahrhunderts auszuführen.

CIV.

Jus Naturae in usum auditorum auctore G. Achenwall, Consil. Reg. Aul. & Jur. Nat. & Gentium atque Polit. in Acad. Georgia Aug. P. P. O. cum Praef. J. H. C. de Selchow P. M. B. R. ab aul. consil. Jur. P. P. O. & Adsess. Fac. Jur. Gött. Editio septima emendatior. Gött. 1774. 272 Seiten 8.

Ejusd. pars posterior complectens jus familiæ, jus publicum & gentium. Götting. 1774. 244 Seiten 8.

Ejusd. Prolegomena juris naturalis curatius exarata & quartum edita. Gött. 1774. 8.

Wir würden eine überflüssige Arbeit thun, wenn wir von einem längst bekanten und von vielen andern Schriften dieser Art sich auf eine vortheilhafte Weise unterscheidenden Buche eine weitläuftige Anzeige thun wolten. Wir begnügen uns also nur damit, diese anderweitige Auflage bekant zu machen. Von dem Inhalte der Vorrede des Hrn. v. S. können wir nichts sagen, weil wir sie, wenigstens bei unserm vor uns habenden Exemplare, nicht vorfinden.

CV.

Von den Würkungen der Eicheln, Verſtopfungen der Drüſen im menſchlichen Körper aufzulöſen. In einem Schreiben an den Herrn Profeſſor Baldinger zu Göttingen von D. Fr. Joſ. Wilhelm Schröder, der Arzneiwiſſenſchaft ordentlichem Profeſſor zu Marburg. Göttingen und Gotha bei Joh. Chriſt. Dietrich, zwei und ein halber Bogen in 8.

Lange ſchon hatte Herr Profeſſor Schröder ſich um ein Mittel bekümmert, welches beſſer als die zeither bekanten, die Verſtopfungen der Drüſen im menſchlichen Körper zu heben, geſchikt wäre. Die gewöhnlichen Mittel als das Queckſilber, das Eiſen, der Schierling u. a. m. dünkten ihm viel zu mangelhaft, bis er endlich nach vielen vergeblichen Verſuchen von der Würkung der Chinarinde auf die Eichenrinde, und von dieſer auf die Eicheln ſelbſt kam. Dieſe leztern leiſteten endlich die ſo ſehnlich und patriotiſch gewünſchte Würkung, und hoben nach verſchiedenen beigebrachten Beiſpielen die Verſtopfungen der Drüſen, bei welchen die benanten Mittel fruchtlos waren angewendet worden. Die Art des Gebrauchs beſtehet kürzlich in folgendem: Die Eicheln werden, wenn ſie ihre gehörige Reife erlangt haben, geröſtet, jedoch nicht zu ſtark, denn ſie verbrennen leicht, ungefähr wie man den

Kaffe

Kaffe zu röſten pflegt, hernach gepülvert, mit Kaffe vermiſcht gekocht, und wie das gewöhnliche Kaffe Getränke genommen. Selbſt in der Atrophie, ſowol bei Kindern als Erwachſenen hat Hr. S. davon gewünſchte Würkungen geſehen — Der Recenſent hat dieſen Kaffe einigemal frühe nüchtern getrunken, und eine Schwäche des Magens darauf bemerkt, welche vermuthlich von einer Folge der vielen ölichten Theile, ſo in den Eicheln ſtecken, herrühret. Indeſſen empfiehlt die Wichtigkeit von Herrn S. Entdeckungen ſchon allen menſchenfreundlichen Aerzten die Nachahmung des Gebrauchs.

34.

CVI.

D. Johan Gottlob Krügers der Weltweisheit und Arzneigelahrheit ordentlichen Profeſſors auf der Julius Carls Univerſität, der Römiſchkaiſerlichen Akademie der Naturforſcher und der Königl. Preuß. Akademie der Wiſſenſchaften Mitgliedes — Naturlehre, vierter Theil, welcher die Chymie enthält. Halle im Magdeburgiſchen, verlegt von Carl Herman Hemmerde 1774. 8. 759 Seiten.

Eine in der That ſeltne Erſcheinung! Im Jahr 1744 kam die zweite Auflage des erſten Theils von Krügers Naturlehre zum Vorſchein, und dreißig

Jahre hernach dessen Chymie, woran aber der sel. Mann allem Ansehen nach wol nicht den geringsten Antheil hat. Zu Krügers Zeiten wuste man weder etwas von der Essignaphte noch vom acido pingui, und hieraus läst sich sehr wohl abnehmen, daß der Herausgeber zwar Krügers Elemente von diesem Zweige der Arzneiwissenschaft zum Grunde gelegt, hingegen aber die neuesten Versuche, womit die Scheidekunst seit dem Tode des sel. Krügers bereichert worden, sorgfältig zusammen getragen und genuzt. Wir begnügen uns, das Hervorragende davon nur kürzlich, so wie auch die Einrichtung des ganzen Buches anzuzeigen. In dem Vorberichte wird eine sehr angenehm zu lesende Geschichte der Chymie kürzlich erzählet, und ein volständiger Begrif von dieser Wissenschaft gegeben. In eben diesem Abschnitte werden zu gleicher Zeit unterhaltende und belehrende Nachrichten von der Alchymie; von der Egypter und Mosis Kentnissen in der Chymie, von den chymischen und alchymistischen Schriftstellern der Alchymie, dem Universal- und Particularwerke, und von den chymischen Zeichen geliefert. Im ersten Kapitel wird sehr genau und deutlich der Unterschied der Erden und deren Eintheilung nach Becher, Pott und Gellert gehandelt. Nicht minder ist hier des Baume Abhandlung vom Thon, als ein in der That wichtiges Werk angezeigt, gewis ein großer Beweis von des Verfassers unermüdeten Belesenheit und Eifer. Umständlich handelt der Verfasser von der Entstehung der alkalischen feuerbeständigen Salze, giebt hier die irrigen Theorien der Alten richtig an, und hält endlich Marg-

grafs

rafs Meinung, daß die alkalischen Salze schon vor er Verbrennung in den Körpern gegenwärtig sind, ir ausgemacht. S. 128 möchte wol ein kleiner rthum vorwalten, denn aus dem Borragensafte hat Recensent würklich nach vorgeschriebener Behandlung inen wahren Salpeter erhalten, und kein würkliches Salz. Sehr lehrreich wird von der Verfälschung er wesentlichen Oele, und den Entdeckungen dieses Betrugs gehandelt. Freilich hat der Bernstein an und ür sich betrachtet bei weitem nicht im menschlichen Körer diejenigen Kräfte, als welche dessen abgeschiedenes Salz und Oel haben. Bei Gelegenheit des Kamhers kömt der Verf. auf die Versuche, welche der D. Buchholtz in Weimar mit der Abscheidung desselben us ätherischen Oelen vermittelst des kaustischen Salzes vergenommen hat. Auch der sel. Meyer Apoheker in Osnabrück erhält hierbei sein verdientes Lob nit allem Rechte. Das dritte Kapitel handelt von en chymischen Werkzeugen, als z. B. Oefen, Kapelen und dergleichen, welches alles anzuführen hier zu eitläuftig wäre. Warum aber im vierten Kapitel, elches die mechanische Scheidung und Theilung der Körper betrift, von den Kräften und Würkungen der usgepreften Oele in dem menschlichen Körper gehanelt wird, begreifen wir nicht, denn dieses und ähnches darauf folgendes von den Wirkungen des Leinls in der Darmgicht u. s. w. gehört eigentlich in ein raktisches Compendium.

Von den verschiedenen Naphten, auch von der Essignaphte wird ebenfals weitläuftig und lehrreich ehandelt, da wir aber uns nicht ins Detail einlassen

können, so verweisen wir unsere Leser auf das Buch selbst, und versichern, daß sich niemand wird gereuen lassen, alles gelesen zu haben, denn der Verf. hat mit einem ihm eignen Fleiße die besten Schriftsteller beurtheilt und genuzt.

34.

CVII.

Jac. Reinb. Spielmanni, Med. D. & Prof. Ac. C. N. C. & Petropolit. Reg. Berol. Elect. Mogunt. & Palatin. Sod. Reg. Sc. Paril. Correspondentis, Institutiones materiæ medicæ, prælectionibus academicis accommodatæ. Argent. ap. Bauer & Soc. 1774. gr. 8. 656 Seiten ohne das vollständige Register der angeführten Schriftsteller und der Sachen.

Kenner dieser Wissenschaften werden gestehen, daß in diesem Lehrbuche ein großer Reichthum der nüzlichsten und praktisch brauchbaren Dinge vorkomme, so wie nicht leicht ein merkwürdiger Arzneikörper überhaupt hier vermisset wird. Die Arzneikünste sind kritisch und strenge geprüft worden, und der Herr Verfasser hat keine Kräfte angegeben, als welche die Erfahrung zuverlässig beweiset, und ist, wie billig, sehr strenge gegen die minder wirksamen Dinge. Zwei Stücke sind es noch, wodurch sich dies Buch von andern

ern auszeichnet, und welche demselben vor andern einer Art einen besondern Vorzug geben. Erstlich berichtigt der Hr. Verf. überal die Namen der Alten und der Neuen mit kritischer Gelehrsamkeit, wodurch die Kentnis der Arzneikünste eine größere Gewisheit erhält. Man weis, daß die Neuern nicht immer unter einerlei Namen völlig einerlei Sache der Alten verstehen, welches bei Halbgelehrten zu vielem Irthum Anlas gab, und viele andere Schriftsteller wiederholten oft den gleichen Irthum auf guten Glauben. Man ist daher dem Hrn. Verf. für diese mühsame Aufklärung der Geschichte der Materiæ medicæ viel Dank schuldig. Zweitens sucht der Hr. Verf. vollständiger als alle seine Vorgänger, alle jemals bekante Präparata und Composita überal auf, mit einer kurzen Prüfung, ob sie nuzbar oder verwerflich. Auch diese Kentnis hat ohnstreitig ihren großen Nuzen, und erfoderte viel Belesenheit, eine große Büchersamlung, Kentnis der Chymie und eigne Erfahrung, ohne welche sonst mancher Irthum sich in ein Lehrbuch einschleicht, und was das vornehmste ist, Kopf ohne Vorurtheile, der lieber zu wenig als zu viel an Arzneikünste glaubt. Freilich beschränkt sich der geübte praktische Arzt nur auf wenige Mittel ein, aber in einem Lehrbuche ist es ein Vortheil, so viel Vollständigkeit wie möglich. Indessen hat doch der Hr. Verf. aus Versehen noch einige neuerlich berühmt gewordene Mittel anzuführen vergessen, welches jedem Schriftsteller leicht begegnen kan, wenn er das Register nicht eher macht als das Buch, und dasselbe darnach entwirft. Sonst bestimt der Hr. Verf. die Pflanzen nach dem Linné und dem Blackwellischen

Kräuterbuch, die Thiere nach dem Brisson und Klein. Außer den lateinischen Namen kommen hier noch die griechischen, französischen und deutschen vor. Ueber die Naturgeschichte liefert der Hr. Verf. sichere Nachrichten, führt auch das nöthige von den chymischen Bestandtheilen an. Bei den Erfahrungen führt zwar Hr. S. Zeugen an, ist aber hier nicht sehr freigebig, und citirt weit weniger als seine Vorgänger, aber mit desto mehr Gewisheit. Die Einrichtung und Ordnung dieses Lehrbuchs hat sonst mit dem Cranzischen viel gemein. Zuerst stehen die Nahrungsmittel, sehr vollständig. Die stärkenden Mittel machen die zweite Classe. Sodann folgen die erweichenden, die reizenden, die besänftigenden, die verdünnenden und auflösenden, und endlich die abführenden mit ihren Untergattungen. Man sieht hieraus, daß der Hr. Verf. alle Arzneien unter wenige Classen bringt. Von jeder Classe ist der so genante modus agendi vorangeschikt worden.

Ein Umstand aber ist zu bemerken, daß bei den bekantesten Dingen unter allen unsern Schriftstellern der Mat. med. noch so wenig Uebereinstimmung in Absicht der Hauptkräfte eines Mittels ist. Wir wünschten, daß jeder Leser dies Buch aus diesem Gesichtspunkte mit andern vergleiche. Einer nent adstringens, was der andere roborans nent, u. s. w. die doch noch wesentlich verschieden sind, oft ordnen Spielmann und Cranz ganz nach einer Weise, oft zerreißet Sp. dieselbe Ordnung zum Erstaunen, und jedem müssen mehrere Beispiele vorkommen, wo es hart auffält, die Dinge gerade in der Folge geordnet

zu

u sehen, die so sehr verschieden sind. Oft hat doch er Recensent bemerkt, daß Hr. Sp. einige würksame Dinge ganz vergessen, mehrmals bekante Nachrichten aus Versehen unbenuzt gelassen, so daß, wenn wir hypercritisch seyn wolten, leicht eine zahlreiche Menge Anmerkungen beizufügen gewesen wäre. Aber der Reichthum dieses Lehrbuchs hält uns für solche kleine desiderata völlig schadlos. Nur eine einzige Anmerkung. Wie kan Hr. Sp. sagen: vom Dictumno albo sey keine besondre Kraft bekant, die doch Störk in einem eignen Buche von neuem bestätigt, und schon ehedem in Dissertationen besonders abgehandelt worden, wovon wir nur die Büchnerische anführen.

5.

CVIII.

Jodokus Ehrhart, der Arzneigelahrtheit Doctor, der Röm. Kaiserl. Academie der Naturf. Mitglied, und der Reichsstadt Memmingen ordentlichen Physikus, Samlung von Beobachtungen zur Geburtshülfe. Frankf. und Leipzig in der Felseckerischen Buchhandlung 286 S. in 8.

Hr. E hat in allem Betracht uns ein sehr angenehmes Geschenk durch diese Beobachtung gemacht.

Ob

Ob er gleich das Feld der Arzneigelahrtheit, welches er bearbeitet, durch vorzüglich wichtige Entdeckung nicht erweitert hat; so hat er doch dadurch große Verdienste, daß er, ausgerüstet mit allen den Kentnissen seiner Wissenschaft, und mit einer scharfen richtigen Beurtheilungskraft versehen, die neuern Lehren und Erfahrung, welche das verjährte Vorurtheil noch allen Orten nicht haben verdrängen können, durch seine eigene Beobachtungen von neuem bestätiget und durch verstärkte Gründe in ein helleres Licht gesezt hat. Hierzu kömt noch, (einige, der Gegend, worinnen er lebte, vielleicht eigene Sprachfehler ausgenommen) eine angenehme Schreibart; und die durch das ganze Buch eingestreuten, aus dem Herzen geflossenen Empfindungen einer warmen Menschenliebe, machen es noch unterhaltender: Eigenschaften, welche, zusammengenommen, ein besseres Schikſal verdienten, als, wie H. E. an einem Orte zu leben, wo man es der Ehre des Arztes nachtheilig hält, Geburtshelfer zu seyn, und wo der Neid eines Halbgelehrten von den Hohen geschäzten Amtsbruders ihm viele seiner Stunden verbittert, und ihm so oft Klagen darüber abnöthiget hat. Diese bessere verdiente Belohnung fängt H. E. schon an zu genießen, da er, als außerordentlicher Lehrer der Arzneigelahrtheit nach der Universität zu Göttingen berufen ist.

Das ganze Buch ist in 40 Abschnitte abgetheilt, welche jedesmal den Titel, von einer ausführlich darinnen erzählten Beobachtung einer schweren Geburt führen: allein man würde H. E. Unrecht thun, wenn man glaubte, daß er in dieser Samlung uns blos 40 Fälle lieferte, indem er bei Gelegenheit der erzählten Haupt-

Hauptbeobachtung sehr oft einen oder mehr ähnliche Fälle zugleich mit bemerkt. Wir wollen die Titel dieser Wahrnehmung anführen, damit man von dem Inhalt des Buchs besser urtheilen könne; zugleich aber einige der vorzüglichsten Anmerkungen, die diesen Beobachtungen beigefügt sind, auszeichnen.

1. Beobachtung: die diagonal Seitenlage des Kindes. 2. Beobachtung die diagonal Seitenlage des Kindes, mit der schiefen Lage des Kopfs. 3. Die diagonal Seitenlage des Kindes, mit der Stirn eingetreten. 4. Beobacht. die Zangengebuhrt. Die Zange wird in dessen Hand niemals Schaden thun, sagt Hr. E. der sie wie seine natürliche Hand zu beleben weis. Dies ist, im Ganzen genommen, wol richtig; inzwischen bedient sich doch, vielleicht der gröste Geburtshelfer in Europa, D. Hunter, der Zange, so wie der übrigen Instrumente, fast gar nicht, wie er gegen Recensenten selbst eingestund: denn, als dieser ihn um seine Instrumente zur Geburtshülfe befrug, antwortete er ihm, die Hände vorzeigend: dies sind meine Instrumente. 5. Beobacht. die diagonal Seitenlage des Kindes, durch die Zange befreiet. — Sehr oft würde manches Kind, das in seinem Durchgange lange aufgehalten wird, erhalten werden, wenn es durch die Zange entbunden würde. Noch mehrere, welche man bei schweren Kopfgeburten durch Handanlegung entbinden mus, und welche vor Schwachheit gleich nach der Geburt sterben, würden durch die Zange gerettet werden. Auch viele Mütter würden durch ihren zeitigen Gebrauch ein gesundes Wochenbette erhalten, die so oft, weil sie es nicht wollen, lange kränkeln, oft gar ihr Leben

ben verlieren, wovon S. 31 verschiedene Fälle erzählt werden. 6. Beobacht. die Hülfe der Zange, nach vergeblich versuchten Roonhuysischem Hebel. 7. Beob. Die Zangengeburt bei diagonal Seiten- und schiefer Kopflage des Kindes — Hr. E. beschäftigt sich, die Gründe zu entwickeln, in wiefern die Zange, in Erhaltung des Lebens des Kindes, der Wendung den Rang streitig mache. Durch diese ist viel Nutzen gestiftet, allein, sie ist auch gemisbraucht, und in sehr vielen von Röderer bestimten Fällen ist das Leben des Kindes nicht erhalten, wenn nemlich das Kind durch den Kopf zurükgehalten, oder durch die langgequetschte Nachgeburt der Umlauf des Bluts gestört ist, wo alsdenn das Kind todt oder todtschwach gebohren wird. Demohnerachtet empfiehlt Levret auch Kopfgeburten, deren Hindernisse durch andere Mittel, nach dem Wege der Natur, sich heben ließen, und La Motte preist sie allenthalben so sicher an, obgleich unter 121 Wendungen nur 61 Kinder am Leben blieben. — Kniphof schrieb mit Recht der kegelförmigen Gestalt des Kopfes viel zu einem glüklichen Durchgang zu: aber das Gegentheil geschieht bei zuletztkommendem Kopfe, da die Grundfläche der Hirnschale aus zu harten Knochen besteht, als sich zusammendrücken zu lassen. Noch desto schwerer wird die Wendung, wenn die Wasser bereits verlaufen. — Bei einem Wasser- oder sonst größerem Kopfe gegen das Becken — bei der um den Hals gewundenen Nabelschnur — unter krampfhaften Zusammenziehungen der Gebärmutter, welche die Wendung so sehr erschweren. Daher zeigt H. Stein, daß ein Kind, welches unter solchen Umständen schwer mit dem Kopfe gebohren

ren

werden kan, vor sein Leben noch gefährlicher, durch Wendung, mit demselben zulezt gebohren wird: ß also, wo er die Wahl hat, er die Zange alsdenn raucht, und durch diese unstreitig eben so gut, als rch die Wendung entbindet. Wo aber diese unwandbare Sicherheit nicht ist; oder, daß ein Kind, nach n Grade seiner widernatürlichen Kopflage, oder was st hinter demselben ihn aufhält, durch die Wenngen gewisser entbunden werden kan; denn mus man Gefahr der Wendung behutsam wagen, und nicht Zange zuvor versuchen; weil, wenn sie fehl schlägt, ten und zu spät die Wendung mit Glük vorgenomn wird, da durch jene die Lage des Kindes, zur Verhtung dieser, zu sehr verdorben ist, und alsdenn hts übrig bleibt, als der Kopfbohrer, oder das neidende Messer: ein schrekliches Verfahren, (davon ch Recens. sich eines Beispiels in Strasburg mit chaudern erinnert). Hergegen ist auch alsdenn, nn die Wendung geschehen, und der Kopf zu gros , doch noch möglich, -- und ohne minder glüklichen folg, -- obgleich sehr mühsam, auch alsdenn noch Zange anzulegen. 8. Beobacht. Ris der Gebährutter, durch die anstehende Achsel am Schoosbeine. ie Hülfe ist bei solcher Lage schwer, wenn sie nicht ih gefordert wird: aber man ruft hier erst gemeinigh den Geburtshelfer, wenn es zu spät ist, da diese eburt, dem Anscheine nach, gut ist. Die Enthirng wird in diesem Falle nichts helfen, auch wird in sern aufgeklärten Tagen überhaupt kein gewissenhafGeburtshelfer sie mehr vornehmen, wenn man nicht rch die abgehende Haut von dem Tode des Kindes

gewis

gewis ist, die Mutter keine Wendung wegen Ma
keit mehr ausstehen kan, oder durch die morsche
faulte Haut die Beine der Hirnschale durchst
Außer diesen Kenzeichen mus man selbst mit
todtscheinenden Kinde nicht anders, als mit eine
bendigen verfahren. Man kan, ohne Entsetzen,
S. 56 erzählte Beispiel eines Kindes nicht lesen,
ches eben, da es lebendig gebohren wurde, en
werden solte. — 9. Beobacht. Die volkommene
tenlage des Kindes, mit harten Wasserhäuten. 10.
obachtung. Die volkommene Seitenlage des Kin
durch Lösung der Achseln, bei noch ungebohrenem
pfe, auf dem natürlichen Wege entbunden. -- H
widerräth, mit guten Gründen, die von Röderer
Thebesius angepriesene gewaltsame Auspressung
Kopfes; und erlaubt es nur in den wenigen Fä
wo selbst die Natur alle Hülfe dazu gewährt. 11.
obacht. Die Wendung des eingedrungenen Kopfs
seiner volkommenen Seitenlage. 12. Beobacht.
volkommene Seitenlage des Kindes mit dem Ges
voran. 13. Beobacht. Die volkommene Seitenl
des Kindes, durch die Wendung geendigt. -- In
sem Falle ist die Zange ganz fruchtlos, wenn nicht
widernatürliche Anstand durch Handgriffe zuvor
gewandt ist, welches Levret und Smellie rathen:
lein dies ist nicht allezeit möglich, und wenn es
ist; so ist die Folge nicht von gewisser Dauer, und
einem lebendigen Kinde das Gegentheil vielmehr w
scheinlich. Denn durch die Ableitung der Achsel
nur der Hals des Kindes verdrehet; so bald also
äußere wegdrückende Kraft aufhört, wird der ges

hals wieder zurük in die alte Stelle gehen. Auch mü-
e man befürchten, daß bei angewandter Zange der
Kopf vielleicht abrisse, oder der Hals verdreht werde.
Da nun die Zange hier ungewisse, mehrentheils un-
nögliche Hülfe leistet; so ist hier die Wendung zu un-
ernehmen, weil alles andere, wenn es auch gewünscht
rfolgt, nur ungefehres Glük, und nicht sicher für
Mutter und Kind ist. Auch wenn der Kopf schon vol-
ommen in die Mutterscheide gesunken, ist die Wen-
ung nach Hrn. E. und Henkels Wahrnehmung noch
ie einige gewisse Hülfe, auch für die Gebährende nicht
nsicher, wenn der Geburtshelfer die nöthige Geschik-
chkeit besizt: für das Leben des Kindes ist es gleich-
als mit keiner vorsezlichen Gefahr verknüpft, wenn der
Kopf ohne Verdrehung des Halses zurükgebracht wird,
nd man mus auch keine andere Hülfe wagen, wenn
icht die Haut des Kindes abgeht. 14. Beobachtung.
Volkommene Seitenlage des Kindes mit Zerplazung
er Adern unter den Hypochondrien. Bei der Section
and sich viel längstgestoktes und ausgetretenes Blut,
as Nez mehr als halb verzehrt, die rechte Niere un-
er dem großen Lappen der Leber mit ihr verwachsen;
ie linke in gleicher Höhe über der Milz. 15. Beobacht.
Die volkommene Seitenlage des Kindes mit starkem
Fließen. — Die Gesinnungen, die Hr. E. bei dieser
Gelegenheit äußert, sind vortreflich, und der Raht ist
del, der warmen thätigen Menschenliebe gemäs, und
eigt von einer starken Sele, in zweifelhaften Fällen
ieber seinen Ruf den Schmähreden Preis zu geben, als
ie geforderte, oft noch nüzliche Hülfe zu versagen, we-
igstens Erleichterung und Ruhe in den lezten wichtig-

sten Augenblicken des Lebens zu verschaffen. — D
schleunigste Wendung ist daher auch noch bei den g
felhaftesten Fällen zu verrichten, die Enthirnung nie,
von uns Hr. Cranz ein schaudervolles Beispiel a
wahrt hat. 16. Beob. Die wegen unter dem Ki
Kindes in der Quer angestemten Arme unmög
Kopfgeburt. — Auch hier geschahe die Wendung, o
geachtet des schon in die Geburt sichtbar eingetret
Kopfes, mit Erhaltung der Mutter und des Kind
17. Beob. Die schiefe Lage des Kindes und der Geb
mutter. — Die volkommen schiefe Gebährmutter al
ohne schiefe Lage des Kindes, ist ohne schlimme Fo
für die glükliche Geburt; bei schiefer Gebährm
und unvolkommen schiefen Kopfgeburt ist der natürli
Weg durch Einrichtung derselben besser, als die W
dung: wenn hergegen zugleich die Kopfgeburt vollk
men schief ist; so mus die Wendung ohne Versäum
und ohne Versuch der Zange sogleich vorgenomm
werden. 18. Beob. Die bevorstehende Zerreißung
Gebährmutter. — Eine sehr wichtige Beobachtung.
Die Kenzeichen, woraus man jene vermuthen ka
müssen sehr wohl beachtet werden: denn sie frühzei
zu erkennen, ist der einzige Weg zur Hülfe. M
befürchtet sie 1) aus einem hohen breit und ungle
ausgedehnten Bauche; jedoch dies Kenzeichen ist ni
allein entscheidend: 2) erfolgen heftige Wehen sch
und so gehäuft und stark, als sonst nur beim Ende
Geburt. Der Muttermund wird aber 3) währe
derselben entweder gar nicht eröfnet, oder, wenn er a
etwas eröfnet wird, so fält er doch nach jeder We
wieder zusammen, und bleibt hoch oben im Bec

4) D

) Da die Frucht mit mehr Kraft gegen die Fläche der
ebährmutter, als gegen den Hals derselben drükt;
wird auch die Kraft der Wehe gegen die Fläche der
ebährmutter mehr empfunden, und diese läst sich
ehr ausgedehnt, oder aufgebäumt fühlen. -- Die Ur-
ach der zu befürchtenden Berstung war im gegenwär-
gen Falle eine schwache, der Last der Frucht nicht ge-
achsene, Kraft der Gebährmutter, mit einer unglei-
en durch den Seitensiz des Mutterkuchens bewürkten
usammenziehung derselben. -- Die Hülfe gegen die
erstung ist die beeilte Entbindung mit der Zange,
der die Wendung, welches in denen von der schiefen
ge des Kindes bewürkten Fällen sehr heilsam ist: aber
ineswegeſ, wo die Ursach in der Gebährmutter und
rem Leibe selbst zu suchen ist, wie im beschriebenen
alle. Hier konte die sonst angerühmte Aderlasse nichts
elfen: also waren keine andere Hülfsmittel, als die
ewalt der widernatürlichen Wehen zu besänftigen,
adurch das Springen der Wasserhäute zu verzögern,
is solche durch ihre almählige langsame Pressung den
Muttermund etwas mehr erweitern, und wegen der be-
ürkten Nachgiebigkeit desselben die Last der Frucht
her dahin fallend machen, und dadurch dieser ihre
Bürkung auf den Muttermund bestimmen konten.
Daher wurden lindernde Clystiere und besänftigende
rzneien gebraucht, und die Wehen platterdings nicht
erarbeitet; sondern man lies solche entweder vorüber-
auschen, oder stehend abwarten, wodurch die Frucht
ittelst ihrer Schwere eher auf den Muttermund ge-
eitet werden konte. 19. Beobacht. Der vorankommen-
e Mutterkuchen mit der Achsel des Kindes. -- Die

schleunigste Entbindung durch die Wendung ist in dieser, wie auch in allen vorkommenden Mutterkuchen nothwendig, wenn auch nur wenige Theile desselben den ganzen innern Muttermund berühren, wofern die Natur sich nicht selbst auf das schleunigste hilft. 20. Beob. Der vorankommende Mutterkuchen mit der schiefen Kopflage des Kindes. — 21 Beob. Der vorkommende Mutterkuchen bei der Zwillingsgeburt. Hier ist gleichfals die Wendung unentbehrlich, wie auch den wegen der stärkern Ausdehnung größern Blutverlust durch Frottiren, kalte Essigüberschläge und Zusammenpressung des Bauchs zu mindern. — 22 Beob. Der vorkommende Mutterkuchen mit dem eingetretenen Arme. 23. Beob. Der vorkommende Mutterkuchen mit Entzündung der Gebährmutter; hierzu kam noch eine algemeine Fäulnis der Säfte, so daß es unmöglich war, die Kranke zu retten. 24 Beob. Die Halsgeburt. — Das Verschieben des Kindes vor Ergreifung der Füße mus zur Schonung der Gebärenden nur dann geschehen, wenn die Füße auf dem Rücken liegen. 25 Beob. Die Halsgeburt mit vorgefallener Nabelschnur. 26 Beob. Die Halsgeburt bei krampfhaft zusammengezogener Mutterscheide. — Diese Krämpfe musten erst durch Clystiere und in die Mutter gebrachte in Milch gesottene Säkchen von erweichenden Kräutern gehoben werden, ehe die Wendung geschehen konte. 27 Beob. Die vorgefallene Nabelschnur bei volkommen schiefer Kopflage. 28 Beob. Der um den Hals des faulen Kindes zugeschnürte Muttermund. 29 Beob. Die Armgeburt. 30 Beob. Die Armgeburt mit der volkommen schiefen Lage des Kindes. — Ohne Zurükschiebung der Theile, welches den Geburtshelfer

und

und die Mutter ermüdet, ſind gleich die Füße zu ſuchen, und hat man dieſe, ſo werden ſich die übrigen Theile von ſelbſt in die natürliche Lage begeben. Es giebt keine algemeine Regel, ob den gegenſeitigen Fus, oder den auf derſelben Seite zu wählen, das zuträglichſte hier ſey. 31 Beob. Die Armgeburt bei der Queerlage des Kindes. 32 Beob. Die Wendung eines Kindes, welchem der Arm abgelöſet worden; es iſt kein Fal, wo der Arm abgelöſet werden mus: es hilft nichts, weil öfters, und auch in der angeführten Beobachtung nur der Muttermund ſich ſtärker um das Kind zieht, die Wendung unter allen Umſtänden geſchehen kan, und bei einem oft ganz geſchwollenen oder ſchwarzen Arm das Kind doch noch lebend war, auch oft Kinder mit abgeſchnittenem Arme, als Krüppel, aufgewachſen ſind. 33 Beob. Die Ellenbogengeburt. -- Dieſe Geburt allezeit nach Hrn. D. Fried in eine Armgeburt zu verändern, iſt nicht immer rathſam, weil alsdenn öfters die Schulter gerade hinter dem Muttermund zu ſtehen kömt: deshalb iſt es beſſer, den Ellenbogen gerade neben das Kind und gegen das Schosbein zu legen. 34 Beob. Die Ellenbogengeburt mit der ſchiefen Lage des Kindes. 35 Beob. Die Steisgeburt. 36 Beob. Die volkommen ſchiefe Steisgeburt. -- Die Doppelgeburt iſt nicht allezeit ſo glüklich für das Kind, als man ſie hält; und nur alsdenn gewis, wenn ſein Kopf nicht auf dem Vorberge des heiligen Beins anſteht; ein Umſtand, den man aber nie gewis vorausſehen kan, auch nicht weis, ob die Nabelſchnur glüklich genug liege, um nicht zu ſehr gepreſt zu werden, oder ob ſie nicht um irgend einen Theil umſchlungen ſey. Die Vortheile von dieſer Geburt werden daher durch die mehreren zu befürchtenden Fälle überwo-

gen: deshalb ist die Wendung immer zeitig vorzunehm
37 Beob. Das aufstehende Kinn. -- Die Seitenw
dung des Kopfs, durch die in den Mund eingestec
Finger ist oft thunlich, aber nicht allezeit. 38 Be
Das auf dem Schosbeine sitzende Kinn. -- Hier war
untere Kinbacken in den obern eingestoßen: die H
wurde also um den Nacken gelegt, und also der K
auf die Seite gedreht. 39 Beob. Die Entbindung
Mutterkuchens. -- Sehr selten ist es rathsam, d
Mutterkuchen sogleich nach gebohrnem Kinde, ohne
Natur Zeit zu lassen, mit der Hand abzulösen, obgl
so viele Geburtshelfer es rathen. Es ist mehr Gef
dabei, jeder Hebamme sie zu überlassen, als eine W
dung vorzunehmen. Sehr oft erfolgen darnach Bl
stürzung und Entzündungen, Geschwüre, häufiges m
natliches Fließen, hysterische Zufälle, und dennoch
frühzeitige Geburten. Man hat auch zur Eile keine U
sache, da öfters der Mutterkuchen, nach zwei bis d
Tagen, selbst nach 15 Tagen von selbst erfolgt ist. H
E. wartet daher, einige widernatürliche Lagen des Mutt
kuchens ausgenommen, mit der Abschälung so lange, a
es keine Gefahr verbeut; versucht inzwischen das Frot
ren des Bauchs, Ueberschläge und Blutvergießung a
der ununterbundenen Nabelschnur. Auch schließt sich d
Muttermund nicht so bald, sondern ist oft nach zwei b
drei Tagen noch offen genug, den Mutterkuchen zu l
sen. -- Die Furcht der Gebährenden, wegen dieses Z
rükbleibens, entsteht aus gestorbenen Kindbetterinnen b
nachgebliebener Nachgeburt: allein es ist zu untersuche
ob diese nur bei und neben dem zurükgebliebenen Mutte
kuchen, oder wegen dessen Zurüklassung gestorben, od
nich

nicht vielmehr durch hizige treibende Arzneien getödtet ind. -- Blutsturz, Gichter und ein ohne alles Fließen estaufsizender Mutterkuchen machen es nothwendig; auch äht öfters die Furcht der Kindbetterinnen vor dem zu. ükbleibenden Mutterkuchen, ihn abzulösen; und wenn ur keine gewaltsame Lostrennung geschehen mus, so ird unter 100 Fällen bei behutsamer Behandlung kein inziger übler Fal bemerkt werden. Unter der benöthig. en gewaltsamen Lostrennung des Mutterkuchens ist die ehutsame, aber doch schmerzliche Trennung des alzu. tarken Zusammenhanges durch eine zellichte, alzuausge. rocknete und starre Verbindung der äußersten Häute des Mutterkuchens mit der sie berührenden innern Gebärmut. er zu verstehen. Die Ablösung des Mutterkuchens ist eichter und mit weniger üblen Folgen begleitet, je später ie unternommen wird. 40 Beob. Die zurükgebliebene Nachgeburt -- Diese Fälle sind von H. D. Aeplin in Dißenhofen beobachtet. Nach einer schweren Geburt blieb der festangewachsene Mutterkuchen zurük. Man brauchte Ueberschläge, und eine Mixtur aus Chinarinde und Salpeter. Zwei Tage lang befand die Kindbetterin sich gut, und das Fließen war gering: zu Ende des dritten fiel ihr die ganze Nachgeburt vor den Leib; sie zog sie selbst ohne Spuren der Fäulnis hervor: auch bei einer zweiten glüklichen Geburt folgte die Nachgeburt freiwillig. Eine andere Frau, die schon öfters bei un. zeitigen Geburten den Mutterkuchen angewachsen gehabt hatte, wurde im sechsten Monate von einem todten Kin. de befreit: der Mutterkuchen war in einem Mutterfak eingespert, die Nabelschnur abgerissen. Ueberschläge aus Salbei und Wein und Chinarinde mit Salpeter wurden ge.

braucht, und der Mutterkuchen, der sich vor der Geburt zeigte, wurde nach neun Tagen ohne Sputen der Fäulnis herausgenommen. -- Noch in zwei andern Fällen, wo auch der Mutterkuchen bis in den dritten Tag verzog, fiel er bei denselben Mitteln vor den Muttermund, und konte mit zwei Fingern herausgezogen werden. -- In der Zugabe zur verharreten Geburt werden noch einige Beispiele der glüklichen Wendung, bei schon tief eingedrungenem Kopfe, bei aufgehangenen Kindern, von H. E. erzählt. -- Zulezt führt er noch ein Beispiel an, wo bei einem entschiednen todten Kinde die Enthirnung wegen seines großen Kopfes nothwendig war: der erste Fall für H. E. in zwölf Jahren, und nach mehr als hundert der schwersten Geburten.

Dieses ist die Anzeige des Hauptinhalts eines Buches, welches jedem Geburtshelfer sehr schäzbar seyn mus, und gewis vielen ausgebreiteten Nutzen stiftet, dem Hrn. E. aber verdiente Ehre erwerben wird.

35.

CIX.

Le Mémorial d'un Mondain par Mr. le Comte Max. Lamberg Chambellan de Leurs Majestés Imperiales, Royales, Apoſtoliques. *Italiam, Italiam.* Au Cap Corſe. 1774. 8. 142 Seiten.

Wir zeigen dies Werk mit gutem Grunde in unſerer Bibliothek an. Der Herr Verfaſſer iſt ein Deutſcher, nicht aber aus Baiern, wie man ausgeſprengt hat, ſondern, wie wir von ſehr guter Hand wiſſen, aus Mähren gebürtig. Es iſt viel zu was ſchönes, wenn Perſonen von hohem Stande denken, die Wiſſenſchaften ſchätzen, Luſt bekommen die Schriftſtellerbahn zu betreten, und mit ſo löblichen Beſchäftigungeu eine Zeit zubringen, die gar zu viele andre auf läppiſche und oft ſie und andre unglücklichmachende Dinge verwenden, als daß man ſie durch eine unzeitige kritiſche Strenge abſchrecken, und ihre Schriften nach dem Maſſtabe meſſen ſolte, nach welchem derjenigen, die aus den Wiſſenſchaften ihr einzig Geſchäft machen, ihre gemeſſen werden müſſen. Dieſen Saz dürfen wir bei Recenſion dieſes Werks nicht aus den Augen laſſen. Einem jeden, der es lieſt, wird es ſehr viel Vergnügen machen, das können wir unſern

Lesern versichern. Die Menge von Nachrichten und Anekdoten, verschiedne sehr merkwürdige Personen der jezigen Zeit in der politischen und gelehrten Welt, und verschiedne Länder, auf die das Publikum ein unbefriedigtes neugieriges Auge wendet, betreffend, machen es sehr unterhaltend. Es wäre zu wünschen, daß mehrere vornehme Reisenden dem Beispiel des Herrn Grafen folgten, und dergleichen auf ihren Reisen gesamlete Nachrichten und Bemerkungen bekant machten, da sie durch ihren Stand hinter Dinge kommen können, die der forschendste Gelehrte nicht in Erfahrung zu bringen vermag, und die dem Geschichtschreiber, dem Politiker, und dem Philosophen besonders, zur wahren Kentnis der Menschen, zumal der Großen und der Würkung der Weltperspektiv auf sie immer sehr wichtig wären. Wir wünschen und hoffen, daß der Herr Gr. zum wenigsten es nicht hiebei wird bewenden lassen, sondern mehr dergleichen liefern wird. In dieser kleinen Schrift zeigt er sich als einen sehr witzigen Kopf. Sie ist keines Auszugs fähig, da sie aus lauter unzusammenhängenden Erzählungen dessen, was der Hr. Gr. auf seinen Reisen gesehen hat und den Begebenheiten oder Betrachtungen, die ihm dabei eingefallen, besteht. In den Erzählungen ist fast nichts, das nicht unterhaltend und neu wäre; von den Betrachtungen können wir das nicht immer sagen: überhaupt aber würde uns das Buch viel besser gefallen, wenn nicht eine zu große Affektation von Unordnung, von sonderbaren Wendungen, von einem witzelnden falsch yorikisirenden Styl durch und durch darin herschte. Diese ermüdet nicht nur, sondern

geht

ht so weit, daß man oft gar nicht weis, was der
erfasser sagen wil. Wir halten es um so nöthiger, dies
bemerken, da es gewis blos von dem Hrn. Gr.
hängt es zu ändern, wenn er sich der Natur nur
erlassen wil. Wir glauben versichern zu können,
ß er denn noch immer Wiz genug zeigen wird, und
ar Wiz ohne Affektation, wodurch eine zukünftige
chrift von ihm unendliche Vorzüge vor dieser haben
rd. Da das Werk würklich in Italien, und nicht,
e man gesagt hat, in Baiern gedrukt worden, so
us man sich über die Drukfehler, die es sehr verun-
alten, nicht wundern. Der Hr. Gr. entschuldigt
h im Eingange, wegen Fehler in der Schreibart,
mit, daß er nicht in Frankreich schreibe und durch
ine jezigen Umstände das Französische vergesse. Es
t wahr, er begeht Fehler, besonders in dem Gebrauch
er Temporum und Modorum; aber das ist ihm
ls einem Ausländer gar nicht zu verdenken, so wenig
z ihm diejenigen, die die Welt kennen, verdenken wer-
en, daß er Französisch und nicht Deutsch geschrieben
at.

4.

CX.

CX.

Oekonomiſche Encyclopädie, oder algem
Syſtem der Land- Haus- und Staatsw
ſchaft, in alphabethiſcher Ordnung, v
J. G. Krünitz, Berlin bey Pauli.
Erſter Theil 1773 von Aa bis Am.
Zweiter Theil 1773 von An bis Auf.
Dritter Theil 1774 von Aug. bis Bauer.
Vierter Theil 1774. von Baum bis Biene.
gros Octav mit vielen Kupfern.

Wir glauben, daß dieſes die nützlichſte Arbeit
die Hr. Krünitz jemals übernommen hat, und
jeder billiger Leſer ihm dafür aufrichtig danken m
Die bekante Encyclopédie oeconomique hat fr
dazu die erſte Veranlaſſung gegeben, auch hat ſie Hr.
anfänglich bei dieſem Werke zum Grunde gelegt; a
ſein Fleis hat ſich viel weiter verbreitet. Artikel,
er aus jenem Buche in den erſten Theilen beibehal
hat er mit vielen wichtigen Zuſätzen vergrößert,
für deutſche Leſer lehrreicher gemacht; und in den ne
Theilen hat er das franzöſiſche Wörterbuch gänzlich
laſſen. Dagegen hat er ſich deutſche Werke zu M
gemacht, doch ſo, daß er nicht blos abgeſchrieben,
dern alles verbeſſert und bereichert hat. Vorzüglich
men wir an dieſem Wörterbuche die Vollſtändigkeit, ſ
in Abſicht auf die Anzahl der Artikel, als auch auf
Beſchaffenheit eines jeden Artikels insbeſondere; ſe

Erklärung der deutschen und französischen Kunstwörter
s der Oekonomie, den Handwerken und Manufaktu-
n, die man in andern ähnlichen Werken oft sucht, aber
ten findet, die Erläuterung vieler Gegenstände durch
ohl ausgewählte und hinlängliche Kupfer; die Anfüh-
ung der Schriften, worin die einzelnen Materien um-
ändlich abgehandelt sind; und endlich auch die gute An-
hl derjenigen Artikel, die zu der so genanten Kunsthi-
orie gehören, und also von Handwerken, Fabriken und
Manufakturen handeln. H. K. fieng einmal an, solche
Artikel aus der berüchtigten großen Encyclopädie für das
Hamburgische Magazin zu übersetzen, aber er hat,
wir wissen nicht warum? damit aufgehört. Wir wün-
chen, daß er solche Uebersetzungen in dieses Werk über-
tragen wolle. Denn gewis ist es, daß eben diese Arti-
el in der Encyclopädie mit einem vorzüglichen Fleiße aus-
gearbeitet, und daß kaum einige anders woher entlehnt
worden sind. Er wird sicherer dabei fahren, als wenn
er aus Ludovici Kaufmanslexico schöpft. Denn un-
geachtet auch dieses Buch wahre und nicht geringe Ver-
dienste hat, so hat sich doch manches im Handel und in
den Künsten nachher geändert, und denn sind auch die Artikel,
von denen wir reden, im Kaufmanslexico eben nicht die
besten. Wir solten auch glauben, daß diese Materien
dem ganzen Plane mehr angemessen wären, als diejeni-
gen, welche eigentlich zur Polizei und zum Kameralwe-
sen gehören. Was wir hier gesagt haben, sol keineswe-
ges ein Tadel seyn, sondern ein Rath, den wir der Be-
urtheilung des fleißigen Mannes unterwerfen. Wir kön-
nen mit Wahrheit versichern, daß dieses Werk, dessen
glükliche Vollendung wir wünschen und hoffen, sowol den

ge-

gelehrten als praktischen Oekonom, und den Liebhaber d[er] Natur und der Oekonomie befriedigen werde. Solte d[er] Preis, der sonst würklich sehr billig ist, dem praktisch[en] Oekonom etwas schwer fallen, so mus dieser bedenk[en], daß ihm dieses Werk eine ansehnliche Bibliothek ers[et]zen kan. Wer sich davon überzeugen wil, der lese n[ur] den Artikel Biene, der auch unter einem besondern Ti[tel] einzeln verkauft wird. Daselbst findet man alles zusa[m]mengetragen, was in dem greulichen Wuste der Bi[e]nenbücher gutes stekt, und man wird die unbegränz[te] Geduld des Samlers nicht genug bewundern können.

20.

CXI.

Flora Barbienſis. In uſum ſeminarii fratrum edidit Frid. Adam. Scholler. Lipſiae apud Weidmanni Heredes & Reichium in commiſſis, 1775. 8. 21 Bogen.

Die Abſicht des Verfaſſers iſt allerdings zu loben, auch unter ſeinen Brüdern den Trieb zur Naturgeſchichte, und namentlich zur Botanik rege zu machen, zumal da dieſe ſich oft in entfernte Gegenden verbreiten. Aus dieſer Abſicht iſt auch gegenwärtige Flora entworfen, und ſie ſol alſo vornemlich ein Leitfaden für die Zuhörer des Herrn V. ſeyn. Wir glauben, daß ſie dieſen Zwek gut

erfüllen wird. Aus dieſem Geſichtspunkt mus ſie
r auch blos beurtheilet werden, denn ſonſt müſſen wir
lich geſtehen, daß der Kenner keine Nahrung für ſei-
Geiſt, nichts neues im ganzen Buche finden wird.
er Anfänger hingegen kan immer viel daraus lernen.
ne gut geordnete Erklärung der vorzüglichſten Ter-
nologien iſt mehrentheils nach Linne vorausgeſchikt.
e Characterе der Geſchlechter, der Arten, überhaupt
ganze Einrichtung iſt völlig Linneiſch. In den
amen folgt der V. dem vom Herrn Prof. Murray in
ttingen beſorgten Syſtema vegetabilium, ohne wei-
e Hinzufügung von Synonymien. Die beigefügten
merkungen ſind aus Linne' Flora Suecica, Specie-
s plantarum, deſſen beiden Mantiſſen und bei der
yptogamie zum Theil aus Weiß Plantis cryptoga-
icis Florae Goettingenſis ausgezogen. Auch ſind
e Theilkräfte aus Linne, Vogel, Börhave, Löſe-
, Gleditſch mit angeführt. Die deutſchen Namen
wol der Geſchlechter als der Arten, ſind aus den
chriften Bekmans, Dieterichs, Reggers, Rup-
us, Schäffers, Schrebers, Weiſſens und der
omenclatur eines Ungenanten genommen. Die An-
hl der Pflanzen iſt in einer ſo eingeſchränkten Gegend
nſehnlich genug. Denn der V. nimt ſie zu ſeiner Flora
n Barby aus nur anderthalb Meilen im Umkreis, wor-
die Gegenden um Zerbſt, Gammere, Schonebeck, Salza
nd Kalbe mit eingeſchloſſen ſind. Außer den beigefügten
5 ausländiſchen, die man gewöhnlich in Gärten findet,
läuft ſich die Anzahl der einheimiſchen auf 1015. Es
t nicht zu verwundern, daß der V. ſo viel zuſammenge-
racht hat, da er funfzehn Jahr angewendet, die Pflan-

zen

zen ſeiner Gegend zu ſamlen, und nicht etwa, wie es
geſchieht, gleich nach ein oder ein paar Jahren eine Fl
geſchrieben. Es zeichnen ſich unter Pflanzen auch ſ
viele in andern Gegenden ſeltene aus, z. E. Andr
ſace elongota, Urtica pilulifera, Tordylium
maximum, Bupleurum tenuiſſimum, ſtipa in
cea, Plantago Pſyllium, Lyſimachia thyrſiflo
cucubalus bacciferus, Silene noctiflora, Bisc
tella coronopifolia, Carduus cyanoides, Echino
ſphaerocephalus, Marſilea natans, und a
dere.

43.

Erſte

Erſter Anhang.

Jahrbücher der Gelehrten vom Monat September 1774 bis Februar 1775. *)

Altdorf.

Herr Konrektor Jäger zu Nürnberg iſt im Herbſt 1774 außerordentlicher Profeſſor der abendländiſchen Sprachen, die er genau kennen ſol, auf dieſer Univerſität geworden.

Bamberg.

Im September 1774 ſtarb Herr D. Johann Georg Friedrich Lack, Kaiſerl. Pfalzgräfl. Würzburg- und Bambergiſcher würklicher Hofrath, Senior der Juriſten Fakultät nnd Profeſſor des Staatsrechts auf dieſer Univerſität. Er war zu Bamberg im J. 1738 geboren, und hat viel juriſtiſche Diſſertationen geſchrieben.

Bergen.

*) Man wird ſich dem Verfaſſer durch Berichtigung dieſer Arbeit ſehr verbindlich machen. Man beliebe ſich deswegen an den Verleger der Bibliothek zu wenden.

Bergen bei Magdeburg.

Am 1sten October 1774 starb daselbst Herr D. Erhard Andreas Frommann, Abt und Direktor des Klosters, Königl. Preußischer Konsistorialrath und Generalsuperintendent des Herzogthums Magdeburg. Dieser um die Erziehung der Jugend und durch Ausbreitung nüzlicher Studien höchst verdiente Man war zu Wiesenfeld im Coburgischen am 8ten November 1722 gebohren, studierte zu Coburg und Altdorf, las als Magister auf dieser Universität vom Jahr 1745 bis 1748, und ward im lezten Jahr als Pfarrer nach Gros-Walbur im Coburgischen berufen, dann Professor der griechischen und morgenländischen Sprachen am akademischen Gymnasium zu Coburg 1756, Pädagogiarch daselbst 1759, Direktor 1761, Doktor der Theologie zu Altdorf 1762, und Abt zu Kloster Bergen 1771. In Altdorf und noch mehr in Coburg hat er viele Programmen und Disputationen verfertiget, die meistens schwere und vorher nicht genug aufgeklärte Materien aus der Philologie, Historie und Theologie, besonders aus der morgenländischen Litteratur, betreffen und in angenehmer lateinischer Schreibart erläutern. Sie sind grösstenteils in den aus 2 Theilen bestehenden und zu Coburg 1770 gedrukten Opusculis, und im ersten Theil des Musei Casimiriani gesamlet. Es ist zu wünschen, daß auch die übrigen kleinen Schriften dieses Gelehrten durch eine Samlung dem Untergang mögen entrissen werden.

Die Stelle des seel. Frommann sol durch den berühmten Pastor Resewitz in Kopenhagen wieder besezt werden.

Berlin.

Berlin.

Am 18ten September starb Herr Doktor Johann Friedrich Meckel, Mitglied der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, nachdem er kurz vorher die erste Professur der Anatomie auf dem anatomischen Theater daselbst niedergelegt hatte, welches ihm nachher wol gereuet haben. Er war zu Wezlar im J. 1724 geboren, und erlangte jene Professur im J. 1753. Er hatte eine starke Praxis, aber seine Lieblingswissenschaft, der er theorisch und praktisch vorstand, war die Anatomie? Seine Schriften sind fast alle klassisch und voll von wichtigen Entdeckungen. Außer verschiedene Abhandlungen in den Mémoires de l' Académie de Berlin hat er folgende dem Druk überlassen: De quinto pare nervorum. Götting. 1748. 4. Abhandlung von einer ungewöhnlichen Erweiterung des Herzens und von den Spanadern des Gesichts. Berlin 1755. 4. De vasis lymphaticis glandulisque conglobatis. Berol. 1757. 4. Obs. de finibus venarum ac vasorum lymphaticorum in ductus visceraque excretoria corporis humani 1771. 8. Tract. de morbo herniolo congenito singulari & complicato feliciter curato 1772.8. Diese lezte Schrift beschreibt die bekante merkwürdige Kur des Hrn. Leibarztes Zimmermann in Hannover. Hr. Prof. Baldinger hat sie ins Teutsche übersezt. Eben dieser Gelehrte hat das Leben des seel. Meckels im 3ten Stük des ersten seiner Biographien lebender Aerzte beschrieben.

Am 1sten December starb der berühmte Königl. Preußische Kammermusikus und Hofkomponist, Herr Johan Friedrich Agricola. Er war zu Dobitschen im Altenburgischen im J. 1720 geboren. Seine Mutter war eine nahe Verwandte des großen Händels, mit dem sie bis an sein

Ende einen Briefwechsel unterhielt. Hr. Agricola studierte zu Leipzig, und hat in der Musik Unterricht von Sebastian Bach gehabt. Seit 1741 hat er sich beständig zu Berlin aufgehalten, und im J. 1751 kam er unter dem Titel eines Hofkomponisten in Preußische Dienste. Seit Grauns Tode war er Komponist der ernsthaften Oper. Sein musikalisches Leben ist sehr thätig gewesen, und die Anzahl Kompositionen, sowol für die Kirche, als für das Theater, sind Beweise von der Fruchtbarkeit seines Genies. Man hielt ihn für den besten Orgelspieler in Berlin, und für den besten Singmeister in Teutschland. Unter andern hat er Tosi's Abhandlung von der Singkunst und Jak. Adlungs Musica mechanica mit Anmerkungen, Erläuterungen und Zusätzen herausgegeben. Viele musikalische Recensionen in der algemeinen teutschen Bibliothek sollen gleichfals von ihm herrühren. S. Marpurgs Beiträge zur Aufnahme der Musik B. 1, und Burney's Tagebuch einer musikal. Reise B. 3.

Schon am 28sten April 1773 starb Herr A. A. von Campagne, geheimer Rath bei dem französischen Oberdirektorium, wie auch Revisions- und Konsistorialrath zu Berlin. Seine Principes d'un bon gouvernement (à Berlin 1768. 8.) haben Beifall erhalten.

Bitterfeld.

Im December 1774 starb daselbst Herr M. Johan Michael Uhlich, Pfarrer und Superintendent. Er hat verschiedene theologische hyperorthodoxe Bücher geschrieben. Das beste ist noch seine 1765 zu Halle gedrukte Unterweisung eines Vaters zu einem fünfjährigen akademischen Fleis und Lebenswandel seines der Gottesgelahrheit ergebenen Sohns.

Braun-

Braunſchweig.

Am 12ten November 1774 ſtarb daſelbſt Herr ohan Chriſtoph Harenberg, Probſt des St. Lorenz- ſres vor Schöningen, Inſpektor aller Braunſchweig- olfenbüttelischen Schulen, ordentlicher Profeſſor der br. und griech. Sprache und der Hiſtorie am Karoli- m, wie auch Mitglied der Berliner Akademie der Biſſenſchaften. Er war zu Langenholzen bey Aleſeld ge- ren am 28ſten April 1701; ſtudierte zu Hildesheim, elmſtäd, Jena und Halle; wurde 1723 Rektor zu andersleben, 1734 Paſtor zu Dinkelsheim, 1735 zu omhardſen, 1743 Inſpektor der Wolfenb. Schulen, 745 Probſt und Profeſſor. Er war ein kompilirender olygraph, indem er nicht nur einzeln viele große und klei- e Bücher (unter jenen ſind ſeine Jeſuitergeſchichte und der ommentar über den Propheten Daniel die merkwürdig- en) ſondern auch in allerlei periodiſche Werke, beſon- ers in die Miſcellanea Berolinenſia, Lubecenſia & ipſienſia, Acta und Nova Acta Eruditorum, Bi- liothecam und Muſeum Brem. Beiträge von Al- en und Neuen, Bremiſche und Verdiſche Hebopfer, heol. Magazin, eine große Menge von Abhandlungen ingerükt hat. Mehr Nachrichten von ihm ertheilen Rathlef und Trinius in ihren Geſchichten der Theo- ogen.

Brieg.

Daſelbſt ſtarb im September 1774 Herr Chri- tian Gottlob Stöckel, Stadſyndikus, Waiſenamts- räſes und des Königlich Handlungsgerichts Beiſitzer. Als Gelehrter hat er ſich in ſeiner Jugend mit der Dicht- unſt, und im Alter mit Geſchichte und Diplomatik beſchäftiget.

Bützow.

Herr Doktor Peter Rudolph Spangenberg, bisheriger Meklenburgischer Hofrath und Leibarzt, ist auf dortiger Universität als dritter Professor der Arzneiwissenschaft angestelt worden.

Coburg.

Am 8ten Oktober starb daselbst Herr D. Johan Sebastian Albrecht, der Physik ordentlicher Professor am akademischen Gymnasium, Landphysikus des Fürstenthums Coburg, und Adjunkt der Kaiserlichen Akademie der Naturforscher, in seinem 80sten Jahr. Die Professur hat er 40 Jahre lang, und, ehe er Lehrer wurde, mit Nachahmungswürdigem Eifer zum großen Vortheil derer, die wisbegierig genug waren, bekleidet. Seine zahlreiche Bibliothek, die mit den kostbarsten physischen und botanischen auch witzigen Werken angefült war, und die zu Experimenten nöthigen Instrumente borgte er mit seltener Uneigennützigkeit allen, die sich derselben zur Erweiterung ihrer Kentnisse bedienen wolten. In den Actis Academiae naturae Curiosorum, und in den fränkischen Samlungen stehen viele medicinische, physische und anatomische Wahrnehmungen von ihm. Hat auch Joach. Jungii Opuscula botanico-physica mit Anmerkungen zu Coburg 1747. 4. herausgegeben.

An die Stelle des nach Anspach abgegangenen Prof. Fabers ist Hr. M. Lochmann, der vor einem Jahr das Rektorat zu Saalfeld niedergelegt hatte, als Professor der Rhetorik und der griechischen Sprache, gekommen.

Dresden.

Am 23 April 1774 starb daselbst Herr Christian Wilhelm Ernst Dieterich, Professor und Hofmaler, auch

auch der Klementinischen Akademie zu Bologna Mitglied, im 62sten Jahr seines Alters. Schon seit vier Jahren hat er wegen eines heftigen Gliederkrampfes wenig mehr arbeiten können: er hinterläßt aber einen sehr großen Schaz an Zeichnungen von seiner Hand, von denen er bei seinem Leben wenig weggegeben. Nebst Mengs wurde er von Ausländern am meisten unter den jetzigen teutschen Malern und Zeichnern geschäzt, und seine Arbeiten werden so theuer bezahlt, als sonst nur die Werke großer längst verstorbener Künstler.

Duisburg.

Herr Konsistorialassessor Christoph Georg Ludwig Meister, der sich durch nüzliche Schriften, besonders durch seine Arbeit an der Wochenschrift: Der Andächtige, bekant gemacht hat, ist als Prediger von Bernburg hierher berufen worden.

Erfurt.

Kaum hatte Herr Abt Jagemann die Direktion des hiesigen katholischen Gymnasiums ein Jahr lang verwaltet *), als man ihn, nebst zween andern mit ihm angestelten Lehrern, dieses Dienstes schon wieder entließ, und den Exjesuiten ihre alten Plätze wieder einräumte. Herr Jagemann ist sogleich durch die grosmüthige Beschüzerin gelehrter Männer, die Herzogin-Regentin von Sachsen-Weimar, zu Ihrem Lektor der italiänischen Sprache bestelt worden, und hat Hofnung zu einer sehr ansehnlichen Bedienung bei einem hohen teutschen Reichsfürsten.

Erlangen.

Herr Hofrath und Professor Gelßler ist als Re-

*) S. diese Bibliothek B. 1. S. 619.

gierungsrath und Professor des Staatsrechts nach Marburg abgegangen.

Der bisherige ausserordentliche Professor der Arzneikunde, Herr Rudolph, ist, nachdem er eine anderweitige Vocation ausgeschlagen, zum ordentlichen Professor der Medicin und Chirurgie, mit dem Character eines Hofraths, ernent worden.

Fulda.

Der Fürst Bischof von Fulda hat zu Anfang des Jahrs 1775 eine Schule der Chirurgie und Hebammenkunst gestiftet, und den ehemals in Erfurt gestandenen Herrn D. Alix, der zugleich zum ordentlichen Professor und Beisitzer der medicinischen Fakultät auf der Universität zu Fulda ernent worden, als Direktor dieses Instituts angestelt, so daß er dabei seine bisherige Bedienung als Brunnenarzt zu Brückenau beibehält. Gedachte Schule ist am 12ten Februar wirklich eröfnet, und darin seit der Zeit 22 Hebammen und 12 angehende Wundärzte unterrichtet worden.

Gießen.

Am 20sten December 1774 starb Herr D. Georg Ludwig Alefeld, ordentlicher Professor der Arznei, und Naturkunde, auch Arzt im Kloster Arnsburg, an der Schwindsucht. Er war zu Gießen im Jahr 1732 geboren, und hat, außer einigen Disputationen, unsres Wissens nichts drucken lassen.

Göttingen.

Herr Professor Johann Friedrich Gmelin zu Tübingen, ist als ordentlicher Professor der Philosophie, und als ausserordentlicher Professor der Arzneiwissenschaft hier.

hierher berufen, und deswegen ſind auch die bisherigen auſſerordentlichen Profeſſoren Erxleben, Lichtenberg und Meiners zu ordentlichen Profeſſoren der Philoſophie ernent worden. Auch iſt Herr D. Jodokus Erhard, bisheriger Stadtphyſikus zu Memmingen, als auſſerordentlicher Profeſſor der Arzneikunde nach Göttingen gekommen.

Gotha.

Am 19ten Januar 1775 ſtarb der verdienſtvolle Herr M. Johan Adam Löw, Oberkonſiſtorialrath, Generalſuperintendent des Herzogthums Gotha, und Ephorus des Gothaiſchen Gymnaſiums, im 65ſten Jahr ſeines Alters. Er ſtudierte auf der Schulpforte und zu Leipzig, ward 1738 Paſtor zu Burgwenden, kam 1740 nach Weiſſenfels, und 1745 in obgedachten Qualitäten nach Gotha. Seine Schriften ſind alle erbaulichen Inhalts. Vorzüglich viele Predigten lies er drucken, beſonders in einer aus 15 Theilen beſtehenden Samlung, die zu Gotha und Leipzig 1752 - 1768 in 8 herausgekommen. Zwo andre Samlungen erſchienen 1759 und 1773 in 4, außerdem viele einzelne Predigten. Am meiſten wird das von ihm 1757 dem Druk übergebene Erbauungsbuch: Die ganze Religion Jeſu, geſchäzt.

Greifswalde.

An die Stelle des ſel. Schuberts iſt der bisherige Superintendent zu Gifhorn, Herr Velthuſen, als ordentlicher Profeſſor der Theologie berufen worden.

Halle.

Am 9ten Januar ſtarb Herr Johan Heinrich Fricke, Doktor der Rechte, und derſelben ordentlicher Profeſſor. Er war zu Wolfenbüttel (wir wiſſen nicht,

in welchem Jahr) geboren, studierte zu Helmstädt und Göttingen, ward Aktuarius der leztern Universität, ebendaselbst Doktor 1768, ordentlicher Professor der Rechtsgelehrsamkeit zu Kiel 1770, und Professor zu Halle 1773. Er war ein gelehrter, arbeitsamer und redlicher Mann. Seine Schriften sind durchgehends gut aufgenommen worden, besonders sein Buch vom Rechte der Handwerker (Göttingen 1771 8) und die Abhandlungen zu dem protestantischen Kirchenrecht (Rostok 1773 8). In den Göttinger und Kieler Zeitungen und im deutschen Merkur stehen Recensionen von ihm.

Am 16ten eben desselben Monats starb der Kupferstecher und Naturforscher, Herr Johan August Gründler, in seinem 66sten Jahr.

Hamburg.

Herr Legationsrath Klopstok, der sich seit einigen Jahren in dieser Stadt aufgehalten, ist mit dem Character eines Hofraths und einem jährlichen Gehalt von 800 Gulden und andern Vortheilen nach Carlsruhe abgegangen, um den Markgrafen von Baden, der sehr gern von Religion und von den Aussichten des Tugendhaften in die Zukunft spricht, durch geistreiche Gespräche und Vorlesungen zu unterhalten. Kurz vorher hatte Herr Klopstok von dem Grosfürsten von Rusland ein Geschenk von tausend Rubeln erhalten.

Helmstädt.

Herr Hofrath von Höfler, der seit einigen Jahren die Stelle eines Braunschweigischen Subdelegaten zu Wetzlar bekleidet hat, ist von da zurükgekehrt, und hat seine ihm gehörige Professur zu Helmstädt wieder angetreten.

Eben

Eben daselbst ist Herr D. Georg Rudolph Lichtenstein zum ausserordentlichen Professor der Arzneigelahrheit ernent worden.

Jena.

Herr Professor Johan Christoph Majer, der seit einigen Jahren als Instruktor der beiden Durchlauchtigsten Prinzen am Weimarschen Hofe sich aufgehalten, ist im October 1774 als ordentlicher Professor der Rechte mit einem anständigen Gehalt nach Jena wieder abgegangen, um seine akademischen Vorlesungen fortzusetzen.

Auch ist der Herr von Schellwitz, als Professor der Institutionen in die Fakultät eingerükt, Herr Prof. Oelze in das Hofgericht, und Herr Prof. Reichard in den Schöppenstuhl gekommen. Lauter Veränderungen, die der Tod des geheimen Hofraths Heimburg veranlasset hat!

Herr Professor Seybold, bisheriger Professor der schönen Wissenschaften, ist unter ansehnlichen Bedingungen und mit Vermehrung des gewöhnlichen Gehalts, als Rektor und Professor des Gymnasiums zu Speyer berufen worden, und zu Ende des Jahrs 1774 dahin abgegangen.

Am 13ten Januar 1775 starb Herr Johan Georg Walch, Doktor der Philosophie und Theologie, der leztern ordentlicher Professor, Sachsen-Gotha-Weimar- und Coburgischer Kirchenrath, Brandenburg-Anspachischer Konsistorialrath, Beisitzer des engern akademischen Consiliums, und Senior der Universität. Dieser berühmte Mann war zu Meiningen am 17ten Jun. 1693 geboren, wurde 1713 Magister zu Leipzig, am 28 Jan. 1718 ausserordentlicher Professor der Alterthümer und Philo-

Philologie zu Jena, 1719 ordentlicher Professor der Beredsamkeit, 1722 der Dichtkunst, 1724 ausserordentlicher Professor der Theologie, 1726 Doktor derselben, 1728 ordentlicher Prof. derselben, 1731 Beisitzer des engern Consiliums, 1734 Eisenachischer Kirchenrath und Inspektor der Eisenachischen Landskinder, 1741 Anspachischer Konsistorialrath und Gothaischer Kirchenrath, auch Inspektor der Meiningischen Landskinder, 1742 Coburg-Salfeldischer Kirchenrath, 1750 Professor Primarius, 1766 Senior; feierte am 6ten März 1768 sein funfzigjähriges Amts-Jubiläum, und starb im 82 Jahr seines Alters, nachdem er 57 Jahr erst die römische und griechische Litteratur und die Philosophie, hernach die Theologie zu Jena gelehret hatte. Seine Vorbereitung durch die Cultur der schönen und philosophischen Wissenschaften, und durch den auf die gelehrte Historie und Bücherkentnis gewandten Fleis ist ihm vorzüglich nüzlich gewesen, die historischen Theile der Theologie und die Kirchenhistorie zu bearbeiten. Seine vornehmsten Lehrer waren Rüdiger, Gottfried Olearius und Joh. Burch. Menke, denen Buddeus in so fern beizufügen, als dieser durch seinen beständigen Umgang mit ihm, seinem Schwiegersohn, und durch seine Schriften den gröſten Antheil an der Bildung seines theologischen Charakters hatte. Durch seinen unermüdeten Fleis erwarb er sich nicht allein einen dauerhaften Beifal seiner Zuhörer, sondern auch des gelehrten Publikums, das seine zahlreichen und mannichfaltigen Schriften, besonders wegen der darinnen herrschenden ausgebreiteten Kentnisse, Gründlichkeit und Deutlichkeit hochschäzte. Aus Ueberzeugung eiferte er vor die Reinigkeit des Lehrbegrifs seiner Kirche, lies sich aber nicht leicht bewegen, an öffentlichen Streitigkeiten Antheil zu nehmen, und ein Stilschweigen, selbst bei heftigen Angriffen gegen ihn, stiftete den Nutzen, daß ihm die streitenden Theile den Ruhm der Unpartheilichkeit und

Be-

Bescheidenheit zustanden, und seine Schriften mit gleicher Achtung aufnahmen. Außer seinem glüklichen Gedächtnis sezte ihn vorzüglich seine zahlreiche Bibliothek in Stand, sich solchen Arbeiten zu unterziehen, die zwar mühsam, aber auch um desto nüzlicher waren, je weniger andere sie zu unternehmen die Hülfsmittel haben, und eben dadurch ihre Brauchbarkeit nicht leicht verlieren können. Die Ausgabe von Luthers Schriften, die Historie der Religionsstreitigkeiten und die theologische Bibliothek sind davon sehr deutliche Beweise. Hiedurch und durch seinen Eifer vor die Ehre und das Wohl der Universität, auf welcher er lehrete, erwarb er sich Verdienste, die ihm in seinem Leben viele Ehre brachten, und seinen Nachruhm versichern werden. Zu den seltenen Belohnungen seiner Sorgfalt, in allen seinen Pflichten treu zu seyn, verdienen die glüklichen Folgen seiner Kindererzucht gerechnet zu werden, die er an seinen dreien Herren Söhnen erlebet.

Er war übrigens ein unermüdeter Schriftsteller, und fleißiger Docent. In jüngern Jahren gab er verschiedene alte Autoren, z. B. Vellejus Paterkulus, Phäder, Ovid, Klaudian, Laktanz, mit Anmerkungen heraus, wie auch Cellars kleine Schriften. Nachher schrieb er über die meisten theologischen Wissenschaften Systeme und Kompendien, gab von 1740 bis 1750 D. Luthers Werke in 24 Quartbänden zu Halle heraus, wie auch verschiedene Werke seines Schwiegervaters des D. Buddeus, ferner philosophisches Lexikon Leipz. 1726 8. Einleitung in die Philosophie, Jena 1727 8. Introductio in libros symbolicos ecclesiae Lutheranae. 1732 4. Observationes in N. T. 1728 8. Vorbereitungsgründe der algemeinen götlichen Rechtsgelehrsamkeit 1735 4. Harmonische Erklärung der vier Evangelisten 1740 4. Eine lateinische Kirchengeschichte des

N.

N. T. Jena 1744 4. Miſcellanea ſacra, Amſtel. 1744 4. Samlung kleiner Schriften von der GOtt gefälligen Art zu predigen. 1745 8. Bibliotheca theologica ſelecta. 1757 - 1765. vier Bände in 8. Bibliotheca patriſtica. 1770 8. Sonſt noch viele Diſputationen, Programmen und Vorreden. Man ſehe den 2ten Theil von Göttens gelehrtem Europa.

Kiel.

Am 27ſten September 1774 ſtarb Herr D. Philipp Friedrich Hane, ordentlicher Profeſſor der Theologie und Kirchengeſchichte, wie auch Kirchen- und Oberkonſiſtorialrath. Er war zu Belitz bei Güſtrow am 2ten Februar 1696 geboren. Von ſeinen Lebensumſtänden iſt uns nichts bekant. Als Gelehrter hat er ſich vorzüglich in der Kirchenhiſtorie gezeigt, beſonders durch folgende Schriften: Antiquitatum eccleſiaſticarum Mecklenburgenſium ſpecimen. Jen. 1721. Leben und Thaten Ignatii Lojolä, Stifters des Jeſuiterordens Roſtock 1721. 8. Conſilium de ſtudio hiſtoriae eccleſiaſticae apud Proteſtantes noſtrates per commentarios perpetuos et paullo pleniores a ſe concinnandos promovendo amplificandoque. Hamb. 1727 4. Hiſtoria ſacrorum a Luthero emendatorum a ſuis initiis ad religioſae profanaeque pacificationis Auguſtanae aevum deducta. Lipſ. 1729 4. Hiſtoria critica Auguſtanae confeſſionis. Hamb. 1732 4. Anmerkungen über Böhmens engländiſche Reformationshiſtorie. Hamburg und Kiel 1735 8. De quaeſtione, an Imperatorem Rom. Germ. a principum eccleſiaſticorum numero eligi, quid impediat? Kilon. 1753. Entwurf von den Kirchengeſchichten N. Teſtaments, wie ſolche in den erfülten und aufgeklärten Weiſſagungen der

göt-

göttlichen Offenbarung St. Johannis enthalten ſind, 1ſten und 2ter Th. Leipz. 1768. 1769 8.

Herr Trendelenburg, der erſt zu Anfang des Jahrs 1774 als Beiſitzer des königl. ſchwediſchen Tribunals nach Wismar iſt berufen worden, iſt zu Ende deſſelben Jahrs als ordentlicher Lehrer des Rechts mit einem Gehalt von 1500 Thalern hierher gekommen.

Leipzig.

Herr Profeſſor Kadelbach hat wegen gewiſſer ihm zugefügten Verdrieslichkeiten ſeine Stelle in der medicinischen Fakultät niedergelegt.

Der Churfürſt hat zu Anfang des J. 1775 für die Naturgeſchichte eine neue beſondere Lehrſtelle auf dieſer Univerſität errichtet, und den Herrn D. Leske zum außerordentlichen Profeſſor derſelben ernent. Am 22ſten Februar trat dieſer Gelehrte ſein Amt mit einer feierlichen Rede de hiſtoria naturali philoſophice conſideranda an.

Marburg.

Seine Hochfürſtliche Durchlaucht der Herr Land-Graf zu Heſſen-Caſſel, haben die auf der daſigen Univerſität neu aufgerichtete Litteratur-Geſelſchaft, unter dem 23 Auguſt des vorigen Jahres zu beſtätigen geruhet. Abermals ein neuer Beweis, wie ſehr dieſer weiſe Fürſt die Wiſſenſchaften zu ſchätzen, und die Aufnahme derſelben in ſeinen Landen zu befördern weis. Die Geſellſchaft hat über das noch in dem nemlichen Jahre das Glük gehabt, durch den Beitrit verſchiedener großen Männer als Ehrenmitglieder einen außerordentlichen Glanz zu erhalten. Dieſe ſind folgende: Ihro Hochgeb.

Excel-

Excellenz der Herr Land-Commendur der Ballei Hessen Reichsgraf von Ysenburg, Ihro Excellenz der Herr Geheimde Etatsminister und Generallieutenant Freiherr von Schliesen, der Herr Geheimderath und Vicekanzler Hennep, der Herr Geheimderath und Oberappellationsdirector Kopp, und der Herr Geheimde-Regierungsrath und Vicekanzler Hombergk zu Vach.

Der verdiente Herr Konsistorialrath Robert hat uns bei dieser Gelegenheit mit einem kleinen aber wohl gerathenen aesthetisch-philosophischen Aufsatze beschenket, der „einige Gedanken über die Homischen Grundsätze vom Contraste“ enthält.

Mietau.

Zu denen im vorigen Band S. 626 angezeigten Gelehrten, die an das neu errichtete Gymnasium dieser Stad berufen worden (Hrn. M. Hartmann, Hrn. D. Bettler, nicht Binder, Hrn. D. Beseke, nicht Beske, und Hrn. Koppe,) sind nachher noch folgende gekommen: Herr Ferber aus Carlscron in Schweden, als Professor der Naturlehre; Herr Watson, vormaliger Rektor der Stadschule zu Mietau, als Professor der lateinischen Sprache; und Herr Tilling, reformirter Prediger in Mietau, als Professor der Beredsamkeit. — Nicht 300 Thaler, wie im vorigem Band gemeldet worden, sondern 300 Dukaten bekomt jeder Professor in Mietau jährlichen Gehalt.

Herr Kütner, der sich durch gute Uebersetzungen griechischer Dichter verdient gemacht, und verschiedene widrige Schiksale in Rusland gehabt hat, ist zu Mietau an Hrn. Watsons Stelle als Rektor der Stadschule gekommen.

Minden.

Minden.

Am 6ten Decemb. starb alhier Herr Christoph Matthias Mölling, Rektor des hiesigen Gymnasii. Von seinen Schriften siehe Hrn. Meusels Nachtrag zu Hambergers gelehrtem Lexikon. p. 186.

Petersburg.

Herr Samuel Gottlieb Gmelin, Doktor der Arzneigelehrsamkeit, und Prof. bei der Akademie der Wissenschaften daselbst, hatte das Unglück, bei seiner gelehrten Reise durch russische, tatarische und persische Länder in die Hände eines Chans der Tatarn, der ihn wegen gewisser Forderungen an Rusland als Geisel wegnahm, zu fallen, und in dieser Gefangenschaft am 7ten August 1774 an der Ruhr zu sterben. Dieses frühzeitige Genie, das der Naturgeschichte und Botanik während seines kurzen Lebens schon ausnehmende Dienste geleistet, war zu Tübingen im J. 1744 geboren. Im J. 1766 wurde er Professor in Petersburg, und würde nach vollendeter Reise in persische Provinzen Prof. der Botanik und Chemie zu Tübingen geworden seyn, wohin er schon im J. 1774 berufen war. Seine Historia fucorum (Petrop. 1768 4.) der 3te und 4te Theil der Florae Sibiricae (1769 1771 4.) und seine Reise durch Rusland zur Untersuchung der drei Naturreiche (Petersburg 1770. 1772. 1774 4.) werden sein Andenken unsterblich erhalten. — Katharine die Große hat seiner Witwe ein Geschenk von 2000 Rubeln gemacht.

Vorher hat sich der Professor Falk, der durch andre Gegenden Rußlands reiste, aus Melancholie erschossen.

Noch weit tragischer war das Ende eines dritten reisenden Akademisten, des Professors Georg Moritz Lowitz, der von Pugatscheis Rotte auf die schrecklichste Weise, deren Beschreibung schon Schaudern erregen würde, hingerichtet worden ist. Dieser in mathematischen Wissenschaften vorzüglich geschikte Mann ward zu Fürth im J. 1722 geboren, studirte zu Nürnberg und Altdorf, wurde 1751 Professor der Mathematik am Aegidischen Gymnasium zu Nürnberg, und Mitglied der dortigen kosmographischen Gesellschaft, kam 1755 als Professor der praktischen Mathematik nach Göttingen, und 1765 nach Petersburg. Unter seinen Schriften sind folgende die merkwürdigsten: Discription complette ou avertissemens sur les grands globes terrestres et celestes 1749. 1752 4. Beschreibung eines Quadranten, der zur Sternkunde und zu den Erdmessungen brauchbar ist 1751. Samlung der Versuche, wodurch sich die Eigenschaften der Luft begreiflich machen, und ihre Wirkungen erklären lassen 1755 4. Die richtige Verwandlung der scheinbaren Zeiten einer Pendeluhr in die wahren Sonnenzeiten Hörter, 1755 4. Auszug aus den Beobachtungen, welche zu Gurief bei Gelegenheit des Durchgangs der Venus vorbei der Sonnenscheibe angestelt worden Petersburg 1770. 4. Hat auch viele neuere Homannische Landcharten, meistens ohne seinen Namen, verfertiget.

Pyrmont.

Am 5ten Jul. 1774 starb in einem hohen Alter Herr von Fleischbein, der seit einigen Jahren hier privatisiret und verschiedene quäkerische und pietistische Schriften z. B. von Mad. Guyon, Bourguignon, übersezt und herausgegeben hat.

Rinteln.

Rinteln.

Herr Doktor Ludwig Philipp Schröter, ausübender Arzt zu Bassum bei Bremen, der sich hauptsächlich durch seinen Unterricht von der gegenwärtigen ungekünstelten Methode, die Blattern einzupfropfen, bekant gemacht, ist als ordentlicher Prof. der Arzneikunde auf die dortige Universität gekommen.

Stargard.

Herr Joh. Georg Müchler, Professor der lateinischen Sprache und der Dichtkunst bei dem dortigen Collegio Groeningiano illustri, hat aus Misvergnügen sein Amt freiwillig niedergelegt, und privatisiret jezt zu Berlin. Eben so hatte es vorher Herr D. Oelrich zu Stettin gemacht; und andere Professoren auf preuzischen Gymnasien sind gleichfals mit den bisherigen Veränderungen unzufrieden.

Tübingen.

Am 17ten Januar 1775 starb Herr Johann Heinrich Frommann, Magister und ausserordentlicher Professor der Philosophie. Von 1756 bis 1766 war r Professor der Philosophie zu Moskau, wohin er nicht ange vor seinem Tode einen neuen Antrag hatte, den r aber bei seiner schon merklichen Schwachheit abehnen muste. Sein Geburtsort ist Göppingen in Würtemberg, wo er am 16ten Oktober 1729 geboren orden.

Wien.

Am 10ten November starb alhier Herr Philipp Jakob Cambacher, Stadtsekretär und Aufseher der Stadtbibliothek, in einem Alter von 74 Jahren. Er

war ein großer Kenner der deutschen Geschichte und des deutschen Staatsrechts, wovon unter andern folgende Schriften zeugen: Diss. de aetate juris illius antiqui Germanici, quod vulgo vocatur Speculum Suevicum, deque significatu vocabuli *Semperleute*. Vindob. 1740. 4. (Hierüber bekam er mit dem seel. Gruben Streit.) Demonstratio juris, quo Imp. Rudolphus Habspurgicus usus est, cum ditiones Austriacas imperio vindicaret 1754. Eine teutsche Vertheidigung dieser Schrift. Diss. de Imp. Alberti I expeditione in Hollandiam suscepta ad tuenda jura imperii adversus Joh. de Avennis, Comitem Hannoniae. 1758. 4. Oestreichisches Interregnum oder Staatsgeschichte von dem Todesfal Friedrichs des Streitbaren aus dem Bambergischen Geschlecht bis auf die neuen Herzoge aus dem Hause Habsburg 1773. 4. Hat auch im J. 1750 den ersten Theil eines Verzeichnisses der Handschriften und seltnen Bücher in der Wiener Stadtbibliothek, lateinisch herausgegeben.

Zwar nicht hier, aber doch in Oestreich zu Petersdorf starb am 21 November 1774 Herr Johan Siegmund Valentin Popowitsch, ehemaliger Professor der hochdeutschen Sprache und der Wohlredenheit auf der hohen Schule zu Wien, der seit einigen Jahren mit einem Gnadengehalt auf dem Lande lebte. Er war im Jahr 1705 zu Cilly in Steyermark geboren. Seine Schiksale sind ziemlich merkwürdig, wir sind aber nicht im Stande, eine volständige und zusammenhängende Erzählung davon zu entwerfen. Die Untersuchungen vom Meere (Frankf. und Leipz. 1750. 4.) und die Anfangsgründe der deutschen Sprache (Wien 1754. 8.) sind seine merkwürdigsten Bücher; außerdem hat er auch einen Entwurf einer Abhandlung von deutschen Briefen (1760. 8.) herausgegeben.

Der

Der berühmte Prälat zu Braunau, Herr Ste-
:an Rautenstrauch, ist gegen das Ende des J. 1774,
it Beibehaltung seiner Prälatur, Direktor der theolo-
schen Fakultät zu Wien geworden.

Herr P. Mastalier, Exjesuite, ist eben daselbst
im Professor der schönen Wissenschaften ernent worden,
nd liest über Ramlers Batteux und über Riedels Theo-
e der schönen Wissenschaften.

Herr Pater Hell, hat den allerhöchsten Auftrag em-
fangen, eine Kaiserl. Königl. Akademie der Wissenschaf-
en zu errichten, deren Direktor er seyn soll.

Am 19ten December 1774 starb Herr M. Jo-
an Tobias Sattler, gebürtig aus Suhl, in seinem
26sten Jahr an der Schwindsucht. Er wurde vor ei-
nigen Jahren von Leipzig nach Carlowiz in Sklavonien
berufen, um dort an Ausbreitung nüzlicher Wissenschaf-
ten arbeiten zu helfen. Er begab sich deswegen im J.
1772 nach Wien, um von dort weiter zu reisen: al-
ein sein Mäcen, der Bischof Joseph von Schacabent,
starb unterdes, und er sah sich genöthiget, in Wien zu
bleiben. Dies hinderte die Fortsetzung seiner im J. 1771
angefangenen philosophischen Bibliothek. Gegen den
Hofrath Hommel zu Leipzig schrieb er unter dem Namen
Alexander von Frey. Auch ein Paar satirische Schriften
hat er verfertiget, und zulezt in Wien ein Buch über den
gegenwärtigen Zustand der deutschen Kritik.

Wittenberg.

Am 19ten September starb Herr D. Karl Gottlob
Hoffmann, erster Professor der Theologie, Beisizer
des Churfürstl. Konsistoriums, Pastor der Stadt- und
Marienkirche, und Generalsuperintendent des sächsischen

Churkreiſes, wie auch Ehrenmitglied der deutſchen Geſellſchaft zu Göttingen. Er war zu Schneeberg am 1ſten Oktober 1703 geboren, ſtudirte in ſeiner Vaterſtadt und zu Leipzig, wurde auf dieſer Univerſität im J. 1725 Magiſter, 1734 Baccalaureus, 1739 Doktor, und zu Wittenberg Profeſſor, 1740 Generalſuperintendent. Er beſas mannigfaltige Kentniſſe, aber ohne Philoſophie und Welt, daher er auch jede Reforme in den Lehrſätzen der Theologie als ſchädlich verdamte, und ſich den Verdacht eines Ketzermachers zuzog. Seine Schriften, deren viele ſind, athmen gröſtentheils unduldſame Geſinnungen; beſonders zog er gern gegen die Herrenhuter zu Felde. Unter andern ſchrieb er: Leipziger Reformationshiſtorie 1739. 8. Biblia nebſt einem Unterricht von der bibliſchen Zeitrechnung, Erdbeſchreibung, Alterthümern, Leipz. 1744. 4. Orthodoxa confeſſio catholicae & apoſtolicae eccleſiae orientalis cum interpretatione latina & verſione germanica. Vratisl. 1750. 8. Introductio critica in lectionem epiſt. S. Pauli ad Galatas & Coloſſenſes 1750. 4. Inſtitutiones theologiae exegeticae 1754. 8. Antwort auf Heumanns Erweis, daß die Lehre der reformirten Kirche vom Abendmal die wahre ſey 1765. 8. Seine mit vielen Anmerkungen bereicherte Ausgabe von Pritii introductione in lectionem N. T. iſt etlichemal aufgelegt worden. Seine meiſten kleinern Schriften ſind geſamlet in den 1751 in 4. gedrukten Variis ſacris. Hat auch das Leipziger und Wittenberger Geſangbuch herausgegeben.

Eben daſelbſt ſtarb am 18ten Oktober Herr D. Joachim Samuel Weickhmann, ordentlicher Profeſſor der Theologie, Beiſitzer des Konſiſtoriums, und Probſt der Allerheiligen- oder der Schloskirche, wie auch Ehrenmitglied der deutſchen Geſelſchaft zu Göttingen. Er war zu Danzig am 18ten April 1714 gebören, wurde

zu

zu Wittenberg 1739 Magister, 1743 Baccalaureus der Theologie und außerordentlicher Professor der Philosophie, 1744 Doktor und ordentlicher Professor der Theologie, 1748 Probst. Er stand wegen seiner Gelehrsamkeit und sanften Denkart bei theologischen Streitigkeiten in ziemlich großem Ansehn. Seine Schriften bestehen zwar nur aus akademischen Disputationen und Programmen, enthalten aber viel Nüzliches.

Die Stellen dieser beiden Gelehrten sollen, wie wir hören, durch den Herrn Konsistorialrath und Doktor Hirt zu Jena, und durch den Herrn Diakonus und Magister Tittmann zu Langensalz, einen würdigen Schüler des berühmten Ernesti, wieder besezt worden seyn.

Wolfenbüttel.

Der Hr. Pastor Häseler ist zum Abt von Amelunxborn und Generalsuperintendent des Weserdistrikts ernant worden.

Würzburg.

Herr D. Franz Oberthür, Professor der Dogmatisch-Polemisch-Scholastischen Theologie, (die er doch nicht scholastisch lieset) hat bei dem Collegiatstift ad utrumque S. Ioannem in Haugis, ein Kanonikat gnädigst bekommen.

Hr. Abraham Jakob Penzel, der sich ein Jahr lang hier aufgehalten, um die hiesigen Bibliotheken zu nuzen, und nähere Kentnis des katholischen Deutschlandes zu bekommen, als man durch Hörensagen erhält, wird sogleich nach Anfang der Fasten von hier wiederum nach Dessau zurük gehen, und dort alle seine Zeit dem Studio der alten Geographie und der Mösogotischen Sprache widmen. Se. Hochfürstliche Durchlaucht von Dessau,

haben ihm, um dieses desto freier und ungehinderter thun zu können, nicht allein den freien Genus der Fürstlichen Tafel verwilligt, sondern auch noch Unterstützung anderer Art gnädigst versprochen. *)

Hr. D. Michael Ignaz Schmitt, der Reichsgeschichte ordentlicher öffentlicher Professor auf der hiesigen Julius Universität, und dritter Bibliothekarius, hat von Sr. Hochfürstl. Gnaden das Prädikat eines geistlichen Rathes, welches er längst und würdiger als jeder andre verdienet, endlich einmal erhalten.

Am 21sten Jannuar 1775 starb Hr. D. Johan Jakob Joseph Sündermahler, Bischöfl. geheimer Rath und Professor des Natur-Völker- und deutschen Staatsrechts; eine der ersten Zierden der Würzburger Universität. Seine Disputationen schlagen meistens in das Staats- und Kirchenrecht ein, sind alle erheblichen Inhalts, und zum Theil unter dem Titel: Opuscula Selectiores juris publici doctrinas illustrantia (Spirae & Wormat. 1768. 4.) gesamlet.

---

*) Verschiedene vor der Abreise nach Dessau erlebte widrige Zufälle in Nürnberg haben diesen Gelehrten veranlasset, Königlich-Preußische Kriegesdienste bei einem zu Königsberg in Preußen stehenden Regimente anzunehmen, wodurch derselbe zwar vorjetzo des Genusses so vieler gnädigen Vorsorge seines milden Landesfürsten, dennoch aber nicht der Gelegenheit beraubet wird, auch als Soldat seinem Hange zu den Wissenschaften nachzugeben, und, wo möglich, in diesem neuen Berufe durch seine Talente und Kentnisse sein Glük zu befördern. Indessen ist desselben Strabo in der Handschrift längst vollendet, und bereits unter der Presse.

Zweiter Anhang.*)

Neueste Geschichte der Wissenschaften.

I.

Ueber die historische Litteratur in Deutschland in diesem achtzehnten Jahrhundert.

S. Band 6. S. 661.

Nach dem Plane, den ich im vorigen Bande vorgezeichnet habe, und der sich überhaupt auf drei Epochen gründete, wil ich (mit Beobachtung der Klassifikation von den Schriftstellern) den Anfang machen, und den Zustand der historischen Litteratur in der ersten Epoche beschreiben. Von Ludewig**) und Gundling***) schrieben die ersten Einleitungen zur deutschen Reichsgeschichte. Die Methode, welcher sie folgten, ist bekant,

*) Da der Hr. Verfasser der Abhandlung über den Zustand der Philosophie durch Krankheit abgehalten worden ist, die Fortsetzung zu liefern, so wird diese im folgenden Bande erfolgen.

**) Entwurf der Reichshistorie, Halle 1706 und 1710. 8.

***) Abris zu einer rechten Reichshistorie, Halle 1708. 8.

und der Nutzen derselben, die ganze Absicht dieser Entwürfe war auf ihre Lehrsäle eingeschränkt. Sie legten bei diesen Lehrbüchern einen zu weitläuftigen Plan zum Grunde, den man aber immer bis auf die neuesten Zeiten beibehalten hat. Die Begebenheiten Deutschlands von den ältesten Zeiten, unter den Römern: sein Zustand unter den fränkischen Königen beider Linien werden erzählt und beschrieben: beim zweiten Zeitraum werden zugleich die Handlungen der fränkischen Könige nach allen ihren Verhältnissen, nicht blos nach den Verhältnissen gegen Deutschland angezeiget. Es kan seyn, daß ein solcher Plan damals nothwendig war, aber gewis, er hatte die Unbequemlichkeit, nach der Einschränkung der Vorlesungen auf einen gewissen Zeitraum, daß man Teutschland unter Antonin dem Weltweisen und unter Carl dem Großen genauer kennen lernte, als unter Carl dem fünften, den Ferdinanden und Leopolden. So aber wie der Geschmak an Geschichte sich überhaupt auf deutschen Universitäten ausbreitete: so konte man wol die Geschichte Germaniens in den ältesten Zeiten, und unter den fränkischen Königen aus der algemeinen Geschichte voraus setzen. Einige Geschichtschreiber der größern Werke verwickelten sich auch gröstentheils sehr tief in die ältesten Zeiten: und ihre Geschichtsbücher blieben unvollendet. Jakob Carl Spener *) trat zuerst mit einem größern Werke als mit einem Lehrbuche hervor. Er schrieb selbiges in lateinischer Sprache, und gab ihm (vielleicht zuerst unter den Deutschen) den Beinamen pragmatisch und algemein: Er erklärt sich aber mit Bescheidenheit über dieses Beiwort. Spener nente sein Buch pragmatisch, weil derselbe nicht allein die Begebenheiten erzählte, sondern auch die Verfassung Teutschlandes nach gewissen Zeitpunkten

*) Historia Germaniae universalis & pragmatica, Lipsiae & Halae 1716. 8.

punkten beschrieb. Hahn und Mascov sind also nicht die ersten gewesen, welche auf die Verfassung Deutschlands Rükſicht nahmen, wie der Herr geheime Justizrath Häberlin, in seiner Streitigkeit über diese historische Frage mit dem Herrn Hofrath Meusel behauptet hat. Spener faste seine Geschichte aus ältern Schriftstellern ab, dies war außerdem damals in gewisser Absicht eine Nothwendigkeit. Er schreibt nicht ohne Beweise und Zeugnisse. Mit Auswahl und Beurtheilung? Mit Erforschung der Wahrheit nach den einzelnen und widersprechenden Zeugnissen? Wer wolte auch wol diese Eigenschaften nur erwarten können? Ein eignes und besonderes Verdienst hat er, ein Verdienst, nach welchem unsere deutschen Geschichtschreiber sehr selten gestrebet haben. Er handelt die Staatsverfassung nicht nur allgemein ab: sondern beschreibet auch die Rechte und Verfassung der einzelnen deutschen Provinzien, und zeigt hiermit ihre damaligen Verhältnisse gegen das ganze Reich. Eine Untersuchung und Bestimmung von dieser Art konte eine Menge Irthümer und Unrichtigkeiten verdrängen, welche unvermeidlich waren, wenn man von den Rechten, Vorzügen und Verfassung dieser oder jener deutschen Provinz den Schlus auf alle andre machte. Ein sehr gewöhnlicher Fehler des Kanzler von Ludewig, und auch nicht selten des Gundlings. Spener beschrieb die Staatsverfassung aus Schriftstellern, ein Fehler, der ihm zu dieser Zeit gar nicht zugerechnet werden kan. Wie viele Nachrichten aber bei den Schriftstellern der mitlern Zeit vorkommen: dies weis jeder Kenner. Seine Beschreibung muste also sehr unvolständig, in einigen Stellen falsch und unrichtig ausfallen. Wenn man sich recht lebhaft überzeugen wil, wie die nachher herausgegebenen Urkunden unsere Verfassung des deutschen Reichs aufgehellet und erläutert haben: so vergleiche man die Beschreibung von der Verfassung des deutschen Reichs

zu den Zeiten des sogenanten Interregnums beim Spener, mit einer kleinen Schrift des berühmten Wilhelm Hoffmanns. *) Die ältere Zeiten Deutschlands untersuchet Spener, so weit er damals untersuchen konte, genauer, als die mitlere Geschichte. Hier macht er oft wunderbare Wendungen, widerleget den Otto von Freysingen, aus dem Sigon, sezt die deutschen Patricier mit den römischen in eine Klasse, und Livius soll diese Wahrheit beweisen. Doch wer wolte Fehler aufsuchen? Spenern folgte Friederich Gladov **) in der Bearbeitung der deutschen Geschichte geschwind nach. Er schrieb eine ziemlich weitläuftige Geschichte, welche selbst bis auf die neuern Zeiten, bis auf das Jahr 1714 gehet. Ohne zu untersuchen, ob er seine Arbeit einem andern genommen, bleibt nur immer hier die Frage, von welchem Werthe war seine pragmatische (so hat er selbige genent) deutsche Geschichte! Die Vorrede des Herausgebers ist in einem Tone abgefast, als etwan unsere Geschichtschreiber in hundert Jahren schreiben können, mit lauter Lobsprüchen abgefast, über die große Bearbeitung der deutschen Geschichte, über ihre Vollkommenheit, in welcher sie jeder, der lateinisch verstehe, bewundern könne, über die Menge der ältern Schriftsteller und Hülfsmittel: nur schmerzt ihn, daß noch kein Schriftsteller in deutscher Sprache diese Geschichte abgefast habe: das übrige kan man leicht folgern. Gladov war in der That der erste, der eine weitläuftige Geschichte in unserer Sprache niederschrieb: aber wie? Spener ist viel zu gründlich, klug in Erzählen, lehrreich

*) Jus publicum, quod magni Interregni temporibus in Germania obtinuit, Francofurti 1736.

**) Versuch einer vollständigen und accuraten Reichshistorie von Deutschland, Halle 1717. 4.

reich in der Verfassung, als daß Gladov neben ihn gestellet werden könte. Wenn er Hübnern achtzig Fehler zeigen wil: so kan man ihm wol einige hunderte angeben. Es ist zwar viel gesagt, allein deren Beweis würde man leicht führen können. Er verspricht zwar unter jeder Regierung selbst in den neuesten Zeiten die geistliche und weltliche Verfassung unsers Vaterlandes zu beschreiben: er fast sie in zwei Paragraphen, aber auch in selbigen stehen nicht immer Begebenheiten, die man zu der Verfassung rechnen kan. Doch Gladov ist längst vergessen, und er verdient es. Das einzige wil ich an ihm bemerken, daß er in der neuern Reichsgeschichte die einzelnen Streitigkeiten der Reichsstände, die Staatshandlungen u. s. w. abhandelt. Ein Vorzug, den man ihm nicht absprechen kan. Diese wurden in den Lehrbüchern zur Reichsgeschichte in folgenden Zeiten fast ganz übergangen, so wie überhaupt die neuere Reichsgeschichte nicht mit der Genauigkeit vorgetragen wurde, als etwan die ältere und mitlere, bis endlich ein Pütter seinen Lehrbüchern diese Volkommenheit wiedergab. Nach Gladovs äußerst unvolkommenem Versuch, erhielt Deutschland allererst nach einigen Jahren an einem frühzeitigen Gelehrten an Simon Friederich Hahnen einen neuen Geschichtschreiber. *) Plan, Zeugnisse, Ausführung entdecken den Fortgang der deutschen Geschichtskunde.

Nach den Vorreden zu urtheilen, war dieser gründliche Geschichtschreiber zuerst entschlossen, eine Einleitung, ein Lehrbuch zur deutschen Geschichte abzufassen. Allein bei einem fleißigen Gebrauch der Quellen, Urkunden und Schriftstellern vergrößerte sich das Werk. Er

*) Volständige Einleitung zu der deutschen Staats-Reichs- und Kaiserhistorie, 4 Theile, Halle 1721-1724. 4.

Er wolte hierauf die mitlere Geſchichte in vier
vortragen: und die neuere ganz beſonders abh
Er kam aber, wie bekant, nicht weiter, als
Wilhelmen von Holland.

Hatte man bisher die deutſche Geſchichte i
büchern und den wenigen größern Werken von de
ſten Zeiten angefangen: ſo fand Hahn für bequem
Anfang der teutſchen Geſchichtskunde in die Zeiten
des Großen zu ſetzen. Allein auch dieſer Anfan
unbequem: und die Entſchuldigung, daß er nic
Geſchichte der teutſchen Völker, ſondern der König
Kaiſer abfaſſe, konte ihn auch allenfals rechtfer
wenn er den ganzen Carolingiſchen Zeitraum mit
ſchweigen übergieng. Struv *) hatte zuerſt in ſ
größern Werke der deutſchen Geſchichte, das n
Spenern und Gladoven in lateiniſcher Sprache fo
gab, die Zeugniſſe der Schriftſteller, als Beweis
den erzählten Begebenheiten, abdrucken laſſen: L
ahmte ihm nach, aber mit größerer Sorgfalt brach
die Beweiſe aus Urkunden und Schriftſtellern bei.
dieſe Lehrart war in mehr als einer Betrachtung von
ßen: zumal zu einer Zeit, wo von den Geſchichtſc
bern der mitlern Zeit, und den Urkunden noch ſo g
ger Gebrauch gemacht wurde. Außerdem, da e
Begebenheiten allein auf Beweiſe ankömt, und n
gewöhnlicher in der Geſchichtskunde zu ſeyn pflegt,
daß man eine aus dem Zeugnis gemachte Folgerung
dem Leſer als Begebenheit aufdringet: ſo war man
telſt Anführung dieſer Beweiſe im Stande zu überſ
in wie weit wahr oder nicht wahr, wahrſcheinlich
falſch ſey erzählt worden. Die Nothwendigkeit S
und Verfaſſung bei Erzählung der Begebenheiten

*) Syntagma hiſtoriae germaniae, Jenae 1716. 4.

eich abzuhandeln, empfand Hahn, und widmete
:lben größern Fleis als Spener. Er handelte sel-
nach der Geschichte eines jeden Kaisers ab: und
te einer nüzlichern Lehrart, als wenn sie nach gewis-
Zeitpunkten oder Epochen abgehandelt wird. Man
nach selbiger jede Veränderung deutlicher übersehen:
er die Ausbildung unserer Staatsverfassung nach den
gebenheiten und Veränderungen unter jedem Kaiser
rnehmen, und also ihren Einflus auf die vorgetra-
en Begebenheiten bemerken: und die Wiederholung
dem, was bereits vorgetragen worden, ob sie notha
dig oder nicht, bequem oder unbequem ausfalle,
t immer auf die eigne Geschiklichkeit eines jeden
riftstellers an. Der leztern Methode fehlt gemeinig-
der Zusammenhang: und die Menge der Begriffe,
h den verschiedenen Regierungen, macht die Behal-
g ungemein schwer und mühsam. Hat Hahn einen
ler bei der Schilderung dieser Verfassung begangen:
war es dieser, daß er sich oft selbst über sehr kleine
tsche Nationalgebräuche verbreitet, die mehr einen
eil der Alterthümer, als der eigentlichen Reichsver-
sung ausmachen. Doch wer wolte ihm dieses nicht
geben? er schrieb zu einer Zeit, wo jede, auch die
nste Bemerkung zur deutschen Geschichtskunde mit
ank angenommen werden muste. Wie viele einzelne
eobachtungen theilet er nicht zugleich mit, welche die
rtreflichste Erläuterung dem Lehn, dem Staats,
n geistlichen und den deutschen Rechten ertheilen. Er
rte unsere Reichshistorie immer näher zu ihrem Zwek.
ei den einzelnen Beweisthümern und Anführungen der
ugnisse übertrift Hahn gar sehr den Spener: nicht
ein gleichzeitige Schriftsteller sind von ihm nach den
rschiedenen Epochen benuzet worden: sondern auch die
chlüsse der Kirchenversamlungen, Urkunden, Briefe
r Päbste, und insonderheit jene fruchtbare Quelle zu

unserer vaterländischen Geschichtskunde: die bel
Akta Sanktorum. Von allen diesen findet man
Spuren beim Spener. Er hatte hierbei gelesen,
neuere Schriftsteller vor ihm in der teutschen Ge
geschrieben hatten. Liefert er auch oft mehr Ge
der Kaiser, als des deutschen Reichs: so erinnern
sich an den Zeitpunkt, wo er schrieb, und daß noch
dig aus Mangel der Nachrichten, der Reichstags
schiede u. s. w. der noch ganz unbebaueten Geschich
deutschen Provinzien, die Verhältnisse der Reichsg
und des ganzen Reichs nicht wohl entwickelt werden
ten. Hahns deutsche Geschichte hat demnach schon
nen großen Grad der Gründlichkeit, eine genauere
wickelung der Staatsverfassung: sie zeigt von einem
fern Gebrauch der Schriftsteller, und Benutzung
Urkunden, und ich trage kein Bedenken, ihn den
originellen Geschichtschreiber zu nennen. Auswa
Begebenheiten, Scharfsin im Erzählen, Schrei
diese Verdienste waren andern Schriftstellern vorh
ten. Gleichzeitig mit Hahnen schrieb der vortre
Johan Jakob Mascov, der nicht allein Hahnen
hinter sich lies, sondern noch immer unsere deutsch
schichte, so weit er gegangen, wenigstens nach den Ha
eigenschaften nicht nur mit der grösten Gründlich
sondern, wenn ihm auch hierbei ein Häberlin
kömt, mit mehrerm Scharfsin bearbeitet hat. *)
te Hahn die älteste Geschichte der deutschen, und
den Merovingern übergangen: so wählte sich Ma
diese Begebenheiten zu seinem Gegenstande. Er s
mit viel größerer Auswahl, als seine Vorgänger,
nicht allein die Zeugnisse an, sondern prüfte auch s
sorgfältig, wog ihr Ansehn scharfsinnig ab, und be

*) Geschichte der Teutschen, erster Theil, Leipzig
Zweiter Theil. 1737. 4.

te alsdenn die Richtigkeit oder Unrichtigkeit, Wahrscheinlichkeit oder Unwahrscheinlichkeit der erzählten Begebenheit. Mascovs Plan war mit Gründlichkeit durchdacht: er erzählte nicht alles durch einander, so etwan, wie es ihm die Schriftsteller der ältern Zeit vorgezeichnet hatten. Um die Begebenheiten deutlich, anschauend und zusammenhängend darzustellen, wählte er sich ein Hauptvolk; mit dessen Begebenheiten verband er die Vorfälle und Handlungen anderer Nebenvölker, ohne viel von Theorie, Plan und Composition, so etwan, wie unsere Schulpedanten oder Schwätzer, zu reden. Im zweiten Theile seiner Geschichte der Deutschen sind die Franken das Hauptvolk: aber man sehe, wie meisterhaft er mit den Thaten dieses Volks die Geschichte Italiens, und derjenigen Nationen, die in den römischen Reichen neue Reiche stifteten, zu verbinden gewust hat. Hatte Hahn aus Urkunden u. s. w. unsere vaterländische Geschichte aufgehellet und erläutert: so gehet Mascov noch weiter, und nimt selbst aus Münzen Beweise. Er überläst sich selbst eigentlichen historischen Untersuchungen, insonderheit bei den Wanderungen der Nationen, und bestimt wahrhaftig nach historischen Zeugnissen genauer ihre Schikfale und Abänderungen, als unsere neuern Schriftsteller, mit aller Pralerei und vorgeblicher Sprachkentnis nach unnützen Muthmaßungen. Sitten und Verfassung der Nationen erläutert Mascov bald mitten unter den Begebenheiten, um beim trockenen Inhalt Mannigfaltigkeit zu verbreiten, bald stelt er selbige abgesondert von den Begebenheiten dar. Er entwickelt die einzelnen Begebenheiten weitläuftig, aber jeder einzelne Umstand, so klein er scheint, ist immer zum Hauptgegenstand nothwendig: ohne sich in unnütze Kleinigkeiten zu vertiefen. Seine Schreibart ist wenigstens im Ganzen mänlich, edel und ganz historisch: in seinen Betrachtungen schimmert freilich oft der Geist seines Zeitalters durch: aber wer wolte

ſolche kleine Flecken nicht überſehen? Er iſt auch der erſte unter den Schriftſtellern der teutſchen Hiſtorie, der einzelne Charaktere der Hauptperſonen ſeiner Geſchichte eingewebet hat. Seine Schilderung verräth nicht jene Dreiſtigkeit unſerer neuern Schriftſteller, als hätten die Perſonen vor ihm geſeſſen, die er mahle, noch auch jene algemeine Ausdrücke von Lob und Tadel: er ſchildert vorſichtig, und die Geſchichte rechtfertiget jeden Ausdruck ſeiner Schilderung, den er wählt. So mein Urtheil von den Geſchichten der Deutſchen: Seine Commentarien *) von Deutſchland ſchränken ſich zwar allein auf Begebenheiten ein: auch fehlen ſelbigen zum Theil die hiſtoriſchen Unterſuchungen, und die Prüfungen der einzelnen Zeugniſſe; allein ein eben ſo glücklicher Plan, eine noch ſcharfſinnigere Auswahl, eine meiſterhafte Abkürzung im Erzählen, ohne die Deutlichkeit zu verlieren, und ein vortreflich gewählter lateiniſcher Ausdruk machen ſie noch immer zum Muſter für unſere Geſchichtſchreiber. Man machte vor einigen Jahren die Hofnung, daß Herr P. Schwabe aus den hinterlaſſenen Handſchriften eine Fortſetzung herausgeben würde: noch jetzo iſt ſie fruchtlos geblieben. Und ſolten einige vorhanden ſeyn, ſo wünſchte ich, daß lieber ein Bel oder Böhme der Herausgeber würde, als Hr. P. Schwabe, deſſen Verdienſte ich außerdem nicht verkenne. So weit war ſchon Maſcov in dem erſten Zeitraum dieſes Jahrhunderts: ob wir viele Maſcove gegenwärtig haben: oder wol noch gröſſere Geſchichtſchreiber: dieſe Frage werden wir zu ſeiner Zeit beantworten!

28.

Die Fortſetzung folget im künftigen Bande.

*) Commentarii de Conrado I. -- Conradum III. Lipſiae 1741-1753. 4.

II.

Ueber den gegenwärtigen Zustand der morgenländischen Litteratur.

Wenn man von der Menge der Liebhaber einer Wissenschaft auf ihre glückliche Bearbeitung einen sichern Schlus machen könte, so würde ich in Versuchung gerathen, diese Abhandlung mit einer Doxologie über mein Zeitalter anzufangen. Allein dieser Masstab würde eben so unzuverlässig seyn, und mit eben dem Rechte den Vorwurf des Lächerlichen verdienen, den man vor kurzem einigen Esprits Calculateurs gemacht hat, die die Zu- und Abnahme des großen Ganzen, genant deutsche Litteratur, wie das antiquarische Trödelweib, nach Alphabeten und Centnern abgewogen haben.

Inzwischen, zur Ehre Deutschlands sey es gesagt, eine gewisse Ehrbegierde und die Neuheit des Studiums hat viele gereizt, die unbebauten orientalischen Gefilde zu besuchen. Hätte sich jeder ein eigenes Feld abgestochen, und es Gartenmäßig bestelt; hätten die Herrn nicht immer alle Pflanzen ausgerissen, und sie mit einem gewissen Eigendünkel wieder eingesetzt: wie viele Früchte würden zur Reife gekommen seyn, die erst unter der Verpflegung unsrer Enkel wachsen müssen! Aber wo ist im ungeheuern Reiche der Wissenschaften ein Gebiet, in dem nicht Patagonen neben Bucharen lebten?

Unser Zeitalter hat gereinigtere Begriffe vom Zustand des hebräischen Texts; Deutschland hat die Ehre, sie neuerlich gegeben zu haben; Britannien den Ruhm, um ihre algemeine Verbreitung Guineen gewandt; Frank-

reich die Schande, sie gröstentheils noch nicht gefast zu haben. Wir Deutsche fiengen an, Varianten aus Handschriften und Uebersetzungen zu sammeln; Britannien ahmte uns in beiden nach, und that's uns im erstern durch seinen Reichthum zuvor; der Franzos schnelte auf seine Dose und verlachte uns beide. Taub gegen das Hohngelächter des trillernden Franzosen, der entweder gar keine, oder doch schlechte Beweise führte, und beräubt von dem Lob einiger deutschen und englischen Zeitungsblätter, die unaufhörlich von unsterblichen Verdiensten um die Nachwelt wiederhalleten, vergas zulezt ein großer Theil Deutschlands unsre Verdienste und Britanniens Grosthaten in ihre wahre Gränzen einzuweisen; bis endlich ein Gelehrter kam, manchen in seinen süßen Träumen rüttelte, unsre orientalische Biedermänner die Augen rieben, und um sich schlugen — Herr Tychsen schrieb sein — tentamen.

Der Ton war nicht gut angestimt; die Argumente waren zum Theil aus einem Bezirke entlehnt, das wir beinahe gar nicht mehr, wenigstens zu schlecht bebauen; die Streitfragen wurden nicht mit kaltem Blut vorgelegt, und hernach gar mit theologischen Augen betrachtet, die entweder nicht sehen wollen, oder nicht gut sehen können, — was weis ich? Ein großer Theil von Herrn Tychsen's Gegnern drang nicht tief genug ein, und zwei davon, die es thun konten und thun wolten, thaten es da, wo ihnen der Raum nicht verstattete, ihren Autor Wort vor Wort, Saz vor Saz, Perioden vor Perioden zu zergliedern. Also sah Herr Tychsen blos einen Theil seines Buchs revidirt, geprüft, widerlegt, und — klagte über Unrecht.

Fehler mögen freilich beim Kennikotschen Institut vorge-

orgefallen seyn. *) Herr Kennicot sammelte zu früh Barianten. Als er anfieng, hatte er in der hebräischen Philologie und Kritik die Schritte noch nicht gemacht, ie ihm für seine Person unumgänglich nothwendig waen. Zwar ist der Excerptenmacher nichts als ein gelehrter Giebeonite, nicht der Gelehrte selbst. Er sol blos uszeichnen, nicht räsonniren; er braucht nicht in der Kentnis der hebräischen Sprache die höchste Stufe erstiegen zu haben, aber er darf auch nicht auf der untersten Stufe ärmlich herumkriechen. Und dann sind genaue, charfe Augen, treue geschärfte Aufmerksamkeit, unverrossene Gedult bei ihm Haupteigenschaften. — Aber Herr Kennicot war auch nicht bloßer Excerptenmacher; r war zugleich Projetteur und Gesezgeber. Und ein Gezgeber mus von seinem Gebiete die genaueste, detaillireste Kentnisse haben, sonst werden seine Geseze nicht — einem Gebiete, sondern Utopien angemessen seyn. Und aß Kennicot damals, als er schon in voller Arbeit war, och nicht diese nothdürftigen Kentnisse in sich vereinigt atte, beweisen, fals es jezt noch eines Beweises bedarf, eine Dissertationen, in denen er als Philologe, Kritiker nd Gesezgeber zum erstenmal auftrat. Er hielt, zum Exempel, Keri und Kethib Anfangs für wohlgemeinte Korrekturen der Abschreiber, und bei dieser Voraussetzung gab er seinen auswärtigen Gehülfen, wo nicht ein falsches, doch ein zweideutiges Gesez. Und doch sind Keri nd Kethib, wenige ausgenommen, verschiedene Lesearten, längst vor Erfindung der Druckerei gesammelt, die man meist beide in den verschiedenen alten Uebersetzungen antrift. Hätte Kennicot an ihnen seine Vorgänger er-

*) Wer hier vom Kennicotschen Institut zu wenig findet, der erinnere sich, daß es Unbescheidenheit heist, wenn man voreilig von einer Sache, die man noch erwartet, urtheilen wil.

kannt, hätte er seinen Lesern vorgestelt, daß er zu diesen Variantensamlungen blos eine Nachlese halte; würde er nicht seinem Institut neben her manchen Freund geworben haben? Freilich hat er im Lauf seiner Arbeit viel zugelernt; er achtet auf fremde Belehrung, auf die Belehrung seiner Landsleute und auswärtigen Correspondenten. Aber darf man auch seine Anfangs gemachte Excerpten bei den Handschriften kritisch belangen? Solte er nicht, wenigstens diese zu revidiren, Ursach haben?

Herr Kennicot hat nicht selbst excerptirt. Die Anzahl der Handschriften, die verglichen werden musten, wuchs, so wie sich das Gerücht von seinem Institut verbreitete, und ihre Menge erfoderte Mitarbeiter, wenn nicht Herr Kennicot unter der Last der Arbeit erliegen, wenn nicht wir, sondern das kommende Menschengeschlecht ihre Vollendung erleben solte. Viele wurden ihm blos durch das Gerücht bekant, und die Besitzer wolten sie nicht über Meere schicken; folglich muste jemand in loco die Excerpte machen. Nun überrechne man, wie viele der so genanten Gelehrten, die zu dieser Arbeit unentbehrliche Kentnisse und Eigenschaften in hinlänglicher Fülle besitzen; ob nicht unter zwanzig neunzehn seyn musten, die man nicht an Linlenthal's Seite stellen darf, ohne den würdigen Man zu verunehren.

Dies war schon schlim genug; aber nun wurden überdies noch Guineen bezahlt, und somit war der brauchbare Variantensamler fertig. Jezt wurde nicht mehr um Ehre, sondern um Pfunde gearbeitet; nicht mehr allemal die Excerptor's Stelle nach Würde, sondern oft nach äußern Verbindungen ausgetheilt; und wurde sie auch nach Würde ausgetheilt, war der Mann immer stark genug, die Arbeit nicht für Brodarbeit anzusehen.

hen. *) Si la science cueille les lauriers, il ne faut pas, que l'interêt les flettrisse.

Aber fern sey es von mir, Herrn Kennicot darüber Vorwürfe zu machen; er muste sich einer unvermeidlichen Unbequemlichkeit unterwerfen. Warum haben unsre Vorfahren die biblische Kritik unbearbeitet gelassen? Warum haben sie in den Fesseln, die ihnen Buxtorf, Alting und Danz anlegten, so ruhig geschlummert? Warum haben sie nicht bei neuen Bibelauflagen, wie die Herausgeber der Klassiken bei der neuen Ausgabe eines alten Auktors, neue Kodices verglichen? Nun wolte Herr Kennicot die Schulden unsrer Vorfahren auf einmal abtragen; also muste er entweder zugleich andre in Kontribution setzen, oder wie Wettstein neue Schulden machen.

Herr Kennicot lies Anfangs gekaufte Handschriften excerpiren, ohne sich beifallen zu lassen, was für Betrügereien der Anschein eines Gewinstes veranlassen könte. — Vor allem Betrug überhaupt wird man bei Handschriften nicht sicher genug seyn, so lange man nicht solche wählt, die schon Jahrhunderte her das Eigenthum einer Bibliothek gewesen, oder erst kürzlich um einen kaum nennenswerthen Preis gekauft, oder verfolgten Hebräern mit Gewalt entrissen worden sind, wie die fünf Pergamenrollen des Pentateuchus in Strasburg. Ja, ein hebräischer Kodex im Pferdestal vor Jahrhunderten gefunden (wie der Kasselsche) würde mir schäzbarer, als ein argenteus seyn. -- Juden werden bei Handschriften gewis betrügen, da es ihnen einer ihrer ehemaliger Glaubens-

*) Ein Beispiel erzählt Herr Michaelis in seiner orientalischen Bibliothek, Theil I. bei der Beschreibung der kasselschen Handschrift.

bensbrüder, der Exprofeſſeur, Schuld giebt, daß ſie Gewinſucht dazu beſtimmen könne, Handſchriften ein höheres Alter anzudichten, lehren viele Beiſpiele in der Litterärgeſchichte. Ein Hebräer zu Amſterdam bot zu Ende des vorigen Jahrhunderts eine Handſchrift der hebräiſchen Bibel mit der ausdrücklichen Angabe feil, daß dieſe Kopie 300 Jahre vor Chriſto genommen ſey, und provocirte auf die Unterſchrift. Und doch hatte ſie ihre Maſſora, und alle die Schnirkeleien, die ein maſorethiſcher Kodex zu haben pflegt.*) Lag hiebei bloße Unwiſſenheit und Einfalt zu Grunde? oder wurde die Unterſchrift zugeſezt, um den Beutel des Käufers in höhere Kontribution zu ſetzen? — Nur denke man nicht immer an Geldbetrug. Schon vor 800 Jahren lebten gelehrte Rabbinen, die die Kopien ihrer Handſchriften über Eſras Zeiten hinauf ſetzten. Erkläre mir jemand dieſe Erſcheinung, ohne einen *piam fraudem* oder Nationalhang zu Hülfe zu nehmen.

Ueberhaupt wäre es einmal Zeit, die Begriffe abzulegen, die wir in Anſehung des Alters der hebräiſchen Handſchriften durch unbeſtimte Ausdrücke unſrer Vorfahren geerbt, und bis jezt hie und da beibehalten haben. Wie mus ſich die Sprache der Kritik in Hyperbolen verſtie-

*) Jablonski in der Vorrede zu ſeiner Ausgabe der hebräiſchen Bibel §. 35. „Quin eo proceſſit Veteratorum impudentia, ut nuperrime Amſtelodami Codicem venalem ſtiterit anno templi ſecundi CCVIII (ſi inſcriptioni fides) ſcriptum, tribus circiter ante natum Chriſtum ſeculis. Is ipſe tamen Codex, quod merito mirere ab omnibus minutiis Maſorethicis erat inſtructiſſimus, imo Maſora in imaginum forma calamiſtrata ornatus; quæ quam belle prætenſæ illi æqualis canitiei conveniant, norunt, qui non omnino obeſae naris ſunt.

steigen, so wie den Kritiker nie sein kaltes Blut verlassen darf. Die Herausgeber der komplutensischen Bibel versichern in der Vorrede, daß sie exemplaria castigatissima et vetustissima bei ihrer Polyglotte gebraucht hätten. Aber wuste man damals, als die ersten Strahlen durch die Wolken brachen, die sich während der Barbarei des Mittelalters um die Wissenschaften gezogen hatten, was exemplaria vetustissima waren? Wusten es die Proselyten, die diese Ausgabe besorgten? Ihre castigatissima waren die, welche es mit der Massora hielten; in welchem Verstande sie nun castigatissima zu heißen verdienten, zeigen unsre neuere Ausgaben, die der Massora weit genauer folgen. --- Der Kodex Reuchlinianus, den Kaiser Friederich III. dem Vater der hebräischen Sprachkunde in Deutschland, dem gelehrten Reuchlin geschenkt hat, stund in dem Ruf eines Alters von wenigstens 800 Jahren, und ein neuerer Gelehrter sezt ihn schon, ohne noch genau untersucht zu haben, um 300 Jahre herunter.*) Wie wird noch sein Alter sinken, wenn man ihn erst vor den Richterstul der Kritik fodert? -- Sicher bekommen wir keine hebräische Handschrift, die das für die Bibel wäre, was für die Pandekten die Florentinsche ist.

Gegen solche Begriffe vom Alter der hebräischen Handschriften würde uns freilich eine gute, hebräische Paläographie schüzen. Aber diese ist eine noch zu er-

*) Bruns in B. Kennicoti not. crit. in Pss. XLII. XLIII. XLVIII. LXXXIX. „Est hic ille Codex, qui olim *praestantissimus* et *antiquissimus* (wie unbestimt!) criticis audivit; hodie vero ad saec. XIV. vel ad summum XIII. eruditis referendus videbitur.“ Warum sezte doch Herr Bruns seine Gründe nicht dazu?

findende, noch zu bearbeitende Wissenschaft, die von niemand, als von Herrn Kennicot zu erwarten steht. Wir wissen noch nicht einmal gewis, ob es hebräische mit verschiedenen Alphabeten geschriebene Codices hat. Was helfen uns die gemmae Basilidianorum, auf die sich Herr Kennicot beruft, da sie uns bis jezt, und wahrscheinlich auf immer unleserlich sind? Was nüzt uns das hebräische Alphabet im Montfaucon? Es ist von einem griechischen Kalligraphen geschrieben, der des Hebräischen ungewohnt, diesmal einen Buchstaben so malte, ein andersmal anders. Was wird uns das von Herrn Treschow neuerlich publicirte Alphabet helfen? *) Wenn ich

*) Treschow tentamen descriptionis Codicum aliquot Græcorum novi foederis Manuscriptorum. Wie viel sich daraus für die hebräische Paläographie schliessen läst, mus eine kritische und genauere Unterſuchung lehren, als ich bisher anzustellen im Stand war. Es scheint aber von dem griechischen Kalligraphen ziemlich verdorben zu seyn. — Herr Büttner in Göttingen hat schon (in Michaelis orientalischer Bibliothek Theil VI. 8. 28.) ganz kurz geurtheilet, behält sich aber vor, an einem andern Ort und zu andrer Zeit es weitläufiger zu thun. Sein Urtheil mus ich hier mittheilen, weil es von Gewicht in diesem Fache ist; nur für jezt habe ich noch Gründe es nicht zu unterschreiben. „Der Cod. Lamb. 34 ist nach meiner griechischen Schrifttabelle im 10ten oder 11ten Seculo geschrieben worden. Das demselben angehängte orientalische Alphabet ist meinem Bedünken nach nicht unbeträchtlich; denn außerdem, daß es etwa anzeigen kan, wie damals die Griechen ihr ϒ ausgesprochen haben, liefert es vielleicht eine den sämtlichen Hebräern gemeinschaftliche phönicische Schrift, aus welcher zu den Zeiten, da nicht die Köpfe, sondern die Hände zu arbeiten gewohnt waren, die Calligraphi (in allen Kirchen) durch

ich heute noch ein Blat sinesisch abschriebe, und es an einen griechischen Kodex anheftete, und man nach Jahrhunderten aus diesem Blat ein eigenes sinesisches Alphabet zusammensetzen wolte, was müste die vernünftige Welt denken?

Gesezt aber, daß es, wie ich doch noch zweifle, *) jemals eine hebräische Palaeographie geben kan, so mus sie uns Herr Kennicot liefern. Er lasse uns nur von jedem Kodex, den er hat excerpiren lassen, eine treue, abgesonderte Kupfertafel stechen -- abgesondert, damit sie jeder nach Belieben ordnen kan. Aus diesen mus sich ergeben, ob Jahrhunderte und Weltgegenden Einflus auf die hebräische Kalligraphie, so wie leztere auf die Orthographie, gehabt; ob -- wenn diese Erwartung nicht zu gros ist -- ob Carl's des Großen Anstalten auf hebräische Kalligraphen ebenfals, wie auf die Pekkatoren gewirkt haben, die in den Klöstern von griechischen und römischen Auktoren Kopien nahmen. -- Nebenher würden

---

durch Verhäckelungen und Schnirkelungen die gothisirenden Samaritanischen und Jüdischen Charakteren gebildet haben, auf eben die Weise, wie aus den römischen die Gothisch-Teutsche und aus dem Kyrillisch-Slavonischen die Glagalitische, und zwar ohngefähr um eben dieselbe Zeit, entstanden ist; zumalen wenige Jüdisch-Ebräische und Samaritanische Handschriften zu finden seyn werden, deren Alterthum über das 10te Jahrhundert erweislich hinausreicht."

*) Die Schriftproben, die wir bisher in Kupfer gestochen haben, sehen sich alle ganz gleich. Man sehe sie an, in Nouveau traité diplomatique Paris 1750. T. I. tab. XVI. -- in Bohn's Versuch über I Samuel. VI. 19. -- in Michaelis orientalischer Bibliothek Theil I. das Titelkupfer.

den wir vielleicht bisweilen ein Exemplar der hebräischen Bibel, dessen Volumina ein Zufal getrent, und in verschiedene Bibliotheken gebracht hat, wieder herstellen können.

So rühmlich, nothwendig, und vortheilhaft das Kennicotsche Institut ist, damit wir endlich einmal zu einiger Gewisheit kommen, wie viel sich aus Handschriften zur Aufklärung der hebräischen Bibel nehmen lasse; so ist es doch schon noch vor Publicirung der gesamten Samlungen in gewisser Rükficht schädlich gewesen. Denn seit einigen Jahren wird mit Varianten ein unerhörter Unfug getrieben. Wer solte sich träumen lassen, daß man die Wichtigkeit einer Leseart nach Voluminibus abwiegen könne? Allein einigen unsrer orientalischen Herrn gilt eine Leseart, die auf sechs Handschriften beruht, mehr, als eine, die nur vier Kodices für sich hat -- nicht etwa, weil die vier Handschriften neue, unbeträchtliche Dinger, und die andern sechs alt und von Ansehen sind, (denn dies ließe sich bis jezt nicht so leicht bestimmen *) -- sondern weil sechs Volumina gewöhnlich mehr wiegen, als vier, weil sechs eine größre Zahl, als vier ist. --- --- Jedes Alter wil seine Puppe haben. -- -- -- Finden diese Herrn eine Variante; so wird ein frohes εὑρηκα ausgerufen, und die Entdeckung mit Hekatomben gefeiert. Dies Gespiel, diesen Misbrauch zu billigen muthe mir kein Kritiker zu! der ist ohnehin schon ein Stümper, der bei jeder schweren Stelle so gleich verbessern wil; und voreilig verbessern, heist, seiner Ignoranz fröhnen. Wie oft

*) Lies, lieber Leser, lies nur Herrn Schnurrer's Dissputation de Codicum Hebr. Vet. Test. Mss. variae difficulter determinanda -- und du wirst dich sattsam davon überzeugen. Billig solte sie Herr Kennicot in seine Prolegomena einrücken!

oft erschwert uns eine unbekante Geschichte, auf die angespielt wird; wie oft unsre Unkunde in einer Wissenschaft, die ein Kunstverständiger beim ersten Blik verstehen würde; wie oft ein unterlassener Blik in das Alterthum -- wie oft erschweren uns diese und viele andre Umstände den Sinn einer Stelle? Welcher Erklärer eines griechischen oder römischen Schriftstellers darf bei solchen Umständen den kritischen Griffel ansetzen, ohne vor seinen Zunftgenossen als Kleinmeister verhöhnt zu werden?

> Risum movit, sagt Lambin, *) quorundam semidoctorum arrogantissimum supercilium, qui ubi mihi aliquid in quovis codice manusc. repererunt a vulgata lectione discrepans, etiam absurdissimum, statim damnata lectione recepta affirmant atque adjurant Deos omnes, ita, ut in illo, nescio quo, Codice scriptum est, esse legendum. -- --

In neuern Zeiten, wo zum Vortheil der hebräischen Sprachkunde von jedem Erklärer des Alten Testaments genaue Kentnis der hebräischen Grammatik gefodert wird, sind einige aus alzugroßer Anhänglichkeit an vorgefundene grammatikalische Regeln in einen Fehler gerathen, dem unsre Väter, zum Theil aus Unkunde der Grammatik, weniger ausgesezt waren. Diese Herrn wollen da, wo sie einen Schriftsteller gegen die Vorschriften der Grammatik, sündigen sehen, so gleich verbessern. Nun aber ist ausgemacht, daß ein Volk seine noch lebende Sprache selten in Rükſicht auf Gramma-

tik

*) Lambinus ad Officia Ciceronis I. 1.

tik bearbeitet, fals es nicht, wie wir Deutsche, einen hohen Grad der Kultur erreicht; oder sich, wie die Araber, weit ausbreitet, und außerhalb seines Vaterlandes spätern Nachkommen ihre Muttersprache mühsam nach Regeln mus lehren lassen, wenn sie sie mit einiger Reinigkeit sprechen sollen; oder fals das Volk nicht, wie die Syrer, bei dem Eindringen einer fremden Nation gewahr wird, daß die Reinigkeit seiner Sprache leide. So lange aber noch Schriftsteller ihre noch lebende Sprache nicht nach ausgesponnenen algemeinen Regeln ängstlich schreiben; so wird ihnen bisweilen der rechte Sprachgebrauch nicht im Gedächtnis schweben; sie werden, durch Umstände veranlast, sich Sprachunrichtigkeiten angewöhnen, die sie dann fälschlich für Sprachgebrauch halten. Wolte man solche grammatikalische Sünden eines Schriftstellers, der in vollem Feuer schreibt, mit der frostigen Hand eines Grammatikers ausheben, würde man nicht den Schriftsteller verstümmeln? Was hat nicht schon Cicero unter der Hand der Grammatik und Kritik gelitten? Wie viel von dem, was wir von ihm haben, ist nicht das Eigenthum seiner Kopisten und Kritiker?

Noch schlimmer wäre es, wenn man morgenländische Schriftsteller nach den Regeln abendländischer Sprachen verbessern wolte. Geschehen ist es häufig, und Beispiele hievon ließen sich in Menge anführen. Wer einige haben wil, darf nur Kennicot's Dissertationen nachschlagen, und ihre Beurtheilung in den göttingischen Anzeigen vergleichen.

Bis jezt ist noch keine von allen alten Uebersetzungen der hebräischen Bibel so gebraucht, wie sie gebraucht werden solten und könten. Wie oft würde einer dunkeln Stelle ein Licht aufgehen, wie viel würde morgenländi-

-ländiſche Sprachkunde und Kritik gewinnen, wenn ſich einmal ein Dutzend morgenländiſcher Litteratoren mit hinlänglicher Gelehrſamkeit, Genie, Scharfſin und Gedult auf dieſes Feld wagte, wo Lorbere die Fülle gebrochen werden können. Aber ſo lang kein zweiter Carolus M. Gewiſſensangſt über ſeine Sünden fühlt, werden ſie wahrſcheinlich ungebrochen ſtehn bleiben. *)

Wenn man auch bisher die alten Ueberſetzungen zur Aufklärung ſchwerer, dunkler Stellen genuzt hat, ſo hat man es doch nur in einzelnen Stellen gethan, und ſie nicht Wort vor Wort im Zuſammenhang ſtudirt. **) Wer wird aber aus einzelnen abgeriſſenen Stücken den Werth des Ganzen ſchäzen können? Wer erkent aus einzelnen Gerippen den Geiſt des ſkeletirten Menſchen? Zuverläßig würden neuere beſſere Erklärungen, Beſtätigungen alter richtiger Erklärungen, denen nur das Zeugnis eines alten Schriftſtellers fehlte, der mit dem Lande, den Sitten und andern Eigenheiten des Volks, von dem die Rede iſt, näher bekant war, -- es würden wichtige

igeo-

*) Andreæ du Chesne hiſtoriæ Francorum ſcript. T. II. p. 277. Poſt quam diviſi fuerunt, dominus imperator (Carolus M.) nihil agere coepit, niſi in orationibus et eleemoſynis vacare et libros corrigere. Nam quatuor evangelia Chriſti, quæ intitulantur nomine Matthei, Marci, Lucæ et Joannis [in ultimo anno ante obitus ſui diem cum Græcis et Syris optime correxerat -- Das übrige iſt -- oder ſolte doch wol bekant ſeyn.

**) Als der Verfaſſer dieſes ſchrieb, hatte er Herrn Babrots Apparatum noch nicht geleſen. Unten bei den LXX Dolmetſchern ſol davon geredet werden.

geographische Winke und viele andre Entdeckungen ihr genaues, aufmerksames Studium reichlich vergüten. Oft liegt in einem Wort ein deutliches Bekentnis, zu welcher Religionspartei der Uebersetzer gehörte; oft durch einen Ausdruk schimmert das Zeitalter durch, in dem der Uebersetzer lebte; oft mit einem Wort verrathen sie, daß zu ihrer Zeit schon eine Erfindung unter ihrer Nation bekant war, von der uns Epoche und Erfinder verloren sind. *) Aber wer hat bisher die alten Uebersetzer in diesem glänzenden Gesichtspunkt -- nicht bearbeitet, sondern nur vorgestelt.

Was für ein Schaz von hebräischer Sprachkunde in ihnen vergraben liege, hat uns Michaelis gelehrt. Und wenn Michaelis kein andres Verdienst hätte, als daß er uns durch sein Beispiel erst recht gezeigt hat, wie ergiebig diese Quelle für die hebräische Philologie seyn könne; so würde schon deshalb sein Gedächtnis bei allen kommenden hebräischen Philologen im Segen bleiben müssen. Mich verlangt herzlich nach Herrn Schulz's neuem hebräischen Wörterbuch, in das er wahrscheinlich nicht blos die schon gedrukten Anmerkungen seines großen Lehrers über einzelne dunkle hebräische Wörter, sondern auch die mündlichen dankbar rücken wird.

Aber was noch für Beute aus den morgenländischen Uebersetzungen der Bibel für die übrigen morgenländischen Sprachen zu hohlen übrig sei, scheinen unsre Gelehrte gar nicht zu wissen. Die syrische Sprache, zum

*) Der Verfasser könte alles dies mit mehrern Beispielen belegen. Aber sie würden hier am unrechten Orte stehen.

zum Exempel, ist für uns Deutsche ein eben so todtes Gerippe als die hebräische. Wir kennen sie seit einigen Jahrhunderten aus den Uebersetzungen des Alten und Neuen Testaments, und seit vierzig Jahren erst aus einzelnen Fragmenten, die uns die gelehrten Assemane in Rom publicirt haben. Noch stekt ein Schaz von syrischen Handschriften in Rom und in Winkeln von Asien begraben; noch ruht der Staub auf den syrischen Wörterbüchern, in Bibliotheken, und warten auf einen syrischen Scheid, der sie aus Liebe zur syrischen Litteratur aufkauft, und aus Enthusiasmus für sie heraus giebt. Bis jener glükliche Tag anbricht, müssen wir uns kümmerlich mit elenden -- aus syrischen Versionen -- oft aus ihren fehlerhaften lateinischen Uebersetzungen -- ärmlich zusammengestoppelten Wörterbüchern behelfen -- müssen uns mit elenden, gerathenen Bedeutungen einzelner, nur einmal vorkommender Wörter behelfen -- oder wir müssen auf andern Wegen ausgehen. Orientalische Zunftgenossen, ein Weg ist da! Die syrische Version ist durch Zufälle einigemal Mutter geworden, und ihre Töchter stellen oft da wieder die ächten Züge ihrer Mutter her, wo sie elende Uebersetzungen verstelt haben. Diese last uns saint der Mutter studiren, und -- verarbeiten; gebt dann dem elenden Sionita die falsche Münze wieder zurük, mit der er uns lange genug betrogen hat.

Endlich, wenn die alten Uebersetzungen kritisch, wie sichs gebührt, bearbeitet werden sollen, so hätten wenigstens ein Dutzend der gelehrtesten Männer noch ein halbes Sekulum die Hände vol zu thun.

Mit dem Ganzen mancher Ueberſetzungen, und mit andern in einzelnen Stellen iſt noch bis jezt zur Berichtigung des hebräiſchen Textes nichts anzufangen, da ſie weder die niedere noch höhere Kritik bearbeitet hat. Schon die Ausgaben mancher Ueberſetzungen ſind verſchieden; was werden ſich erſt für Verſchiedenheiten zeigen, wenn mehrere Handſchriften befragt werden? Und geſetzt auch, wir wären mit der kleinern Kritik fertig, ſo iſt doch noch die Frage, ob wir die ächten alten Ueberſetzungen haben? Einige davon waren Collektaneenbücher, zu denen ſich die Beſitzer ſo viele Anmerkungen aus andern Ueberſetzungen beiſchrieben, als nöthig war, um ſie bequem entbehren zu können. Dieſe Anmerkungen wurden nachher in den Text eingeſchoben, und nun ſchwimt der zum Theil zu Grund liegende wahre Text in einem Ocean von Interpolationen, und ſchimmert kaum noch durch die Einſchiebſel durch.

Und, was hiebei das ſchlimſte iſt, dieſe kritiſche Bearbeitung iſt nicht blos ein Werk des Fleißes, ſondern des Genies, Glücks und der Gelehrſamkeit. Oft ſind die Verfälſchungen zu alt, und die Hülfsmittel ſie zu entdecken zu jung, als daß man ſie durch äußere Gründe aus ihrer fremden Textur heben könnte. Wo dieſe fehlen, muß auf dem Kritiker Markland's Geiſt ruhen, oder der Text bleibt nach wie vor ein unerträglicher Cento.

Für jezt ſind noch nicht einmal die Quellen alle entdekt, aus denen für jede einzelne Ueberſetzung geſchöpft werden müſte; noch bis jetzt ſind nicht einmal alle Hülfsmittel publicirt, die doch ſicher in Bibliotheken exiſtiren;

für

für jezt ist das Verhältnis und die Verwandschaft der Uebersezungen unter einander noch nicht einmal untersucht und auseinander gesezt; noch ist nicht genau und hinlänglich bestimt, wie viele von den alten Uebersezungen Mütter, und wie viele Töchter sind; für jezt ist das kritische Gewicht noch nicht angegeben, das die Tochter bei der Mutter, und die Mutter bei der Tochter hat ---- kurz, für jezt sind noch keine Theorien über die alten Uebersezungen geliefert. Und doch müssen sie vor ihrer kritischen Bearbeitung vorangehen. Denn sollen sie erst aus einzelnen Bemerkungen des Kritikers, der Varianten sammeln wil, unter seiner Arbeit erwachsen, so mus er entweder, wenn er mühsam die Hälfte des Wegs zurük gelegt hat, umkehren, und ihn von vorne gehen, oder er mus unvolkommene Arbeit liefern.

Und endlich ohne die ausgebreiteste Kentnis und Gelehrsamkeit, ohne volkommene Bekantschaft mit den gesamten morgenländischen und vielen andern Sprachen wird ein Kritiker von dieser Art nicht blos viele, sondern auch lächerliche Fehler begehen, nicht wie Kenner, sondern wie Stümper irren.

Doch gesezt einmal, das Schiksal, das almächtig über die Wissenschaften gebietet, ließe der biblischen Litteratur diesen Tag anbrechen -- und hohe und niedrige Kritik hätten an den Uebersezungen selbst ihr Amt verwaltet; so gieng' es nun erst an eine Variantensamlung für die ganze hebräische Bibel. Wer diese Excerpten machen wolte, dem müsten alle Töchter jener großen Stammutter der orientalischen Sprachen auf den ersten Wink zu Gebote stehen, fals er Varianten samlen und nicht -- erdichten wolte. Oft lasen die alten Uebersezer eben die Worte, die wir

jezt noch in der hebräischen Bibel finden, und überseztn sie nur anders, weil sie ihnen, die sie dem Tod der hebräischen Sprache näher lebten, noch in solchen Bedeutungen bekant waren, die zwar mit der hebräischen Sprache gestorben sind, aber noch in den morgenländischen Dialekten leben.

Aber der Man müste neben dem ein kritischer Zweifler im ehrwürdigen kartesischen Begriffe, und kein kritisches altes Weib seyn, das alles für wesentliche Verschiedenheit hält, was einem Anfangs so vorkommen könte, und keist, wenn man ihm eine Variante nicht gelten lassen wil. Oft läst der Uebersezer ein Wort aus, weil seine Sprache an Synonymen zu arm ist; oft sezt er eines zu, weil er glaubt, durch ein Wort den Begrif des Originals nicht erschöpft zu haben; oft ist er kühn, weil er gern einen Einfal anbringen mögte; oft weicht er ab, weil er den Idiotismus der fremden Sprachen nicht versteht. — — —

Von jeder Uebersezung insbesondre im folgenden Bande.

III.

Gelehrte Neuigkeiten aus Grosbritannien.

1. Die Ridleyſche Handſchrift, die die ſyriſche Ueberſetzung des Neuen Teſtaments des Biſchofs Xenayas, mit dem Zunamen Philoxenus, enthält — die ſogenante Philoloxenſche oder Herakleenſiſche Ueberſetzung, die jeder meiner Leſer aus Wetſtein's Prolegomenis (S. 112. und 113.) oder aus Herrn Michaelis Curis in actus Apoſtolorum Syriacos (Vorrede S. 10. 16.) kennen wird -- dieſes ſchäzbare, für Kritik und Gelehrſamkeit außerordentlich wichtige, Ueberbleibſel der ſyriſchen Litteratur, das ein für die Wiſſenſchaften günſtiges Schikſal in die Hände des (wo ich nicht irre, ſchon verſtorbenen) Predigers zu Poplar in England, Gloceſter Ridley gebracht hatte -- dieſes Manuſcript wird nun in England gedruckt. Die Herausgabe hat ein würdiger Gelehrter, Hr. White übernommen, und laut Briefen wurde der Anfang des Abdruks gegen Ende des Monats November verfloſſenen Jahres gemacht. Wer ſich einen Begrif von den Vortheilen machen wil, die der Kritik des Neuen Teſtamentes durch dieſes brittiſche Geſchenk zuwachſen, der mus ſich erinnern, daß an dem Rand der Ridleyſchen Handſchrift die verſchiedene Leſearten zweier oder dreier griechiſchen Codicum beigeſchrieben ſind -- daß dieſe Varianten ſehr genau mit der erſten

Cambridgischen Handschrift übereinkommen — und W
stein nur erst einige davon ausgezeichnet hat — daß
syrische Text selbst dem Griechischen wörtlich folg
daß zwar Wetstein schon aus ihr verschiedene Les
gesammelt, aber zum Theil falsch gesamlet,
Theil eine reiche Nachlese übrig gelassen habe —
und dann wird ihn, froh über die neue Aus
ten, die uns die Publicirung dieser Handschrift g
nach der Vollendung des Abdruks herzlich verlangen.

✡ ❁ ✡

2. Endlich sollen wir einmal die Schätze k
lernen, die in der bodlejanischen Bibliothek verg
liegen. Seit mehreren Jahren hat Hr. **Uri**, wo ich
irre, ein gelehrter Ungar, einen Catalogum dieser B
bliothek zusammen getragen; und dieser wird
zu drucken angefangen. Der Einrichtung nach
er eben so ausfallen, wie Casiri seiner von der Bi
thek im Eskurial, das heist, die Handschriften wer
nach den Wissenschaften angegeben und geordnet wer
nur wird man dem spanischen Muster nicht in der W
läuftigkeit folgen. Von Hrn. Uri kan man sich viel G
tes versprechen; er hat eine große Kentnis der orientali
Sprachen, nur scheint er nicht gehörig das Nüz
vom leicht Entbehrlichen abzusondern. Orientalische Zu
genossen! verarbeitet das Vorräthige, nächstens wer
wir mit ganz Nagel neuen Dingen die Hände v
thun kriegen.

✡ ❁ ✡

3. Im September verflossenen Jahrs war
mit dem Abdrucke der Kennicotschen Bibel be

bis an den Levitikus gekommen. Der Abdruk des Werks geht wegen der fatalen Korrektur langsam. Inzwischen sol gegen das Ende dieses 1775 Jahres der erste Tom fertig und ausgegeben werden. Wie werden sich auf Ostern 1776 unsre Buxtorfianer und Antibuxtorfianer in Journalen heruntertummeln!

✡ ❁ ✡

Oxford.

4. Am 31sten Oktober verflossenen Jahrs starb der gelehrte Doktor Hunt zu Oxfort — der ehrwürdige alte Greis! Und sein Tod hat uns ein Produkt seiner Gelehrsamkeit wahrscheinlich geraubt. Er besas tiefe Gelehrsamkeit und Scharfsin, nur vielleicht mit einiger Skoliodexie verbunden, und darneben war er so bescheiden, daß er sich selten erbitten lies, etwas drucken zu lassen. Im Jahr 1770 gab er eine Samlung von Abhandlungen über verschiedene Stellen der Sprüchwörter Salomo's unter die Presse, und began seinen Schwanengesang — Aber der Abdruk gieng so langsam, daß im Oktober 1774 kaum die Hälfte davon geendigt war — Und nun ist er dahin. — — —

IV.

Andre Litterärische Neuigkeiten.

11. Würdteweins Bemühung, das Kirchenrecht diplomatisch zu behandeln, verdient angemerkt zu werden, weil es vor ihm niemand versucht hat.

2. Ungarische Historie, welche vormals sehr darnieder gelegen, hat seit 30 Jahren ein weit anderes Ansehen gewonnen, nachdem so viele nüzlich dahin einschlagende Schriften theils zuerst ans Licht getreten, theils wieder aufgelegt worden.

3. Des Hrn. Obersten von Nicolai Versuch eines Grundrisses zur Bildung des Officiers, welcher in dieser Ostermesse bei Stettin zu Ulm heraus komt, wird im ersten Theil die Kentnisse zeigen, welche zur Vorbereitung, zur vorläufigen Grundausrüstung des Kriegszöglings gehören, handelt also von desselben Religion, Sprachen, Künsten, schönen Wissenschaften, Mathematik, Geschichtskunde, Erdbeschreibung ꝛc. in so fern sie einem jungen Officier zu erlernen unentbehrlich sind. Im zweiten Theil aber führet der Hr. Obrist seinen Kriegszögling in das Feld der Berufswissenschaften, und zwar zur Geschüzwissenschaft, Kriegswissenschaft und Taktik. Eine gesegnete Erndte für so viele junge deutsche Marssöhne, die zwar vormals mit dem Gewehr umgehen lernten, aber außerdem ihre Zeit in Faullenzen und Nichtsthun, oder noch wol verderblichere Geschäfte eintheilten!

Zwiefaches

Register

über den siebenten Band der Litteraturbibliothek.

I. Nach den verschiedenen Wissenschaften.

1) Gottesgelehrsamkeit.

Bahrdt, neueste Offenbarungen GOttes in Briefen und Erzählungen, Erster und zweiter Theil. S. 591.

Bibliothek, brittische theologische, Erster Band. S. 301.

Clarke, *D.* S. Schriftlehre von der Dreieinigkeit. S. 65.

Harwoods, *D.* E. theologische Abhandlungen. S. 461.

Heilmanni, *D.* J. D. Compendium Theologiae dogmaticae. S. 145.

— opuscula, edidit Dannovius. S. 206.

Jortins Reden über den Nutzen und die Wichtigkeit der Kirchengeschichte. S. 517.

Lavaters, Johan Caspar, vermischte Schriften, erstes Bändchen. S. 547.

Seilers, D. G. F. Geist und Gesinnungen des vernunftmäßigen Christenthums. S. 266.

— kurzer Inbegrif der Kirchengeschichte des neuen Testaments. S. 626.

Ueber die Ehe. S. 3.

Walchs, D. C. W. F. neueste Religionsgeschichte, Vierter Theil. S. 354.

Was hat JEsus selbst bei seinem sichtbaren Wandel auf Erden in seinen hinterlassenen Reden eigentlich gelehrt? S. 423.

2) Rechtsgelehrsamkeit.

Achenwall, ius naturae. S. 627.

Beseke, D. J. M. G. de alienatione hereditatis. S. 211.

von Bostell, D. F. J. D. Anleitung, den kammergerichtlichen Proces zu erlernen. S. 520.

— Grundsätze der gemeinen juristischen Praxis. S. 521.

die Sache des unglücklichen Montbailly und dessen Ehefrau. Aus dem französischen übersetzt von D. J. Claproth. S. 11.

Fredersdorf, L. F. Anweisung für angehende Justizbeamte und Unterrichter. Dritter Band. S. 4.

Von der Macht des römischen Stuhls in Aufhebung der Regularorden. S. 400.

Spies, bulla aurea Rudolfi I. romanorum Regis. S. 113.

Westphals, D. E. C. systematische Anleitung zur Kenntnis der besten Bücher in der Rechtsgelahrheit. S. 364.

3) Arzneigelehrsamkeit.

Alexanders, D. W. medicinische Versuche und Erfahrungen. S. 217.

Ehrhard, Jodokus, Beobachtungen zur Geburtshülfe. S. 635.

Geschichte und Versuche einer chirurgischen Privatgesellschaft zu Kopenhagen. S. 277.

Guerins, Versuch über die Augenkrankheiten. S. 148.

de Haller, Mr. la Generation. Tome 1. & 2. S. 530.

Hiebner, D. F. G. historische Nachricht von einer siebenjährigen Leibesfrucht. S. 16.

Holmanns, J. C. grauer Staar. S. 36.

Plenks, D. J. J. Lehrsätze der praktischen Wundarzneiwissenschaft. S. 477.

Schmuckers, J. L. chirurgische Wahrnehmungen. Erster Theil. S. 523.

Schollers, Frid. Adam, Flora Barbiensis. S. 654.

Schröder, D. Fr. Jos. Wilh. Wirkungen der Eicheln bei Verstopfung der Drüsen. S. 628.

Spielmanni, Jac. Reinb. Institutiones materiae medicae. S. 632.

Sue, chirurgisches Lexicon, zwei Theile. S. 87.

Wolf, D. C. F. Theoria generationis. Ed. em. S. 271.

4) Weltweisheit.

Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit. S. 90.

Eberts, J. J. Anweisung in den Anfangsgründen der Vernunftlehre. S. 442.

Empfindungen aus meinem Leben. S. 36.

Erinnerungen über einen wichtigen Gegenstand von einem Böhmen. S. 481.

Ferbers, J. C. C. Grundris der Vernunftlehre. S. 153.

Prüfung der neuern Versuche zur Verbesserung der Religion. Erstes und zweites Stück. S. 510.

Reiche, M. C. C. wahre Religion eines freien Geiſtes. S. 431.

— ſocratiſcher Unterricht in der chriſtlichen Lehre. S. 620.

5) Schöne Wiſſenſchaften, Künſte und Dichtkunſt.

das Buch für Kinder. S. 446.

Carolinens Tagebuch. S. 110.

Clavigo, ein Trauerſpiel von Göthe. S. 539.

Dorſet und Julie, eine Geſchichte der neuern Zeiten, zweiter Theil. S. 227.

Fabius und Cato, ein Stück der römiſchen Geſchichte. S. 158.

Haſſencamp, J. M. Geſchichte der Bemühungen, die Mereslänge zu erfinden. S. 613.

Der Hofmeiſter, eine Comödie. S. 385.

Klementine, oder das Teſtament. Ein Drama. S. 540,

Menoza, der neue, eine Komödie. S. 534.

Merkur, der deutſche, fünfter und ſechſter Band. S. 25.

— ſiebenter Band. S. 478.

Merope, ein Trauerſpiel, S. 543.

Der Miniſter, ein Drama. S. 542.

Miß Obre, oder die gerettete Unſchuld. Ein Luſtſpiel. S. 311.

M. . . . R. . . . S. 399.

Spatziergänge. Erſter Theil. S. 172.

Theophilus Presbyter vom Alter der Oelmalerei. S. 346.

Wochenblatt, niederſächſiſches, für Kinder. Drei Bändchen. S. 445.

6) Geſchichte, Geographie und Reiſebeſchreibung.

Briefwechſel, 1tes bis 9tes Stück. (vom Hrn. Prof. Schlözer.) S. 561.

Brydonens Reise durch Sicilien und Maltha. S.

Büschings, D. A. F. Magazin für die neue H Geographie. Achter Theil. S. 36.

— Geschichte des Berlinischen Gymnasii a Kloster. S. 490.

Geschichte, algemeine, von Schwaben und den benachbarten Landen. Erster Theil. S. 173.

Goldsmiths Geschichte der Römer, zwei Bände, S. 242.

Lamberg, Mr. le Comte Max. le Memorial d'un Mondain, S. 649.

Mascovii, G. Oratio de usu & praestantia historiae augustae. S. 78.

Schlözers, A. L. summarische Geschichte von Nordafrika. S. 403.

Schmidts, genannt Phiseldek, D. C. Versuch einer Einleitung in die russische Geschichte. S. 245.

Scriptores historiae Augustae. S. 28.

Tabellen, geographische, über die politische Einrichtungen des ganzen Erdbodens. S. 493.

Würdtweini, Steph. Alex. subsidia diplomatica. Tom. V. S. 449.

7) Mathematik.

Eberts, J. J. Unterweisung in den philosophischen und mathematischen Wissenschaften. S. 453.

Rostens, J. L. astronomisches Handbuch. Vierter Theil. S. 187.

8) Philologie, Critik, Sprachen, Gelehrten Geschichte und Alterthümer.

Bahrdt, D. Carol. Frider. Apparatus criticus veteris testamenti. S. 573.

Bowyers, W. Conjekturen über das neue Teſtament, zwei Theile. S. 417.

Callimachi hymni & epigrammata, curavit C. F. Loeſnerus. S. 451.

Carmen arabicum, edidit & latine vertit J. Uri. S. 54.

Epiſtolae Turcicae & Narrationes Perſicae editae a Joh. Uri. S. 54.

Happach, L. P. G. Naaman Syrus. S. 195.

Harles, T. C. opuſcula varii argumenti. S. 332.

— anthologia latina poetica. S. 413.

Heynatz, Johan Fried. Briefe, die deutſche Sprache betreffend. Fünfter Theil. S. 551.

Ihre, Joh. a, ſcripta verſionem Ulphilanam & linguam moesogoethicam illuſtrantia. S. 118.

R. Jehudae F. Salomons vulgo dicti Charizi Primus & triceſimus Conceſſus de latrone transfigurato. S. 54.

Klopſtoks deutſche Gelehrten Republik Erſter Theil. S. 282.

Michaelis, J. D. Commentationes in ſoc. reg. ſcient. Goett. per annos 1758 -- 1762. praelectae Ed. auct. S. 251.

Schummels, J. G. Ueberſetzer-Bibliothek. S. 234.

Schultens, Henr. Alb. ſpecimen proverbiorum Meidanii. S. 585.

Stoſch, D. F. Muſeum criticum. Vol. I. Faſc. I. S. 494.

Taſſins, D. R. P. Gelehrte Geſchichte der Congregation von St. Maur, Ben. Ordens, zweiter Band. S. 184.

9) Oekonomie, Statiſtik und Finanzweſen.

Abhandlungen der freien ökonomiſchen Geſellſchaft in St. Petersburg. Dritter Theil. S. 141.

Abhand-

Abhandlungen der schwedischen Akademie der Wissenschaften, 33ter Band. S. 612.

Block, J. A. F. Lehrbuch der Landwirthschaft. Vier Theile. S. 256.

Krünitz, D. J. G. oeconomische Encyclopädie. 1ter bis 4ter Theil. S. 652.

Taubens, F. W. Abschilderung der englischen Manufakturen, Handlung, Schiffarth und Colonien. S. 312.

Untersuchung über die Natur und den Ursprung der Reichthümer. S. 554.

Vorlesung, academische, über die zu Schemnitz in Niederhungarn errichteten Pferdegöpel. S. 345.

10) Naturgeschichte, Chymie, Mineralogie und Naturlehre.

von Born, des Hrn. Ignaz, über einen ausgebranten Vulkan. S. 421.

Brückmanns, D. U. F. B. Abhandlungen von Edelsteinen, zweite Auflage. S. 197.

Hamilton, Sir W. Beobachtungen über den Vesuv, den Aetna und andere Vulkane. S. 57.

Ittershagen, G. C. geheime Scheidung der Metalle, und derselben Nutzbarkeit. S. 345.

Krügers, D. Johann Gottlob, Naturlehre, 4ter Theil, oder Chymie. S. 629.

Mineralogie, historische, oder Beschreibung der Mineralien, und Oerter, wo sie gefunden werden. S. 452.

Sammlung, neue, verschiedener Schriften der grösten Gelehrten in Schweden, über Naturgeschichte, Chymie und Mineralogie, erster Band. S. 506.

Schmalings, L. C. Naturlehre für Schulen. S. 610.

Schröters, J. S. Einleitung in die Kentniß und Geſchichte der Steine und Verſteinerungen, erſter Theil. S. 263.

Trampels, D. J. E. Beſchreibung der Meinberger Mineralquellen. 2te Aufl. S. 440.

11) Neueſte Jahrbücher der Gelehrten.

Jahrbücher der Gelehrten bis Febr. 1775. S. 657.

12) Neueſte Geſchichte der Wiſſenſchaften.

I. Neueſte Geſchichte der Wiſſenſchaften, und zwar der hiſtoriſchen. S. 681.

II. — — der orientaliſchen Litteratur. S. 691.

III. Gelehrte Neuigkeiten aus Großbritannien. S. 709.

IV. Andere litterariſche Neuigkeiten. S. 712.

II. Nach dem Alphabet eingerichtetes Autoren- und Sachregister.

Abhandlungen der freien ökonomischen Gesellschaft in St. Petersburg. Dritter Theil. S. 141.

Abhandlungen der schwedischen Akademie der Wissenschaften, 33ter Band. S. 612.

Achenwall, ius naturae. S. 627.

Agricola, Johan Friedrich, stirbt zu Berlin. S. 659.

Albrecht, D. Johan Sebastian, stirbt zu Coburg, S. 662.

Alefeld, D. Georg Ludwig, stirbt zu Gießen. S. 664.

Alexanders, D. W. medicinische Versuche und Erfahrungen. S. 217.

Alix, D. wird Director der Hebammenschule zu Fulda. S. 664.

Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit. S. 90.

Bahrdt, D. Carol. Frider. Apparatus criticus veteris testamenti. S. 573.

Bahrdt, neueste Offenbarungen GOttes in Briefen und Erzählungen, erster und zweiter Theil. S. 591.

Beseke, D. J. M. G. de alienatione hereditatis. S. 211.

Bibliothek, brittische theologische, Erster Band. S. 301.

Block, J. A. F. Lehrbuch der Landwirthschaft. Vier Theile. S. 256.

von Born, des Hrn. Ignaz, über einen ausgebranten Vulkan. S. 421.

von Bostell, D. F. J. D. Anleitung, den kammergerichtlichen Proces zu erlernen. S. 520.

— Grundsätze der gemeinen juristischen Praxis. S. 521

Bowyers, W. Conjekturen über das neue Testament, zwei Theile. S. 417.

Briefwechsel, 1tes bis 9tes Stück. (vom Hrn. Prof. Schlözer.) S. 561.
Brückmanns, D. U. F. B. Abhandlungen von Edelsteinen, zweite Auflage. S. 197.
Brydonens Reise durch Sicilien und Maltha. S. 111.
das Buch für Kinder. S. 446.
Büschings, D. A. F. Magazin für die neue Historie und Geographie. Achter Theil. S. 36.
— Geschichte des Berlinischen Gymnasii am grauen Kloster. S. 490.
Callimachi hymni & epigrammata, curavit C. F. Loesnerus. S. 451.
Cambacher, Philip Jacob, Stadtsecretair und Bibliothekair zu Wien, stirbt. S. 675.
Campagne, A. A. geheimer Rath beim Französischen Oberdirektorium zu Berlin, stirbt S. 660.
Carmen arabicum, edidit & latine vertit J. Uri. S. 54.
Carolinens Tagebuch. S. 110.
Clarke, D. S. Schriftlehre von der Dreieinigkeit. S. 65.
Clavigo, ein Trauerspiel von Göthe. S. 539.
Dieterich, Christian Wilhelm Ernst, Professor und Hofmaler zu Dresden, stirbt. S. 662.
Dorset und Julie, eine Geschichte der neuern Zeiten, zweiter Theil. S. 227.
Eberts, J. J. Anweisung in den Anfangsgründen der Vernunftlehre. S. 442.
— Unterweisung in den philosophischen und mathematischen Wissenschaften. S. 453.
Ehrhard, Jodokus, Beobachtungen zur Geburtshülfe. S. 635.
Empfindungen aus meinem Leben. S. 36.
Epistolae Turcicae & Narrationes Persicae editae a Joh. Uri. S. 54.
Erinnerungen über einen wichtigen Gegenstand von einem Böhmen. S. 481.
Fabius und Cato, ein Stück der römischen Geschichte. S. 158.
Falk, Prof. erschießet sich auf der Reise in Rusland. S. 673.
Ferber, aus Carleron in Schweden, wird Prof. der Naturlehre in Mietau. S. 672.

Herbers, J. C. C. Grundriß der Vernunftlehre. S. 153.
von Fleischbein, stirbt zu Pyrmont. S. 674.
Fredersdorf, L. F. Anweisung für angehende Justizbeamte und Unterrichter. Dritter Band. S. 4.
Fricke, Johan Heinrich, Doktor und Prof. der Rechte zu Halle, stirbt. S. 665
Fromman, D. Erhard Andreas, stirbt als Abt zu Klosterbergen. S. 658.
Fromman, M. Joh. Heinrich, Prof. extraordin. der Philosophie zu Tübingen, stirbt S. 675.
Geisler, Hofrath und Prof. zu Erlangen, wird Regierungsrath und Prof. zu Marburg. S. 664.
Geschichte, neueste, der Wissenschaften, und zwar der historischen. S. 681.
— — der orientalischen Litteratur. S. 691.
Geschichte und Versuche einer chirurgischen Privatgesellschaft zu Kopenhagen. S. 277.
Geschichte, algemeine, von Schwaben und den benachbarten Landen. Erster Theil. S. 173.
Gmelin, Johan Friederich, zu Tübingen, gehet als Professor der Arzneiwissenschaft nach Göttingen. S. 664.
Gmelin, D. Samuel Gottlieb, Prof. zu Petersburg, stirbt als Geißel in der Tartarei S. 671.
Goldsmiths Geschichte der Römer, zwei Bände, S. 242.
Gründler, Johan August, Kupferstecher und Naturforscher zu Halle, stirbt. S. 666.
Guerins, Versuch über die Augenkrankheiten. S. 148.
Häseler, Pastor zu Wolfenbüttel, wird Abt zu Amelunxborn. S. 679.
de Haller, Mr. la Generation. Tome 1. & 2. S. 530.
Hamilton, Sir W. Beobachtungen über den Vesuv, den Aetna und andere Vulkane. S. 57.
Hane, D. Philip Friedr. Prof. zu Kiel, stirbt. S. 670.
Happach, L. P. G. Naaman Syrus. S. 195.
Harenberg, Johann Christoph, Probst, stirbt zu Braunschweig. S. 661.
Harles, T. C. opuscula varii argumenti. S. 332.
— anthologia latina poetica. S. 413.
Harwoods, D. E. theologische Abhandlungen. S. 461.
Hassencamp, J. M. Geschichte der Bemühungen, die Meereslänge zu erfinden. S. 613.

Heilmanni, D. J. D. Compendium Theologiae dogm. S. 145.
— opuscula, edidit Dannovius. S. 206.
Hel, Pater, errichtet zu Wien auf allerhöchsten Befehl Kaiserlich-Königliche Academie der Wissensch. S. 677.
Heynatz, Johan Fried. Briefe, die deutsche Sprache betreffend. Fünfter Theil. S. 551.
Hiebner, D. F. G. historische Nachricht von einer sehr rigen Leibesfrucht. S. 16.
Hirt, Consistorialrath in Jena, sol nach Wittenberg als ster Prof. der Theologie berufen seyn. S. 677.
von Höfler, Subdelegat zu Wetzlar, trit seine Stelle zu Helmstädt wieder an. S. 666.
Hofmann, D. Carl Gottlob, Prof. der Theologie zu W tenberg, stirbt. S. 677.
Der Hofmeister, eine Comödie. S. 385.
Holmanns, J. C. grauer Staar. S. 36.
Jageman, Abt, Direktor des katholischen Gymnasiums Erfurt, wird entlassen und geht nach Weimar. 663.
Jäger, Conrektor zu Nürnberg, wird außerordentlicher Professor der abendländischen Sprachen zu Alt S. 657.
Jahrbücher der Gelehrten bis Febr. 1775. S. 657.
Ihre, Joh. a, scripta versionem Ulphilanam & linguam Mo sogoethicam illustrantia. S. 118.
R. Jehudae F. Salomonis vulgo dicti Charizi Primus & V cesimus Concessus de latrone transfigurato. S. 54.
Jortins Reden über den Nutzen und die Wichtigkeit der K chengeschichte. S. 517.
Ittershagen, G. C. geheime Scheidung der Metalle, u derselben Nutzbarkeit. S. 345.
Kadelbach, Prof. der Medicin zu Leipzig, dankt ab. S. 6
Klementine, oder das Testament. Ein Drama. S. 540.
Klopstok, geht als Hofrath nach Carlsruhe. S. 666.
— deutsche Gelehrten Republik. Erster Theil. S. 2
Krügers, D. Johann Gottlob, Naturlehre, 4ter Th oder Chymie. S. 629.
Krünitz, D. J. G. oeconomische Encyclopädie. 1ter bis 4 Theil. S. 652.

Küener, wird Rektor zu Mietau. S. 672.
Lack, D. Johan Georg Friederich, stirbt zu Bamberg. S. 657.
Lamberg, Mr. le Comte Max. le Memorial d'un Mondain. S. 649.
Lavaters, Johan Caspar, vermischte Schriften, erstes Bändchen. S. 547.
Leske, D. wird außerordentlicher Prof. der Naturgeschichte zu Leipzig. S. 671.
Lichtenstein, D. Georg Rudolph, wird außerordentlicher Prof. der Arzneigelahrheit. S. 667.
Litteraturgesellschaft zu Marburg neu aufgerichtet. S. 671.
Lochman, M. und Rektor zu Saalfeld, wird Prof. der Rhetorik und griechischen Sprache zu Coburg. S. 662.
Löw, M. Johan Adam, Oberconsistorialrath zu Gotha, stirbt. S. 665
Lowiz, Georg Moriz, Prof. und berühmter Mathematikus, wird von Pugatschefs Rotte hingerichtet. S. 674.
Von der Macht des römischen Stuhls in Aufhebung der Regularorden. S. 405.
Majer, Johan Christoph, wird ordentlicher Prof. der Rechte zu Jena. S. 667.
Maseovii, G. Oratio de usu & praestantia historiae augustae. S. 78.
Mastalier, Exjesuit, wird Prof. der schönen Wissenschaften zu Wien. S. 677.
Meckel, D. Johan Friedrich, stirbt zu Berlin. S. 679.
Meister, Christoph Georg, Consistorialassessor zu Bernburg, wird Prediger zu Duisburg. S. 663.
Menoza, der neue, eine Komödie. S. 534.
Merkur, der deutsche, fünfter und sechster Band. S. 25.
— siebenter Band. S. 478.
Merope, ein Trauerspiel, S. 543.
Michaelis, J. D. Commentationes in soc. reg. scient. Goett. per annos 1758 — 1762. praelectae Ed. auct. S. 251.
Mineralogie, historische, oder Beschreibung der Mineralien und Oerter, wo sie gefunden werden. S. 452.
Der Minister, ein Drama. S. 542.
Miß Obre, oder die gerettete Unschuld. Ein Lustspiel. S. 311.
M. . . . M. . . . S. 399.

Mölling, Christoph Matthias, Rektor zu Minden, stirbt. S. 673.
Müchler, Johan Georg, Prof. der lat. Sprache und Dichtkunst zu Stargard, dankt ab. S. 675.

Neuigkeiten, gelehrte, aus Grosbritannien. S. 709.
Neuigkeiten, litterärische. S. 712.

Oberthür, D. Franz, Prof. der Theologie zu Würzburg, erhält ein Kanonikat. S. 679.
Oelze, Professor, komt ans Hofgericht zu Jena. S. 667.

Penzel, Abraham Jacob, geht nach Königsberg in Preussen in Kriegesdienste. S. 679.
Plenks, D. J. J. Lehrsätze der praktischen Wundarzneiwissenschaft. S. 477.
Popowitsch, Johan Siegmund Valentin, vormals Prof. der hochteutschen Sprache und Beredsamkeit zu Wien, stirbt zu Petersdorf im Oesterreichischen. S. 676.
Prüfung der neuern Versuche zur Verbesserung der Religion. Erstes und zweites Stück. S. 510.

Rautenstrauch, Stephan, Prälat zu Braunau, wird Direktor der theologischen Fakultät zu Wien. S. 677.
Reichard, Professor, kömt an den Schöppenstuhl zu Jena. S. 667.
Reiche, M. C. C. wahre Religion eines freien Geistes. S. 431.
— socratischer Unterricht in der christlichen Lehre. S. 620.
Resewitz, Pastor in Kopenhagen, wird Abt zu Klosterbergen. S. 658.
Rostens, J. L. astronomisches Handbuch. Vierter Theil. S. 187.

die Sache des unglücklichen Montbailly und dessen Ehefrau. Aus dem französischen übersetzt von D. J. Claproth. S. 11.
Samlung, neue, verschiedener Schriften der grösten Gelehrten in Schweden, über Naturgeschichte, Chymie und Mineralogie, erster Band. S. 506.
Satler, M. Johan Tobias, stirbt zu Wien an der Schwindsucht. S. 677.

von Schellwitz, wird Prof. der Institutionen zu Jena. S. 667.
Schlözers, A. L. summarische Geschichte von Nordafrika. S. 403.
Schmalings, L. C. Naturlehre für Schulen. S. 610.
Schmidts, genannt Phiseldek, D. C. Versuch einer Einleitung in die russische Geschichte. S. 245.
Schmit, D. Michael Ignaz, Prof. der Reichsgeschichte zu Würzburg, wird daselbst geistlicher Rath. S. 680.
Schmuckers, J L. chirurgische Wahrnehmungen. Erster Theil. S. 523.
Schollers, Frid. Adam, Flora Barbiensis. S. 654.
Schröder, D. Fr. Jos. Wilh. Wirkungen der Eicheln bei Versiopfung der Drüsen. S. 628.
Schröters, J. S. Einleitung in die Kentnis und Geschichte der Steine und Versteinerungen, erster Theil. S. 263.
Schröter, D. Ludwig Philip, wird von Bassum bei Bremen als Prof. der Medicin nach Rinteln berufen. S. 675.
Schultens, Henr. Alb. specimen proverbiorum Meidanii. S. 585.
Schummels, J. G. Uebersetzer-Bibliothek. S. 234.
Scriptores historiae Augustae. S. 28.
Seilers, D. G. F. Geist und Gesinnungen des vernunftmäßigen Christenthums. S. 266.
— kurzer Inbegrif der Kirchengeschichte des neuen Testaments. S. 626.
Seybold, Prof der schönen Wissenschaften, wird Rektor und Prof. zu Speier. S. 667.
Spangenberg. D. Peter Rudolph, wird Professor der Arzneiwissenschaft zu Bützow. S. 662.
Spatziergänge. Erster Theil. S. 172.
Spielmanni, Jac. Reinb. Institutiones materiae medicae. S. 632.
Spies, bulla aurea Rudolfi I. romanorum Regis. S. 113.
Stöckel, Christian Gottlob, Stadtsyndicus zu Brieg, stirbt. S. 661.
Stosch, D. F. Museum criticum. Vol. I. Fasc. I. S. 494.
Sue, chirurgisches Lexicon, zwei Theile. S. 87.
Sündermahler, D. Johan Jacob Joseph, Geheimerrath und Prof. zu Würzburg, stirbt. S. 680.

Tabellen, geographische, über die politische Einrichtungen des ganzen Erdbodens. S. 493.
Tassins, D. R. P. Gelehrte Geschichte der Congregation von St. Maur, Ben. Ordens, zweiter Band. S. 184.
Taubens, F. W. Abschilderung der englischen Manufakturen, Handlung, Schiffarth und Colonien. S. 312.
Theophilus Presbyter vom Alter der Oelmalerei. S. 346.
Tilling, reformirter Prediger in Mietau, wird daselbst Prof. der Beredsamkeit. S. 672.
Titman, Diakonus zu Langensalza, erhält den Ruf nach Wittenberg als Prof. der Theologie. S. 679.
Trampels, D. J. E. Beschreibung der Meinberger Mineralquellen. 2te Aufl. S. 440.
Trendelenburg, Tribunalsassessor zu Wismar, gehet als Prof. der Rechte nach Kiel. S. 671.
Ueber die Ehe. S. 3.
Uhlich, M. Johan Michael, stirbt zu Bitterfeld. S. 660.
Untersuchung über die Natur und den Ursprung der Reichthümer. S. 554.
Velthusen, Superintendent zu Gisborn, erhält als ordentlicher Professor der Theologie einen Ruf nach Greifswalde. S. 665.
Vorlesung, academische, über die zu Schemnitz in Niederhungarn errichteten Pferdegöpel. S. 345.
Walch, D. Johan Georg, stirbt. S. 667.
Walchs, D. C. W. F. neueste Religionsgeschichte, Vierter Theil. S. 354.
Was hat JEsus selbst bei seinem sichtbaren Wandel auf Erden in seinen hinterlassenen Reden eigentlich gelehrt? S. 423.
Watson, Rektor zu Mietau, wird daselbst Prof. der lateinischen Sprache. S. 672.
Weikmann, D. Joachim Samuel, Prof. der Theologie zu Wittenberg, stirbt. S. 678.
Westphals, D. E. C. systematische Anleitung zur Kenntnis der besten Bücher in der Rechtsgelahrheit. S. 364.
Wochenblat, niedersachsisches, für Kinder. Drei Bändchen. S. 445.
Wolf, D. C. F. Theoria generationis. Ed. em. S. 271.
Würdtweini, Steph. Alex. subsidia diplomatica. Tom. V. S. 449.

Ende des siebenten Bandes.

Verzeich-

Verzeichniß der Bücher, welche in der Jubilatemesse 1775 beim Verleger dieses Werks herausgekommen sind.

Der Baurenfreund in Niedersachsen, 8.

Bonnet, Karl, Betrachtungen über die organisirten Körper, aus dem Französischen übersetzt von J. A. Ephr. Goeze, groß 8.

Briefe zweener Brüder JEsu in unserm Kanon, gr. 8.

Chrestomathia poetica graeco-latina, edidit D. Chr. Seybold, 8.

Erzählungen für junge Damen und Dichter gesammlet und mit Anmerkungen begleitet, 1ster und 2ter Band, komische Erzählungen, gr. 8.

Fredersdorf, Fr. Leop. vollständiges Register über seine Anleitung für angehende Justizbeamte und Unterrichter, 4.

Grammaire, nouvelle, pratique ou l'art d'aprendre facilement le français, par Mr. I. G. Kleine, 8.

Keiser, S. H. A. Unterricht von dem Nutzen und besonderer Heilungskraft der Eicheln in Absicht auf die Dörrsucht oder Auszehrung der Kinder, 8.

Museum criticum continens praesertim varias lect. observat. ad auctores veteres graecos & latinos. Collegit & edidit *D.* F. Stosch. Vol. I. Fasc. III. 8.

Paskal, Blasius, Provincialbriefe über die Sittenlehre und Politik der Jesuiten, 2ter und lezter Theil, groß 8.

La Placette, Johann, von der Wiedererstattung in fünf Büchern, aus dem Französischen übersetzt, 8.

Schütz, des Herrn, Metaphysik, 8.

Der Stand der Natur, 8.

Des

Des Strabo algemeine Erdbeschreibung, erster Band, welcher Europa enthält, aus dem Griechischen übersetzt, mit Anmerkungen und Zusätzen, erläuternden Rissen und einigen Landcharten versehn von Abr. Jac. Penzel, groß 8.

Untersuchung über die Natur und den Ursprung der Reichthümer und ihrer Vertheilung unter den verschiedenen Gliedern der bürgerlichen Gesellschaft, aus dem Französischen übersetzt, 8.

Da nunmehr das Kämpfersche Werk von Japan nebst allen 45 Kupfern der englischen Ausgabe gewis erscheinen wird, so kan der Vorschus von einer Pistole, denn von Subscriptionen ist bei diesem Werke gar nicht die Rede, entweder unmittelbar an die Meyersche Buchhandlung zu Lemgo, oder auch durch eine beliebige andere Buchhandlung zur Leipziger Ostermesse dieses Jahrs eingesandt, und dagegen sogleich ein von dem Verleger selbst unterschriebener Empfangschein zurückgenommen werden. Der Nachschus von etwo zwei, drei, vier oder höchstens fünf Rthlrn. kan nicht eher als nach völligem Abdruck des Werkes, nach dessen Stärke sich dieser Nachschus aufs billigste richten wird, bekant gemacht werden.

Drukfehler im sechsten Bande.

S. 304 Z. 9. für ein Geschrei lies im Geschrei.
S. 307 Z. 2. für entbehren lies entlehnen.
S. 309 Z. 25. für gefallen lies geflossen.
S. 309 Z. 29. lies: so wäre es doch nicht ohne Exempel.
S. 311 Z. 5. für Reim lies Sinn.
S. 321 Z. 26. für Kommentar lies Kommentator.
S. 315 Z. 18 lies: von Hrn. Dathe zu erwarten haben.
S. 317 Z. 4. für denn lies dem.
S. 203 Z. 13. für Nonnen lies Manen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google